Griechenland's Morgenröthe

in

neun Gedichten.

Ein Festgeschenk zum 18ten Oktober

von

Ludwig Rellstab.

Heidelberg und Speier,
bei August Oswald.
1822.

Vorwort.

In dem Augenblick wo diese Gedichte, der heiligen Sache Griechenlands geweiht, vollendet sind, hat vielleicht der große Kampf schon aufgehört, und der junge Freiheits-Adler, der sich, die neuen Schwingen in der Morgensonne prüfend, kaum empor geschwungen, liegt schon von dem Nachtgevögel, dem nur der falbe Strahl des Halb-Mondes, niemals ein wirklicher Tag leuchtet, zu Boden gedrückt mit traurigen Blicken und gebrochnen Fittigen da, und stirbt nur noch mit den Augen nach der Sonne gewandt, die er zu erreichen vergeblich, aber groß, gestrebt. — Morea ist verloren, rufen triumphirend!! deutsche Blätter. Gebe ein Gott daß es nicht sey; wenn es aber ist, so wird darum Griechenland noch nicht verloren seyn. Auch in den heiligen Perserkriegen war Athen zerstört und die Schaar der Hellenen barg sich hinter dem Isthmus, und dennoch wurde der Sieg erfochten, und hundert und fünfzig Jahre später zog Alexander in Susa ein. Das freie Meer bleibt auch noch den heutigen Hellenen eine Zuflucht; unzuverläßig gegen alle hat es doch sie niemals verlassen, und so mögen ihre Dichter es mit Recht die heilige Meerfluth nennen. Wenn aber auch dorthin, was ein gerechter Lenker der Geschicke verhüte, wenn auch dorthin sich die „gierigen Polypenarme"

eines unersättlichen Volkes erstrecken möchten, die junggeborne Göttin der Freiheit umschnürend zu ersticken, nun so wird die rächende Stimme kommender Jahrhunderte die Schuld der Gegenwart furchtbar sühnen, und Hellas wird unsterblich bleiben, wenn es auch im Kampfe erliegt. Troja, Carthago, Sagunt, Numantia sind vom Erdboden vertilgt worden, aber mächtiger als das lebende Volk vermocht rufen die Stimmen ihrer abgeschiedenen Geister uns in der Geschichte an und wecken den Sinn für das Große, für das Glück eines erhabenen Todes. Und das ist die wahre, die unvertilgbare Unsterblichkeit des Guten wie des Bösen, daß es in Ewigkeit fort ermahnend aufruft und warnend zurückhält; und das ist der wahre Beruf des Dichters, der Verkündiger einer solchen Unsterblichkeit zu seyn, und als Rächer oder als Versöhner der Schuld aufzutreten. In diesem Sinne sind die Gedichte geschrieben, mögen sie so empfangen werden!

Heidelberg, in den Oktobertagen,
dem Frühlingsanfang deutscher Selbstständigkeit
und Freiheit.

Der Verfasser.

Hellas.

Dorthin, woher auf lichten Purpurschwingen
Der Tag aus grauen Bergen sich erhebt
Der Nacht, der friedlichen, den Tod zu bringen
Mit königlichem Glanz herüberschwebt —
Dort liegt ein Land, — könnt' ich hinüberdringen
Wie sehnsuchtsvoll die Seele, mächtig, strebt,
Dort liegt ein heilig Land, die schönste Küste
Die lächelnd je des Tages Antlitz grüßte.

Das sanfte Meer, des blauen Aethers Spiegel
Hält schmeichelnd, mild, die grüne Flur umschlossen;
Der Inseln tausend hainbedeckte Hügel
Hat es mit silberarm'gem Strom umflossen
Hellächelnd, mild bewegt durch Aethers Flügel
Küßt es den Strand wo Blüthenhaine sprossen,
Und über Flur und Wellen weh'n die Lüfte
Mit lauem, süßen Hauch der Frühlingsdüfte.

Siehst Du die Marmorstadt am Ufer glänzen,
Es regt das Volk sich froh mit raschem Muth,
Du siehst die heitern Götterbilder kränzen
Sie spiegeln sich in dunkelblauer Fluth;
Ha, dort vom Felsen strahlt ein leuchtend Glänzen,
Es funkeln Speer und Schild in Sonnengluth,
Die Jungfrau ist's, die herrliche Kronide,
Weit leuchtet dem Piloten die Aegide.

Laß uns dem Schiff, dem schwankenden, entsteigen,
Ans Ufer komm; dort in der Tempel Pracht
Will ich die Götter Dir, die hohen, zeigen
An Schönheit herrliche, und groß an Macht —
Vor ihrem Glanz mußt Du die Kniee beugen —
Sie leuchten, wie die Sterne aus der Nacht,
Und heiter auch, wie sie, sind sie zu schauen,
Du magst den schönen Göttern gern vertrauen.

Und heiter ist ihr Dienst; nicht Höllengrüfte
Bewohnen sie, bedeckt mit feuchtem Moos;
Sie thronen glücklich in dem Reich der Lüfte,
Sie schweben in der Wolken sanftem Schooß;
Empor zu ihnen wallen Opferdüfte,
Der Hymnus preiset stolz ihr selig Loos.
Es schlingt der Opfertanz die leichten Reihen,
Denn nur das Schöne kann die Götter freuen.

«Wie? steigen sie von dem Olymp hernieder?
«Dort wandeln sie mit edelstolzem Gang;
«Wie regen sie im leichten Schwung die Glieder,
«Wie anmuthreich, wie frei von jedem Zwang!
«Es sind die Götter, sie erkenn' ich wieder,
«Im Busen fühl' ich der Verehrung Drang;
«Wie naht' ich mich den Himmlischen so gerne,
«Doch bleib' ich hier in ehrerbiet'ger Ferne.»

Tritt näher, Freund, des Busens sich'res Ahnen
Es trügt Dich nicht und trügt Dich doch zugleich,
Nicht Götter sind's, doch Götter ihre Ahnen,
Sie selbst Unsterblichen an Hoheit gleich;
Denn ihrer Väter heil'ge Heldenmanen
Sie thronen stolz in des Olympus Reich;

Darum die Söhne von der Ew'gen Stamme
Ernähren in der Brust der Gottheit Flamme. —

Vom Drang der Menge sind wir fortgezogen,
Die zu dem Marktplatz wälzend sich bewegt;
Dumpf braust der Strom, wie wenn mit vollen Wogen
Das Meer die Felsenufer brandend schlägt.
Dort sitzen sie im weitgeschweiften Bogen
Dem Redner horchend, den die Bühne trägt;
Den Strom der Worte läßt er tönend rollen,
Nach seinem Lauf lenkt er der Völker Wollen.

«Wem lauschen jene dort mit freud'gen Blicken,
«Was ist's, womit der Greis sie kühn durchdringt?»
Sie horchen auch mit muthigem Entzücken,
Weil er der Väter große Thaten singt,
Die wen'ger noch als selbst des Meeres Rücken
Das Joch des persischen Tyrannen zwingt. —
Der einfach schönen Rede ruhig Fließen
Zwingt dort den Jüngling Thränen zu vergießen.

Soll ich Dir nun die hohe Bühne zeigen?
Dort herrscht der Sänger über Deine Brust,
Die Götter selbst läßt er herniedersteigen,
Sie dienen dem Entsetzen und der Lust.
Es sitzt das Volk im heilig ernsten Schweigen
Der Gegenwart der Höhern sich bewußt; —
Kein Frevler wagt das Heiligthum zu stören
Weil sie die Kunst als Göttliche verehren. —

«Wohin willst Du so stürmisch wild enteilen?
«Kaum nah'ten wir dem schönen Wonneland;
«Laß uns für immer selig hier verweilen
«Auf diesem hochbeglückten heil'gen Strand.

«Mich drängt's, die Hoheit dieses Volks zu theilen,
«Ich fühle mich den Herrlichen verwandt —
«Des Busens Wonne kann ich Dir nicht nennen,
«Nie will ich mich von dieser Küste trennen.»

Unseliger, das Traumbild ist vorüber,
Auf Trümmern nur weilt der bethränte Blick;
Der Vorzeit Geister trugen uns hinüber,
Sie zeigten uns das längst versunk'ne Glück.
Umsonst wird Dir das Auge trüb' und trüber —
Kein Gott bringt das Vergangene zurück;
Hellas versank in düstre Grabesstille
Und tausendjähr'ger Schutt verbirgt die Hülle! —

Doch ha! Welch Wunder seh' ich sich begeben
Langschlummernde Gestalten wachen auf,
Ich seh' es aus den Trümmern sich erheben,
Die Götter steigen aus der Gruft herauf;
Das Volk durchströmt ein altgeahntes Leben,
Es baut die Freiheitstempel wieder auf!
Die Sonne steigt, o herrliches Bedeuten,
Es kehren neu die alten Heldenzeiten.

Thermopylae.

Wo sich dort die Klippen thürmen,
Wo die Wogen brandend stürmen,
In der waldumrauschten Bucht;
Dort im wilden Felsgedränge
Windet sich des Pfades Enge
Durch die meerumspülte Schlucht.
Aber nicht die Felsenmauern,
Nicht das schwarzgehob'ne Meer,
Sondern Sparta's freie Söhne
Hemmten des Tyrannen Heer.

Nicht die Pfeile, die vom Bogen
Zahllos, eine Wolke, flogen,
Daß der Sonne Licht verschwand;
Nicht die Schwerdter, nicht die Speere
Oeffneten dem Söldnerheere
Einen Pfad nach Griechenland.
Nur Verräthers feige Tücke
Sie besiegt der Helden Muth.
Durch Verrath floß Agamemnons
Floß Achillens Götterblut.

Doch in stolzer Lieder Weisen
Leben sie, und Sänger preisen
Ihres Ruhmes Ewigkeit.
So seyd Ihr auch nicht gestorben,
Habt den hohen Preis erworben:
Freiheit und Unsterblichkeit.

Schimmernd glänzt der helle Marmor
In der fernsten Zeiten Nacht,
Meldet daß dem Vaterlande
Ihr Euch opfernd dargebracht.

Wie? Ein armer Marmor wäre
Denkmal Eurer Heldenehre,
Er bewährte Euren Ruhm?
Nein, der Stein ist schnell verwittert;
Aber ewig unerschüttert
Bleibt der Freiheit Heiligthum.
Aber wenn auch sie versinket
In der Zeiten wilder Fluth,
Weh Euch! Dann seyd Ihr vergessen,
Fruchtlos strömte Euer Blut.

Nein, es strömte nicht vergebens —
Mit dem Opfer Eures Lebens
Kaufet Ihr ein heilig Recht.
Aus der Gruft ruft Ihr den Söhnen:
«Laßt Ihr Eure Väter höhnen
«Ihr entartetes Geschlecht.
«Haben wir darum gefochten,
«Strömte darum unser Blut
«Daß auch jetzt nicht unsre Asche
«Frei in freier Erde ruht?

«Staub ist unser Marmor worden —
«Des Tyrannen blut'ge Horden
«Treten unser heilig Grab.
«Länger dürft Ihr's nicht erdulden,
«Auf und traget Eure Schulden
«Endlich Euern Vätern ab!

«Unſern König ſeh'n wir trauern
«Mit gebeugtem Heldenhaupt,
«Weil ihm Eurer Ketten Schande
«In der Gruft die Ruhe raubt.

«Seht ihn auf dem Grabſtein ſitzen,
«In die Hand das Haupt ſich ſtützen,
«Von des Grames Laſt gebeugt.
«Eher nicht erhebt er's wieder
«Bis für die entehrten Brüder
«Sich ein kühner Rächer zeigt.
«Wollt Ihr jetzt die Schande tragen,
«Daß er auf der Heldengruft
«Ueber Euch, die Schmachbedeckten,
«Zürnend Fluch und Wehe ruft?

«Nein, Ihr greift zu Euren Waffen,
«Dem Gefall'nen Ruh zu ſchaffen
«Schwingt Ihr Euer blinkend Schwerdt.
«Auf und kämpfet ohn' Ermatten,
«Wähnt nicht, daß er bei den Schatten
«Nur von Euren Thaten hört:
«Selbſt in allen Freiheitsſchlachten
«Kämpft ſein Geiſt in Euren Reih'n,
«Wie er's uns vordem geweſen
«Wird er Euer Führer ſeyn.»

Feuerzeichen.

Was röthet den Himmel mit flackernder Gluth,
Was leuchtet aus nächtlicher Ferne?
Es wälzt sich die Wolke wie rauchendes Blut,
Verdunkelt die friedlichen Sterne.
O Wandrer der Du von weitem Dich nahst,
Verkünde mir was Du dort unten sahst
Wo Licht sich und Finsterniß streiten.

Was unten dort feurig am Himmel schwebt
Das darf Dich nicht kümmern noch sorgen,
Die Sonne sie iß's die sich glühend erhebt,
Du schaust mit dem Antlitz nach Morgen.
Drum bebt und erblaßt der gesichelte Mond,
Denn wo das Gestirn, das alleuchtende thront
Muß Sterne und Mond sich entfärben.

Wohl seh ich den Osten, den feurigen, glüh'n,
Seh den Himmel sich purpurlicht malen,
Doch sieh auch die Lohe, die flackernde, sprüh'n,
Das sind nicht des Morgenroths Strahlen.
So wälzt sich der Städte verheerender Brand,
In Flamme und Rauch ist verhüllet das Land,
Als wollt' es zu Asche verbrennen.

Wohl flammt es und lodert in prächtiger Lust,
Laut prasselnd schlägt es gen Himmel;
So lodert's und glüht in der freudigen Brust
Und jauchzet im frohen Getümmel.
Denn ein Jubelfest künden die Flammen Dir an
Nun hebt sich der Phönix zur sonnigen Bahn
Aus tausendjähriger Asche.

Des Vaters Abschied.

Hörst Du's durch die Berge tönen?
Das ist Schlachtgesang.
Hörst Du's klirrend muthig dröhnen
Das ist Waffenklang.

Siehst Du jene Fackel flammen
In der Freiheit Hand?
Sie ruft uns zum Streit zusammen
Für das Vaterland.

Weib und Kinder, Euch zu schützen
Zieht der Vater aus,
Rächend soll sein Schlachtschwerdt blitzen
In des Kampf's Gebraus.

Lebe wohl, mein kleiner Knabe,
Wachse bald heran,
Daß ein Schwerdt als schönste Gabe
Ich Dir schenken kann.

Liebe Tochter, wachse, blühe
Still im Mutterschooß;
Tagt der Freiheit Morgenfrühe
Blüht Dir schönes Loos.

Aus der Sieger stolzen Reihen
Wähl' ich Dir den Mann;
Nur der Tapfre darf Dich freien
Der Dich schirmen kann.

Treues Weib, nicht darfst Du weinen
Wenn ich von Dir geh;
Fall ich, wird ein Gott uns einen
Dort in jener Höh'.

Eines Weibes Raub zu strafen
Und den frevlen Gast,
Hat ganz Griechenland die Waffen
Zürnend, rasch, gefaßt.

Und wir sollten duldend tragen
Jeder Willkühr Schmach,
Die, verhöhnend unsre Klagen
Alle Rechte brach?

Blut'gen Mord in unsrer Hütte
Friedensstätte trug,
Weib und Kind aus unsrer Mitte
Riß, in Fesseln schlug?

Nein, nur Freudenthränen brechen
Aus dem Auge Dir,
Denn die Schmach, Du siehst sie rächen,
Rächen auch von mir.

Lebt denn wohl, Ihr Lieben alle,
Reicht mir Eure Hand;
Ob ich lebe, ob ich falle —
Frei wird Griechenland!

Der Jüngling und die Jungfrau.

Jüngling.

Geliebte, harrst Du noch mit treuer Seele
In still verschwieg'ner Nacht auf meine Tritte?

Jungfrau.

So bist Du, Trauter, endlich doch genaht!
Schon birgt der Mond sich hinterm Waldgebirg',
Und tiefes Dunkel hüllt die Hütte ein.
Schwermüthig war mein Herz, schon wollten Thränen
Sich mir in's Auge drängen, denn um Dich
Unfreundlich Weilender, war ich besorgt.

Jüngling.

O komm herab; hier im geheimen Dunkel
Der Myrthenlaube ist's vertraulich, hold. —

Jungfrau.

Hier bin ich. — Wie, ein Schwerdt an Deiner Seite
Da Du Dich der Geliebten traulich nahst?

Jüngling.

Das Theuerste wird mit dem Schwerdt vertheidigt.

Jungfrau.

Nur was sich mit dem Schwerdt gewinnt beschirmt es.
Mich hat die Liebe Dir gewonnen, und
Die Liebe, sie allein, erhält mich Dir.

Jüngling.

Du bist nicht mein, Geliebte, nicht mehr mein —
Dies Schwerdt soll Dich gewinnend erst erkämpfen.

Jungfrau.

Weh mir, wer wirft ſich feindlich zwiſchen uns?

Jüngling.

Was dürfen wir denn unſer eigen nennen!
Die Aeltern? Ein Tyrann ergreift das Beil
Und wirft ihr Haupt uns blutig vor die Füße.
Geſchwiſter, Kinder? Siehſt Du die Trabanten?
Sie dringen ein und ſchlagen ſie in Feſſeln,
Jenſeit des Meers ertönen ihre Seufzer.
Die Braut? Vom Herzen wirſt Du mir geriſſen —
Zur Schlachtbank Deiner Ehre ſchleppt man Dich.

Jungfrau.

Halt ein Unſeliger —

Jüngling.

Laß mich vollenden!!
Die Heimath? Eine Heimath hatten wir!
Der Staub des brauſenden Geſpann's der Zeit
Er hat die Hufzertretenen verſchüttet.
Die Freiheit? Kaum das Wort ertönt uns noch! —
Es blieb uns nur ein Schwerdt, um uns den Tod
Mit Freudigkeit zu geben, wenn es nicht
Die heil'gen Güter uns erkämpfen kann.

Jungfrau.

Gib mir den Tod, ich lebe nicht; jetzt weiß ich
Warum Du mit der Waffe mir genaht.

Jüngling.

Du weißt es nicht, doch hör' es mit Entzücken. —
Die Funken glimmten lange in der Aſche
Unfruchtbar fort. Da ſchwebt' unwillig trauernd

Der Freiheit Göttin an der wüſten Stätte
Des Brandes ernſt vorüber. Sie gewahrte
Urplötzlich, daß noch matte Feuerfunken
Verſtohlen glühten; da erregt' ſie ſchnell
Mit mächt'gen Flügeln wehend, ſtarken Hauch
Des Sturmes, daß er ſauſend in die Gluth
Die Flammen weckend, fährt, und lodernd ſchlägt
Die Lohe weithinleuchtend himmelwärts.
Das Feuerzeichen, das die Freiheit ſchwang,
In allen Herzen glüht's, die Schwerdter funkeln
Und auch das meine flammt, ein Racheblitz.

Jungfrau.

Strömt hin ihr Thränen freudigen Entzückens!
Ich ſchließe Dich mit Stolz an dieſe Bruſt.

Jüngling.

Zum letztenmal —

Jungfrau.

Und doch mit ſel'ger Luſt!

Jüngling.

So lebe wohl! Dort hinterm wald'gen Rücken
Des ſchwarzgehobenen Gebirges, ſtrömen
Die Männer ſchon zuſammen; eiſern tönt
Der Waffen Klang mit dumpfem Brauſen ſchon.
Der Letzte nicht ſoll Dein Geliebter ſeyn.

Jungfrau.

Geleiten will ich Dich bis auf den Hügel,
Daß ich von dort ins Thal herniederſchaue,
Noch lange Dir von Ferne, ſegnend, winke. —
Allmächt'ge Heilige! Was ſeh' ich, welch ein Strom

Von Männern, von bekränzten, wälzt sich dort
Durchs weite Thal! Wie leuchten schon verkündend,
Gleich Sternen, die zunächst der Sonne wandeln,
Die Feuer durch die Dämmerung des Morgens.
Dort glänzt's von Waffen wie ein spiegelnd Meer,
Und herzerhebend tönt der Schlachtgesang. —
Hier lebe wohl, Du Treuer; zieh' hinab
Mit meines Herzens heißen Segenswünschen! —
Halt ein! Siehst Du, wie über unserm Haupt
Verschlungen, Lorbeer sich und Myrthe wölben?
Die Zweige laß mich brechen. Diese Myrthe
Steck' ich an meine Brust, und diesen Lorbeer
Ich reich' ihn Dir; und wie ich Dir gelobe
Daß, wenn wir uns des schönen Wiederseh'ns
Entzückend freu'n, die keusche Myrthe mir
Sich durch die Locken grünend winden soll:
So, Du gelobe mir, mir heimzukehren
Mit diesem Zweig im Haare — oder nie!

Beide.

Ihr Götter hört den heil'gen Eid! Leb' wohl!

Die Fremdlinge.

Ihr tadelt uns, wenn wir das Schwerdt gezogen
Für jenes fremde Land?
Für jenes Volk, jenseit der Meereswogen,
Dem unsern nicht verwandt?

Beim höchsten Gott, wir griffen zu den Waffen
Nicht für ein fremd Geschlecht;
Für heil'ge Güter, jedem anerschaffen,
Für Freiheit, Glauben, Recht.

Dafür iſt's Pflicht zum Kampfe ſich zu rüſten,
Denn ſie ſind uns verwandt;
Wer ſie verletzt, wenn gleich an fernen Küſten,
Verletzt das Vaterland.

Und auch des Dankes Pflichten abzutragen
Blinkt unſer tapfres Schwert;
Die Früchte, die uns jenes Land getragen,
Sind wohl des Kampfes werth.

Die Wurzeln alles Großen, alles Schönen,
Dort wurden ſie gepflegt,
Daß ihre Krone uns, den fernſten Söhnen
Noch gold'ne Früchte trägt.

Und dieſer Stamm, er ſollte fallend ſinken
Von des Tyrannen Hand?
Nein Brüder, nein, laßt Eure Schwerdter blinken
Und kämpft für Griechenland.

Der Patriarch.

Ihr wähnt, ich zitt're, weil ihr blutig
Von Mord der Glaubensbrüder ſeht?
Ich blicke Euch ins Antlitz muthig
Weil der Allmächt'ge zu mir ſteht.
Ich habe keine Schuld zu tragen,
Wenn ihr mich gleich des Frevels zeiht,
Drum werde ich nicht flehend klagen,
Zum Tode ſeht ihr mich bereit.

Was ich für die bedrängten Brüder,
Ein treuer Hirt des Volks, gethan,

Daß ich die heil'gen Rechte wieder
Der schwer belaſteten gewann:
Das möge Gott der Herr entſcheiden,
Ob es ein ſünd'ger Frevel war;
Mein Leben weihe ich mit Freuden
Auf ſeinem heiligen Altar.

So mögt ihr denn die Dolche zücken
Auf dieſe unbewehrte Bruſt;
Der Blutdurſt glüht in Euren Blicken,
Befriedigt Eure grauſe Luſt.
Preiswürdig iſt es, ſchön, zu ſterben
Für einer großen Sache Heil;
Die Märtyrkrone zu erwerben
Dies hohe Glück wird mir zu Theil.

Wie aus des Heilands Dornenkrone
Die Friedenspalme ſegnend ſprießt,
Die uns von Gottes hohem Throne
Mild wehend ſanft entgegengrüßt:
So werden alle heil'gen Saaten
Mit Blut und Dornen noch gedüngt;
Kein großes Werk wird Euch gerathen,
Wenn Ihr nicht große Opfer bringt.

Die Hetäriſten!

Nacht liegt auf der bangen Erde
Und ein düſt'res Wetter droht,
Zwiſchen ſchwarz gethürmten Wolken
Glüht der Halbmond blutig roth.
Doch wir ſeh'n es ohne Zittern
Wollen mit den Ungewittern
Kühn den großen Kampf beginnen.

Ob der Schlaf die Waffenbrüder
Schon in seinen Armen hält,
Sitzen wir doch noch zusammen
Unterm hohen Sterngezelt.
In der feierlichen Stunde
Laßt zum ernsten Todesbunde
Mit erneu'tem Schwur uns weih'n.

Einmal werden wir die Sonne
Noch der Fluth entsteigen seh'n;
Aber über unsre Leichen
Wird sie Morgen niedergeh'n.
Laßt denn heute noch zum Gruße,
Zu dem letzten Bruderkusse
Freudig diesen Becher kreisen.

Und hier halt' ich ihn erhoben,
Angefüllet bis zum Rand,
Und die ersten Tropfen gieß ich
Opfernd auf den heil'gen Strand.
Denn die Weise vor'ger Zeiten,
Große Werke zu bereiten,
Soll uns heut' als Sinnbild dienen.

Stets das Köstlichste, das Beste
Legen wir auf den Altar;
So des Weines erste Perlen
Bringen wir den Göttern dar;
Und wie opfernd er geflossen,
Werd' auch unser Blut vergossen,
Als der höchste Preis des Sieges.

Laßt Euch keine Rede irren,
Keinen täuschend falschen Wahn,

Stürzt Euch freudig, hohen Muthes
Auf die blut'ge Todesbahn.
Uns, den ersten Griechensöhnen,
Uns, den edelsten Hellenen
Ziemt es auch zuerst zu sterben.

Wähnet nicht, der heil'gen Sache
Drohe größere Gefahr,
Bringen wir, des Volkes Führer,
Uns zuerst als Opfer dar.
Codrus ward des Todes Beute —
Und im großen Perserstreite
Sank Leonidas, der Erste.

So mit ihrem Blute düngten
Sie der Freiheit gold'nen Baum;
Und er hob die stolze Krone
Blühend in des Himmels Raum.
Laßt uns drum noch einmal schwören,
Ihre Manen hoch zu ehren
Durch den Tod für unsre Brüder.

Einmal noch umarmt Euch herzlich,
Und nun, Brüder, Hand in Hand
Leeret Euren letzten Becher
Auf das freie Griechenland!
Seht, die gold'ne Sonne steiget!
Ehe sie sich wieder neiget
Sind wir bei den großen Ahnen.

Chios Rache.

«Ihr wollt des Aufruhrs Fackel rasend schwingen?
«Zersprengen Eurer Ketten Sklavenband?
«Laßt sehn, ob wir der Flammen Wuth bezwingen,
«In Blut erstickten diesen Freiheitsbrand.
«Ihr Schaaren! Chios ist Euch preisgegeben,
«Dem Schwerdt verfallen der Empörer Leben.»

Es ruft es der Tyrann, und seine Horden
Auf! jauchzen sie, in grausenvoller Lust.
Sie stürmen fort zu rauben und zu morden,
Den Säugling hassend an der Mutterbrust.
Umsonst erschallt ein herzzerreißend Wehe,
Taub ist der Gott in seines Himmels Höhe.

Die Elemente rotten sich zusammen,
Die feindlich, ewig hassend, sich getrennt;
Verbündet mit dem Schwerdt sind Sturm und Flammen,
Ja selbst des Meeres dunkles Element
Vergißt den Zwiespalt mit des Feuers Reichen,
Es trinket Blut und sättigt sich mit Leichen.

«Das sollten edle Griechensöhne tragen?
«Tod oder Rache ist die einz'ge Wahl.
«Auf! zaudert nicht, wir wollen's freudig wagen,
«Erzittre blutbesprützter Admiral.
«Der Freiheit Fackeln glühen noch und brennen,
«Jetzt lerne ihre Flammenkräfte kennen!»

Es hört es einer ihrer großen Ahnen,
Der oft der Perser Seegewalt zerstört,
Und Lust durchdringt die hohen Heldenmanen
Daß seine Söhne solches Vaters werth.

«Getroſt, ich helfe Euch die Ketten brechen,
«Ihr ſollt die That, die grauenvolle, rächen.»

So ſenkt Themiſtokles von dort ſich nieder,
Und ſchwellt mit günſt'gem Hauch die Segel an;
Er ſetzt ſich unſichtbar ans Steuer nieder
Und lenkt das Fahrzeug auf der kühnen Bahn.
In Nebelduft gehüllet von dem Gotte
Erreichen ſie die raubbelad'ne Flotte.

«Der Perſer Flotte wollt' ich einſt verheeren,
«Doch Ariſtides wehrte meiner Hand;
«Jetzt rieth er ſelbſt das Raubſchiff zu zerſtören —
«Nun ſchwinge ich den langgeſparten Brand.
«Aus Chios ſchwarzgewölktem Rauch und Flammen
«Zieht ſich ein Ungewitter ſchwer zuſammen.»

«Auf, Brüder! ſchwinget jetzt die Feuerbrände
«Und werfet ſie in des Tyrannen Sitz;
«Seht, auch Kronion hebt die Götterhände,
«Vom Himmel zückt ſein loher Rächerblitz.
«Mit Blut wollt' er der Freiheit Feuer dämpfen,
«So mag er jetzt mit ihren Flammen kämpfen.» —

Die Fackeln fliegen hoch im Feuerbogen,
Die Flammen praſſeln aus dem Raum hervor,
Der Donner kracht, und aus den dunkeln Wogen
Wirft er zum Himmel hoch das Schiff empor. —
Doch ſiegreich in die Arme ihrer Brüder
Führt unverſehrt der Held die Seinen wieder.

Über

mein Verhältniß als Kritiker

zu

Herrn Spontini

als Komponisten und Generalmusik-Director in Berlin

nebst

einem vergnüglichen Anhange.

Ein Beitrag

zur Kunst- und Tagesgeschichte.

Von

Ludwig Rellstab.

Leipzig,

bei C. F. Whistling.

1827.

Sächsische
Landesbibliothek
15 FEB 1956
Dresden

Vorwort.

Mein ganzes Buch ist eigentlich eine Art von Vorrede, weshalb ein Vorwort dazu überflüssig scheinen könnte. Jedoch pflegt man erst dann sein Buch aus dem ganz richtigen Standpunkte zu erkennen, wenn der Druck vollendet ist, und man es nun eben so rasch im Zusammenhange überle-

sen kann, wie die Leser, für die es geschrieben ist. Da ich mit Ruhe und Besonnenheit gearbeitet, so finde ich wenig mehr darüber zu sagen. Nur gegen einen Vorwurf möchte ich mich sichern. Es könnte scheinen, als wolle ich Herrn Spontini wahrhafte Verletzungen seiner Amtspflicht vorwerfen; dieß ist mir indeß nicht eingefallen. Wer eine ästhetische Anstalt leitet, dem kann man keine so bestimmten Gesetze vorschreiben, als wenn er eine Kasse verwaltete. Wo ich ihm daher Mißgriffe, Irrthümer, ja allenfalls Versäumnisse des Rechten nachzuweisen suche; da kann dies nur als eine Kritik seines künstlerischen, durch Nebenrücksichten und Leidenschaften getrübten Wirkens betrach-

tet werden. Nur auf dem Gebiete der Kunst ist das Schlachtfeld, wo ich Herrn Spontini bekämpfe; es fällt mir nicht ein, seine amtliche Stellung als solche einer Censur zu unterwerfen. Die Pflicht jedes höhern Beamten ist übrigens von der Art, daß er sie nie vollständig erfüllen kann; jede Verwaltung, auch des geschicktesten Ministers, würde, einer historischen Kritik unterworfen, vielleicht strenge Vorwürfe erfahren. Herr Spontini ist gewissermaaßen Musikminister. Es kann mir daher nicht einfallen, wenn ich ihm ungehörige Behandlung fremder Komponisten, des Theater-Personals u. s. w. vorwerfe, seine Amtspflicht dadurch als wissentlich verletzt schildern zu wollen, so wenig wie

es die Redlichkeit eines Finanzministers verletzen hieße, wenn man ihm bewiese, daß er die Mittel des Staats urtheilslos verwende. Doch die Folgen kann man, ja muß man allerdings in das hellste Licht zu setzen suchen, um ihnen vorzubeugen. So viel über den Standpunkt, aus dem ich die Leser mein Werk zu betrachten ersuche. — Ob man mir den Scherz, den ich mir zum Schluß erlaube, verzeihen will — das muß ich freilich dahingestellt sein lassen. Ich ersuche aber die Leser, zu bedenken, daß die Parthei des Herrn Spontini alles gethan hat, was in ihrer Macht stand, um mich auf die bitterste Weise zu verletzen. Nur der Wahrheit meiner Behauptungen danke ich es, daß

die: Absicht meiner Gegner ganz fehl schlug, und in ihren verderblichen Folgen auf sie zurückwirkte. Ob ich ihnen nun für den redlichen Willen, mir jede ersinnliche Kränkung anzuthun, für das Faktum öffentlicher Beleidigung durch die Zeitungen, (wogegen ich den Schutz der Gerichte in Anspruch genommen habe), für die wiederholtesten und fortgesetztesten Anfeindungen zu viel thue, wenn ich die thörichte, ja lächerliche Seite ihres Verfahrens darstelle, und damit zugleich zeige, wie wenig so unbegründete Anfälle und Beschuldigungen sich selbst vergessender, leidenschaftlicher Wuth mich ernstlich berühren konnten — das möge ein Billiger, der sich in meinen Fall denken kann, entscheiden. —

Und somit empfehle ich Buch und Verfasser der Gunst des ruhig erwägenden Lesers.

Berlin, am 29. October 1827.

Ludwig Rellstab.

Bekenntniß.

Die Erscheinung der unvollendeten Oper Agnes von Hohenstaufen, zur Feier eines für das preußische Volk hochfestlichen Ereignisses, mußte, außerdem daß sie einen wichtigen Moment in der Geschichte unseres Königshauses bezeichnete, auch in den Annalen der Kunst von Bedeutung sein. Sie hatte mich in doppelter Beziehung zur öffentlichen Beurtheilung veranlaßt; einmal in der Vossischen Zeitung zu Berlin, das andere Mal in der ebenfalls daselbst erscheinenden musikalischen Zeitung. Wer beide Beurtheilungen mit einander vergleicht, wird finden daß sie im Wesentlichen durchaus mit einander übereinstimmen, nur daß die Letztere, der Bestimmung des Blattes gemäß, das, was

in der erstern nur faktisch hingestellt war, historisch und ästhetisch herzuleiten, und so weit es möglich war, zu beweisen unternahm. Dennoch hat nur eben diese Letztere, obwohl in einem seiner Tendenz nach natürlich viel weniger gelesenen Blatt abgedruckt, den heftigsten Eifer gegen sich rege gemacht.

Die Ursache davon ist leicht zu erkennen, und ich würde der Letzte seyn, der sie ableugnete. Meine Achtung vor der Wahrheit fordert es, daß ich eingestehe, nicht im Urtheil selbst, (das laß ich dahin gestellt sein,) aber in der Form des Urtheils geirrt und gefehlt zu haben, indem ich offenbar die von dem Kritiker unbedingt zu fordernde Ruhe verloren hatte und viel zu heftig geworden bin. Namentlich macht man mir mit Recht die Nachschrift zum Vorwurf. Das Faktum, welches ich daselbst anfeinde, daß nämlich die Blätter, welche meine tadelnde Kritik gegen Herrn Spontini enthielten, an öffentlichen Orten aus der musikalischen Zeitung ausgerissen worden seien, ist zwar

von Niemandem geleugnet werden, und ich selbst habe es aus dem Munde eines achtbaren Mannes, der als Besitzer einer Journal-Anstalt Klage darüber gegen mich führte, und sich zugleich auf frühere Fälle bezog, wo man, mit Herrn Spontini streng tadelnden, Kritiken eben so verfahren war: dennoch aber fühle ich, daß es durchaus in anderer Weise gerügt werden mußte, ja daß sogar alsdann die Rüge bei weitem wirksamer gewesen wäre. Insbesondere hätte die Erinnerung an einen humoristischen Schriftsteller, wodurch ich die Verächtlichkeit derjenigen, die sich der erwähnten Thatsachen schuldig gemacht haben, viel zu nachdrücklich bezeichnen wollte, wegbleiben sollen. Ich weiß zwar, daß es nicht eben stark gegen die sittliche Gesinnung eines Mannes zeugen kann, wenn er im gerechten Eifer gegen etwas ohne Frage schlechtes sich im Ausdrucke vergreift, und selbst dahin vergißt, Formen anzuwenden, die der Anstand nicht billigen darf; allein demungeachtet bleibt es tadelnswerth, und was meine Gegner darüber äußern, muß ich hinnehmen, und es dabei dem Urtheil eines billigen Publikums überlassen, in wie weit diese selbst ein Recht

haben, sich ihres Werthes gegen mich zu überheben.

Nachdem ich auf diese Weise mein Unrecht eingestanden, und somit eine Pflicht gegen die Wahrheit erfüllt habe, wird es mir, hoffe ich, gestattet seyn auch zu zeigen, auf welche Art ich zu jenen schärferen Formen des Tadels gekommen bin, und wie ich die von dem Kritiker zu fordernde völlige Gleichmüthigkeit verlieren konnte. Zugleich werde ich damit, denke ich, die in öffentlichen Blättern gegen mich ausgesprochenen unreinen Voraussetzungen gegen meinen persönlichen Charakter, und die Absicht jener Beurtheilung widerlegen, und endlich zeigen, in wie fern sich das Publikum auf die Unpartheilichkeit, Wahrheits- und Ehrliebe derer, die gegen mich aufgetreten sind, verlassen kann.

Entstellung des Faktums.

Zuvörderst ist durch den Nachdruck, den Herr Spontini wider Gesetz und Recht von meiner Beurtheilung hat veranstalten lassen, das Faktum selbst in ein falsches Licht gestellt.

Obwohl ich mich daher in einer vorläufigen Gegenerklärung geäußert habe, die Recension selbst werde meine Vertheidigung seyn, so muß ich dies doch jetzt zum Theil zurücknehmen.

Ich hatte nämlich damals noch keines jener 10,000 Exemplare erhalten können, von denen die Anzeige in den Zeitungen sprach *).

*) Wer einige Kenntniß vom Buchhandel besitzt, muß die Stärke dieser Auflage bezweifeln. Zehntausend Exemplare in Berlin vertheilt, würden auf 20 Köpfe eines geben; rechnet man davon das nicht lesende Publikum, ferner das dabei nicht interessirte ab, so kann man annehmen, daß höchstens 5 Köpfe auf 1 Exemplar gekommen wären, was immer noch die exorbitante Summe von 50,000 Lesern ergeben würde. Wenn man ferner bedenkt, daß unsere beiden politischen Zeitungen zusammen genommen bei weitem nicht zehntausend Mal in Berlin ausgegeben werden, so müßte der gedachte Nachdruck leichter und häufiger zu haben gewesen seyn, als die Zeitung desselben Tages. Und doch wurde es einem so nahe Betheiligten, wie ich selbst, schwer, ein Exemplar zur Ansicht zu bekommen, und das, was ich Behufs dieser Arbeit brauche, habe ich mir leihen müssen. Wir müssen also fast anneh-

Daher wußte ich auch nicht, daß nur das letzte Viertel meiner Recension abgedruckt, und alles früher Gesagte, worin ich meine Achtung vor dem Komponisten ausdrückte, und nachwieß, wie er nur nach und nach die Bahn des Irrthums betreten habe, weggeblieben sey. Daß auf solche Art meine Meinung viel schärfer hervortreten mußte, wird jeder einsehn. Ich hebe zum Beweis nur eine Stelle heraus, die, wenn sie gleich nicht ein vielfach ausgesprochenes unbedingtes Lob nachbetend wiederholt, doch vielleicht zeigen wird, daß ich gegen die großen Verdienste eines Mannes, wie Herr Spontini ist, nicht blind bin. Es heißt Nro. 25. S. 196 der Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung nämlich so: „Im Beginn seiner Laufbahn hatte Spontini sein Auge auf Gluck gerichtet; er suchte die Sphäre, in der jener unerreichbare Meister sich bewegt hatte, sich ebenfalls anzueignen. Die höhere dramatische Musik war es, auf deren Altar das Opfer angezündet wurde,

---

men, daß in der Anzeige ein Irrthum vorgekommen sey, werden uns indeß freuen, wenn man uns eines Bessern belehrt.

Dies aber muß in den reinsten Flammen emporsteigen; das kann es nicht, wenn es nicht aus dem reinsten Herzen gebracht wird. Bei der Schöpfung der Vestalin scheint der Komponist wenigstens im Herzen diesen reinen Dienst der Göttin beabsichtigt zu haben, wiewohl sich auch da schon Keime eines später immer mehr entwickelten Götzendienstes fanden. Bei einem reinen Streben hätte dieses wuchernde Unkraut durch die edleren Erzeugnisse, die das Feuer des Genius aus dem fruchtbaren Boden heraustrieb, erstickt werden müssen. Aber der Komponist bemerkte vielleicht schon damals, daß das sogenannte Glück seiner Oper bei der Masse nicht durch ihre edelsten Eigenschaften, sondern vielmehr nur durch die blendenden Verzierungen, eigentlich unwesentliche Nebendinge, gemacht wurde. Daher treten diese schon im Kortez, (wiewohl die Erfindungskraft hier am blühendsten ist,) bedeutender hervor. Die Leidenschaft wird wilder, die hohe Ruhe, jenes schönste Ziel der Kunst, verschwindet; äußere Effekte, z. B. effektsuchende Instrumentation, scenische Gewaltstreiche u. s. w. machen sich schon mehr geltend. In der Olympia schwebt die Wage

zwischen beiden; der Kampf ist unentschie
aber man sieht, es findet eine Krisis statt,
in kurzem für Leben oder Tod entscheiden n
Es ist das letztere erfolgt. Von Nurmahal
durch Alcidor, bis zu diesem letzten Werk,
dem hier die Rede ist, findet eine unendli
reißende Abnahme des Werthes der Spent
schen Schöpfungen statt, so daß es kaum
greiflich wäre, wie ein Mann, der so Bed
tendes geleistet hat, so tief fallen könnte, w
es nicht eine in der Kunstgeschichte hundertm
wiederholte und uns somit leider vertraute
scheinung wäre, daß, wo sich ein Talent e
mal dem Falschen, Trüglichen, gewisser Ma
dem bösen Feinde ergiebt, der Sturz vom
pfel in den Abgrund mit erschütternder Schn
ligkeit erfolgt."

Allein nicht durch Weglassungen allein h
sich die Absicht, der Beurtheilung die gehässi
ste Gestalt zu geben, kund gethan, sondern no
viel mehr durch die Heraushebung einzeln
Stellen. Es ist natürlich, daß der Blick zue
auf jene mit einer Art von Majuskelschri
gedruckten Stellen fällt, daß man die Verbin
dung zwischen denselben flüchtiger überliest, un

somit vorzüglich aus diesen durch die äußere Form so stark hervorgehobenen Sätzen das Urtheil über das Ganze bildet. Besonders muß dies der Fall deshalb seyn, weil der Aufsatz, der ursprünglich nur für mit musikalischen Kenntnissen ausgestattete Leser geschrieben war, durch Herren Spontini's, mit Beihülfe von Zettelträgern und Knaben*) veranstaltete Vertheilung vor die Augen eines Publikums kam, dem die musikalischen Auseinandersetzungen großentheils fremd, vielleicht nicht einmal überall verständlich sein müssen, folglich die Aufmerksamkeit desselben auch nicht einmal in so weit in Anspruch nehmen konnten, daß es die Motivirung einer Meinung daraus hätte entnehmen sollen. Ein Beispiel wird meine Behauptung am besten rechtfertigen. Mir scheint

*) Sic! Welche unwürdige Animosität liegt schon in diesem Verfahren allein! Es ist ein Glück für mich, daß ein solches Verlassen der anständigen Weise von selbst zu einer Vertheidigung meiner Sache wird, so wie mein Fehltritt, trotz einer aufrichtigen Absicht, Herrn Spontini Waffen gegen mich gab.

der Totaleindruck des Aufsatzes würde ein ganz anderer gewesen sein, wenn man etwa folgende Stellen herausgehoben hätte.

„Entweder will Herr Spontini nicht eingestehen, daß er uns eine alte Ouvertüre giebt, oder er findet diese passend. Das erstere wäre unrecht, das zweite ist urtheilslos. Mußte einmal eine alte Ouvertüre genommen werden, warum nicht die aus der Vestalin oder Olympia? Diese tragen doch einen heroischen Charakter an sich, und würden sich wenigstens zu dieser Gattung der Oper geeignet haben." — „Er unterstützt die Oberstimme fast nie durch eine interessante Baß- oder gar Mittelstimme, sondern er setzt dazu nur ein im beständig gleichmäßigen Rhythmus sich bewegendes entweder harpeggirendes oder nur die Taktheile markirend abstoßendes Akkompagnement."

„Herr Spontini ist kein Musiker, der das gelernt hätte, was er wissen

soll: er versteht die Stimmen nicht zu führen." —

„Die Unrichtigkeit der Deklamation mag in der Unkenntniß der Sprache liegen, wiewohl ein Mann, der so lange Jahre in Deutschland ist, eigentlich wohl so viel Deutsch gelernt haben müßte, daß er im Stande wäre, eine deutsche Oper zu komponiren. Allein auch außer der falschen Deklamation sind noch zahllose Rügen dabei zu machen. Fast immer ist nur ein begleitender Grundakkord da; charakteristische Zwischenspiele fehlen ganz; nirgend ist der Charakter der Personen, die da sprechen, ausgedrückt, und an ein sinnvolles Herausheben einzelner Momente der Diktion ist nicht zu denken."

Diese Reihe ließe sich noch lange fortsetzen. Man wird eingestehen, daß durch Hervorhebung solcher schwer abzuweisenden Beschuldigungen, die zwar streng, aber nicht im Tone der Heftigkeit vorgetragen sind, die Sache ein ganz anderes Ansehn gewinnt. Eben so könnte man

eine Reihe von Stellen hervorheben, die Spontini's Verdienste anerkennen, wie z. B.: „In den frühern Opern Spontini's verbindet sich mit diesen Hülfsmitteln des Effekts allerdings oft originelle Harmonie und Melodie.“ Indessen wir wollen dieß nicht fortsetzen, da schwerlich Jemand noch ferner der Meinung sein wird, daß ein solches Hervorheben nichts zu dem Eindruck des Ganzen beitrage. — So viel über die, wie es scheint, nicht unabsichtliche Entstellung und Schärfung dessen, was ich gethan.

Ursachen der Heftigkeit meiner Kritik.

Nun zu den Ursachen, die mich zu einer heftigen Stimmung bewegen konnten. Es sind deren mannichfaltige. Zuerst die, welche meine Gegner angeben: Haß und die ungezähmteste Eifersucht. Wenn man mit Cicero hier in gewisser Hinsicht fragen sollte: **cui bono, cui malo?** so würde die Antwort nicht leicht sein. Weshalb Haß und Eifersucht gegen Herrn Spontini? Das einzige Faktum, welches Herr Spontini, (denn nur ihn, nicht die ungenann-

ten Organe seiner Parthei kann ich für meine Gegner halten, zur Motivirung solcher Empfindungen aufstellen kann, ist, daß hier eine Oper von Bernhard Klein, zu der ich den Text vor acht Jahren gedichtet, aufgeführt werden. Aber gerade dies Faktum wäre ein Grund, Herrn Spontini dankbar zu sein; oder geht man so weit, zu glauben, daß ich einen Verdruß über den (gleichviel, ob mit Recht oder Unrecht) ungünstigen Erfolg dieser Oper an Herrn Spontini auslassen wollte? — Ich sage zu meiner Vertheidigung hierüber gar nichts als Folgendes: Ich selbst habe mich niemals um die Aufführung der Oper bemüht, indem ich bei der ersten Darstellung derselben schon seit Jahren von Berlin abwesend war. Als sie zum zweiten Mal auf die Bühne kam, glaube ich, ist dies rein auf den Antrieb des Herrn Spontini selbst geschehen, denn, so viel mir bekannt ist, hat selbst der Komponist nicht einmal einen Schritt dazu gethan; ich aber am wenigsten. Ich fordere Herrn Spontini auf, auch nur den Schein einer Bemühung von meiner Seite nachzuweisen. Ist also Etwas dafür geschehen, so kam es rein von Seiten des General-Musikdirectors.

Wie kann man also mit einiger Vernunft voraussetzen, daß ich Haß und Eifersucht gegen Herrn Spontini hege, weil er entgegenkommend gegen ein Werk gehandelt hat, an dem ich zwar gewiß großes Interesse nehme, aber doch wegen meines geringern Antheils daran mich nie bewogen gefühlt habe, mich auf irgend eine Art dafür zu verwenden? Hätte Herr Spontini die Aufführung eines Werkes, an dem ich Theil habe, verhindert, dann möchte die Vermuthung, als leite Haß und Eifersucht meine Feder, noch eher gegründet sein. So aber kann ich in dieser Voraussetzung nichts entdecken, als den Willen, mir ein unreines Motiv unterzuschieben. Wenn daher auch mein persönlicher Charakter, der nur denen bekannt sein kann, die in näherer Verbindung mit mir stehen, einen solchen Verdacht nicht abwenden könnte, so werden es vielleicht die so eben von mir dargelegten Verhältnisse thun. Vor allen aber glaube ich, darin eine Stütze zu finden, daß ich mich bei meinen Beurtheilungen, sowohl in der Vossischen als in der musikalischen Zeitung, mit meinem ganzen Namen unterzeichnet habe, während diejenigen, die in den hiesigen öffent-

lichen Blätter gegen mich aufgetreten sind, sich hinter der unwürdigen Brustwehr der Anonymität verschanzen und mir so nur Herrn Spontini selbst als Gegner in der Sache, nicht in den einzelnen Theilen des Angriffs gegenüberlassen. Daher also stammen Haß und Eifersucht, die man mir gegen Herrn Spontini Schuld giebt, nicht. Eifersucht räume ich gar nicht ein, denn in nichts kreuzen sich meine Bestrebungen mit denen des Herrn Spontini; Haß aber nur, in so fern als er sich gegen Handlungen und Thaten richtet, die ich sogleich näher aus einander setzen will. Diese haben es allerdings bewirkt, daß ich die Schonung, die ich sonst bei einem mißlungenen Werke gegen den Künstler zu beachten für Pflicht halte, aufgab, und gegen Herrn Spontini stets aufgeben werde; diese haben es ferner bewirkt, daß ich die Grenzen überschritt, und außer der aufgegebenen Milde noch heftig in der Form meines Urtheils wurde. Um so mehr hasse ich selbst das Unrecht des Herrn Spontini, als es mich ebenfalls zu einem tadelnswerthen Verfahren verleitete. Jetzt zu den Thatsachen selbst.

Erste Wirksamkeit des Herrn Spontini am hiesigen Theater.

Als Herr Spontini vor länger als 7 Jahren, (welches einer seiner Vertheidiger für eine zu kurze Zeit hält, um in Deutschland selbst das zur Kompesition einer Oper und zu sonstigen Geschäften des General-Musikdirektors eines deutschen Theaters benöthigte Deutsch zu lernen,) nach Berlin berufen wurde, kannten wir in ihm nur den ausgezeichneten Komponisten der Vestalin und des Cortez, und Jeder freute sich, einen Mann von so bedeutendem Genius an der Spitze unserer Oper zu sehen. Wir erwarteten goldene Tage für dieselbe, theils weil wir glaubten, unter der Leitung eines so berühmten Mannes müßte Alles aufs Herrlichste gedeihen, theils weil wir hofften, er werde, wie Righini, fleißig im Erschaffen großartiger edler Kunstwerke sein. Was aber geschah! Zuerst beschäftigte man sich damit, die länger bekannten Opern des Komponisten, die Vestalin und Kortez, neu einzustudiren. Dies war ganz lobenswürdig.

Ein bescheidener Komponist und Dirigent

hätte vielleicht irgend ein classisches Meisterwerk in der Musik gewählt, um durch die trefflichste Aufführung desselben zu zeigen, daß es ihm um die Kunst selbst, nicht um seinen persönlichen Ruhm zu thun sei. Indeß wir halten es für verzeihlich, daß man eigenen Schöpfungen den Vorzug giebt, wenn gleich ein anderes Verfahren lobenswerth gewesen wäre. Kortez und die Vestalin wurden also neu einstudirt. Daß der Komponist einer Oper seine Intentionen am besten hervorheben kann, daß er seine Tempi am richtigsten trifft, ist im Allgemeinen wohl anzunehmen, wiewohl sich auch sehr bedeutende Abweichungen von dieser Regel finden. Herr Spontini aber begnügte sich nicht damit allein, sondern setzte auch gleich ganz andere Mittel in's Werk. Das Orchester wurde räumlich vergrößert, das Personal vermehrt, der Chor verstärkt. Alles dies mag hingehen, indem es rein musikalische Mittel sind, durch die man größere Effekte beim Publikum hervorzubringen vermag, wiewohl die Kompesition selbst um Nichts besser dadurch werden kann. Allein dabei blieb Herr Spontini nicht stehen, sondern die Pracht der Costüms, der Decorationen, der

Aufzüge, die Masse der Statisten, Alles mußte vermehrt werden. Dadurch wußte Herr Spontini einem Theil des Publikums so zu blenden und zu betäuben, daß sich freilich bei diesem sogleich die Meinung festsetzte, daß diese Vorstellungen, weil sie die prächtigsten, die kostbarsten waren, (freilich viel zu kostbar, wie das das von jener Zeit an erst nothwendig gewordene Curatorium unserer Bühne beweist), auch die besten, d. h. diejenigen sein müßten, deren Kunstwerth der höchste sei. Auch das aber wollen wir Herrn Spontini noch nicht zu einem directen Vorwurf machen, denn, überzeugt von der innern Trefflichkeit eines Werkes, kann man es sogar loben, wenn ein umsichtiger, praktischer Theaterdirigent dasselbe auch durch äußere Mittel anlockend zu machen sucht, bis die wahre Schönheit desselben auch dem ungeübteren Sinn des größeren Publikums verständlich geworden ist. Nur müßte dies in unpartheiischer Weise, für jedes Kunstwerk, ohne Rücksicht auf den, der es erschaffen hat, geschehen. Aber hier fragen wir nun das Publikum, ob es eine einzige Oper nennen kann, bei welcher durch Herrn Spontini

so viele Mittel in Thätigkeit gesetzt worden wären, um ihr eine günstige Aufnahme zu verschaffen, als er für seine eigenen Opern verwandt hat. Über die Art und Weise, wie Herr Spontini die Werke anderer Komponisten behandelt, werden wir unten noch Gelegenheit zu sprechen haben. Jetzt wollen wir die Geschichte seines Aufenthaltes hieselbst verfolgen, und sehen, was er für unsere Bühne geleistet hat.

Olympia.

Das erste neue Werk, was Herr Spontini auf unsere Bühne brachte, war Olympia, eine Oper, die in Paris vollständig gefallen war. Männer vom ausgezeichnetsten Talent, (ein Beweis, mit welchem Wohlwollen Herr Spontini hier aufgenommen wurde), traten dem Komponisten zur Seite, um durch eine Übersetzung dieser Olympia und durch eine dramatische Bearbeitung derselben ihr hier einen glücklichen Erfolg zu verschaffen. Namentlich war es der geniale Hoffmann, der sich mit der ganzen Lebendigkeit seines Geistes dafür interes-

ſirte. Allein ſchon damals wurde dieſer geiſtreiche Mann, (wie ich aus oftmaligen Geſprächen von ihm ſelbſt erfahren), über viele Äußerungen des Herren Spontini höchſt betroffen. Hoffmann drang auf Wahrheit der Situationen, auf die möglichſt tiefſte Auffaſſung, auf die würdigſte Behandlung des Stoffes. Wäre Spontini dieſen Anſichten und Meinungen in der Umarbeitung gefolgt, ſo würde die Olympia vielleicht das größeſte ſeiner Werke geworden ſein, während ſie ſo, (wie ich auch in meiner Beurtheilung erwähnt habe,) die Wage zwiſchen Verdienſt und Schlechtigkeit nur noch eben erhält, wenn man nämlich mit dem Maaßſtab der Spontiniſchen Oper mißt; legt man aber den der Gluckſchen an, ſo iſt ſie ſchon gar nicht mehr unter die Zahl der Kunſtwerke zu rechnen, in ſo hohem Grade wird das Treffliche darin vom Bombaſt und den zahlloſen materiellen Effecten erdrückt. Aber gerade dieſe Effecte wollte und ſuchte der Komponiſt, weil er wohl wußte, daß er das größere Publikum, und eine gewiſſe Klaſſe halb gebildeter Dilettanten damit auf ſeine Seite ziehen würde. Denn es iſt vielleicht das ſchwerſte in der Kunſt, Überladung

und Schwulst von wahrer Größe zu unterscheiden. — Ich erinnere mich noch sehr wohl aus vertraulichen Gesprächen unter mehreren Künstlern, denen ich beiwohnte, und wo Hoffmann über den Werth der Olympia, (für die damals das ganze musikalische Berlin sich höchlichst interessirte), aus seiner Ansicht der Partitur Bericht erstattete, daß er öfters wiederholte: „Das Werk könnte kolossal werden, wenn ich dem Mann nur das einzige Wort Effect nehmen könnte; aber damit tödtet er Alles.“ Wie sich indessen ein lebendiger künstlerischer Sinn an das Gute hält, was ihm geboten wird, so that es Hoffmann. Er erhob den Werth der Olympia vielleicht nur darum zu hoch, weil ihn die Schwächen derselben selbst zu tief schmerzten. Und wer hätte es nicht an sich selbst schon empfunden, wie man für die Mängel eines verehrten Künstlers, Helden oder Kunstwerkes alle Mittel der Entschuldigung hervorsucht? Zugleich hatte Hoffmann noch eine andre Hoffnung. Er äußerte einmal: „Spontini hat zu lange in Frankreich gelebt, er muß erst ein Deutscher werden, dann wird er erst etwas Tüchtigts schreiben.“ — So viel mußte ich

von der Geschichte jener Zeit erwähnen, um zu zeigen, wie keinesweges ein neidischer oder feindlicher Sinn den Komponisten hier empfing, sondern ihm im Gegentheil die deutsche Offenheit, der deutsche, warme Sinn für die wahre Kunst überall entgegenkamen. Dieß dauerte so lange, bis die neue Oper in Scene gesetzt wurde. Da kamen eine Menge von Kleinlichkeiten zur Sprache, die uns zuerst die Augen über das öffneten, was wir von dem Generaldirektor der Oper zu erwarten hatten. Wer erinnert sich nicht, welche lächerliche Wichtigkeit auf die Erscheinung des Elephanten in der Olympia gelegt wurde? Wie machten sich Spott und Scherz nicht über das Übermaaß von Mitteln her, durch welche der Komponist zu imponiren suchte? Was sprach man nicht mit Recht von den vielen Trompeten, den übermäßig stark besetzten Chören, dem steten Lärmen ohne alle Ruhepunkte, der durch die ganze Oper geht? Wer erinnert sich nicht der Anekdoten von der sanften Musik des Zapfenstreichs, nach der der Olympia, vom Taubwerden eines gesunden Mannes, von der Heilung eines Tauben in dieser Oper, und dergleichen mehr? Nicht daß

ich diese Dinge als begründete Kunsturtheile aufführen wollte, sondern es ist mir nur darum zu thun, darzulegen, wie Spontini nur sein eigener Feind war, sich allein selbst schadete. Möchte auch manche jener damaligen Ausstellungen und Spöttereien übertrieben seyn, so darf man doch das Sprichwort nicht vergessen: „Es treibt sich keine Rede im Volk um, es sey denn ein Körnlein Wahrheit darinnen.“ So hatte denn der gesunde Sinn des Publikums viele Schwächen des neuen Künstlers und Kunstwerkes sofort selbst gefunden; da ihm aber auch auf der andern Seite manches Gute, und insbesondere viel zu schauen geboten wurde, so kehrte es sich nicht an sein eigenes Urtheil, genoß, was zu genießen war, und begnügte sich, die Mängel angedeutet zu haben. Ernsthafter aber nahmen es schon diejenigen, die durch einen tieferen Blick in die Kunst und eine aufmerksame Betrachtung der ganzen Art und Weise, durch die sich dieses Werk geltend machen und behaupten wollte, eine gefährliche Zukunft ahnten. Vor allem empörte die Eigensucht des Komponisten, die so weit ging, daß sie in eine völlige Schonungs-

losigkeit aller Kräfte der Darsteller und des Theaters ausartete. Um seinem Triumph zu genügen, war es nicht hinlänglich gewesen, daß die Theaterkasse zu ungeheuren Ausgaben der Pracht in Nebensachen bestimmt wurde, sondern auch die Kräfte der trefflichsten Mitglieder der Bühne, so wie die des Orchesters und des Chors, wurden über alle Maaßen angespannt. Die zahllosen Proben der Olympia, die schonungslos angreifende Musik selbst, das nicht zu befriedigende Verlangen des Komponisten, das lieber die trefflichste Stimme und Gesundheit eines Sängers, als einen einzigen seiner falschen Effekte aufopfern wollte, alles dieses hatte die Stimmung gegen ihn schon sehr bedeutend gereizt.

Einstudirung des Don Juan in Spontinis Manier.

Indeß tröstete man sich damit, daß der Eifer für die Kunst bei Herrn Spontini ein allgemeiner sein werde, dem es nur darum zu

thun sei, das Kunstwerk ohne Ansehen der Person geltend zu machen. Jetzt, so hoffte man, würden die Opern von Gluck, Mozart, Cherubini auf eine gleiche Weise einstudirt, mit gleicher Liebe behandelt werden. Doch nichts von alle dem geschah. Glucks Opern hielten sich durch ihre innere Trefflichkeit und durch die vorzüglichen Leistungen einiger Mitglieder, die sich hier gewisser Maaßen für die wilden oft unnatürlichen Effecte in Spontinis Opern an dem Ausdruck edler Tiefe des Gefühls entschädigen wollten. Doch ihre Aufführung im Ganzen wurde aufs äußerste vernachlässigt, und wird es noch heute; die Zeit zu unzähligen Proben findet sich zwar für jede Oper Spontinis, aber für die großen Werke des größesten aller dramatischen Komponisten war damals nicht so viel Muße, daß man sie ordentlich und fleißig hätte einstudiren können, und ist es noch heute nicht. Um dem Publikum doch etwas zu geben, seine gerechten Forderungen doch einiger Maaßen zu befriedigen, wurde indeß zu jener Zeit Don Juan neu einstudirt. Aber der Himmel weiß wie! — Man verstärkte das Orchester und beraubte uns so nur der Möglichkeit, die feinen

Nuancirungen der Instrumentation in dieser vollendeten Oper zu hören, weil alles zu dick aufgetragen wurde. Waltete bei jenen Vernachlässigungen eine unbegränzte Selbstliebe des Komponisten oder Verliebe für die eigenen Werke auf Kosten aller anderen ob, so zeigte sich hier ein Mangel an musikalischem Urtheil, der für einen Generaldirektor der Oper fast noch unverzeihlicher ist. Daß Herr Spontini von dem, was Arbeit eines Musikstücks heißt, von künstlerischer Stimmenführung, von feiner Nuancirung der Instrumentation, äußerst wenige Kenntnisse in seinen Werken selbst entwickelt hat, das steht unter allen Musikern fest. Daß er aber sogar nicht einmal die Fähigkeit hatte, ein in dieser Beziehung erstaunenswürdiges Werk auch nur würdigend beurtheilen zu können, das überraschte in der That so, daß man kaum wußte, wie man sich darüber äußern sollte. Es erhoben sich zwar schon damals Stimmen dagegen, allein Herr Spontini schien bereits seine kritischen Freunde zu haben; denn die gemäßigten sehr vernünftigen Einwendungen gegen diese Art, den Don Juan zu geben, wurden mit einer Persönlichkeit und Heftigkeit erwie-

dert, die genugsam zeigte, daß hier mit Gründen nicht mehr zu streiten sei, da man wohl sah, die Gegner wollten nicht die Wahrheit, sondern nur den Sieg. Leider ließ sich, wenn man dem Gerücht trauen darf, selbst Hoffmann damals verleiten, (wir wollen glauben, um Gutes in andrer Beziehung zu wirken,) das Unwesen zu begünstigen; ja es trifft ihn sogar der Verdacht, als habe eine leidenschaftliche Stimmung gegen einen um das Theater sehr verdienten Mann, mit welchem Herr Spontini gleich Anfangs in einen nicht rühmlichen Zwiespalt trat, ihm die Hauptmotive zu seinen Handlungen gegeben. Doch, dem sei, wie ihm wolle, selbst die Autorität eines so geistreichen Mannes, wie Hoffmann, muß vor der künstlerischen Wahrheit verstummen, und daher kann sie hier keinen Einfluß haben. Die schlimmste Folge jenes verkehrten Unternehmens war aber die, daß der Sinn des Publikums dadurch allmählig so verwöhnt wurde, daß es einer großen Mühe bedürfen möchte, um es wieder auf den Standpunkt des Urtheils hinzuführen, von dem allein es die richtige Ansicht der Sache haben könnte. Das Rauschende besticht die größere

Menge; Flitterstaat gefällt leichter, als geschmackvolle Einfachheit; daher ist der Schritt zum Verderben, wie überall, so auch hier, viel leichter gewesen, als es der Rückschritt zum Guten sein würde. Diese Verunstaltung des Meisterwerks und dadurch herbeigeführte Verschlechterung des Geschmackes war eines der ersten Verdienste, die sich Herr Spontini um unsere Bühne erwarb.

Nurmahal.

Ich gehe nun in der Geschichte der Zeit weiter. Die Compesitien der Olympia war in Paris schon vollendet gewesen; hier hatte Herr Spontini nur geändert, und wie man glauben muß, gebessert.

Allein das Publikum erwartete, und wohl nicht mit Unrecht, neue großartige Werke. Eine höchst erfreuliche Begebenheit veranlaßte die ersten Anfänge zu der Oper Nurmahal. Herr Spontini mußte einige Musikstücke zu jenem Fest-Aufzuge liefern. Er war der Mann nicht, der eine für jeden Andern geringe Aufgabe und Nebenarbeit auch als eine solche be-

trachtet hätte. Ein dunkles Gefühl schien ihm zu sagen, daß seine Musik nicht mehr im Stande sein werde, ein Werk selbstständig zu schaffen und zu halten. Der erste Zweck des Gedichtes war der gewesen, einem festlichen Maskenzuge zur Grundlage zu dienen, und daher hatten prachtvolle Aufzüge, Tänze u. dgl. mit Recht die Stelle der Handlung zum größesten Theile vertreten. Für Jemand, der, wie Spontini, Alles gewonnen zu haben glaubte, wenn er blenden konnte, konnte sich keine erwünschtere Gelegenheit, sich geltend zu machen, ereignen, als diese Arbeit zu einer Oper zu benutzen. Mit Mühe wurde das lyrische Gedicht in einen Dialog verwandelt, bei dem sorgfältig auf die bereits komponirten Werke Rücksicht genommen werden mußte; man schob Ballets und Dekorationen, Kostüme und Prachtaufzüge statt der Handlung unter, und — Nurmahal war fertig. Das war also das erste große Werk, welches der Componist auf deutschem Boden lieferte! Die erste Frucht, die er mühsam zur Reife brachte *)! Einige Tänze und Liederchen

*) Ich muß hier bemerken, daß ich Nurmahal da-

bilden den Kern des Werkes; von dramatischer Kraft und Fortschreitung, von Wahrheit der Empfindungen und Leidenschaften, von Macht der Situationen, von einer Steigerung in den Charakteren, von Charakterzeichnung selbst, kurz von alle dem, was einem großen Werke zum Verdienst gereichen kann, war auch nicht eine Spur mehr anzutreffen. Ich entsinne mich, daß unter allen Kunstfreunden, unter allen denen, die Spontini aus seinen frühern Werken hochgehalten, die in der Olympia nur einzelne Verirrungen entdeckt hatten, sich ein wahrer Schrecken verbreitete, als dieses Werk in's Leben trat. Von ihm an wäre, wenn in dieser Art fortgearbeitet würde, der gänzliche Verfall der Oper überhaupt zu datiren. Die dramatische Bedeutung des Werkes war so gering, daß, selbst bei aufmerksamen Beurtheilern, dieselbe

---

mals noch nicht selbst gehört hatte, sondern mir ein eignes Urtheil darüber erst später feststellte; ich hörte diese Oper (durch mehrjährige Abwesenheit verhindert) erst nach dem Alcidor und fand dadurch die Meinungen durchaus bestätigt, die alle Künstler von Einsicht gleich Anfangs darüber hatten.

gar nicht in Betracht zu kommen schien. Von einem Interesse, welches der Stoff oder die Behandlung des Gegenstandes einflößen könnte, war auch gar nicht einmal die Rede. Niemand dachte daran, mit Antheil an dem Ganzen, eine Steigerung, Verwickelung und Entwickelung beobachten zu wollen; denn das Interesse, an keinem Punkte angeknüpft, konnte natürlich auch nicht fortgesetzt werden. — Da sank die Oper, die das größeste Kunstwerk sein kann, zu einem bloßen Reiz der Sinne hinab, bei dem noch dazu das Ohr geringer bedacht wurde, als das Auge; und Spontini ist der einzige Componist, dem dieser schwere Vorwurf zu machen ist. Zum Glück ist die Verirrung hierbei so groß, daß sie sich nicht gefährlich verbreiten und fortpflanzen kann. Denn nur Jemandem, dem, wie Spontini, alle äußern Mittel, so bis zur Verschwendung zu Gebote standen, um seine Blöße zu verstecken, könnte es einfallen auf dieser Bahn fortschreiten zu wollen. Eine unwürdig schmeichelnde Kritik hat zwar oft von dem Erfolg und Werth auch dieser Oper und des nachfolgenden Alcidor gesprochen; allein, ohne sie nur einer Widerlegung

werth zu achten, stellen wir ihr nur die einzige Frage: „Warum sind Nurmahal und Alcidor noch auf keinem Theater in Europa, außer auf dem unsrigen, zur Aufführung gekommen? —

Alcidor.

Um zu zeigen, wie wenig mein Wille, als Gegner Spontini's aufzutreten, thätig gewesen ist, bevor ich, durch seine Werke dringend dazu getrieben, gar nicht mehr umhin konnte, es zu werden, ohne durch ein absichtliches Verschweigen der Aufrichtigkeit meiner öffentlichen Beurtheilungen Eintrag zu thun, muß ich erzählen, wie ich mit dieser Oper bekannt geworden bin. Am Tage der ersten Aufführung derselben befand ich mich in einem musikalischen, sehr gebildeten Kreise, natürlich war der Gegenstand des Gesprächs diese Oper. Man erwartete noch einige Freunde, die sich im Theater befanden, und war sehr gespannt, das Urtheil derselben zu vernehmen. Diese kamen endlich, brachten das Textbuch mit, und erstatteten über die einzelnen Nummern Bericht. Dieser fiel so aus,

war so satyrisch, zeigte so ganz und gar keine Spur davon, daß die Oper nur auf irgend einer Seite Begeisterung, oder wenigstens Interesse erregt hätte, daß ich, der ich damals noch immer vor Spontini's großem Namen Ehrfurcht hatte, (Nurmahal war mir ja noch unbekannt), und viel leichter an seinen Tadlern, als an ihm zweifelte, sehr ernst die Parthie des Componisten nahm, und behauptete, trotz dem, daß viel Mangelhaftes darin sein möge, so sei Spontini doch wohl schwerlich im Stande, ein Werk zu schreiben, in welchem so gar keine Züge von Größe enthalten wären. Als ich indeß das Textbuch zur Hand nahm, (die erste Ausgabe desselben war eine wahrhafte Musterkarte von Unsinn, auch im Einzelnen, indem darin unter andern auch der berüchtigte praktikable Wolkenweg vorkam), da wurde mir's freilich begreiflich, daß ein solches Gedicht auch nicht den Schimmer eines Interesses hervorzubringen im Stande sei. Ich schob daher die Schuld ganz auf den Dichter, ja ich hatte den Übersetzer sogar in Verdacht, er habe, um Spontini einen Possen zu spielen, satyrischer Weise fast Alles in's Lächerliche gezogen, was

ernst sein sollte. Denn von einer solchen Diktion und namentlich von solchen Nebenbemerkungen zur Erklärung dessen, was durch sich selbst und seine Erscheinung auf der Bühne klar sein sollte, hatte man bis dahin wohl noch kein Beispiel in der Welt. — Genug, der Streit wurde zwar noch eine Zeit lang fortgeführt, allein, wie natürlich, konnte er zu keinem Resultat führen, da die Vertheidiger der Oper nur die waren, die sie nicht gehört hatten. Indeß hatte sich meiner doch eine Ahnung bemächtigt, die durch das Urtheil der Sachverständigen über Nurmahal verstärkt wurde, die mich abhielt, die Oper zu hören, weil ich mir den Grad der Achtung, den der Componist der Vestalin und des Kortez von mir forderte, und welche sich nach der Olympia doch noch erhalten hatte und erhalten konnte, nicht gern vermindern wollte. Nurmahal galt mir damals für eine einzelne Verirrung, die durch Umstände veranlaßt sein mochte. Vielleicht, dachte ich, war der Componist gezwungen, diesen Text in Ermangelung eines andern zu wählen, vielleicht war er in der Zeit, oder durch Gesundheits-Umstände beschränkt — kurz,

was konnte nicht alles dazu beitragen, daß ein Werk mißlungen war? In der Erwartung alſo, daß bei gehöriger Muße, bei richtiger Auswahl des Stoffes Herr Spontini doch auch wieder ein großes Werk hervorbringen werde, legte ich meiner Neugier die Zügel an, und hörte beide Opern nicht, obwohl ich dadurch faſt wie ein Mondbürger in Berlin erſchien, der von dem nicht mitzuſprechen wußte, was der ganzen Stadt bekannt und geläufig war. Selbſt die Erzählung von der verſchwenderiſchen Pracht in beiden Opern reizte mich nicht an, meinen Vorſatz zu brechen. Indeß erſchien eine gehoffte neue, große, bewundernswerthe Oper von Spontini nicht, ſo ſehr man darauf wartete; es blieb mir daher nichts übrig, als mich in Geduld zu faſſen, oder überhaupt darauf zu verzichten, jemals wieder ein neues Werk von Spontini zu hören. — Indeß übernahm ich einen Theil der politiſchen Redaktion der in Berlin erſcheinenden Voſſiſchen Zeitung, und mit demſelben zugleich die Verpflichtung, über die wichtigeren muſikaliſchen Erſcheinungen auf den königlichen Bühnen Bericht zu erſtatten. Jetzt erſt beſtimmte mich mein Verhältniß, Sponti-

ni's neueste Opern zu hören. Der Zufall wollte, daß Alcider den Anfang machte. Ich ging mit der Fassung hin, (denn das Urtheil jener Musikfreunde war indeß so zum allgemeinen geworden, daß ich keinen Zweifel mehr in die gemäßigte Richtigkeit desselben setzte,) ein mißlungenes Werk voller verkehrter Tendenzen und blendender Effecte zu hören, an dem aber so viel Äußerliches in Erstaunen setzen werde, daß ich wenigstens den Genuß eines Kleinstädters zu haben hoffte, der zum ersten Mal in die Residenz kommt und sich über Alles verwundert. Ich setzte mich demnach vor den Vorhang und vermeinte, dieses Wunderwerk an äußerer Pracht, von dem ganz Berlin seit Jahren gesprochen hatte, werde bewirken, daß ich, (sit venia verbo,) Mund und Nase aufsperren müßte. Leider aber wurde nur die Hälfte wahr, nämlich nur der Mund sperrte sich unwillkührlich auf zum Gähnen, und dagegen mußte ich noch die Ohren zuhalten, weil ich ganz betäubt von dem rasenden Lärmen wurde. Außerdem daß die Musik nun wirklich auch unter meiner geringsten Hoffnung war, konnte ich auch der sogenannten Pracht keinen Geschmack abgewinnen,

denn sie erschien mir im Gegentheil so geschmacklos, daß ich, wie gesagt, nichts empfand als den stärksten Widerwillen und die tödtlichste Langeweile. So tief hatte ich nicht geglaubt, daß der Komponist der Vestalin gesunken sein könne; zugleich aber erschreckte ich davor, wie er es dahin gebracht hatte, den Geschmack nach und nach so verderblich zu verwöhnen, daß die Erscheinung und Duldung eines solchen Werkes nur möglich geworden war. Jetzt segnete ich es, daß mein seltsamer Eigensinn, oder wie ich es sonst nennen möchte, mich, während ich die neueren Werke anderer Componisten eifrig hörte, und ihre Richtung verfolgte, abgehalten hatte, mich an Spontini's Verfall nach und nach zu gewöhnen. In der That glaube ich, nur darum war es mir möglich, den Standpunkt dieses Werkes ganz in seiner Schärfe aufzufassen, weil ich mich wie durch ein glückliches Wunder fern von dem Strudel gehalten hatte, der sogar nicht talent- und einsichtslose junge Männer nach und nach so fortgerissen hat, daß sie sich der Bande, in denen ihr Geschmack und ihr Urtheil gefesselt ist, gar nicht mehr bewußt wer-

den können. So gefährlich ist der Einfluß einer bösen Zeit! —

Als die Vorstellung zu Ende war, mischte sich in meinen Unwillen ein satyrisches Gefühl; ich kam mir fast wie ein leichtgläubiger Enthusiast vor, der sich von dem Ideal, das er sich von dem Wesen eines großen Mannes gebildet hat, durch eine derbe Wirklichkeit recht gründlich geheilt sieht. Diese Stimmung übertrug ich sofort auf das Werk, und da ich in der That nicht fand, daß es der Mühe lohne, Etwas, dem gar keine Verdienste zuzusprechen waren, und das sich schon als ein altes Übel eingewurzelt hatte, mit Gründen anzugreifen, sondern deutlich fühlte, man müsse es entweder ohne Weiteres mit Stillschweigen übergehen, (dazu war es aber durch die Verhältnisse zu wichtig geworden), oder ironisch behandeln: — so wählte ich das letztere und schrieb einen kritischen Aufsatz in der Vossischen Zeitung, der, so handgreiflich die Parodie war, von den blinden Verehrern Spontinis doch größten Theils für baare Münze genommen wurde. Nichts war geeigneter, mir die Augen über das Urtheil dieser Herren zu öffnen. Ich hatte schwarz behauptet, wo weiß war; ich hatte

Ja gerufen, wo alle Welt Nein schreien mußte; hatte von Dingen rühmend gesprochen, die gar nicht vorhanden waren, und doch, — weil das Ganze wie ein unverschämter Panegyricus aussah, und daher in den Kram und Ton der Herren paßte, — und doch hielten sie es für Ernst! Ich bin überzeugt, daß sie es jetzt abläugnen werden, aber damals, (weil ich mich unter dem Aufsatz nicht genannt hatte, indem ich fürchtete, daß der erste Eindruck des Scherzes verloren gehen würde, wenn man meinen Namen darunter lese, da man mir bei meinen sonst schon über Spontini gethanen Äußerungen, die von seinen besten Werken doch nur mit bedingtem Lob sprachen, gewiß von vorn herein dieses unsinnige Lob nicht zugetraut hätte), damals, sage ich, habe ich als anonymer Verfasser unzweifelhafte Proben davon gehabt, daß viele jener Bewunderer reinen Wein zu trinken glaubten. Ja sogar von einem Manne, der hier lange Zeit die musikalisch-kritische Feder geführt hat, wurde die Sache für Ernst genommen; und es gehörte doch nur die Kenntniß des musikalischen a. b. c. dazu, um zu merken, daß ich den baarsten Un-

sinn behauptet hatte. In der That dadurch wurden mir erst die Augen über die Kritik geöffnet, die Spontini zum Gegenstande ihrer ungemessenen Lobpreisungen gemacht hatte. Die schätzenswertheste war so gutmüthig unwissend, daß sie den gröbsten Betrug nicht merkte; — was soll man von der andern sagen? Entweder muß man ihr bachantische Raserei oder die gemeinste Verkäuflichkeit verwerfen; leider ist die letztere namentlich in Berlin nur zu häufig, zum Glück aber auch notorisch genug, als daß wir hier durch dieselbe getäuscht werden könnten. Doch jam satis superque!

Fernere Verdienste Spontini's um die Oper in Berlin, nebst der Lehre von den Kunstgriffen ein Haus zu füllen.

Es ist nicht schwer, die Geschichte dessen, was Spontini in Berlin that, weiter auszuführen. Seine Opern, und immer wieder seine Opern wurden gegeben. Mit Pracht und Glanz, und allen den Mitteln zum Ver-

blenden des Publikums ausgestattet, und die einzigen, die auch musikalisch gut ausgeführt wurden, mußten sie ein Publikum finden. Und dennoch! Wie oft würden sie vor leeren Bänken gespielt worden seyn, (häufig sind sie es auch), wenn nicht alle Mittel angewendet werden wären, um das Haus zu füllen, sei es auf welche Art es wolle *).

Dies geschah, und geschieht noch, und es muß jedem, der es bemerken will, mit schlagender Deutlichkeit ins Auge springen, was man alles thut, um die Sitze zu füllen, wenn auf dem Zettel Spontini's Name steht. Eigentlich sind diese Operationen nicht mehr Mittel, sondern Kunstgriffe zu nennen. Sobald nämlich eine festliche Gelegenheit eintritt, z. B. etwa Fremde von Bedeutung hier sind, deren erste Anwesenheit im Theater theils eine große Menge Personen ihrer Verhältnisse wegen zum Besuch desselben nöthigt, oder auch viele Neugierige herbeizieht: sogleich wird eine Oper von

*) Wie freigebig Herr Spontini mit Billets zu seinen Opern war und ist, wollen wir hier nicht einmal in Anschlag bringen.

Spontini gegeben. Wer erinnerte sich, an solchen Tagen etwa eine Oper von Spohr oder Weber oder irgend einem andern Componisten gesehen zu haben. Und ist es der Fall gewesen, so werden gewiß Hindernisse für Spontini's Werke obgewaltet haben, oder im besten Falle wäre es eine rarissima avis zu nennen. Doch damit man mir nicht vorwerfe, daß ich nur allgemein hin behaupte, weil solche allgemeine Behauptungen fast nicht zu widerlegen sind, so werde ich die Beispiele solcher Kunstgriffe aus meiner nächsten Erinnerung nehmen. Niemand wird leugnen, daß das erste Auftreten einer fremden Tänzerin, der ein bedeutender Ruf von Grazie und Kunstfertigkeit vorangeht, für unsere Hauptstadt eine sehr reizende Einladung zum Theater ist. Mlle. Fourcisy kam hier an; in welcher Oper tanzte sie zuerst? In der Vestalin. Natürlich war es drückend voll, und es sah doch wenigstens so aus, als habe die, obgleich höchst verdienstvolle, aber doch zum Überfluß oft gehörte Musik das Publikum angezogen. Ein ähnlicher Fall war es mit Herrn Samengo, und besonders mit einem Pas de cinq, welches dieser Künstler

zum allgemeinen Beifall einstudirt hatte. So ließen sich, wenn man es hätte beachten wollen, noch tausend kleinere und größere Veranlassungen und Kunstgriffe auffinden, die die Opern Spontini's füllen müssen*). Kein fremder Sänger von Bedeutung kommt hieher, der nicht, wenn es seine Mittel irgend erlauben, in einer Oper von Spontini sänge, und wo möglich seinen Debüt darin hielte; aber nicht etwa, weil er diese Rollen für die günstigsten hielte, sondern um dadurch die Gunst des Herrn General-Directors zu erhalten, die ihm dann natürlich später auch wieder förderlich ist. So sang Mlle. Heinefetter z. B. zum ersten Male in Kortez; und gewiß würde Dem. Schechner auch in einer Oper von Spontini debütirt haben, wenn sie eine dieser Partien bereits einstudirt gehabt hätte. Erst hier mußte sie daher die höchst schwierige und angreifende, freilich aber auch sehr dankbare Partie der Ju-

*) Unter andern, daß Aufführungen Spontinischer Opern oft 8 Tage zuvor in den Zeitungen angekündigt werden, jede andere Vorstellung aber nur 2, höchstens 3 Tage zuvor.

lla einſtudiren, und dadurch wurde das Haus dreimal bei der Vorſtellung der Veſtalin gefüllt. Ja ſogar Dem. Sonntag, für die die Opern Spontini's das Ungünſtigſte ſind, was es geben kann, wird als Nurmahal, (wie wir aus ihrem eignen Munde gehört haben), auftreten; eine Partie, die ſich gewiß keine Sängerin wählen würde, die nicht Rückſichten zu nehmen hat. Denn ſchwerlich möchte Jemand ſich beſonders aufgelegt fühlen, eine ganze Rolle auswendig zu lernen, um ſie einmal und vielleicht nie wieder zu ſingen, da andere Städte und Länder noch nicht ſo glücklich ſind, dieſe Oper zu hören.

Abermals Spontini's fernere Verdienste um unsere Oper, nebst einigen Winken darüber, wie man dem schlechten Geschmack, den das Publikum an anderen Komponisten hat, steuern könne.

Wir haben dieß und das vorige Kapitel überschrieben: Spontini's fernere Verdienste um die Oper in Berlin. Man sieht, sie sind nicht gering; denn wirklich hat er mit seltener Erfindungskraft alle Mittel herbeizuschaffen gesucht, uns mit fünf Opern sieben Jahre zu ernähren, und doch der immer wieder aufgesetzten Speise stets eine neue Würze beizumischen. Offenbar ging Herr Spontini von dem Prinzip aus, daß man den Geschmack eines Publikums auch wider seinen Willen bilden müsse, und fast möchten wir glauben, er sei mit seinem großen Werk beinahe zu Stande gekommen. Er hat es aber auch nicht nur einseitig angefangen, nämlich positiv, indem er die eignen Opern mit allen fremden Reizmitteln so lange anziehend machte, bis das Publikum herangereift war, die innere Trefflichkeit derselben einzusehen; sondern auch ne-

gativ, indem er es vom Schlechten dadurch zu entwöhnen suchte, daß er es nur höchst selten und in möglichst ärmlicher Umgebung vor uns auftreten ließ. Unter diesem Schlechten verstehen wir die unbedeutenden Opern, die allen Geschmack verderbenden Werke anderer Componisten, selbst den veralteten Mozart nicht ausgenommen. Konnte er uns gleich diesen Götzen nicht nehmen, so hat er doch wenigstens das Seinige gethan, um den Dienst desselben so reizlos als möglich zu machen. — Außer der bereits erwähnten, durchaus verkehrten Behandlung des Don Juan, werden nämlich die andern Opern dieses unerreichten Meisters so nachlässig dargestellt, daß es eine wahrhafte Schande ist, und namentlich der Schreiber dieses sich oft recht ernstlich schämen mußte, wenn fremde Künstler in Berlin anwesend waren, und diese über die Barbarei, mit der wir die ersten Opern der Welt behandeln, ihr unverhohlenes Erstaunen gegen ihn aussprachen. So weh es thun muß, wenn man einzelnen Personen dabei zu nahe tritt, so zwingt mich doch hier eine höhere Rücksicht, die auf das Ganze, und das Recht, was die Wahrheit

hat, dazu. Wie wäre es nämlich möglich gewesen, wenn eine Direction Achtung vor einem großen Musiker hat, daß z. B. die Rolle des Blondchens in Belmont und Constanze so lange Jahre durch Mlle. L — gesungen werden *) durfte? Jede Künstlerin ist achtungswerth an ihrer Stelle, und deßhalb wollen wir dieser selbst dadurch nicht den mindesten Vorwurf machen. Aber jeder und gewiß Dem. L— am ersten wird unbedingt zugeben, daß ihre Fähigkeiten an Stimme, Anlage und Ausbildung derselben für eine solche Partie nie hinreichend gewesen sind, am wenigsten aber in der letzten Zeit. Außerdem ist es, die Barbarei gegen den großen Componisten ungerechnet, auch eine Schonungslosigkeit gegen einen Künstler selbst, wenn man ihn zu Leistungen zwingt, die sei-

*) Warum erhält nicht Madame Seidler diese Partie? Sie würde ihr allerliebst stehn, und wenn wir auch nicht wüßten, daß Mad. Seidler eine viel zu vernünftige Künstlerin ist, um eine zweite Partie von Mozart nicht mit Freuden zu übernehmen, so müßte doch im Gegenfalle hier ein Director, der mehr als ein Schatten ist, seine Auctorität gebrauchen.

ner Natur entgegen, seinen Kräften unerreichbar sind. Denn zehnmal für einmal sind wir Zeugen gewesen, daß Mlle. L — in der Rolle des Blondchens förmlich von dem unwilligen Publikum verspottet wurde; und wer fühlt nicht, daß dieß eine Kränkung und Mißhandlung eines weiblichen Wesens ist, die dasselbe aufs Tiefste verletzen muß? Und doch war der Unwille des Publikums natürlich und gerecht; nur gegen ein falsches Ziel war er gerichtet. In dem kleinsten französischen Theater würde man den Director durch lautes Rufen auf die Bühne gefordert haben, und wehe ihm, wenn er nicht erschienen wäre, und sich demüthig für den Mangel an Achtung gegen das Publikum entschuldigt hätte! Herr Spontini selbst hat dieß in Paris öfters erfahren. Hätte er dadurch nur den Grundsatz in sich befestigt, daß man ein Publikum mit der größten Achtung behandeln müsse; allein er scheint, wenigstens für die gutmüthigen Deutschen, gerade das Gegentheil als Maxime seiner Handlungen angenommen zu haben, und den Grundsatz festzuhalten, das Publikum müsse sich nach der Direction richten.

Es würde ein eignes Buch füllen, wenn ich alle die Mißhandlungen, die klassische und beliebte Komponisten bei unserm Theater erfahren haben, und noch täglich dulden müssen, anführen wollte. Ich werde daher nur noch an Einiges aus der neusten Zeit erinnern. Denn wer hat einen Kalender darüber geführt, wie es sonst gewesen ist? — Als wahre Entwürdigung für die Bühne Berlins citire ich daher zuerst die Aufführung der Zauberflöte vor einigen Monaten, von welcher schon die Zettel förmlich zum Gespötte der Stadt wurden. Nicht viel besser war der Freischütz vor Kurzem bedacht werden, als Demois. Schechner in der Rolle des Ännchen auftrat*). Ähnlich ging

*) Als Nebensache, die aber auch beweist, in welcher Ordnung unser Orchester ist, und wie viel Achtung die Dirigenten desselben gegen das Publikum haben, muß hierbei erinnert werden, daß, als in jener Vorstellung die beiden Arien Annchens da capo gerufen wurden, und die gastdarstellende Künstlerin dieser Forderung der Versammlung genügen wollte, das Orchester eigenmächtig nicht von neuem anfing. Ob, wie man sagt, eine Absicht dabei im Spiele gewesen sey, oder nur die allergröbste Nichtachtung

es mit dem Titus, als Mlle. Heinefetter den Sextus sang. Weniger waren es da die darstellenden Künstler, als die Aufführung im Ganzen, wodurch das Meisterwerk verdorben wurde. Die meisten Tempi wurden verschleppt, kein einziges großes Stück ging gehörig zusammen, die Chöre, (außerdem daß sie fast immer mit abstoßender Rohheit und Gemeinheit des Ausdrucks gesungen wurden), waren nicht sicher beisammen — kurz die Aufführung war so mangelhaft, daß nur die treffliche Darstellung der Gastspielerin es vermochte, für den Unwillen, der sich eines Jeden bemeistern mußte, zu entschädigen. Wenn ich mich in meinen öffentlichen Beurtheilungen mäßiger über dergleichen geäußert, oder gar geschwiegen habe, so hat dieß erstlich den Grund, daß ich da, wo der Raum mir die Ausführlichkeit des Beweises verbietet, (er kann auch in einer hauptsächlich politischen Zeitung keine Statt finden), mich mit Andeu-

---

des Publikums aus Bequemlichkeit, das ist einerlei. So viel ist aber gewiß, daß in Paris der Dirigent und der erste Violinist schwerlich heil davon gekommen wären, und der Director des Theaters hätte sich verantworten müssen. Und mit Recht.

tungen begnüge, und zweitens den, daß eine vielleicht zu streng gehandhabte Censur jeden Tadel, der die Leitung des Theaters, die eigentliche Direction, angeht, ohne Weiteres, selbst wenn er sehr gemäßigt ausgesprochen worden ist, zu streichen pflegt. — Es bedürfte weiter keiner Beispiele, da unter den in Berlin lebenden sachkundigen Männern diese Vernachlässigungen fremder Opern längst der Gegenstand allgemeiner Klagen sind, wenn nicht ein dreimal hinter einander wiederholter, höchst grober Verstoß in der größesten Oper, die die musikalische Welt kennt, noch einer ausdrücklichen Rüge bedürfte. In Gluks ewiger Iphigenia ist die Besetzung in der Art gewesen, daß das ganze Publikum in verspottendes Gelächter ausgebrochen ist, und sogar an einem Tage, (es war das Geburtsfest unseres hochverehrten Königes), wo außer dem ernsten Eindruck, den diese Oper erregen muß, auch jedes Herz von erhebenden Gefühlen anderer Art durchdrungen war. An einem solchen Tage hätte man das nicht ganz schickliche Lachen wohl unterdrücken können, aber die Veranlassung dazu war fast unwiderstehlich. Herr Kiekebusch

sonst den Scythen, der die Ankunft Orest's und Pylades dem Könige ankündigt, so ohne alle Ahnung von dem, was dazu gehört, daß er den Spott gewisser Maaßen herausforderte. Geschah dies einmal, so mochte man sagen, die Direction hat sich verrechnet, versehen, obwohl man wohl mehr Einsicht von ihr fordern könnte. Die anstößige Scene aber wiederholen, den Sänger zum zweiten und dritten Mal auslachen lassen, das ist ein schweres Vergehen gegen ein Kunstwerk. Hat Herr Spontini dies aber verschuldet? Er war ja in Töplitz! Obwohl es ihm, nach unserer Meinung, besser angestanden hätte, die Leitung der Oper an dem Geburtsfeste eines gegen ihn so huldreichen Königs selbst zu übernehmen, und so durch thätigen Eifer in seinem Wirkungskreise zur Verherrlichung dieses Festes beizutragen, indem darin eine aufrichtigere Huldigung liegt, als wenn er sich zu diesem Tage an den Aufenthaltsort des Monarchen begiebt: so wollen wir doch diesen Punkt unerörtert lassen. Aber dennoch muß die Frage: Ist Hr. Spontini an jener anstößigen Scene Schuld, mit Ja beantwortet werden. Denn, hätte er von jeher darauf gehalten, daß fremde Kunst-

werke gleich den seinigen immer mit der höchsten Vollkommenheit, die die vorhandenen Mittel gewähren können, ausgeführt würden, so würde man, aus Furcht vor seinem gerechten Zorn, es nicht gewagt haben, in der ersten Oper der Welt selbst die kleinste Rolle so zu besetzen, wie es leider wirklich geschehen ist. Wenn aber die Vernachlässigung der Opern, die nicht von Spontini componirt sind, schon zur Tagesordnung gehört — wer ist dafür verantwortlich? Ich glaube die Antwort ersparen zu können.

Was Herr Spontini für unsere Oper gethan, insofern ihm die Ergänzung und Erhaltung des Personale obliegt.

Es möchte hingehn, daß der General-Direktor einer Oper kein guter Orchester-Dirigent ist. Ein Fehler ist es gewiß, indeß er ist zu ersetzen, (da der General-Director selten selbst, ja fast ausschließlich nur seine eigenen Opern dirigirt), wenn man tüchtige Kapellmeister und Musikdirectoren hat. Diese in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten, wo sie Mißgriffe ma-

chen, dieselben zu verbessern, das ist alsdann das Amt des General-Musikdirectors. Ohne Zweifel haben wir sehr brauchbare Männer zur Leitung unseres Orchesters; aber theils die Gewohnheit, daß es eben nicht genau mit andern Opern genommen wird, theils die übermäßige Anstrengung, die für Spontini's Werke gefordert wird, bewirken, daß sie das Orchester und Theaterpersonale bei weitem nicht so in Ordnung erhalten, als es geschehen würde, wenn noch ein äußerer Antrieb da wäre. Überdieß sind diese Männer zum Theil bereits in einem vorgerückten Alter, und bedürfen bei den vielen Geschäften mehrerer Erhohlung, ja wir hören sogar, daß Herr Kapellmeister Seidel selbst wünsche, sein Amt, das er in frühern Jahren mit Eifer und Kraft geführt hat, niederzulegen. Schon seit längerer Zeit war daher die Rede davon, und wurde das Bedürfniß gefühlt, einen jungen, thätigen, kenntnißreichen Mann zu engagiren, der mit der nöthigen Einsicht auch diejenige körperliche Rüstigkeit verbinde, die das nicht leichte Geschäft erfordert. Hat Herr Spontini für einen solchen gesorgt? Nein. Herr Möser ist vom Concertmeister zum Musik-

director erhoben worden. Wer wird diesem ausgezeichneten Virtuosen seine großen Verdienste streitig machen wollen? Ob er sich aber zum Musikdirector so eignet, wie zum Concertmeister, das möchten wir bezweifeln. Der Concertmeister, dem insbesondere die Führung des Orchesters bei reinen Instrumentalstücken obliegt, muß eben so nothwendig ein tüchtiger Geiger sein, als es dem Kapellmeister fast unerläßlich ist, Klavierist zu sein, wenigstens so weit als dies nöthig ist, um aus der Partitur mit Sicherheit begleiten zu können. Dies ist aber eine Fertigkeit, die Herrn Möser abgeht. Wenn es also darauf ankommt, in den ersten Proben zu begleiten, unerfahrene Sänger zu leiten, ihnen ihre Parthien einzustudieren u. s. w., so glauben wir, daß Herr Möser diesen Theil seines Amtes wenigstens nicht mit der Geschicklichkeit handhaben wird, die wir so oft an ihm bewundert haben, wenn es ihm darauf ankam, ein großes Instrumentalstück auf der Violine sicher zu leiten. Ja selbst wenn wir das Klavierspiel nicht für unumgänglich nöthig hielten, so muß ein Musikdirector (der sich vom Kapellmeister nur durch den Titel unterscheidet), doch

eine gründliche Kenntniß der Gesangskunst besitzen, er muß so viel dramatische Einsicht haben, um auch in dieser Beziehung bei seinem Personal ein Übergewicht geltend machen zu können, und muß endlich nothwendig, um sein Ansehn bei der Kapelle zu behaupten, in so weit selbst Componist sein, daß er sich dadurch in der musikalischen Welt wenigstens einen Namen gemacht hat, der, wenn er auch nicht immer ein berühmter sein kann, doch durch die öffentlich entwickelten Kenntnisse in der Musik ein geachteter sein soll. Von allen diesen Eigenschaften hat wenigstens der durch Herrn Spontini eingesetzte Musikdirector öffentlich nirgend einen Beweis geliefert. Und so berühmt sein Name als Virtuose, so bekannt sein guter Ruf als Concertmeister ist, so weiß doch Niemand etwas von einem Möser, der durch die eben genannten Eigenschaften, die ihn zum Kapellmeister tüchtig machten, sich geltend gemacht hätte. Wenn also Herrn Spontini's Wahl auf diesen Mann fiel, so fügte er dadurch seinem Orchester einen doppelten Nachtheil zu: er raubte ihm einen vorzüglichen Führer an der Violin, und gab ihm einen, wenig-

stens nicht in allen Theilen seines neuen Amtes brauchbaren Dirigenten am Pult. Ob der General-Musikdirector Gründe zu dieser Wahl gehabt haben mag, die nicht die wesentlichen waren, das will ich durchaus unerörtert lassen, weil ich mich hier nur auf das Faktische beschränke. Wenn ich aber keinen Grund dieser Art annehmen will, so bleibt nichts anderes übrig, als daß er eine urtheils- und kenntnißlose Wahl getroffen hat. Beides Eigenschaften, die einen General-Musikdirector nicht eben zieren. — Aber auch angenommen, daß Herr Möser seiner Stelle im weitesten Umfange zu genügen vermöchte, so ist doch noch außer ihm ein neuer Kapellmeister erforderlich, der den beabsichtigten Abgang des Herrn Seidel ersetzen soll. Schon seit längerer Zeit ist davon die Rede gewesen, hat aber Herr Spontini wohl die Wahl eines solchen getroffen? Hat er sich nicht vielmehr sehr geschickte und achtungswerthe Männer entgehen lassen? Wir nennen z. B. nur den berühmten Ferdinand Ries, der sich um diese Stelle bewarb, und den talentvollen Reissiger, der nach Dresden berufen worden ist, aber gewiß hier eine seinen Kenntnissen und Leistungen ange-

messene Stelle sehr gern angenommen haben würde. Aber es scheint, Herr Spontini achte es nicht eben der Mühe werth, sich um die in Berlin lebenden Musiker zu kümmern, falls sie ihm nicht als Schriftsteller oder Gehülfen zu den Opern, die er nicht vollenden kann, nothwendig werden. Von einem Verkehr, der aus einem gemeinschaftlichen Kunst-Interesse entspringen sollte, ist bei ihm nicht die Rede. Er muß sich natürlich viel zu erhaben über die Deutschen fühlen, als daß er mit ihnen umgehen sollte. Es ist nicht die Sprache, die sie trennt, denn die meisten unserer Musiker verstehen, ohne 7 Jahre in Paris gewesen zu sein, wohl so viel Französisch und Italienisch, um mit Herrn Spontini verkehren zu können, sondern es ist der ganz verschiedene Sinn, der ihn von diesen Männern zurückhält. Auch dadurch, durch seine Lebensweise bekundet Herr Spontini deutlich genug, daß er nicht ein künstlerisches Streben hat, sondern eines, was sich durchaus andere Ziele vorsetzt.

Righini war auch ein Italiener, aber er stand mit allen Musikern dieser Stadt in ei-

nem freundschaftlichen Verkehr. Wenn aber auch Herr Spontini keine Neigung zu Verbindungen der Freundschaft mit den hiesigen Künstlern hätte, (wir sind weit entfernt, sie ihm aufzudringen), so möchte doch der Umgang mit denselben in so fern sehr ersprießlich für ihn sein, als er Vieles von ihnen lernen könnte, und namentlich schwerlich Nurmahal, Alcidor und Agnes von Hohenstaufen so componirt hätte, wie wir sie leider gehört haben, wenn er den Rath, die Einsicht und das Talent derjenigen hier lebenden Künstler benutzt hätte, die nicht in einem dienstlichen Verhältniß zu ihm stehen, und folglich ein ganz freies Wort gesprochen haben könnten. Auf diese Art würde Herr Spontini auch bei weitem mehr und genauer mit der deutschen Musikwelt bekannt geworden sein, und wahrscheinlich besäßen wir dann, da wir den redlichen Willen des Herrn Ritters nicht bezweifeln, bereits einen jüngeren tüchtigen Führer unserer Opern, etwa wie das Theater der Königsstadt darin so vortrefflich versehen ist. —

Es ist aber nicht genug, daß ein Orchester einen Kapellmeister habe, es bedarf auch tüch-

tiger Mitglieder. Herr Spontini fand das unsrige in dieser Beziehung gewiß vortrefflich versehen. Ob er noch hie und da Individuen für einzelne Instrumente angeworben habe, wissen wir nicht genau. Hierin ist ihm aber durchaus kein Vorwurf zu machen, denn wir haben wenigstens nie bemerkt, daß irgend ein Mitglied unseres Orchesters untüchtig für sein Instrument sei. Daß aber Herr Spontini durch seine Art sich gegen diese verdienten Männer zu benehmen uns auch hier mehrere empfindliche Verluste zugefügt habe, davon zeigt unter andern die Entlassung der trefflichen Gebrüder Bohrer, die ihren Hauptgrund nur in dem Mißverhältnisse zwischen ihnen und dem General-Director hatte. Ein anderer Vorfall wird so erzählt, daß er mir ganz unglaublich scheint. Ohne mich für die Wahrheit desselben zu verbürgen, berichte ich ihn, wie er mir dargestellt worden ist; schon um deswillen halte ich dies für meine Pflicht, weil dadurch vielleicht die Bekanntmachung des wahren Verhältnisses der Sache erfolgen, und so ein falsches Gerücht, eine entstellende Erzählung des Faktums überzeugend widerlegt werden wird, was vielen da-

bei betheiligten Männern wichtig sein muß. Der Musiker K.... im Orchester hatte sich schon mehrerer Subordinations-Vergehen schuldig gemacht; es kam ein neuer Fall dieser Art vor. Herr Spontini berief hierauf (so erzählt man) den sogenannten Ausschuß der musikalischen Direction, und machte ihm den Vorschlag, den K.... dadurch zu schrecken, daß man ihm mit der Entlassung drohe. Damit aber die Drohung nicht blos leer erscheine, so solle ein Aufsatz gefertigt werden, in welchem der Ausschuß seine dahin Meinung ausspreche, daß der K.... die Entlassung verdient habe. Diesen Aufsatz sollten sämmtliche Mitglieder des Ausschusses unterzeichnen, Herr Spontini wollte ihn dann dem K.... zeigen mit der Drohung, daß man im Wiederholungsfalle seines Vergehens Gebrauch davon machen werde. Dies wurde von dem musikalischen Direktions-Ausschuß gebilligt und geschah; statt aber dem K.... nur damit zu drohen, so wurde jetzt gegen die eigentliche Meinung derer, die unterzeichnet hatten, ein wirklicher Gebrauch von dem Papier gemacht, und der K.... erhielt in einigen Tagen ohne Weiteres seinen plötzlichen Abschied, wodurch

er völlig außer Brod kam. Wer von den obern Mitgliedern der Theater-Verwaltung nun eigentlich diesen Mißbrauch von dem gefährlichen Papier gemacht habe, das ist aus der Erzählung, wie ich sie kenne, nicht klar. Ob er gemacht sei, dafür kann ich mich nicht verbürgen; daß aber die Ehre vieler Männer hierbei betheiligt sei, diese Sache in's Klare zu setzen, das scheint mir unbezweifelt, und deshalb halte ich es für Pflicht, sie hier in Anregung zu bringen. Ich meines Theils kann nicht daran glauben, und da der Zweck meiner Schrift keineswegs Anfeindung, sondern nur die Darstellung der Wahrheit in allen Verhältnissen unseres Theaters zu Herrn Spontini ist, so würde es mir sehr willkommen sein, wenn sie, da sie ihn oft anklagen muß, ihm hier auch einmal Gelegenheit gäbe, sich von einem falschen Verdachte, der hier den doch auch auf ihn fallen könnte, zu befreien.

Wir gehn jetzt vom Orchester zu dem Theaterpersonale über. Was hat Herr Spontini in den sieben Jahren seiner Amtsführung darin für vortheilhafte Änderungen bewirkt! Er hat den Chor verstärkt. Dies können wir

für kein Verdienst um das Theater halten, da es nur ein Bedürfniß der eigenen Opern des Herrn General-Directors war, dessen Erfüllung in diesem Grade wir schon mehrfach als einen äußern Effekt dargestellt haben, der der wahren Kunst durchaus schädlich genannt werden muß. Aber wie ist es mit den Solosängern? Auch nicht Einer von Bedeutung, den Herr Spontini angeworben hätte. Mad. Milder, Schultz, Seidler, die Herren Stümer, Bader, Blum, Devrient — alle waren sie bereits Mitglieder unserer Bühne, als Herr Spontini hier eintraf, oder wenigstens hätte man die Unterhandlungen mit ihnen eingeleitet, noch ehe er einen Fuß nach Berlin gesetzt hatte. In dieser Zeit ist aber, es läßt sich nicht läugnen, die Frische einiger Stimmen sehr geschwunden *), und es wird Zeit auf Ersatz zu denken. Ist dies geschehen? Noch nicht, so dringend nö-

*) Besonders dadurch, daß die übermäßig instrumentirten Opern Spontini's mit ihren zahllosen Proben, in denen dem durch andere Aufführungen so leicht befriedigten General-Director nie genug geschehen konnte, auch die größesten Kräfte zerstörten; denn sonst hätte eine Stimme, wie die der Madame Milder, unerschütterlich sein müssen.

thig es gewesen wäre. An die Stelle der Dem. Eunicke z. B. thut uns eine Sopranistin sehr nöthig, denn die Damen Carl und Hoffmann füllen diese Lücken jetzt noch nicht aus, viel weniger geschah es damals, und daher konnten viele Opern nur mangelhaft oder gar nicht gegeben werden; z. B. Cosi fan tutte, Figaro u. a. m. Der reizendste Ersatz, den wir für Dem. Eunicke wünschen konnten, lag nahe, er ist sogar in unsere Stadt gekommen, aber an ein anderes Theater. Vor zwei und einem halben Jahre konnte diese liebenswürdige Sängerin für uns vielleicht lebenslänglich gewonnen werden, und mit geringerem Kostenaufwande als jetzt. Aber wozu, da sie für Spontini's Opern freilich nicht nothwendig ist? Mad. Milder wird viele ihrer großen angreifenden Parthien leider nicht lange mehr singen können; Dem. Schechner würde sie trefflich ersetzt haben. Man war mit ihr in Unterhandlung, die Bedingungen waren ausführbar, und doch hat man es versäumt, sie zu engagiren. So müssen wir die größeste jetzt lebende deutsche Sängerin mit Beifällen auf einer fremden Bühne erblicken, während Berlin doch den Rang der ersten zu

behaupten sich anmaßt. Wenn hier, wie behauptet wird, andere Männer sich ins Spiel mischten, so giebt das gar keine Entschuldigung für den General-Musikdirector, dem es jetzt freilich selbst leid thut, daß er nicht früher thätig und aufmerksam genug war. Denn wenn er diesen Theil der Verwaltung nicht besorgen soll, was soll er denn thun? Machte man ihm also Schwierigkeiten, so war es jetzt an der Zeit, mit Energie aufzutreten, und durch seine so glücklich begünstigte Stellung endlich einmal Etwas für die Oper im Allgemeinen zu thun, nachdem er so Vieles zur Begünstigung seiner eigenen Opern zu erlangen gewußt hatte. Und hätte er früher geahnet, welch einen Schatz er auch für sich selbst verlor, so wäre es auch gewiß anders gekommen. Doch müssen wir jetzt nur froh sein, daß es nicht geschehen ist, da wir eine Sängerin doch lieber lange für Deutschland erhalten, als sie durch übermäßige Anstrengung für einen Einzelnen zu Grunde gerichtet wissen wollen; und das wäre ihr hier unfehlbar geschehen.

Aber wie Herrn Spontini überall deplatzte Vorwürfe seiner Mißgriffe treffen, so auch hier. Nicht nur, daß er für das

Bedürfniß unserer Bühne nicht geſorgt hat, ſondern man muß ihm auch Schuld geben, daß er die Mittel derſelben noch jüngſt wieder geſchmälert hat. Herr Sieber, ein höchſt brauchbarer Sänger, der durch vieje Verhältniſſe insbeſondere an dieſe Stadt gefeſſelt wurde, iſt endlich doch dahingebracht worden, ſie zu verlaſſen, und hat unverholen geäußert, nur die Directionsweiſe des Herrn Spontini habe ihn dazu getrieben. Die Geſchichte ſeiner Entlaſſung, die Vorfälle, die dabei zum Theil in den Zimmern des Hrn. Spontini's ſelbſt ſtatt gefunden haben, ſind bekannt geworden. Ich könnte ſie hier als ſtarke Belege für meine Anſicht ausführlich auseinander ſetzen: doch weil dabei viele Perſonen betheiligt ſind, deren Verhältniſſe öffentlich zu machen ich mich nicht durch die Wichtigkeit der zur Zufriedenheit des Herrn Sieber jetzt entſchiedenen Sache für berechtigt halte, ſo verſchweige ich dieſe Dinge, und überlaſſe es denen, die Intereſſe daran nehmen, ſich durch die, die davon wiſſen, mündlich berichten zu laſſen. Daß aber der Abgang des Herrn Sieber an unſerm Theater eine ſehr ſichtbare Lücke verurſacht, das beweiſt wohl am beſten der Um-

ſtand, daß man dieſen Sänger, nachdem er kaum einige Monate fort war, zu Gaſtrollen engagiren, und ihm die einzelnen Abende, wie billig, theuer bezahlen mußte, wenn man nicht in der Verlegenheit ſein wollte, ganz das Opernsgeben einzuſtellen. In der That eine treffliche Ökonomie! —

Ich kann dies Kapitel nicht ſchließen, ohne noch auf ein anderes Ereigniß zu kommen, das hier zu ſeiner Zeit viel Aufſehen erregte. Ein gründlicher Muſiker, Herr Kapellmeiſter Kienlen war hier angeſtellt, und hatte die Verpflichtung, den nöthigen Sing-Unterricht der Anfänger und talentvollen Mitglieder des Chors zu leiten. Er wurde plötzlich verabſchiedet, und beklagte ſich dabei ſehr über Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren wären. Ob dies der Fall ſei, will ich nicht entſcheiden; jedenfalls aber war das plötzliche außer Brod Setzen eines Mannes, der Talente und Kenntniſſe hat, und von dem wenigſtens nirgend etwas, was ſolch ein Verfahren motivirt hätte, bekannt geworden war, eine ſehr harte Maaßregel. Ich will aber annehmen, ſie ſey, wenn auch nicht billig, doch wenigſtens nicht ungerecht oder gewaltſam

gewesen. Es kommt hier nur darauf an, zu untersuchen, ob sie für das Theater ersprießlich war. Hätte man einen andern, gleich tüchtigen Mann dafür eingesetzt, so wäre von dieser Seite nichts zu erinnern gewesen. So aber kam Herr Benelli, ein pensionirter Sänger aus Dresden, ein Italiäner, hieher. Ich unterstreiche das Wort nicht etwa, weil sich eine landsmannschaftliche Begünstigung dabei vermuthen ließe, sondern weil ein der deutschen Sprache unkundiger Singlehrer für ein deutsches Theater nur eine halbe Brauchbarkeit besitzen kann, selbst wenn er diejenigen gründlichen Kenntnisse hätte, die Herrn Benelli fehlen. Es läßt sich nicht läugnen, daß Herr Benelli den Ruf eines trefflichen Sängers gehabt hat, auch wird er in gewissen Zweigen der Gesangskunst Unterricht ertheilen können; allein gerade die Wirksamkeit, die er hier hat, ist seinen Leistungen durchaus nicht angemessen. Ich gebe nämlich zu bedenken, daß unsere Choristen und die meisten Anfänger (besonders Anfängerinnen) beim Theater ohne alle feinere Bildung sind, und daß ihnen namentlich die Kenntniß der Muttersprache, insbesondere die

der wohlklingenden Aussprache abgeht. Und nun frage ich, wie Jemand sie deutsch singen lehren will, der diese Sprache selbst nicht versteht, nicht einmal so versteht, daß er sich derselben mit gehöriger Sicherheit als Medium seines Unterrichts bedienen kann. Herr Benelli wird eher einem bereits zu einem gewissen Grade ausgebildeten Sänger eine Art von Feile zu geben vermögen, als er im Stande sein kann, das Gebäude von Grund aus aufzuführen. Dieß sehen wir auch an dem Erfolg; denn die einzige Schülerin, die ich wenigstens bis jetzt den Herrn Benelli gehört habe, Dem. Färber, hat sich in den Elementen als durchaus vernachlässigt gezeigt; dagegen wissen wir, daß es eine unserer ersten Sängerinnen nicht verschmäht hat, noch vor nicht langer Zeit Unterricht bei Herrn Benelli zu nehmen, und daß, wenn wir uns nicht irren, auch Spohr ihm eine Schülerin zugeführt hat. Überhaupt ist es aber wohl ein ganz falscher Wahn, daß der beste Unterricht von den besten Sängern gegeben werde. Einzelne Fälle will ich nicht bestreiten, aber im Allgemeinen kann nur ein ausgebildeter Musiker, der mit der Kenntniß

der Muttersprache die der italiänischen vereinigt, und dabei eine so gereifte Ansicht von der Musik, wie von der dramatischen Kunst selbst hat, daß er sich mit Bewußtseyn über die höchsten Bedeutungen derselben auszusprechen vermag, einen wahrhaft guten und gründlichen Unterricht ertheilen. Jetzt fehlt uns in Berlin ein solcher Lehrer, oder die, die der Eigenschaften dazu nicht entbehren, beschäftigen sich nicht damit. Ehemals waren es zwei, die einander in die Hand arbeiteten, Zelter und Righini; unsere besten, nach allen Seiten ausgebildeten Sänger, wie z. B. Herr Stümer, sind auch aus dieser Doppelschule hervorgegangen. — Alles andere bei Seite gesetzt, welche Unkenntniß der Bedürfnisse unserer Bühne, welche mangelhafte Einsicht in das Wesen eines Theils der Musik verrieth daher Herr Spontini, als er Herrn Benelli hieher berief! Dieser, wie man eingestehen muß, größten Theils aus der Nichtkenntniß der Sprache hervorgehende, der Theaterkasse ziemlich theuer zu stehen kommende, Fehler zeigt sich dem aufmerksamen Hörer sogar bei der Aufführung der eigenen Opern Spontini's. Denn welcher Komponist, der da

wüßte, was er hörte, würde z. B. einen solchen Vortrag der Chöre zulassen, wie wir ihn bisweilen, aber glücklicher Weise nur selten hören, nämlich da, wo die Instrumentation nicht alles bedeckt und begräbt. Ein neuer Beweis, daß die Kenntniß der Sprache einem General-Musikdirector, der es ernstlich mit seinem Amte nimmt, unentbehrlich ist *). — Diese Fakta mögen hinreichen, Herrn Spontini's Verdienste um unser Theater auch in dieser Hinsicht klar zu machen.

*) Righini, möchte man sagen, verstand ja aber auch kein Deutsch? Er war aber auch, (was Viele jetzt kaum noch wissen), Kapellmeister der italiänischen Oper hieselbst, und wurde erst, als diese einging, beim deutschen Theater in Thätigkeit gesetzt, wo man indeß bald einsah, daß er dafür nicht geeignet sey. Indeß der Fehler ließ sich ertragen, da er nicht unumschränkt an der Spitze stand, sondern den als Dirigenten sehr verdienstvollen Bernhard Anselm Weber zur Seite hatte.

Spontini's Verhältniß zu andern Komponisten.

Ich komme jetzt zu einem Kapitel, daß, wenn auch alles, was ich in den vorigen Abschnitten über die nachtheilige Theater-Verwaltung Spontini's gesagt habe, durchaus widerlegt werden könnte, allein hinreichend seyn würde, einen starken und gerechten Haß gegen seinen Einfluß auf unsere Oper zu begründen, und unverhohlen thue ich das Geständniß, daß hierin einer der stärksten Gründe liegt, die mich veranlaßten, bei meiner Kritik des neuesten Werkes dieses Komponisten jede Scheuung aufzugeben, zu der ich mich sonst für einen Kritiker nur zu geneigt fühle, weil ich wohl weiß, daß die wenigsten Künstler so erhaben über das Interesse ihrer Person sind, daß sie es in der Erwägung des Ganzen aufgehen sollten. Ein schönes stolzes Bewußtseyn, das der Wahrheit mit fester Selbstüberwindung die Ehre giebt, ist leider eine seltene Sache, und noch seltener ist jene glückliche Organisation, die einen Tadel ohne schmerzhafte Kränkung selbst dann hinnehmen kann, wenn er irrthümlich ist. In mei-

ner kurzen Laufbahn als Kritiker habe ich leider die Erfahrung gemacht, daß die entschiedenste Anerkennung der Verdienste oft nicht im Stande ist, den Künstler zu befriedigen, wenn man sich dabei auch nur eine ganz leise Andeutung des Mangelhaften erlaubt. Doch ich schweife ab. — Durch sein Verhältniß zu fremden Komponisten, davon ging ich aus, hat Herr Spontini mich vorzüglich zu dem Fehler einer heftigen Beurtheilung, die ich indeß, ich wiederhole es, durchaus nicht für ungerecht in der Sache erkennen kann, verführt. Leute, die aus eigener Erfahrung gar keinen Begriff davon haben, daß es einen reinen Eifer für die Sache geben könne, werden schnell bei der Hand seyn, hier eine Beschuldigung gegen mich zu erneuern, die ich, so weit ich mich über den Verdacht derselben hinaus fühle, bereits im Eingange dieses Werkes durch Gründe zu widerlegen gewürdigt habe. Allein, sie irren; hier wird von Männern die Rede seyn, deren Verdienst ein allgemein anerkanntes ist, und für deren Rechte sich bereits manche Stimme, unwillig über die Kränkung derselben, erhoben hat. Vorzüglich sind es zwei, Ludwig Spohr und Carl

Maria von Weber. Spohr's Verdienste, um die dramatische Musik waren bereits in ganz Deutschland ausgebreitet, als wir noch immer nur in den Journalen von ihm lasen. Endlich gewann seine Oper Jessonda, (nach meiner Meinung aber noch nicht seine beste), einen solchen Erfolg auf andern Bühnen, daß man es doch für gerathen hielt, der allgemeinen Stimme einmal Gehör zu geben, und die Aufführung dieses Werkes zu veranlassen. Daß die Freunde des Komponisten sich schon seit längerer Zeit, (ob er selbst es gethan, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen), eifrig darum bemühten, seine Schöpfungen, z. B. Faust, hier aufgeführt zu sehen, ist mir zuverlässig bekannt. Aber ein ewiges Verzögern und Hinziehen, ein, aufs gelindeste ausgedrückt, gänzlicher Mangel an Eifer dafür, (wenn nicht gar das Bewußtseyn gewisser Leute, sich verdunkelt zu sehn, Hindernisse in den Weg legte), setzten die Erfüllung dieser Hoffnung des Publikums von Jahr zu Jahr aus. Endlich kam es dahin, daß Jessonda hier auf die Bühne gebracht, und unter des Komponisten eigener Leitung so meisterhaft aufgeführt wurde, daß sie sich den größesten Erfolg er-

ward. Ohne eine mehr als anständige Ausstattung, ohne daß berühmte fremde Künstler darin debütirten, ohne daß neu engagirte Tänzerinnen darin auftraten, fand die nicht leicht aufzufassende Musik ihr großes Publikum, und verbreitete sich sogleich allgemein, sogar bis in die geselligen Kreise gebildeter Dilettanten; ein sicheres Zeichen, daß Spehrs Genius hier einen festen Boden gewonnen hatte. Was wären nun die natürlichsten Schritte eines General-Musikdirecters gewesen, der die Stimmung und die Wünsche des Publikums zu bemerken und zu achten, und zum Vortheil der Bühne zu benutzen verstände, eine Fertigkeit, die ein an der Spitze eines solchen Instituts, wie das Berliner Theater, stehender Mann doch billig haben sollte? Mit größtem Eifer, mit beharrlichster Thätigkeit auch die andern Opern dieses Meisters auf unsre Scene zu bringen, die sich bereits in dem übrigen Deutschland eine ehrenvolle Anerkennung erworben hatten, selbst da, wo der für Musik richtig ausgebildete Sinn nicht so weit verbreitet ist, als noch immer in Berlin, trotz dem, was Spontini gewirkt hat, dieses reine Urtheil zu

verderben. Statt dessen aber, was geschah? Sogar die Oper Jessonda wurde äußerst selten gegeben, so selten, daß nach einer langen Pause alles das, was der Componist mit kenntnißreichem Eifer einstudirt hatte, schon wieder verloren gegangen war, und die Aufführung durch Mangel an Präcision sich allen denen anreihete, über die ich früher gesprochen habe. — Vielleicht aber war das Haus auch immer leer? Und vielleicht sind die übrigen Opern Spohrs gegen diese so gering, daß sie darnach nicht munden könnten? — Auf beide Fragen ist ein Nein zu antworten, das man mir mehr auszuführen erlauben muß. Jedes Mal hat die Aufführung der Oper Jessonda ein volles, ja oft ein überfülltes Haus bewirkt. Ist es also nicht schon eine Betheiligung der Casse des Theaters, wenn man die Aufführung einer so ersprießlichen Oper vernachlässigt, die nicht wie die des Herrn Spontini, durch die Kosten, die ihre erste Einrichtung (und ihre jedesmalige Aufführung) verursacht, schon im Voraus alles, was sie je einbringen könnte, verzehrt? Wenn man zu einer solchen Oper noch die Spontini-

schen Reizmittel anwenden wollte *), so würde sie gleich der Vestalin für lange Jahre ein ergiebiger Quell der Einnahme werden. Also auch nur von der ökonomischen Seite betrachtet ist die Vernachlässigung dieser und ähnlicher Opern ein bedeutender Nachtheil für das Theater, den der, von dem die Aufführung derselben abhängt, zu verantworten hat. Das künstlerische Vergehen tritt aber noch schärfer bei der Beantwortung der zweiten Frage her-

Die früheren Opern Spohrs sind: Faust und Azor und Zemire. Die letztere ist, trotz eines sehr ungünstigen Sujets, eine Lieblingsoper für jedes Publikum geworden, welches sie mehrmals zu hören die glückliche Gelegenheit hatte. Einige Stücke darin, z. B. die Romanze von der Rose, sind von einer rührenden Innigkeit und Anmuth, und dadurch trotz dem, daß die Oper bei uns nicht gegeben werden ist, selbst hier allgemein bekannt und beliebt gewor-

*) Nur die nämlich, die nicht außerordentliche Kosten verursachen. Also keine neuen Dekorationen, Prachtaufzüge, Kostüme u. dgl., sondern nur die Debüts, Festtage u. s. w.

den. Die zweite Oper, Faust, ist sowohl durch ihren Gegenstand von großem theatralischen Interesse, als sie durch die Musik zu einer wahrhaft großen Schöpfung erhoben ist. Ich muß sie nach meiner Ansicht, den Fidelio von Beethoven natürlich ausgenommen, für das gediegenste und genialste Werk halten, was seit Mozart hervorgebracht ist. Und doch kenne ich sie (die Ouvertüre und eine Arie, die Herr Jäger einmal mit allgemeinem Beifall sang, ausgenommen) von keiner Aufführung her, sondern nur aus der Ansicht des Klavierauszuges. Wie aber namentlich Spohrs Musik durch seine überaus kunstreiche Instrumentation, die die größesten Effekte bei einer sehr großen Mäßigung hervorzubringen vermag, durch die vollständige Aufführung in ihrer Wirkung verstärkt wird, das haben wir schon an Jessonda erfahren. Natürlich wird jede Composition in der Gestalt, wie sie ursprünglich gedacht ist, die größeste Wirkung hervorbringen, aber bei Spohrs Musik stellt sich aus vielen, hier nicht zu entwickelnden Gründen das Verhältniß noch bedeutender als gewöhnlich, z. B. bei C. M. v. Weber. Im Faust, um auf diesen zurückzu-

kommen, ist das Wunderbare viel tiefer behandelt als im Freischützen, und tritt in der Musik, wie im Gedicht, bei weitem ahnungsvoller und schauerlicher hervor. Dabei findet Charakterzeichnung statt, wie Spontini sie nirgend aufweisen kann; überall ist ein höchst bedeutender Reichthum von Melodie und Harmonie sichtbar; an der richtigen Stelle wirken originelle Rhythmen, und nicht selten zeigt sich eine Wissenschaft in der Arbeit der Stücke, wie nur ein so völlig durchgebildeter Componist sie hervorzubringen im Stande ist, als Herr Spontini ihn noch nicht einmal zu würdigen vermag, (dies beweist die oben erwähnte Aufführung des Don Juan), geschweige daß er es selbst wäre oder werden könnte. Und dieses treffliche Werk, was so lange bei uns ganz unbekannt war — wie alt ist es? Genau weiß ich es nicht zu sagen, wohl aber das, daß C. M. v. Weber (ein großer Verehrer desselben) mir erzählt hat, er habe es, als er noch in Prag Kapellmeister war (etwa vor 15 Jahren) zuerst aufgeführt. Ist es nun nicht ganz unwürdig, daß der treffliche Componist, der seinen Ruf durch Frankreich, England, Italien und Deutschland gel-

tend gemacht hat, die Aufführung seines besten Werkes nicht einmal erleben soll? Denn wenn alle Bühnen dem Beispiele der unsrigen folgten, wo sollte er es hören? Nicht gerechnet, daß auch das Publikum darum gebracht wird. Sieben Jahre ist Herr Spontini hier; er hätte gut machen sollen, was in den sieben Jahren vor ihm (wer kann jetzt wissen, durch wessen Schuld) leider versäumt worden ist. — — Doch ich will aufhören von der Vernachlässigung eines Meisters zu reden, der noch lebt. Es möchte sonst scheinen, als glaubte ich nicht, daß er selbst Mannes genug wäre, seine Sache zu führen. Wenn er es nicht unter seiner Würde hielte, mit der Mißgunst zu unterhandeln, würde er durch sein künstlerisches Ansehn wohl wirksamer einschreiten können, als es die Stimme Jemandes vermag, der, wenn er sich gleich nicht scheut, die Wahrheit zu sagen, doch gut genug weiß, daß er auf den Stand der Dinge selbst keinen Einfluß haben wird.

Wenn es aber auch vereilig von mir war, daß ich der Anwald eines Lebenden sein wollte, so verlangt es auf der andern Seite eine heilige Pflicht, die Sache eines Todten zu führen.

Die Rechte der Freundschaft, wie die allgemeineren und höheren der Kunst, fordern dazu auf. Unser Weber ist dahin! Er starb einen schönen Tod in seinem Berufe. Das unablässige Streben, das Beste zu leisten, was er vermochte, und jener innere Kampf, den jeder Genius zu bestehen hat, weil er sein Ziel immer höher steckt, als seine Erfolge ihn tragen, diese heftigen Bewegungen rieben seinen nicht starken Körper auf. Gegen diesen seltenen, hoch zu schätzenden Mann, den Herr Spontini, wenn er ein wahrhaftes reines Kunst-Interesse hätte, als Künstler verehrt, als Freund geliebt haben müßte, hat er sich schwer versündigt. Der ungemeine, beispiellose Erfolg des Freischützen war ein Stachel in den Augen des mißgünstigen Künstlers; jeder Lorbeerzweig um Webers Haupt würde zu einem Dornenreis für jenen — aber beim Himmel es wand sich ihm keine Märtyrerkrone daraus. Was von unserer Bühne hätte ausgehen sollen, die Aufforderung an Weber zu einer neuen Arbeit, geschah von Wien aus. Ihm wurde der Auftrag, die Euryanthe zu schreiben. In einer von allem Bessern längst entwöhnten Stadt, wo die Musik für

das Theaterpublikum zu einem unwürdigen gemeinen Kitzel der Sinne herabgesunken ist — da konnte freilich ein Werk, was ernstere Ansprüche an die Kunstfähigkeit der Hörer machte, als Rossini's seicht-leichte Opern, nicht einen Erfolg haben, wie etwa ein Rochus Pumpernickel oder dergleichen. Aber dennoch fand sich ein zahlreicher Kreis wirklich durch die Kunst erwärmter Musikfreunde, die, wenn gleich nicht blind gegen die Schwächen der Arbeit, ihr doch eine würdige Stelle anzuweisen wußten. Die Spannung auf diese Oper war in Berlin ungemein groß; die ersten Klavierauszüge, die ankamen, wurden auf Stunden verliehen; Alles wollte die neue Schöpfung des beliebten Componisten schnell kennen lernen. Was hätte jetzt ein General-Musikdirector thun müssen, der seine Stellung gegen den Kunstgenossen, gegen das Publikum und zum Theater, sogar in ökonomischer Hinsicht, scharf vor Augen gehabt hätte? Er hätte die Oper so schnell als möglich zur Aufführung bringen müssen. Wer das nicht that, war Herr Spontini. Er fing an zu unterhandeln, und es ergab sich eine Correspondenz, wobei, so unwillig man mit Recht

auf die Sache war, der geistreiche deutsche Componist doch wenigstens den Vortheil errang, daß das Publikum seinen Gegner auslachte und ihm die sarkastische Art, mit der Weber Spontini's vornehme Bemerkungen zurückgewiesen hatte, von Herzen gönnte. Da erschienen plötzlich in der Zeitung allerlei seltsame Ankündigungen, die zum Theil widerrufen wurden; uns ist das Verhältniß nicht mehr recht im Sinn, aber das Publikum wird wohl ein besseres Gedächtniß dafür haben. Was mich selbst anlangt, so kam ich um jene Zeit auf einer Reise nach Wien durch Dresden, wo ich Weber über den wahren Stand der Sache befragte, der mir auch bald reinen Wein einschenkte. Wann wird Ihre Oper Euryanthe bei uns gegeben? fragte ich. „Nicht eher, bis Spontini in Paris ist," war die Antwort. Und so kam es auch wirklich. Nicht etwa, als ob zufällige Hindernisse die Aufführung so weit hinausgeschoben hätten, sondern wirklich nur auf die damals noch nicht bestimmte Abreise wurde gewartet. Denn Weber sprach unter andern folgende bittere Worte, die ich, dem Sinne nach, so treu als möglich wieder geben will: „Ist es nicht hart, daß

einem deutschen Componisten das (damals) einzige deutsche Theater, auf dem sein Werk würdig gegeben werden könnte, verschlossen ist? Das ist der Triumph der deutschen Künstler! Anerkannt werden ihre Werke, aber dennoch müssen sie in ihrem eigenen Vaterlande mühsam darum kämpfen, ja betteln, daß man sie nur zur Ausführung bringt. Auf einen solchen Lohn seiner Anstrengung zu hoffen, der ihm auch die behaglichen und genußreichen Seiten des Lebens bequem öffnete, dessen hat sich der deutsche Künstler ja längst begeben; aber das ist hart, daß man ihm auch den einzigen Lohn so schwer macht, der ihm aus dem vollständigen wirklichen Selbstgenuß seiner Schöpfungen entspringt, der nur dann entstehen kann, wenn sie so in's Leben treten, wie er sie sich gedacht hat." „Wahrlich," setzte er nach einer Pause, als ich schwieg, hinzu, „jeder träumt auf seine eigene Weise. Als tapfere Arme und große Herzen uns vor zehn Jahren mit blutiger Arbeit ein deutsches Vaterland gewonnen hatten, da dacht' ich, nun wird auch der deutschen Kunst eine schöne Zeit erblühen! — Das sind Träume! Dieser Spontini erdrückt Vieles!

Wie aufrichtig gern würden wir ihn, seiner großen Verdienste wegen, unter uns sehn! Wahrhaftig, niemand dächte daran, ihm seinen Triumph zu beneiden, weil er ein Fremder ist; denn das Vaterland eines Künstlers, der sich durch die Welt geltend gemacht hat, ist die Welt. Aber wie kann ein Künstler so mißgünstig auf jedes Verdienst neben ihm sein? Hat denn die Welt nicht Raum für mehrere, sind wir denn so überreich an Talenten, daß sie einander ersticken? Sie sind spärlich genug, so daß man sie eher pflegen sollte. — Und daß er noch dazu nicht einmal offen als Gegner auftritt. Möchte er mich doch gering schätzen und es sagen — aber Höflichkeiten und Versprechungen ohne Erfüllung, Versicherungen und — — Wir Deutsche sind zu redlich! Wenn ich seine Briefe bekannt machen wollte — doch schweigen wir davon. Wir wollen heiter in der Gegenwart sein, vielleicht kommen doch einmal bessere Tage" — — Vielleicht! — Weber hat sie nicht erlebt! — —

Endlich, zur wahren Freude Aller, die die Kunst aufrichtig lieben, reiste Spontini nach Paris; ja man hegte sogar die Hoffnung, er

werde dort bleiben. Und hätte Olympia nur etwas mehr Erfolg gehabt, er würde es auch gethan haben. Indessen führte Weber hier seine Euryanthe auf; mit welchem Erfolg, darf ich nicht erst sagen. Die Oper wird zwar selten gegeben, und wie alle andere, lauter Spontini's, gebührend in der Aufführung vernachlässigt; noch ist indeß das Haus immer drückend voll bei ihrer Darstellung gewesen. — — Für sie konnte Weber noch selbst sorgen; aber jetzt komme ich an den schwersten Vorwurf, den ich in meinem ganzen Buche für Herrn Spontini habe. Warum ist Oberon noch nicht gegeben? Bei dieser Frage schlägt mir das Herz vor Unwillen. Wenn ich die Ruhe leicht überall beibehalten könnte, hier bin ich meiner selbst nicht sicher. Es ist das letzte, ich glaube auch das beste Werk des theuern allgeliebten Künstlers; er hat es mit der letzten Anstrengung errungen, es ist der unschätzbare Preis seines Lebens — und dies Werk soll gleichgültig bei Seite gedrängt werden, während die unvollendete Halb-Geburt Spontini's noch jüngst mit dem höchsten Aufwande aller Mittel in ihr Scheinleben gefördert wurde? Wie? Hat

man etwa um dieſes Werk mit ängſtlicher Sparſamkeit gefeilſcht? Die Bühne, die ſich an Webers Freiſchütz bereichert, vielleicht mehr durch ihn gewonnen, als an Spontini's ſämmtlichen neueren Machwerken verloren hat, dieſe Bühne überläßt einer andern in unſerer Stadt den Vorrang? Sie läßt ſich von dieſer, die nichts ſuchen kann und darf, als ihren Geld-Vortheil, an Freigebigkeit für das hinterlaſſene Werk übertreffen? Und wenn dies geſchehen iſt, beginnt ſie gar noch einen Streit mit ihr, um ihr das Recht darauf zu entreißen? — Wir wollen die Schmach, die hier der Kunſt ſelbſt angethan wird, vergeſſen, wir wollen unſern Blick nur auf die nächſten natürlichſten Verhältniſſe des Künſtlers richten. Unſere Bühne hat ſich, beiſpiellos für ein Werk, an dem Freiſchütz bereichert; Webers Lohn war gegen den Gewinn des Theaters ſpärlich. Für die Euryanthe wurde ihm nur eben der angemeſſene, mit der Würde eines königlichen Theaters verträgliche Preis. In London täuſchte man den redlichen Deutſchen; er ſtarb. Was hat er ſeiner Wittwe, ſeinen unmündigen Kindern hinterlaſſen? Seinen Ruhm und ſein letztes

Werk! Und jenen mißhandelt man durch dieses auf empörende Weise. Dadurch, daß das Werk in allerlei möglichen Gestalten und Ungestalten, zerfetzt, zerrissen, umgearbeitet, arrangirt, neu instrumentirt, und wer weiß, wie noch sonst gemißhandelt vor das Publikum gebracht wurde, dadurch, daß man es überall, selbst in den schlechtesten Tabernen hörte, nur nicht da, wo man es zuerst, in seinem ganzen Glanz, und auf's Vollkommenste ausgeführt, wo man es unverändert hätte hören sollen: dadurch gab man demselben eine gemeine Popularität, statt ihm gleich die würdige Stufe in der Kunstwelt, zu deren Behauptung es berechtigt ist, zu erringen. Und durch diese gemeine Popularität, die uns gegen die Schönheiten desselben abstumpft, noch ehe wir sie einmal eigentlich gehört haben, raubt man auf eine unverantwortliche Weise den Hinterbliebenen die Frucht, die dieses Werk ihnen tragen sollte, sowohl an rühmlichem Glanz, den es auf das Andenken eines theuern Dahingeschiedenen werfen würde, als auch an äußerem Lohn, der, wo er auch nicht das Ziel der Arbeit gewesen ist, doch nur einem solchen Theuren unwillkom-

men und unnütz erscheinen kann, der die Welt nur nach abstrakten Sophismen, aber nicht in ihrer Wirklichkeit zu betrachten vermag. Ich sage nicht, daß Spontini alle diese schweren Frevel selbst begeht; aber er war der einzige, der sie hindern konnte. Und weil er es nicht gethan, darum trifft ihn der Vorwurf auch alles dessen, was er nicht gewollt. Und warum that er es nicht? Weil er, wenn wir ihn auch des Hasses und Künstlerneides auf ein fremdes Kunstwerk entbinden, doch die uneigennützige Begeisterung nicht in sich fühlt, die für ein fremdes Werk noch freudigere Opfer bringt, als für ein eigenes. Weil er in einem kalten, Vornehmheit affektirenden Wesen die Sphäre des Künstlers verloren hat, das ist, aus dem Stande einer heiligen, künstlerischen Unschuld herausgetreten, die innere künstlerische Welt des Schaffens und Empfindens, diese ewige Welt der Wahrheit, gegen eine äußere aus nichtigen Formen und Erscheinungen zusammengesetzte vertauscht hat, ohne ihr durch ein thätliches Wirken irgend eine Gestaltung, wodurch sie erst zum Dasein berechtigt wird, geben zu können; weil er so aus seiner kalten, verdrossenen Ein-

samkeit voll Unmuth zurück schaut auf ein blühendes, für ihn auf ewig verlornes Paradies. — So bereitet eine strenge Nemesis ihm durch sich selbst die schwerste Vergeltung. Und wenn er sie gleich noch nicht mit vollem Bewußtsein empfindet, so prophezeien wir ihm doch, es werde eine Stunde kommen, wo ihn dieses Bewußtsein unerbittlich quälen wird! — — —

Und wäre ich nun mit meinen Klagen am Ende? Ich könnte noch unzähliges Einzelne, selbst aus der neuesten Zeit aufbringen; z. B. die Nichtdarstellung der Abencerragen von Cherubini, die einen ganzen Winter hindurch einstudirt wurden; das Nichtdarstellen der Horazier und Curiazier, wobei noch außerdem eine hohe Künstlerin (Angelika Catalani) auf das bitterste gekränkt, und das Publikum um einen unschätzbaren Genuß gebracht wurde; das Nichtdarstellen vieler andere Opern. Ich könnte noch davon sprechen, wie sich Spontini gegen die Kritik gestellt hat, auf welche Art er sie sich dienstbar zu machen sucht; ich könnte davon sprechen, wie er unsern besten Mitgliedern der Bühne die gegründeteste Ursache zur höchsten Unzufriedenheit giebt, so daß

sie wiederholt nur seinetwegen um ihren Abschied gebeten haben — ich könnte noch ein zweites Buch füllen. Aber ich glaube, was ich gesagt, ist hinlänglich. Ich schrieb ja nur zur Vertheidigung meines Fehlers als Kritiker, schrieb nur, um anschaulich zu machen, daß so viele Nachtheile, die uns die Mißgriffe eines Künstlers zufügen, uns wohl, wenn auch nicht im Urtheil, doch in der Form desselben zu streng machen können. Und das, glaube ich, wird sich aus dem bisher Gesagten begreifen lassen.

So weit geht der ernste Theil meines Buches, der mich rechtfertigen soll; nur scherzhaft aber kann ich die Angriffe und bekämpfenden Unternehmungen behandeln, die Herr Spontini in Folge dieser Kritik gegen mich einleitete. Er wollte affectiren, hoch erhaben darüber zu sein, und das ist ihm schlecht gelungen; daß er nicht gleichgültig gegen die Kritik war, und namentlich gegen die meinige, davon habe ich Beweise in Händen. Herr Spontini suchte mich für sich zu gewinnen; er fing es bei Jemand, der sich selbst achtet, nur falsch an. Ehe ich mich daher über die nachher von ihm begonnene Fehde scherzhaft äußere, will ich

ihm noch einmal mit ernsten Worten, in kurzer Zusammendrängung sagen, was er zu thun hat, damit eine die Wahrheit ehrende Kritik seine Freundin werde, und ihn überall mit Milde und Antheil an der Sache selbst, so weit sie es an ihrem Theile vermag, auf den rechten Weg zu führen suche. Er befördere von seiner Stellung aus nicht seinen Ruhm, sondern die Kunst; er gebe nicht seine Opern zuerst, sondern die, welche durch ihren Werth darauf Anspruch machen dürfen; er erschöpfe die Bühnenkräfte nicht für seine persönlichen Zwecke, sondern verwende sie weise für das Beste des Ganzen; er sei nicht der Feind unserer vaterländischen Künstler, sondern halte sich, wie er unter uns aufgenommen ist, für ihren Mitbürger, dessen Stellung ihn verpflichtet, ihren verdienten Ruhm aufrecht zu erhalten, und ihnen die höchste Anerkennung zu schaffen. Und wenn endlich alle die Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, seine Werke im Glanz, fremde im Schatten vor das Auge der Welt zu stellen, wenn diese es doch nicht vermögen, ihm jetzt noch eine Anerkennung als Künstler zu verschaffen, so nehme er seine Zuflucht

nicht zu einer käuflichen Kritik, sondern habe wenigstens den Muth, die Wahrheit zu hören: Dann wird sie, mild gegen alle, die sie ehren und lieben, ihm nicht mehr in ihrer schroffen Härte entgegen treten, sondern ihm ihren getreuen Spiegel verhalten, wodurch er selbst sich erkennen, und so durch eigene Kraft, und selbstständiges, aufopferndes Wollen sich auch selbst, (darin vertrauen wir ihm) zum Besten, was seine Kräfte ihm jetzt noch zu leisten verstatten, führen wird.

Vergnüglicher Anhang.

Erstes Kapitel.

Introitus.

Ich bin in Verlegenheit, wie ich diesen Abschnitt anfangen soll. „Geehrte Leser" hatte ich geschrieben, strich es aber sogleich wieder aus, weil ich zweierlei Bedenken dabei hatte, nämlich erstens, daß es sehr anmaaßend von einem Autor ist, wenn er seine Leser anredet, da er ja bescheidener Weise nicht voraussetzen darf, daß er welche haben wird, und zweitens, daß, wenn ich auch für dieses Büchlein welche fände, es doch leicht kommen könnte, daß ich einige von denen, die es lesen, gerade eben nicht besonders ehrte, (was ich ja eigentlich durch mein Buch blos zeigen wollte), folglich

sie auch nicht „Geehrte" nennen kann. Einen Ausweg aber habe ich gefunden; denn außer mir hat das Buch, wie jedes, doch noch einen Leser, nämlich den Setzer, und diesen darf ich daher wohl, ohne unbescheiden zu sein, anreden: „Geehrter, bedauerter Setzer! Trotz dem, daß meine Handschrift sehr schlecht ist, ich Sie also viele Tage gequält habe, bin ich doch so dreist, Sie um etwas zu bitten. Suchen Sie es doch zu bewirken, daß man gleich auf dem Titelbogen klar darüber werde, für wen der vergnügliche Anhang eigentlich vergnüglich seyn soll. Es wäre mir äußerst unangenehm, wenn man glaubte, er sollte dies etwa für das lesende Publikum seyn. Nein, ich bin so eitel nicht um frisch weg voraus zu setzen, dieses werde Vergnügen daran haben. Auch muß ich offen gestehen, habe ich gerade nicht gesucht, Herrn Spontini dadurch eine besondere Freude zu machen, sondern, gerade heraus, ich beabsichtige nur mein Vergnügen. Der vorhergehende Theil des Buches hat mich nämlich beim Schreiben fast noch mehr ennuyirt, als er irgend Jemand im Publikum beim Lesen ennuyiren könnte; höchstens gebe ich zu,

daß Herr Spontini, in dem Sinne des Worts, wie es auf Universitäten von der studirenden Hoffnung des Vaterlandes gebraucht wird, sich noch mehr darüber ennuyirt hat, als ich. Aber wahrhaftig meine Langeweile war auch nicht klein, denn ich wette wohl schwören, es gebe gar keinen zweiten so trocknen, dürftigen und dürren Gegenstand in der ganzen Welt mehr, als den meines Buches. Daher scheint es mir wirklich billig, daß ich, da der Drang der Umstände mich nun einmal zu der verwünschten Arbeit, an die ich immer nur, (wie man in Berlin sehr schön sagt), mit Hängen und Würgen gegangen bin, verdammt hat, mir jetzt zum Schluß auch ein kleines Vergnügen mache. Wenn Sie also doch, lieber böser Herr Setzer, die Güte hätten, durch gewisse Feinheiten der Typographie, die Ihnen unstreitig geläufig sind, dies gleich auf dem Titel anzudeuten. Ob Sie dies am besten durch Schwabacher, durch Cicero, durch ungarischen Druck, Petit oder Bourgois thun, dies, Geehrtester, überlasse ich Ihrem Herzen, und — Ihrem Verstande. Also, Liebwerthester, thun Sie Ihr Möglichstes, und erlauben Sie,

daß ich den Brief ende, um mein Buch anfangen zu können.“ —

“Als ich am Morgen des 6. Julius erwachte, und mein leidiges Stückchen Arbeit, die Vossische Zeitung, die auf dem Stuhle vor meinem Bette lag, mich so graulich anlächelte, richtete ich mich, die Augen reibend, auf. Aber gut, daß es im Bette geschah, denn sonst würde ich mir wahrscheinlich bei der Ohnmacht, die mich sogleich befiel, als ich einen Blick in die Zeitung gethan hatte, den Kopf eingeschlagen haben. Wenn ein schwärmerischer Enthusiast die Königsstraße hinunter schreitet, gen Osten, schon innerlich entzückt über die holde Sonne, die ihn bald anlächeln soll, plötzlich aber durch einen Rippenstoß, und die zwar höfliche, aber meist zu spät ausgesprochene, indeß immer sehr gute Phrase: „Platz da!“ aus dem süßen Traum geweckt und vielleicht gar in das kalte Bett des Rinnsteines geschreckt wird, weil ein bepackter Lastträger sich roh an ihm vorbei treiben will, aber des Gedränges wegen nicht wohl kann — wenn, sage ich, ein Enthusiast so rauh aus dem Himmel seiner Träume ge-

Faßen wird, es kann ihm nicht so schlimm dabei zu Muthe werden, als mir, da ich die Zeitung sah. Kurz, ich fiel in Ohnmacht. „Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm," es war der Stiefelputzer.

Zweites Kapitel.

Was dem Critico nach dem ersten Schrecken begegnete.

„Lieber Herr," sprach er, „lesen Sie heute nicht die Zeitung, wie sie pflegen, besteigen Sie lieber dies sichere Thier, das ich Ihnen ausgesucht, (dabei stellte er mein bequemstes Stiefelpaar vors Bett) und machen Sie einen Spaziergang ins Freie, um Sich zu erholen." Ich aber seufzte schwer und sprach: „Getreuer Stiefelputzer, reiche mir lieber doch die Zeitung, (er hatte diesen Gegenstand des Schreckens aus meinen Augen entfernt), denn das Aergste ist nun überstanden. Empfange hier ein Angedenken dieser Stunde!" Dabei reichte ich ihm einen Silbergroschen zum Schnaps, und er schied von dannen in Fröhlichkeit. Ich aber nahm das Zeitungsblatt: „Tod und Hölle!

Da stand's! Zehntausend Exemplare schrieen Rache wider mich — und ich war nur einer! Einer gegen zehntausend, welch ein Kampf! Du bist zerschmettert, rief ich mir zu! Zwei oder drei Besoldete haben eine Armee von zehn tausend unentgeldlichen Feinden gegen dich auf die Beine gebracht. Welche Feldherrn! Wer hat diesen Kriegsplan ersonnen? Aus keinem gemeinen Gehirn kann er entsprungen seyn? Wars S...., wars B...., wars R...., wars K...., vielleicht gar Sp.... Nein, schwur ich bei den Göttern, kein Dummkopf kann das ausgeheckt haben!

Nichts tröstet Männer in bedenklichen Lagen kräftiger als die Historie. So gedachte ich der Helden vormaliger Zeit. Rom, Athen, Sparta, sie gebaren Männer; große; aber alle kämpften mit noch größeren Geschicken, als sie selbst. Alexander, der Sohn Ammons, litt Qualen der Seele; umkehren mußte er, ohne den Ganges überschritten zu haben; und so blieben die Geheimnisse Indiens von ihm unenträthselt; glücklicher als er, war Professor Bopp Cäsar, ragend in den Geschichten Roms, sank unter Dolchen; daß Heldengröße

fallen muß, erfuhr er zweimal durch Pompejus. Zuerst lehrte es ihn dessen starres Todtenhaupt zu Ägypten; zuletzt deutete noch der blutbenetzte Fuß seines Steinbildes zu Rom auf die furchtbare Wahrheit. Denn dort verhauchte Brutus Vater sein Leben. — Sie alle litten, warum nicht Du? — So fand ich meine Fassung wieder. Aber ich bedurfte mehr, ich bedurfte eines kühnen Kampfmuthes gegen die zehntausend abtrünnigen Empörer, die, mein eigen Fleisch und Blut, gegen mich aufgereizt waren. Da fiel mein Blick auf die Anabasis in meinem Bücherschranke. Halt, dachte ich, habt Ihr zehntausend tapfere Griechen Euch zurückziehen müssen, so werde ich ja auch wohl noch die zehntausend löschpapiernen Feinde schlagen, die gegen mich aufgestanden sind. Muth denn, zum Kampf! — So fuhr ich in Stiefel, Beinkleider und Gürtel, und ging mit männlicher Fassung hinaus in die Schlacht. Aber des Tapfersten Muth wird erschüttert, wenn die Gefahr ihr ganzes furchtbares Antlitz zeigt. So erblaßte auch ich alsbald, denn draußen war schon entsetzliches Kampfgetümmel. Ich sah einen Troßbuben des feindlichen Heeres,

auch Extrablatt- oder Straßenjungen genannt, der eine Last der löschpapiernen Dolche, die mich durchbohren sollten, schleppte. „Hier, mein Herr," rief er mich an, „die neueste Schrift des merkwürdigen und empfehlungswerthen Kritikers" (siehe Voss. und Spen. Zeitung vom 6ten Julius) „hier mein Herr, nehmen Sie gefälligst!" Ich danke. „Nehmen Sie doch," rief er, „es kostet ja kein Geld, ich werde ja anders bezahlt." Welch ein Argument! Was sollte man jetzt sagen? Zum Glück kam eben ein Zettelankleber, der mir dieselbe Proposition mit gewichtigerem Ansehn machte, und auf den Jungen schimpfte, der ihm ins Amt falle. Beide geriethen in Zank, und ich gewann freies Feld zum Abzug. Uneinigkeit unter dem Feinde, rief ich frohlockend, ist der erste Schritt zum Siege! — Ein furchtbares Getümmel war an der Behrenstraßenecke; dort flogen die Exemplare wie aus einem Bienenkorb, (es ist auch schon mancher dort giftig gestochen worden), schwarmweise heraus. Seltsam aber war es, daß alle die Leute, die sie in der Hand hatten und lasen, statt grimmige Gesichter zu machen, laut lachten und die unerklärlichsten

Ausrufungen dazu hören ließen. Verrückt, verrückt! rief einer, Dumm, dumm! der andere, O si tacuisses! der dritte, Stroh ins Feuer! der vierte, Recht so, mir gefällt das Ding! der fünfte. Ob dies auf den Kritiker, die Kritik oder die Vertheiler derselben ging, das überlasse ich dem Zartgefühl des Publikums zu entscheiden.

Jetzt kamen meine Geschäfte, und indeß verstrich der Tag.

Drittes Kapitel.

Was dem Critikos in einer Weinschenken begegnete.

Abends ging ich in eine Weinstube, wo viele Politiker, Kritiker, Ästhetiker, Theoretiker, Praktiker, Taktiker und andere Iker zusammen saßen. Man kannte mich nicht. Ich drückte mich hinter den Ofen, nahm die Hamburger Zeitung verkehrt vors Gesicht, und belauschte das Gespräch. Ein großer Mann mit schwarzem krausen Haar und starker Stimme, der einen grünen Oberrock trug, begann. „Nun, meine Herren, was sagen Sie denn zu der Geschichte von den zehntausend Exemplaren? Leider habe ich keines bekommen können, sie waren gar zu rasch vergriffen. Zehn tausend ist doch eine hübsche Zahl; und es sind sogar

zwei Auflagen gemacht worden, denn es giebt Exemplare mit und ohne Vorrede, also werden es wohl zwanzigtausend gewesen seyn. Wie können die so schnell verschwinden? Sie sind geschmolzen wie Mätzschnee!" „Wie, entgegnete ihm ein zierlicher junger Doktor mit gekräuseltem Haar, Halsbinde au billet doux, und etwas schnarrender Stimme. „Wie? ist denn Berlin die Welt? Fünfhundert Exemplare sind nach Petersburg gegangen, 200 nach Moskau, (ich weiß es vom Postsecretär), 300 nach Astrachan, 100 nach Konstantinopel, 50 nach Napoli di Romania und Hydra, 500 nach Stockholm, 250 nach Christiania und an den Storthing, 2000 nach England, desgleichen nach Lissabon und Madrid, 700 nach Italien, 30 nach Island, 40 nach Singapoore, 40 nach Valparaiso, 99 nach China an alle Lesegesellschaften in Pecking,*) eins an den Doctor Francia, eins an den Eremiten auf dem Vesuv, und eins an den Philosophen Pittschaft; aber nach Frankreich tausend und drei!" „Ist

*) Sollte deshalb vielleicht die neulich dort ausgebrochne Sündfluth entstanden seyn?

es möglich," rief ein dicker Mann mit weißem Haar, „o Sie scherzen wohl, Bester! Sie sind ein Gelehrter, Sie wissen mit der Zunge Bescheid, Ihnen ist nicht zu trauen!" „Auf Ehre!" rief der Doktor. „Aber sagen Sie mir," fragte der dicke Alte, „warum denn an alle diese Orte und respectiven Personen?" „Weil," entgegnete der Arzt, „alle schon Partituren und Klavierauszüge von der neuen Oper bestellt haben!" „So? Wissen Sie denn schon davon?" „Freilich, überlegen Sie doch nur! So wie der Ritter Spontini eine neue Oper beginnt, ist in der ganzen Welt davon die Rede, und daß, bis er sie fertig hat, ein Schiff dreimal nach China und wieder zurück segeln kann, wissen Sie doch wohl!" „Freilich," entgegnete der Alte, „das hatte ich nicht bedacht, aber das wäre auch nicht einmal nöthig. Denn in einer stillen Nacht, glaube ich, hört man die Musik von Agnes von Hohenstaufen beinahe an allen den Punkten, wohin die Exemplare gegangen sind. Ich war auch in der Oper, aber ich mußte wahrhaftig hinausgehen; denn ich bin Besitzer einer Fabrik und einer Mühle, wo höchstens 50 Räder klappern und schnarren,

daher ist mein Ohr nicht an rauschendes Getöse gewöhnt. Aber es war seltsam; als ich nach Hause kam, hörte ich meine Räder nicht, oder vielmehr es kam mir vor, als machten sie eine eben so gute und verständliche Musik, als ich in der Oper gehört hatte. Dies konnte ich mir freilich nicht anders erklären als dadurch, daß ich selbst in der Ferne noch immer die Töne der Musik hörte. Und wenn ich dies noch unter meinen Maschinen vernehmen konnte, warum sollte man es nicht weiter gehört haben? Indessen, muß ich Ihnen sagen, ich höre meine Maschinen lieber." „Lassen wir das," unterbrach ein freundlicher junger Mann von frischer rother Gesichtsfarbe, blauen Augen und blondem Haar, der einen zierlichen braunen Oberrock trug, „lassen wir das. Was glauben Sie wohl, das dem R stab geschehen wird, oder vielmehr, was glauben Sie, das er thut?" — Jetzt wurde mir seltsam hinter der Hamburger Zeitung zu Muthe; ich konnte nun genau erfahren, was jeder in meiner Stelle gethan haben würde, und somit erhielt ich so viel guten Rath, als ich nur wünschen durfte. Ich paßte daher scharf auf. Aber alle

die Herren fingen so zu gleichen Zeit an, in meiner Angelegenheit Dispositionen zu treffen, daß ich nur das verworrene Gemisch der Worte: Prozeß, Verklagen, Herausfordern, Gegenschrift, verachtendes Stillschweigen, Spottgedicht, Raupach wird — Agnes von Hohenstaufen muß — Erkaufte Kritiker! Spontini ist — Ein Beefsteek, Kellner! schrie plötzlich, indem es draußen 11 Uhr schlug, ein junger Mann mit schwarzem Haar und tiefer Stimme der eben eintrat, und machte daß die Herren dadurch verstummten. Da ich die Stimme und den Mann kannte, konnte ich in meiner Verborgenheit selbst unter der Maske des Hamburger Correspondenten nicht mehr sicher bleiben, und schlüpfte daher sacht zur Thüre hinaus.

Viertes Kapitel.

Wie dem Critico memorabili laudabilique (siehe Vossius in Ephem. loc. cit.) allerlei Seltsames durch den Sinn fuhr und begegnete.

Ich trat in's Freie auf den Gensdarmenmarkt; der Mond schien helle, so daß man in weiter Ferne noch Menschen sehen und erkennen konnte. Da schien es mir, als ich, vor der Thüre des Hauses stehend, schräg hinübeiblickte nach der M*****straße, als wären daselbst in der belle etage eines stattlichen Hauses noch alle Fenster glänzend erhellt. Indem ich so den Blick auf das Haus heftete, und auf die Thurmuhr horchte, die eben eilf ausgeschlagen hatte und noch nachsummte, sah ich eine lange hagere Gestalt an mir vorübergehen, die ein anderer ihr entgegenkommender Mann anrief: „Wohin?" „In den Kriegsrath," antwortete eine schnarrende

Stimme in fremdartigem Dialekt. Dies fiel mir auf. Kriegsrath, dachte ich? Gegen wen wird denn Krieg geführt? Da sah ich, daß die lange Gestalt halb rechts nach der M*****-straße ging. Hui, schoß es mir auf! Also noch nicht zufrieden? Ich ging der Gestalt nach, um zu sehen, wer es wäre, allein dies war mir nicht möglich, denn, als ob ein böses Gewissen sie triebe, (ein dumpfes Vorgefühl des Rückens möchte man's nennen), verlängerte die Figur ihre Schritte und eilte, ohne sich umzusehen, so rasch vor mir her, daß es mir nicht mehr möglich war, an ihr vorbeizukommen, um ihr in's Gesicht zu sehen. Alles, was ich bemerken konnte, waren zwei silberne Brillenbügel, die unter dem krausen, vom Kopf starr abstehenden Haar im Mondlicht hervorglänzten; ein langer Frack, der den blauen Rücken bedeckte, (wollt' ich sagen, ein blauer Frack, der den langen Rücken bedeckte,) und ein Paar Pantalons, welche um zwei dürre, in Schuh und Strümpfe gesteckte Beine, auf denen die Figur eiligst davon schritt, flatternd hin und her wehten. Wie ich vermuthete, geschah es; die Figur schlüpfte in das Haus der

M*****straße, wo in der belle etage noch Licht schimmerte. — Im Schatten des Gensdarmenthurms stehend, konnte ich Alles, was in der mondbeleuchteten Straße vorging, ganz deutlich bemerken. Es dauerte keine zwei Minuten, so kam ein kleiner, etwas rundlicher Mensch an, schwarz gekleidet vom Wirbel bis zur Zeh, (wenn ich weiße Halsbinde und Weste nicht rechne,) der von der einsam stillen katholischen Kirche heranschleichend gleichfalls in jenem Hause verschwand. Gleich darnach kam eine Figur vom Kammergericht her; aber ich kannte die Figur nicht. Sie schritt in dieselbe Coulisse hinein. Als ich jetzt meinen Blick die Straße hinaufschickte, hörte ich einen Wagen, mit eleganten Pferden bespannt, herbeirasseln; doch noch ehe er herankam, unterschied ich einen Mann mittelmäßiger Körpergröße, (aber noch viel mittelmäßigerer Geistes-Ausdehnung), der jedoch eben eine geistige Beschäftigung getrieben haben mußte, denn er bugsirte sich nur mühsam und schwankend wie ein Schiff bei stürmischem Wetter, (bei dem es freilich nicht darauf ankommt, ob es gerade Brandtwein geladen hat), in den engen Hafen der Hausthür hinein. Gleich hin-

ter ihm rollte ein Wägen vor; er hielt; drei elegante schwarzverhüllte Damen hüpften aus dem Schlage hinaus und in die Thüre hinein. So viel der Mondschein erkennen ließ, hatten sie etwas Amazonenhaftes an sich, und sahen aus, als wenn sie die gefährlichsten Stimmführerinnen im Kriegsrath sein möchten *). Nun ward es still, wie zuvor, und Niemand ließ sich mehr auf der Straße sehen.

Ich wandte den Blick zu dem hellen Fenster hinauf und dachte, glücklich, daß du nicht so weit hören als sehen kannst; denn wie würden dir Herz und Knie erzittern, wenn du hörtest, was dort Furchtbares, Grauenvolles gegen dich beschlossen wird. Der Rath der Fünfhundert ist nichts gegen diesen Rath der Fünf;**) in dem geheimen Tribunal zu Venedig

*) Späterhin habe ich erfahren, daß dies die drei Damen aus der Zauberflöte waren, als Schlangentödterinnen nicht unpassend von der Königin der Nacht abgesendet, um mich verderben zu helfen.

**) Denn ihrer völlig gleichen Gesinnung wegen zähle ich die drei Abgesandtinnen der Nacht nur für eine, und nenne sie in's Künftige summarisch nur die dreiköpfige Amazone.

werden Gnadenbeschlüsse gefaßt gegen die, die man dort oben zu protokolliren denkt; die Inquisition ist eine arme Schülerin in der Verbreitung des Schreckens gegen diesen Gerichtshof. Indem ich so, im Innern schaudernd, das Zukünftige überdachte, hörte ich es über mir rauschen, und siehe, vom Thurm herab flog ein Wesen, das, für einen Vogel zu groß, aber für einen Menschen zu klein war. Dennoch war es ein menschlich geformtes Objekt, welches auf den Mondstrahlen zu fliegen schien; denn Flügel selbst konnte ich nicht entdecken. Das seltsame Ding setzte sich von außen auf das erleuchtete Fenster und schaute neugierig hinein. Da faßte mich ein kalter Schrecken! Sind auch solche Wesen im Bunde wider dich? Sendet auch die Geisterwelt ihre Gestalten gegen dich herauf? Dies überraschte und überwältigte mich so, (denn bisher hatte ich in der That noch gar keinen Geist in dem Angriffe bemerkt), daß ich meine einsame Wohnung suchte, um die Leiden und Schrecken der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verschlafen, welches mir auch vollkommen gelang.

Fünftes Kapitel.

Wie sich Puk in die Händel mischte und ein boshafter Verräther zum Vortheil des Critici ward.

„Will er fort! Will er still liegen! Was ficht ihn denn an? Soll ich die Peitsche holen?" Aber das Alles half nichts. Mein getreuer Hund bellte und knurrte, sprang auf mein Bett und wollte ängstlich zu mir flüchten. Dreimal warf ich ihn hinunter, und dreimal erneuerte sich der Kampf, bis ich endlich in obige Redetheile ausbrach, die eigentlich nur als artikulirtere Interjectionen in einer Grammatik Platz finden könnten. Kaum hatte ich die letzte nicht ganz wirkungslose Redensart ausgestoßen, und sah mich im mondhellen Zimmer um, als ich mit staunendem Schrecken bemerkte, daß die kleine Figur von dem Fenster

aus der M*****straße vor das meinige geflogen war, und fein höflich anklopfte. Jetzt glaubte ich wirklich, daß mein Ende da sei, und dieser Gehülfe der Finsterniß von den Nichtern über mich abgesendet worden sei, um mir den Garaus zu machen. Was war zu thun? Eine Fensterscheibe ist keine Festungsmauer; ob ich also aufmachte, oder wartete, bis sie eingestoßen wurde, das war einerlei; ich ging also entschlossenen Schritts, um wenigstens heldenmüthig zu sterben, auf das Fenster zu, öffnete und fragte mit höflicher Zuvorkommenheit: Was ist Ew. Unter- oder Überirdischgebören gefällig? Meine arme Seele oder mein noch ärmerer Geldbeutel? „Bitte gehorsamst," erwiederte ein feines Stimmchen, „obgleich ich durch's Fenster komme, so bin ich doch weder ein Mörder, noch ein Dieb, wie die Alternative Ihrer Frage, mein Herr, zu vermuthen scheint. Allein erstlich ist es in meiner Gewohnheit, diesen Eingang zu wählen, und zweitens würde ich auch den Nachtwächter schwerlich so leicht haben aus seinem Schlummer erwecken können; denn bekanntlich ist es das Haupt-Point d'Honneur der Berliner Stadtbewacher, sich einen so

pünktlichen Schlaf anzugewöhnen, daß sie weder das Bellen ihres Hundes, noch ein Ruf um Hülfe, noch sonst ein irregulärer Lärmen aufweckt, sondern einzig die Thurmuhr. Denn sie stehen in des größeren Herrn Pflicht: Sie gehorchen der gebietenden Stunde. Darum wählte ich das Fenster!" „Aber mit wem," fragte ich bedeutend ermuthigt, „habe ich die unvermuthete Ehre — „Mein gewöhnlichster Name ist Puk, ich bin Kabinetsrath Sr. Majestät des Königs aller Elfen, Oberon des Einzigen!" „Excellenz," rief ich höflichst, „ich bin ungemein erfreut — „Still, still," entgegnete Puk, „lassen wir alle Titulaturen, sondern kommen wir zur Sache. Noch ehe der Morgen zweimal graut, wird eine fürchterlich schwarze Gewitterwolke von Druckerschwärze auf dem grauen Löschpapierhimmel der Zeitung gegen Dich heranziehen, und schreckliche Blitze, (die aber nur ein Verläumder Blitze des Genies nennen könnte) auf Dich schleudern. Da droben in jener Etage, wo man die Armee der 10000 zusammenbrachte, hat man auch diese Höllenmaschine gegen Dich armen verlornen Kritikus losgelassen. Weil ich nun

sehe, daß Du doch rettungslosles dahin bist, so wollte ich Dich wenigstes vorbereiten, damit du nicht am Schreck stürbest." „In der That, theurer Geist," erwiederte ich, „ich kann nur mit größter Dankbarkeit diese Deine Theilnahme anerkennen; doch wäre mir's ungemein lieb zu erfahren, wie es sowohl damals zugegangen ist, als man die 10000 löschpapiernen Fähnlein gegen mich aufgebracht hatte, als jetzt, wo man mich mit Druckfarbe anschwärzen will."

„Dieses," erwiederte Puk höflichst, „will ich Dir durch ein Gespräch darthun, welches ich, so gut meine schwachen mimischen Anlagen es verstatten, der Wirklichkeit nachzuahmen versuchen werde." Der gewandte Puk setzte sich hierauf in Positur und hielt mir als ein kleiner Schauspieler voll Talent folgendes Gespräch, indem er durch seine Geistes- und Geisterkräfte unterstützt jedesmal Stimme, Miene und Kostüm nach dem Charakter derjenigen Personen annahm, die er darstellte.

Sechstes Kapitel.

Die Zehntausend.

Lustspiel in einer Szene.

Personen: Der Hagre. Der Rundliche. Die Figur vom Kammergericht herz der Schwankende, die Amazonen-Hydra und — der dürre Unbekannte. Chor.

[Die Bühne stellt einen düster beleuchteten Saal vor. Im Vordergrunde ein Fortepiano, auf welchem eine halb fertige Partitur liegt. Rechts eine Dampfmaschine zum Componiren; links vierzig Ballen rastrirten Notenpapiers. Im Hintergrunde 12 Notenschreiber mit verhungerten Gesichtern, die den Chor bilden. (Sie haben nichts zu thun.) In der Mitte ein langer schwarz beschlagener Tisch, an welchem die obbenannten Personen sitzen; der dürre Unbekannte in der Mitte.]

Der Hagre (etwas jüdisch sprechend.) Richter des heimlichen Gerichts! Ihr seid versammelt, um Recht zu sprechen über L. R. den Böswicht!

Der Schwankende (fallend) Was iſt ſein Verbrechen?

Die Amazonen-Hydra (als Anklägerin.) Ich klage ihn an verletzt zu haben Agnes von Hohenſtaufen, ein ſchuldloſes Weib!

Der dürre Unbekannte (neigt das Haupt.)

Der Rundliche. Wie hat er ſie verletzt?

Die Amazonen-Hydra. Tödtlich! Das Verbrechen iſt um ſo größer, da ſie noch nicht ganz geboren war. Mordverſuch am ſchuldloſen Embryo!

Die Figur vom Kammergericht (als Secretair.) Mordverſuch am ſchuldloſen Embryo: So ſtehts geſchrieben. Iſt er überführt?

Alle. Ja! (Eine Stimme darunter: oui.)

Die Figur u. ſ. w. So ſaget denn an, wie er zu beſtrafen ſei.

Der Hagre. Worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt, das hat die Kritik gethan! Begeiſtert mich ihr Götter der Rache! Was thue ich ihm für Schmach an? Ich will ihn mit meiner Na-

mens-Unterschrift leben, ich will ihn öffentlich umarmen und mit ihm schmolliren.

Alle. Furchtbare Rache! Aber unausführbar! (Der dürre Unbekannte schüttelt seufzend die schwarzen Scheitellocken.)

Der Rundliche. Man muß ihn langsam zu Tode quälen. Ich werde ihm meine Kunsturtheile verlesen.

Alle. Furchtbare Rache! Aber unausführbar! (Der dürre Unbekannte wie zuvor!)

Der Schwankende (ist eingeschlafen und schnarcht hörbar.)

Die Figur vom Kammergericht. Halt meine Freunde, ich habe einen schrecklichen Racheplan entworfen. In eine kleine Zeitschrift will ich einen Aufsatz einrücken lassen, in welchem ich sage, daß mir aus Agnes von Hohenstaufen erst die Bedeutung des Mittelalters aufgegangen sei. Ich werde dann der Welt einbilden, er habe ihn verfaßt, und gewiß hält dann das Medicinal-Collegium eine Sitzung und läßt ihn in's Tollhaus bringen.

Alle. Bravo! Herrlich! Nur unausführbar! Denn wer wird es glauben? Wer nicht für boshafte Satyre halten?

Die Figur vom Kammergericht. Je nun! Es läßt sich doch wenigstens versuchen.

Die Amazonen-Hydra. Nein, meine Freunde! Ich, ein Heldenweib, gebe Euch einen andern Gedanken ein. Friedrich der Große ließ ein Pasquill tiefer heften, und der Pasquillant war vernichtet. Wir wollen die Recension 10000 Mal abdrucken lassen, — und er ist dahin.

Mehrere Stimmen. Die ganze Recension? Es kommt doch Manches darin vor, was man nicht gerne unter die Leute bringt.

Die Amazone. Je nun, so nehmen wir das letzte Viertel!

Alle. Ja! ja! bravo! bravo!

Die Amazonen-Hydra. So schwört mir denn den gräßlichen Eid der Treue! Bei allen gräßlichen Seufzern derer, die Eure Schriften lesen mußten, derer, die Euer Lob traf, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Thurm zermalmte, eh soll kein Gedanke von Mord oder Raub —

Der Hagre. Halt, halt! Sie müssen die Stelle ändern, theure Hydra, denn Sie

sind ja nicht Carl Moor und wir keine Räuber!

Die Amazonen-Hydra. Ich vergaß mich im Feuer der Rede und nahm den erst so schön umgestalteten Text wörtlich. Wo war ich stehn geblieben? Ja, — die Euer Lob traf, die meine Huldigung verfolgte und meine rasende Anbetung zermalmte, schwört mir, nicht eher abzulassen von dem Verruchten, bis alle Eure Kleider bezahlt sind und Ihr gesättigt seid mit guter Speise!

Alle. Wir schwören (Eine Stimme: Tout à vous.)

Der Vorhang fällt.

Siebentes Kapitel.

Ein Kriegsmanifeſt (post fostum).

Ums Himmelswillen, lieber Puk, fing ich an, mir ſchaudert vor dieſer Scene; wiederhole ſie mir ja nicht und noch weniger ſpiele mir die zweite vor. Denn nicht allein, daß der Stoff erſchütternd iſt, ſondern du biſt auch ein Schauſpieler, gegen den Garrik, Fleck und Devrient nur Statiſten ſind. Puk verbeugte ſich mit leichter Grazie und ſagte: „Bitte recht ſehr! — Aber du wirſt doch nicht den wohlthätigen Erfolg meiner Bemühungen verſchmähen? Weshalb hätte ich denn auf der Fenſterbrüſtung von außen geſeſſen und emſig zugeſchaut und gehorcht, was man im Schilde führe? Erfahren mußt du doch, was geſchehen und beſchloſſen iſt, alſo höre es lieber von mir, ehe du am verhängnißvollen 10ten Julius vor Erſchütterung

darüber den Geist aufgiebst; doch zwar, das hast du nicht zu befürchten, denn wie ich dort oben vernommen habe, hast du gar keinen Geist." — „Wie," unterbrach ich hier Puk's fließende Rede, „jetzt zur Statue entgeistert stünd ich da?" (Man bemerke, daß ich Schillers Gedichte viel lese, und daher häufig mich seiner Worte bediene, da mir die eigenen zu oft fehlen). „Nicht anders," erwiederte Puk trocken. „Nun denn," rief ich verzweiflungsvoll, „was können Sie mir noch nehmen? Wollen Sie mir Gift mischen, wollen Sie mich auf die Folter spannen, oder mich gar vielleicht mit Gewalt in die neue Oper schleppen? Nein, Puk! Da wehre ich mich meines Lebens. Der Versuchung, daß Herr Spontini mir zur dritten Vorstellung zwei Billets schickte*),

*) Der Setzer: That er das? Warum denn? Hatte er sich vielleicht vorher jemals um Ihre Existenz bekümmert? Wahrscheinlich hatte er Ihnen als bereits drei Viertel-Jahre officiell angestellten Critico rigoroso damals schon für immer einen Platz im Theater gesichert, da dies so üblich zu seyn pflegt, und er als Generalmusikdirektor für dergleichen wohl sorgen mußte? Verzeihen und

und mich höflichst bitten ließ, zu kommen, war leicht zu widerstehen, denn ich hatte mich von der ersten Aufführung noch nicht erholt. Wenn er aber jetzt sagte: „Und kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" — das wäre fürchterlich. — Nein, sprach Puk, bis zu

---

beantworten Sie diese Fragen dem Setzer. — Ich: Sehr gern; meine Antworten sind. Er that es. — Weshalb? — Das muß man rathen. — Vorher hatte er sich so wenig um mich bekümmert, wie ich mich um den chinesischen Kaiser. — Daher hat er mir auch keinen Platz gesichert, wie z. B. einigen Herrn, die man stets im Hintergrunde seiner Loge höflich sitzen und klatschen sieht. — Der Setzer: Aber warum ersuchten Sie ihn nie darum? Es wäre Ihnen doch gewiß nicht verweigert worden. Ich: Weil ich keinen freien Platz im Theater haben will, so lange die Welt denkt, man ändere für 16 Groschen seine Meinung, und so lange die Theater-Direktionen dies ebenfalls voraussetzen. — Setzer: So war es freilich doch auffallend, daß Herr Spontini Ihnen so ex abrupto zwei Billets schickte, und ich denke davon, was ich will. — Ich: Ich auch, mein lieber Setzer, besonders deshalb, weil ich andere kleine Umstände, die dabei vorfielen, verschweige.

dieſer entmenſchten Grauſamkeit treiben es deine Feinde nicht. Aber ſie haben einen Artikel gegen dich abgefaßt, eine Proklamation, ein Manifeſt, eine diplomatiſche Note, die ſich vom Schinken nur dadurch unterſcheidet, daß dieſer gepfeffert und geſalzen iſt, ſie aber blos gepfeffert und allen Salzes baar. Dieſes unſchmackhafte Gericht wird man dir auftiſchen mit dem ſchönen Motto: „Friß Vogel oder ſtirb!“ — Um dir dies ſanft und allmählig beizubringen, bin ich hergekommen. Sieh, hier habe ich den ſchönen Aufſatz in der Brieftaſche notirt. Ich will dir das Weſentliche davon vorleſen, und beobachten, welchen Eindruck es auf dich macht. — Jetzt ſetzte ſich Puk auf den Tiſch vor mein Bett, hielt ſein Brieftäſchchen gegen die Mondſtrahlen, und ſchickte ſich zum Leſen an. Ich aber ſaß betrübt, halb aufgerichtet auf meinem Lager, „häufige Thränen vergießend,“ und bei vielen Stellen laut aufſeufzend.

Puk las und es entſpann ſich dabei zwiſchen ihm und mir folgendes Geſpräch:

Puk, lieſt: „Eingeſandt.“ — Was heißt das?

Ich. Wenn Jemand in seiner eigenen Sache sich mit einer gewissen Bescheidenheit selbst nach Kräften loben will, und den, der ihn getadelt hat, recht von Herzen auszuschimpfen sich sehnt, so legt er Hand über Herz, greift in den Beutel und bezahlt pro Zeile 2 Silbergroschen, wofür er das Recht erkauft, so abgeschmacktes Zeug zu reden, als er will.

Puk. Ein schöner Gebrauch, aber weiter.

„Eingesandt. — Die musikalische Zeitung enthält in Nr. 23 sequ. in einem Correspondenz-Artikel, unterzeichnet Rellstab, einen Ausfall auf die Oper Agnes von Hohenstaufen —

Ich. Halt ein! Ja, lieber Puk, das war recht dumm von mir, daß ich meinen Namen unter meine Meinung setzte. Der Verfasser des Manifests, (was seltsamer Weise erst nach der Schlacht der 10000 ausgegeben wird, während andere Mächte vor der Eröffnung der Feindseligkeiten damit beginnen,) nennt sich gewiß nicht, denn dadurch verliert er den Vortheil, als ein bescheidener stiller Mann, der kein Wasser trübt, umherzugehen, während ich als ein wüthender Kampfhahn vermieden werde. Hol der Teufel das gerade Wesen, und die verrückte Caprice,

daß man für seine Meinung verantwortlich sein will.

Puk. Weiter! „der sich gern für eine Kritik geben will, aber so unter aller Kritik ist, daß es nach unserer Meinung in die Fußstapfen des Hrn. Rellstab treten hieße, wenn man ihn mit artistischen und ästhetischen Gründen bestreiten wollte.

Ich. O ich — — warum schrieb ich meinen Namen unter das dumme Machwerk! Wie viel besser hat es der Verfasser des Manifestes; welch ein unschätzbares Glück für ihn, daß er unbekannt bleibt.

Puk liest: Und in sofern hat der würdige Redakteur dieser Zeitung Recht, wenn er, durch jenes Fragezeichen in der Note, zweifelt, daß Jemand dagegen siegreich auftreten werde. *)

*) Lassen wir darüber den Redakteur selbst durch folgenden Brief reden, den er mir am verhängnißvollen 10. Julius schrieb: „So eben lese ich in der Spenerschen Zeitung in einem Artikel gegen Ihre Kritik eine sonderbare Auslegung des Fragezeichens, das ich mir unter einer Ihrer Äußerungen in Nro. 25. S. 195. erlaubt habe. Ich habe damit nichts beabsichtigt, als die Flüchtigkeit

Ich. Der Verfaſſer hat doch, wie ich jetzt merke, Bildung. Wer merkt hier nicht den

---

mancher Leſer bei Ihrer Äußerung „und erwarte den Gegenbeweis" feſtzuhalten und eben dadurch wahrnehmen zu laſſen, daß Sie Sich keineswegs der Beweisführung über Ihre Anſicht überhoben haben, wie jene Worte auf den erſten Blick vorausſetzen laſſen könnten — was denn meines Erachtens nicht befriedigend geweſen wäre.

Dieſe Erklärung, oder eine ausführlichere — wenn Sie ſie wünſchen — ſtelle ich ganz in Ihre Diſpoſition und ſetze noch folgende hinzu:

Sie wiſſen, daß ich in der Anſicht über Spontini nicht mit Ihnen übereinſtimme; werden mir aber hoffentlich zutrauen, daß ich die ſeichte und niedrige Weiſe Ihrer Gegner gebührend erkenne und verachte. Auch bin ich von Ihrer Wahrhaftigkeit und Redlichkeit bei der ganzen Sache vollkommen überzeugt. Was Sie nach dieſen Vorausſetzungen von mir als Redakteur, literariſchem Genoſſen und das Rechte wollendem, die Verderbtheit unſeres Journal- und Streitweſens haſſendem Manne nur irgend begehren können, werde ich auf das Bereitwilligſte ohne alle Rückſicht thun — und wende gegen beliebigen Gebrauch von dieſem Schreiben in ſeiner Vollſtändigkeit nicht das Mindeſte ein.

H: Marx.

Shakespear: „Und wenn Gründe so gemein wären, wie Brombeeren, so sollte mir doch Keiner mit Gewalt Gründe abnöthigen!“ Dem Verfasser der Proklamation auch nicht durch List, setze ich hinzu.

Puk. Jetzt kommt es arg! Man rückt Dir Dein Buch: Henriette oder die schöne Sängerin vor. For shame! Verzeihe, daß ich mich bisweilen englisch ausdrücke, ich habe dies vom Sommernachts-Traum noch so an mir, wenn mich der Unwille über etwas überrascht.

Ich. Die schöne Sängerin! Was kann ich dabei thun! Ich will nur Gott für sie bitten, daß die Henriette nie auf eine andere Art mit der Agnes in Berührung komme, als auf diese. Wenn sie gar darin singen sollte; ach die arme schöne Sängerin.

Puk. Man sagt aber: „Deine Recension gleiche an Styl, Tendenz, Unwahrheit und Unverschämtheit Deinem Buch.“

Ich. An Styl? Das kann ich mir gefallen lassen; der Styl in dem Buche mag nichts taugen, doch er ist vom Publikum und von den Kritikern gelobt worden, so hat er, wenn

auch nicht den Werth, doch den Beifall für sich. An Tendenz? das geb ich auch zu. In beiden Opusculis war die Tendenz die, die Afterkunst und Afterverehrung derselben mit allen Waffen anzugreifen, der wahren Kunst aber eine reine Opferflamme zu entzünden. — An Unwahrheit und Unverschämtheit? Mag sein, wenn beide Schriftchen nur nicht dem Manifest gleichen. Übrigens glaube nicht, lieber Puk, daß ich mein Buch rechtfertigen will; ich weiß besser, wie einer, daß es ein leichtsinniger, tadelnswerther Streich war. Aber nur Schlechte, die allein aus ihren eignen schlechten Antrieben jedes fremde Motiv beurtheilen, können es für einen schlechten halten, und deuten hinein, was nie darin gestanden hat, und nie in einem meiner Bücher stehen wird.

Puk. Ich finde Dich gefaßter, als ich glaubte. Aber es kommen noch etliche Stellen; wenn die Dich nicht durchbohren und zerschmettern, so glaub' ich, Du kannst ruhig spazieren gehen, wenn es einmal Mühlsteine hagelt.

Ich. Gehorsamer Diener, das wäre mir doch ein zu heftiger Staubregen. Aber zur Sache.

Puk lieſt: „Und wodurch hat er ſich ein ſolches Recht erworben? Etwa durch die ſeit einiger Zeit von ihm redigirten Theater-Recenſionen, die ſich durch nichts als größere Rückſichtsloſigkeit und Heftigkeit über die Gewöhnlichen erheben?“

Ich. Halt! Jetzt habe ich den Verfaſſer! Es muß ein Sänger ſein — oder ein Componiſt! Gewiß verſteht er das ABC nicht — zu ſingen nämlich — und ich habe ihm gar einmal ein W zur Lektion zugefügt. — Jetzt wird es ſchrecklich tagen!

Puk. Nun zittre! Mache Dich auf einen Kindermord gefaßt! Im tiefſten Herzen greift man Dich an. Den Erſtling Deines Umgangs mit der Muſe würgt man!

Ich. Puk, ſchone mein! Lege nicht ſo viel Kraft in den Vortrag!

Puk. Höre: „Wagt er (der Kritiker) aber einmal ſelbſt etwas zu produciren, ſo muß er ein klaſſiſches Beiſpiel liefern wie Leſſing —

Ich. Da hat er Recht, und ich lobe ihn. Denn welch eine Freude, wenn wir dadurch auf einmal alle Kritiker los würden, indem jeder, ſobald er ſelbſt etwas producirt hat, was

unter dem Werthe eines Nathan, einer Emilia Galotti, u. ſ. w. iſt, aufhören müßte zu ſchreiben. Dieſe Meinung iſt eines Künſtlers würdig, denn ſie ſchafft das Hydra-Haupt der ganzen giftigen Kritik auf einen Hals, den der Nero-Künſtler abhauen kann. Ich werde immer gewiſſer, daß der Verfaſſer ein Sänger oder — ein Schneider iſt; denn beide produciren ja, und es giebt auch kritiſche Modejournale.

Puk. Frohlocke nicht zu früh! Höre nur weiter: ... „ſo muß er ein klaſſiſches Beiſpiel liefern, wie Leſſing, nicht aber eine von Erfindungskraft, Geiſt und Poeſie verlaſſene Dido.“

Ich. (zurückſinkend.) Armer Jean Paul! Armer Maria Weber!

Puk. Was ſollen dieſe hier? Faßt Dich ſchon die Fieberphantaſie?

Ich. Verlaſſene Dido, Didone abandonata, „ſchönes Wortſpiel! Armer Jean Paul! Armer Weber!“

Puk. Faſſe Dich doch, und erkläre mir, was ſollen die beiden berühmten Männer?

Ich. Berühmt? Ihr Ruhm ist dahin, denn der Verfasser des Manifestes ist nicht einer Meinung mit ihnen! „Ilien war, und der Teukrer strahlender Ruhm!“ Jetzt wird man erkennen, daß Deutschland sich in diesen Männern geirrt hat. Jean Paul schrieb auf das Manuscript der Dido „Apollinis auspiciis“ mit eigner, mir damals so theuern, Hand. Jetzt ist mir's gleichgültig, denn der Manifestschmidt sagt: Dem ist nicht so. — Weber las ich die Oper vor, und er sagte, er würde sie komponiren, wenn sie nicht schon komponirt wäre! Armer Weber, wo bleibt Dein Urtheil! Hättest Du doch den Verfasser der Proklamation gekannt, (aber ihn kennt ja Niemand), er würde Dir gewiß ein besseres Gedicht geliefert haben, als Du je gefunden, ja es hätte Dir vielleicht die unsterbliche Agnes selbst verschafft! „O laßt mich Tiefgebeugten weinen!“ — Und ich saß und schluchzte. —

Puk. Noch eins mußt Du hören: das letzte Gräßlichste von Allem. Ich kann Dir's nicht ersparen! — (Er liest.) „Den Maaßstab seines Berufs zur Kritik über Musik giebt uns Herr R. selbst: Er sagt nämlich, daß Herr

Spontini kein Musiker sei, der das gelernt habe, was er wissen sollte — und doch hat ihm Europa seit 20 Jahren seinen Rang unter den ersten Komponisten aller Zeiten angewiesen."

Ich. Puk, ich schöpfe Athem. Auf derselben Seite habe ich etwas Ähnliches von Gluck gesagt, das scheint der Proklamations-Dichter nicht gelesen zu haben. Gleichviel, es war auch vielleicht falsch. Aber sieh, für Spontini habe ich Auctoritäten. Lange mir doch einmal das dicke Buch da vom Gesims und schlage auf: Seite 362 der Leipziger musikalischen Zeitung vom Jahre 1821, und lies mir vor, was daselbst unter der Rubrik Theater vom 15. Mai steht. — Puk that danach und las: „Frankfurt am Main. Theater den 15. Zum Erstenmale: Ferdinand Cortez von Spontini. Herr Guhr scheint eine besondere Vorliebe für Spontini'sche Musik zu haben, denn die Vestalin war sein Debût als hiesiger Director, und die erste Oper, die er neu auf unser Theater bringt, ist Cortez. — Der wackere Spontini hat, wie jedes Talent, viele Feinde, unter denen ihm keine gefährlicher sind, als die, welche unter der Maske der Freundschaft

ihn so unmäßig loben, daß man an den guten Mann Forderungen macht, die er kaum zu befriedigen im Stande wäre, wenn er auch seinen Geist so vielmal verdichten könnte, als die Physiker die Luft. Unlängst suchte ihn ein scheinbar freimüthiges Berliner Blatt unter einer solchen Last von Lorbeern zu erstiken, daß selbst der gewaltige Mozart, an solche Bürden gewöhnt, sie kaum hätte tragen können. Andere Blätter, wie z. B. die hiesige Iris, (welche, beiläufig gesagt, ihren Namen sehr bezeichnend, nicht von der mythologischen Götterbotin, sondern von der physischen Iris, die aus Wassertropfen besteht, entlehnte), andere Blätter, die nichts für, und noch weniger etwas gegen Herrn Spontini haben, sprechen aus Mangel an eigenem Urtheil in aller Unschuld wohlmeinend das übelgemeinte Lob nach, blos um für Kenner zu gelten, wenn sie den Gerühmten auch rühmen. Auf solche Art verbreitet sich die für Herrn Spontini sehr fatale Meinung, er sei ein Genie: man fordert nach diesem Maaßstabe sein Unmöglichstes, und wird unwillig über ihn, wenn er die überspannten Erwartungen nicht zu befriedigen vermag, ohne

zu bedenken, daß es ja nicht seine Schuld ist, wenn man zu hoch von ihm denkt. Aber nicht nur gegen Hrn. Sp., auch gegen Männer von ähnlichen Verdiensten, wie z. B. Rossini, Meyerbeer, regt sich eben so der Neid, und Gänsekiele tragen diese notenpapiernen Drachen, wie Adlerschwingen die Schildkröten, recht hoch in die Wolken, daß sie desto tiefer fallen, wenn der Wind nachläßt. Diese Bosheit schmerzt mich, und da ich das wahre Verdienst schätze und hochachte, so will ich, was man von Hrn. Sp. zu fordern berechtigt ist, angeben, so wie es aus seinen Werken hervorgeht, um wo möglich zu verhüten, daß man ihn nicht mehr zu seinem Nachtheil so überschätzt. Correctheit des Satzes in grammatikalischem Sinne, die jeder musikalische Ludimagister pedantisch von seinem Generalbaßschüler fordert, suche man nicht bei ihm; denn die steifen Regeln von verbotenen Fortschreitungen und der Behandlung der Dissonanzen gehören blos in die Schule, welcher unser Meister so glänzend entschwebte, daß man glauben möchte,

er sei nie in einer gewesen?). Und wäre er denn ein Meister der Töne, wenn er nicht alles mit ihnen vornehmen dürfte, was er wollte? — Suche man ferner nicht Polyphonie, die dem Laien, der nicht im Stande ist, mehrere selbstständige Tonreihen gleichzeitig zu erfassen, immer etwas verworren klingt, und die der veraltete Mozart in allen seinen Opern mißbrauchte, da sie nur in's Gebiet der Fuge und Kirchenmusik gehört. Hr. Sp. giebt in seinen Ensembles die Melodie, wenn er welche hat, immer hübsch der Oberstimme, und setzt die andern so bescheiden dazu, daß sie ohne Nachtheil wegbleiben könnten**), wodurch eine mit dem besten Wasser wetteifernde Klarheit entsteht. Seine Melodien sind größtentheils sehr lustig, und sprechen, wenige finstere Sonderlinge ausgenommen, die ungerechter Weise von dem Ausländer deutsches Gemüth

*) Verflucht! daß der Kerl mir mein Urtheil gerade vor der Nase wegschreibt, und das schon vor 5 Jahren!

**) Sehr falsch; denn dann wäre ja der Lärmen geringer.

fordern, allgemein an. Eine besondere Stärke besitzt Hr. Sp. schöne Stellen (wie z. B. in Cortez der kurze Chor: „O armer Freund Alvar! es harret Dein der Tod") dadurch von großer Wirkung zu machen, daß er sehr selten welche anbringt. Auch weiß er die wilden gigantischen Kräfte des Orchesters und hauptsächlich der Posaunen, Trompeten und Pauken so zu entwickeln, wie kein anderer, und manche Chöre seines Cortez geben ein erhabenes Bild, wie die Töne in regelloser Ungebundenheit das Chaos durchstürmt haben mögen, ehe die Alles ordnende Hand der Allmacht sie in Harmonie brachte, und die Tonleiter erschuf. So viel für diesmal gegen die geheimen Feinde unseres Meisters. Sollten diese aber, ärgerlich, daß ich ihre verkappte Absicht entlarvte, heftiger ihre Feindseligkeit gegen den Herrlichen fortsetzen, und immer unmäßiger leben, so werde ich der Wahrheit zu lieb, ohne zu ermüden, mich ferner ritterlich Hrn. Sp's. annehmen, und durch Beispiele, deren ich schon mehrere Dutzend *) gesammelt habe, belegen,

*) Soll wohl heißen tausend! Ach nein; Rutzahal,

was ich hier zu seiner Vertheidigung behauptete. Er hat übrigens den nicht geringen Trost, daß nur solche, die von Musik nichts verstehen, ihn anfeinden, und mit ihrem Bleizucker (des Lobes) zu vergiften suchen; die wahren Künstler und Kunstkenner beurtheilen ihn sehr richtig und betrachten ihn ohne Neid.

Über die Aufführung des Cortez sage ich aus Unmuth nichts, denn solche ideelle Werke sollten nicht aufgeführt werden, so lange man noch geringere von Mozart, Cherubini, Mehül u. s. w. zu verkörpern hat; sie verlieren immer zu viel dabei."

Ich. Nun, Puk?

Puk. Hm! Hm! Es scheint, als wären Leute schon früher Deiner Meinung gewesen, als Du jemals über Spontini oder Musik überhaupt geschrieben hast.

Ich. Mir scheint's auch so; und wenn diese vom Cortez so sprechen, den ich für seine

---

Alcidor und Agnes kannte der Mann ja noch nicht; es wird also wohl nur hundert heißen sollen.

bste Oper erklärt habe, was würden sie von Fräulein Agnes gesagt haben. — —

Puk. Aber die letzte Beschuldigung ist ganz unwiderlegbar, und da wirst Du hoffentlich in reuige Zerknirschung gerathen. Du hast Dich ereifert, daß Hr. Sp. nicht besser Deutsch gelernt habe. Nun höre: „Man weiß nicht, ob mehr Unwissenheit oder Bosheit eine solche Behauptung aufstellen kann. Kann die deutsche Sprache, nach der chinesischen zufällig die schwerste, in so kurzer Zeit vollkommen erlernt werden?"

Ich. Vollkommen? Nein, ich habe Unrecht, denn was ist vollkommen unter dem Monde. Und vollends in so kurzer Zeit! Es sind ja erst sieben Jahre, daß er unter uns weilt. Wie konnte er da Deutsch lernen, so viel er für's Haus braucht! In der That hier habe ich mich recht übereilt. Wer weiß es nicht, daß unsere Knaben von 7 Jahren noch gar nicht im Stande sind, sich verständlich zu machen! Dies bringt mich auf den Einfall, daß der Herr Ritter den Text seiner Oper ganz mißverstanden habe; gewiß hat er sie für eine komische gehalten. Die Ouverture drückte uns

gefährt so etwas aus. Ja! ja! Wie man einem Mann Unrecht thun kann!

Puck. Also in sieben Jahren kann man nicht Deutsch lernen! Das ist doch erstaunlich. Indisch muß dagegen recht leicht sein, denn Schlegel hat es, wie ich einmal in Bonn hörte, in sieben Jahren gelernt, aber so, daß er, als er es erst drei Jahre trieb, schon durch seine Kenntnisse in dieser Sprache berühmt war. Das geht doch gewiß nicht mit rechten Dingen zu. Ich muß mich einmal erkundigen, welcher meiner Geisterkameraden dem Mann dabei zu Hülfe kömmt.

Ich. Komm doch lieber dem Herrn Ritter zu Hülfe, mein lieber Puk, und hilf ihm komponiren.

Puk. Das wäre eine schöne Zumuthung. Ich habe, um mich von dem Neuesten in der West zu belehren, die Agnes von Hohenstaufen mit angehört. Dabei kam es mir vor, als könne man in der Zeit, die diese Oper mir zu dauern schien, nicht blos Deutsch, sondern noch drei andere eben so schwere Sprachen dazu lernen. Nein, ich helfe dem Ritter nicht kom-

poniren, denn dadurch würde ich ein großes Unrecht begehen. Allen denen, die von Sorgen und Kummer der Erde gedrückt, ihr seliges Ende herbeiwünschen, würde ich ja den Zeitraum ihres Lebens so verlängern (scheinbar nämlich), daß sie sich wie ewige Juden vorkämen; und denen, die in Leichtsinn und Flatterhaftigkeit die flüchtigen Tage genießen, und an nichts unlieber denken, als an den Tod, würde ja der größte Vortheil dadurch, daß sie in die Oper gingen. Denn durch einen Abend in der Agnes z. B. würde ihnen (vorausgesetzt, daß sie erst nach der Oper sterben sollten,) der Augenblick des Todes so in die Ferne gerückt werden, daß er gar nichts Furchtbares mehr für sie hätte. Du siehst also, lieber Freund, daß man dadurch dem Zustand der Sittlichkeit in der Welt den größten Schaden zufügen würde. Nein, ein Geist hat auch seine Moral-Principien; ich werde mich nie entschließen, dieses Verderben über die Welt zu bringen.

Ich. Aber, lieber Puk, begehen wir nicht eben das Unrecht, vor dem Du Dich scheuest, in diesem Augenblick an allen Guten

und Schlechten, die etwa unserm Gespräch zuhören möchten?

Puk. Gewiß, drum wollen wir es besser abbrechen. Lebe wohl auf Wiedersehn!

Bei diesen Worten war er zum Fenster hinaus und verschwunden.

Bestes, erfreulichstes Kapitel, nämlich letztes.

Ende gut, Alles gut, heißt das Sprichwort; wenn es doch hieße: Ende kurz, Alles kurzweilig, so schriebe ich kein Wort mehr. Aber so muß ich doch meine Schlußfata in dieser betrübten Historie erzählen.

Der 10. Julius kam heran; der Blitz traf und zündete. Er kam mir nicht unvermuthet, doch ich wußte die Gegend nicht recht, woher. Wie gerne hätte ich den Hagern, den Rundlichen, den Schwankenden, den dürren Unbekannten, die Figur vom Kammergericht, die Amazonen-Hydra gekannt! Wer diese gewesen sind, ich weiß es nicht, und werde es nie erfahren, aber sie mußten wichtige Personen sein, denn Herr Spontini wurde ihnen dienstbar, und

trug, was sie geschmiedet hatten, vor die rechte Schmiede, d. h. in die Druckerei. Auch bezahlt er dafür, vermuthlich im Auftrage derer, die ihn schickten, pro Zeile zwei Silbergroschen, welches eine leidliche Summe ergab, wofür eine arme Familie einen Monat hätte leben können. Dafür erhielt er das große Recht, das Wort Eingesandt über den Aufsatz drucken zu lassen, wofür ich künftig besser die Rubrik „Selbstverfaßt" vorschlagen würde, wenn nicht am letzten Ende jedes Ding in der Welt selbst verfaßt wäre, wobei es nur auf das unbedeutende Subject, auf welches das ipse sich bezieht, ankommt. Herr Spontini durfte also darüber drucken lassen: „Eingesandt," und erhielt dadurch alle oben erwähnten und erklärten, mit diesem Worte zusammenhängenden Rechte und Prärogativen. Aber hier wurde es offenbar, daß er nicht Deutsch verstand, denn er handelte ganz unwissend, und mithin gar nicht zurechnungsfähig. Dies erwies sich aus einem französischen Briefe, den er etliche Tage darauf an Hrn. D.... schrieb, und der mir als ein glänzender Beweis von des Herrn Ritters

Nicht-Theilnahme an dem Manifest gezeigt wurde. Um auch die Welt davon zu überzeugen, und ihr darzuthun, wie man sich's zu Nutze gemacht hatte, daß er nicht Deutsch verstand, ließ ich das Brieflein drucken und bewies zugleich durch Zeugen, daß Niemand anders als Herr Spontini der Getäuschte war, und mit eben so gutem Gewissen die Stelle schreiben konnte: „je suis absolument étranger à l'article inseré dans les gazettes de Voss et de Spener du 10me courant (Juillet) et vous ne deviez pas consequemment supposer un seul instant qui'l renfermât mon opinion," als er nachher den Aufsatz selbst zum Druck brachte. — Dies war aber die letzte actio publica, die in der bösen Historie vorgekommen ist. Zwar haben noch mehrere grimmige Feinde und Gegner ihre Federn mehrfach mit schwarzer Galle, (die sie nahe bei hatten), geladen, und tapfer drauf los geschrieben; aber ich kann von ihnen nichts berichten, da ich nichts gelesen, sondern nur vom Hörensagen weiß. Für einen gründlichen Historiker aber, der diesen Stoff aus allen Quellen zu bearbeiten denkt, (denn ein gewiß eben so dankbares Unterneh-

men, als die Geschichte der sämmtlichen Hohenstaufen zu schreiben, welches v. Raumer gethan, wäre die Specialgeschichte unserer Agnes von Hohenstaufen), müssen diese gleichzeitigen Autoren jetzt um so wichtiger sein, als sie schwerlich jemals Autoren der Vorzeit werden *). Das ist aber das letzte ernste Wort, was wir reden. Trete ein Mann, geistvoll, gelehrt, fleißig auf; bedenke er die Würde des Stoffes; fasse er einen gigantischen Entschluß, und schreibe er die Geschichte dieser denkwürdigen Epoche. Alsdann, so hofft der gegenwärtige Verfasser leise, wird auch ihm ein Fünkchen Unsterblichkeit, theils durch seinen Antheil an den Weltbegebenheiten dieser Tage, theils durch die gegenwärtigen Memoiren dar-

*) Daraus erklärt sich auch die Begier, mit der sie gelesen werden. Einen Livius treibt die Nachwelt wohl noch auf; aber was diese Herren schreiben, muß sogleich gelesen werden, oder nie. Denn wer schafft nach einem Jahre noch ein Werk von ihnen herbei, außer sie selbst? Man darf also die Lektüre ja nicht aufschieben, sonst geht es einem wie mir Unglücklichen, dem sie ewig verloren ist.

über werden, (auch Puk's Memoiren wird man dann nicht vergessen), und nicht unwürdig, schon schlägt ihm das Herz höher bei dem Gedanken, wird er sich dann an Cäsar, Friedrich und Napoleon anreihen, die die Geschichte ihrer Zeit nicht blos machten, sondern auch schrieben. Auf denn, Ihr Manen des Herodot, Thucydides, Xenophon, Tacitus, Livius und Müller, begeistert einen der Lebenden, damit er sich, mich und unsere Agnes unsterblich mache, denn so wird sie's doch nicht, wird vielleicht nicht einmal fertig geboren. **Hoc est in votis. Fiat!**

Reise-

Berichte und -Gedichte.

Reise-Berichte und -Gedichte

Erinnerungen

aus den

Sommerwandertagen 1841

von

L. Rellstab.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von A. F. Köhler.
1842.

W.

U.S. U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Halle a. S.

Vorwort.

Zuerst, meine Leser, bittet dies Büchlein um Eure Nachsicht und Freundlichkeit, deren es gewiß bedarf, wie alles menschliche Wollen und Streben, das ja immer unter dem Ziel bleibt. Dann aber sieht es aus, als ob es auch der Entschuldigung bedürfe, wegen seines Gegenstandes: eine Reiseschilderung durch tausendmal von Tausenden besuchte Gegenden und Orte, ja durch solche, die vielen Lesern vielleicht heimische sind! Doch die Entschuldigung läßt sich wohl in eine Erklärung über Natur und Zweck dieser Blätter auflösen. Der Verfasser hat schon mehrmals seine Reisen, oder besser seine müßigen Ausflüge zum Gegenstand der Darstellung gemacht, und sich das Recht genommen, die zufälligen Formen und Ereignisse auch in willkührliche zu verwandeln; naturgetreue Bildnisse und Phantasiegemälde zu mischen, aus äußerem Anlaß das Motiv zur Entwickelung innerer Zustände zu entnehmen, und Aehnliches mehr. So gab er eine Reise ins Riesengebirg halb als

Novelle, ſchrieb dann empfindſame, und neue empfindſame Reiſen, ſchilderte des Deutſchen Gaſtbeſuch beim Däniſchen Stamm-Verwandten, gab aber doch trotz aller Einmiſchung und Schilderung des wirklich Erlebten und Geſehenen nie eine Reiſebeſchreibung im beſtimmten Sinne des Worts. Jene wunderlich formloſe Form nun iſt weniger ein Produkt eigener Willkühr als eins der Zeit, und in näherer oder entfernterer Aehnlichkeit finden wir ſie bei faſt allen thätigen lebenden Schriftſtellern, heimiſchen und fremden, gleichzeitig, nicht einander nachahmend, erzeugt. Dies deutet klar auf eine Allen gemeinſame Urſach. Unſre wackern, beharrlichen, ernſt arbeitenden und lebenden Voraltern konnten bei ihrer an die Oertlichkeit gebannten Lebensweiſe eine ſolche Literatur nicht haben. Wer vor funfzig, ja noch vor dreißig Jahren (vor dem Friedensſchluß von 1815) eine Reiſe über die nächſten Grenzen ſeiner Provinz machte, unternahm ſchon was Wenige ausführten, er konnte, er durfte davon erzählen. Das Wirkliche, Geſehene, Erlebte, gewiſſenhaft und ſachkundig berichtet, gab hinreichende Ausbeute. So konnte Zöllner ein berühmt gewordenes, lange zum Leitfaden dienendes Buch über ſeine Reiſe durchs Rieſengebirg, Büſching gar eine Reiſe von Brandenburg nach Rekahn (eins der näheren Dörfer) ſchreiben.

Wer aber vollends sich aus dem Bereich des Vaterlandes in fremde Hauptstädte, zu anders redenden Völkern wandte, der erhob sich dadurch so über den gewöhnlichen Lebenshorizont, daß seine Erlebnisse Merkwürdigkeiten ersten Ranges wurden. Nur die im Leben, Kunst oder Wissen höher gestellten Einzelnen erreichten so Bedeutsames. Und von den Letzteren waren es wiederum nur Wenige, welche sich zu der geistigen Kühnheit und Regsamkeit nach außen erhoben, sich so thatmuthig fühlten, wie es damals allerdings zu solchem nicht leichten Beginnen nothwendig war. Schon wegen des dreisten Abweichens von der Linie des Ueblichen. Denn Nichts fordert außerordentlichere Kräfte, größere persönliche Selbstständigkeit als ein dreistes Ueberschreiten der Sitten und Gewohnheiten. Ich spreche hier nicht von denen, welchen forschendes Reisen letztes Ziel des Lebens war, wie Forster, Humboldt, Winkelmann in seiner columbischen Kunst-Entdeckungsreise. Wohl aber von denen, die so gut wie wir heut, den lebhaftesten Drang geistiger Auffrischung durch Anschauung des Schönen und Merkwürdigen in Kunst, Natur und anders gestalteten Lebensverhältnissen empfinden mußten. Und wie Berechtigte blieben ausgeschlossen von diesem Vortheil, diesem Glück! Nur Göthe sah Italien, Schiller nicht; der Dichter des Tell, der Wür-

temberger, nie die nachbarliche Schweiz; auch Jean Paul weder die Alpen, nach denen er ſich doch ſo oft ſehnt, noch jene heiter lächelnden italieniſchen Seeen, deren einen, er ſein nennen darf, ein geiſtiges Eigenthum, durch innerſte Auffaſſung unveräußerlich erworben! — Und den hier redenden Autor trugen jene milden Wellen ſchon in den Jünglingsjahren und jetzt wieder! So iſt uns die äußere Welt tauſendmal weiter geöffnet, als jenen Größten vor uns Lebenden! Vielleicht zu unſerm Schaden; denn ſie drangen in den Schacht der reichſten, wunderbarſten Geheimniſſe der Bruſt, unermüdlich forſchend hinab, und erbeuteten die ächten Perlen des Lebens auf tiefſtem Meeresgrund. Wir durchkreuzen fliegend und flüchtig die weite Oberfläche, und haſchen nach den bunten Spiegelbildern, die uns mehr erheitern als belehren, mehr reizen als kräftigen, im verwirrenden Vorüberſchwirren unſre Kräfte vielleicht mehr einwiegen und abſtumpfen, als wecken und ſtählen!

Um ſo mehr ſei es uns daher Beruf, in dieſem ſchnellen Wechſel der Erſcheinungen, in dieſem oft wahrhaften Getümmel des Lebens, mit raſchem Griff das Vorüberfliehende feſtzuhalten, zu bannen was ſich davon bannen läßt. Denn der Einzelne entzieht ſich dieſem Strom des Weltganges nicht; es ſei denn

daß er die Rieſenkraft in ſich fühle ihn zu brechen wie ein Felſenthurm, der ſich mitten in den Wirbel ſtellt, und die ankämpfenden Wogen ſiegreich, gewaltſam in ein anderes Bett wirft. Bisher ſchon ruhten Jahrhunderte erſchöpft aus, nach der Geburt eines ſolchen Giganten; wer weiß, ob es bei dem von Tag zu Tag innigeren Verſchmelzen der Welt zu einem, aus einem Gedanken geleiteten Ganzen, — (dieſe demokratiſche Lebenskraft, durch den Dampf zur höchſten Spannung getrieben, durchdringt alle Formen unſeres Daſeins, nicht allein die des Staats) wer weiß, ob es unter dieſen Umſtänden des Jetzt noch jemals in dem Maaß einer einzelnen Kraft liegen kann, der Geſammtheit eine Richtung zu geben! —

Doch zu welchen lavinenartig wachſenden Abſchweifungen verleitet uns das in Bewegung geſetzte Gedankenatom, das die Erklärung dieſes Büchleins bilden ſollte! Wir müſſen umwenden, wenn dies Vorwort nicht ein mons parturiens für die anſpruchloſen Blättchen werden ſoll!

Alſo einfach geſagt; unſre Zeit erzeugt die Reiſeliteratur, die Touriſtenbriefe, die Wanderbilder, die Genreſkizzen fremder Trachten und Sitten. Das Reiſen iſt ein nothwendiges Element unſeres Lebens geworden. Es will in der Literatur vertreten ſein, ſo gut wie einſt die empfindſame Gefühlswelt die

Saiten der dichterischen Lyra stimmte, durch Geßner, Hölty, Kleist, selbst durch Göthe, der seiner Zeit eben so den schuldigen Zoll abtrug, von ihren natürlich gereiften Früchten lebte. Dies ist die allgemeine Erklärung und Berechtigung an der auch der gegenwärtige Verfasser seinen Theil für sich in Anspruch nimmt. Er will aber für diese Darstellungen noch seine besonderen Rechte geltend machen. Er hat seinem Buch den Titel Reiseberichte und -Gedichte (also Reisegedichte wie die -anzeigen) gegeben. Die letzten sind ein Recht jedes Schriftstellers und Dichters überhaupt; wer wollte es ihm wehren irgend ein Phantasiegebild scherzender oder ernster Art an eine Anregung zu knüpfen? Doch die erstern, die Berichte, bedürfen jener gleich im Anfange dieses Vorworts gedachten, erklärenden Entschuldigung, um so mehr als der Autor es in Absicht hat, ihnen die wesentlichere Hälfte seines Werkchens zu widmen. Er lebt nicht in der Täuschung unerfahrener Jugend, die alles das neu glaubt, was ihr selbst neu entgegentritt; er hat es ja schon ausgesprochen, daß er sich über das tausendmal Gesehene, Geschilderte, Tausenden Heimische hie und da darstellend auslassen will. Dresden, Teplitz, Prag, Wien, Oberitalien, Tyrol, München — wie viele seiner Leser werden einzelne dieser Punkte, wie viele sämmtliche genauer

kennen als der Autor! Doch dieſen Vielen ſtehen doch noch ungleich mehr gegenüber, die niemals den Fuß hie oder dorthin geſetzt! Außerdem ſieht Jeder Anderes und Jeder anders! Von Keinem wird man ganz ohne Ausbeute gehen. Wer daher überhaupt berufen iſt, oder ſich den Beruf angemaßt hat, ſeine Gedanken und Empfindungen öffentlich zu entwickeln, und ſie an die tauſend und tauſendmal dichteriſch zurückgeſpiegelten inneren Zuſtände, an Liebe, Haß, Schmerz und Luſt des Herzens zu knüpfen, der vollends muß die Berechtigung in ſich fühlen, ſeine Anſchauungsweiſe auch an den eben ſo oft betrachteten Außendingen zu entwickeln. Was er dabei wagt, wagt er bei jeder Handlung ſeines Schriftſtellerthums.

Und endlich. In dieſer zwiefach, zehnfach ſo ſchnell als vordem lebenden und wechſelnden Zeit, was bleibt ſich gleich? Wer heut kommt, erblickt Neues gegen den der geſtern kam! Zu jeder neuen Anſchauungsweiſe geſellt ſich immer erneuter Stoff. Der Autor ſah Wien vor ſechszehn Jahren, — er ſah heut ein ganz anderes Wien, und in dem ganz veränderten wieder ganz andere Dinge. Selbſt unſere Zeitungen, (dieſe tägliche, klägliche Nothdurft der Menſchheit) ſind ſie nicht groſſentheils Reiſebilder, die, freilich meiſt im flachen Spiegel der Alltäg-

lichkeit aufgefangen, unabläſſig neben dem Reiſewagen der Zeit herlaufen? Sie ziehen die Tagesſumme im Journal unſrer Einnahmen und Ausgaben an Lebensanſchauungen; unſer Büchlein ſchlägt einige beſondere Conto's auf, und ſummirt Wochen, Monden, Jahre!

„Dichter pflegen aber ſchlechte Geſchäftsleute zu ſein, ſie ziehen unrichtige Summen."

Wahr; doch ſeid getroſt meine Leſer, ja — laßt es Euch lieb ſein. Der Dichter hat zwar insgemein die ſchlechte Praxis, dafür aber die ächten Grundſätze und Theorien des Lebens. Er wird ſich hie und da verrechnen, aber er wird die Lebensgleichungen doch im Ganzen nach richtigem Anſatz löſen; mag er die Wirklichkeit oft verfehlen, die Wahrheit wird er doch zuweilen finden. Und dies zuweilen — wiegt es nicht tauſend Irrthümer auf? Wer darf ſagen, daß er öfter als zuweilen, in den ſeltenſten, begünſtigteſten Augenblicken des Lebens, den Schleier von ihrem geheimnißvollen Antlitz hob? —

Und wenn ſie dem Dichter leichter willig iſt, weil er ihr das Gewand der Schönheit laſſen will, das die verſchämte — nur zu oft muß ſie ſich ſchämen! — nicht entbehren mag; wenn ſie ihm freundlicher

lächelt, als Andern: gönnt ihm ſein Glück oder ſeinen Wahn, und theilt ihn mit ihm! Runzelt nicht die Stirn, wenn er, an den trocknen Zahlen und Verzeichniſſen der Lebenswirklichkeit ermüdet, das Auge über ſie hinweggleiten läßt, es von der Erde in blaue, ſelige Himmelsräume erhebt, und es verſucht, die Geiſtergeſtalten feſtzuhalten, die ihm vorüberſchweben! Zürnt ihm nicht, wenn er gar über dem Contoblatt einnickt, und ſeine träumeriſch irre Hand ſtatt der Zahlen räthſelhafte Zeichen ſchreibt — laßt ihm ſeine Träume! Sie müſſen ihn oft tröſten über das was ſein wachendes Auge ſieht! Und ſollte Euch nie eine düſtre Stunde kommen, wo Ihr ſolchen Troſt willkommen hießet?

Duldet es endlich, wenn er, — es wird ihm öfter begegnen, — ungeduldig und unwillig aufſpringt, und mit dem Fuß ſtampft über die Wirklichkeit! Könnte er nur zu Zeiten auf ſie ſtampfen, und den alten Philiſter- oder Sündenkram in Trümmer und Schutt treten, daß die neuen, drängenden lebenvollen Keime Raum, Luft und Licht fänden, die jetzt in Zwang und Finſterniß erſticken müſſen! Könnte er nur — —

Doch was Jeder kann, iſt immer beſſer als was er könnte. Jeder Optativus bleibt ein un-

fruchtbarer Acker; ist doch der Conjunktivus schon steinig genug, durch die tausend harten Kiesel der Bedingungen mit denen er sein Feld überschüttet! — Darum fort vom könnte zum kann, d. h. vom Wort zur That, vom Vorwort zum Buch! — —

Fahrt nach Dresden.

Jüterbogk. Abendbrod. Der bebende Engländer.

Das ſchöne Dresden war uns bei der Abreiſe am 30. Juli ſchon um Vieles näher gerückt, gegen ſonſt, durch die Anhaltiſche Eiſenbahn die bis Jüterbogk eröffnet, uns über eilf langweilige Meilen erſparte, die wir in nicht vollen zwei Stunden dahinflogen. Es erfriſcht, eine Reiſe ſo angenehm anzutreten. Das Wetter war ſchön; unter den Reiſegeſellſchaftern befanden ſich gebildete, geſprächige Leute, Jeder hatte andere Ziele und Hoffnungen, die meiſten waren auf Freude und Erholung gerichtet. Ziemlich den gleichen Weg mit mir, da ich über Dresden, Teplitz, Prag und Linz nach Wien, und von dort durch Steiermark nach Trieſt, durch Oberitalien nach Mailand, über den Comer See nach Tyrol und München zu gehen, endlich über Leipzig zurückzukehren dachte, ziemlich den gleichen Weg nahm mein gelehrter und muſikaliſcher Freund Dehn, nur daß er etwas langſamer zu reiſen, auf einigen Punkten länger zu verweilen beabſichtigte. Wenngleich wir ganz verſchiedene Zwecke verfolgten, freuten wir uns doch der Gemeinſamkeit des Hauptplanes; eben ſo der, nach

unſerer Berechnung wahrſcheinlich zuweilen eintretenden Wiederbegegnung, wenn uns abweichende Richtungen auf kürzere Zeit getrennt haben würden. — Die Thürme der Vaterſtadt waren nach wenigen Minuten verſchwunden, Großbeeren mit ſeinen Schlachterinnerungen flog an uns vorüber, Ludwigsfelde mit ſeiner einſamen alten Lindenreihe auf weitem Platz mitten im Walde wurde als eigenthümlicher Punkt gern begrüßt, Trebbin, an grünen Waldhügeln gelegen, war erreicht, bevor wirs ahnten. Immer neu muß ich über die Zauberwirkung der Eiſenbahnen erſtaunen, die alle Räume und Zeiten zu vernichten ſcheinen. Die Cigarre meines Nachbars war noch nicht zur Hälfte verglommen, und wir hatten fünf Meilen (in dem alten Sandwege, oder für wackere Fußgänger eine wohlzugemeſſene Tagereiſe, zurückgelegt! Und doch wird das Erſtaunen nicht ewig dauern; man wird es ſchnell genug verlernen, daß Dresden noch jüngſt eine Tag- und Nachtfahrt von Berlin entfernt war, ſo gut wie man es jetzt ſchon vergeſſen hat, daß unſere Aeltern (und wir ſelbſt in unſerer Jugend) drei Tage und zwei Nächte auf dem tiefſandigen Wege zubrachten, und uns dennoch freuten, nach ſo kurzer Zeit der Strapazen ein ſolches Paradies erreicht zu haben.

Schwarzes Gewölk war herauf gezogen; ein kalter Streifregen goß nieder. Wir lebten in einer der uns ſo oft heimſuchenden Wetterperioden, wo in jeder Stunde

Sonnenſchein und Regen wechſeln. Da wir aber fünf Meilen im ſchönſten Wetter gefahren waren, ſo dünkte es uns, als ſei es nur eben hier, zwiſchen Trebbin und Jüterbogk ſo gar übel. An den Dampfſchornſteinen von Luckenwalde vorüber, durch die lange engverwachſene Kiefernwaldung gewannen wir das freie Feld wieder, und ſahen Kloſter Zinna ſeitwärts im Abendglanze liegen. Denn hier lächelte ſchon wieder der reinſte blaue Himmel; wir waren, da die Wolke uns halb entgegenzog, mit Sturmesſchnelle unter ihr hindurch dem blauen Aether zugeflogen, freilich nur um der nächſten Wolke eben ſo raſch entgegen zu eilen. Doch hielten wir auf dem Bahnhof zu Jüterbogk noch im freundlichſten Abendſonnenſchein. Die unangenehmen interimiſtiſchen Zuſtände bewirkten, daß wir dort nach noch nicht zweiſtündiger Fahrt ſchon das Gepäck umräumen und in Poſtwagen ſchaffen laſſen mußten, die uns in die Stadt führten. Hier hatten wir faſt eine Stunde auf den Abgang der Schnellpoſt zu harren. Die Aermlichkeit der kleinen Stadt gab ſich in den unſauberen, armſeligen Anſtalten kund, die für unſer begehrtes Abendeſſen gemacht wurden. Indeß erhielten wir doch ſo viel, um gegen den Hunger in der Nacht geſchützt zu ſein, und mit Hülfe eines guten Reiſehumors wurde die Unannehmlichkeit ſogar zur Luſtbarkeit, wie überhaupt auf einer Reiſe, die man in froher Stimmung antritt, ſich

Alles in Gutes verwandelt, ſelbſt das Unangenehmſte, wenigſtens in der Erinnerung.

Die Eiſenbahn hatte übrigens eine gute Anzahl von Gäſten in das kleine Jüterbogk ausgeſchüttet, das ſich noch gar nicht über dieſe Veränderung der Dinge faſſen zu können ſchien. Auch einige muſikaliſche Reiſende traf ich an, unter andern den Muſikdirektor W. B.... und viele andere Bekannte. Das magiſche Zauberwort „Eiſenbahn" ſchien wie ein elektriſcher Funke die Herzen mit Reiſeluſt erfüllt zu haben. Ein halber berliner Salon war in den Coupés fortgeſchafft worden, und harrte auf Weiterbeförderung durch die Langſamkeit der Roſſe. Langſamkeit! Sonſt war allen Dichtern das Roß ein Bild der Schnelligkeit; ſo ändern ſich die Zeiten! Jetzt müßte der Sonnenwagen von einer Locomotive gezogen werden! Wir kreuzten auf dem Platz vor dem Jüterbogker Poſthauſe umher, ſcherzten mit den Kindern, den Waſſer tragenden Mädchen, hoben den Handel durch Ankauf einiges halbreifen Obſtes und der nüchternſten Bäckerwaare, die je über meine Zunge gekommen: genug waren ſo fröhlich, und machten uns die Stadt ſo zu Nutze und uns ihr ſo nützlich als möglich.

Der Poſtillon blies. Nach genau geführtem Nummerregiſter wurden wir in die Wagen gezählt; ich wußte nur, daß ich von Dehn nicht getrennt werden konnte, da wir die beiden erſten Plätze hatten. Sehr angenehm

aber war die Ueberraſchung, uns zwei ſchönen, freundlichen Reiſegefährtinnen gegenüber zu finden, die mir noch den beſonderen Vortheil gewährte, daß (nur durch ihre Gegenwart, nicht durch ein ausgeſprochenes Verlangen) das Tabakrauchen mit einem ſtummen Interdict belegt wurde. Selten mag eine durch den Zufall gewürfelte Geſellſchaft ſich ſo leicht und heiter verſtändigt haben. —

Die Damen, zwei junge Frauen, waren in Begleitung des Ehemanns der einen; da ich ſie im Lauf meiner Erzählung öfters bezeichnen werde, mögen ſie für den Leſer Caroline und Auguſte, ihr Begleiter Carl, als Gatte Carolinens, genannt werden. —

Den gegenwärtigen Reiſebeſchreiber verfolgt ein eigenes Unglück, — was manche vielleicht ein Glück nennen; er kann nämlich ſelten irgend einen, wenn auch faſt ganz entlegenen Winkel ſeines deutſchen Vaterlandes betreten, ohne gekannt zu ſein. Er könnte die auffallendſten Beiſpiele davon erzählen, und im Grunde doch die natürlichſten. Denn wer faſt anderthalb Jahrzehende in einer bevölkerten Reſidenz bei jedem öffentlichen Anlaß zugegen iſt, und ſich in einer Zeitung, die viel Tauſende von Abonnenten, und noch viel mehr Tauſende von Leſern hat, kritiſch oder berichtend darüber vernehmen läßt, der muß rein durch ſeine Stellung wohl eine allgemein gekannte und bezeichnete Figur, in dieſer

Art ein *lion of the town* werden; ſeine ſonſtigen Eigenſchaften kommen dabei gar nicht in Anſchlag. Der Autor kann daher wohl ohne allen Verdacht der Eitelkeit von dieſer Conſequenz ſeiner Lebensverhältniſſe ſprechen, die, wenn auch zuweilen Vortheile, doch bei weitem öfter Nachtheile gewährt. Unter andern den, daß man als ein kritiſcher Cerberus äußerſt gefürchtet und in einer Charakterſchwärze geſehen oder vermuthet wird, gegen die die Druckerſchwärze Schnee iſt. Mit ſolch einem bösartigen, gefährlichen Individuum in die nahe Gemeinſchaft eines Reiſewagens eingeſperrt zu werden, konnte daher fürchterlich erſcheinen. Die Damen hatten wirklich große Scheu davor gehabt. Doch gerade dadurch trat auch ein Vortheil meiner Stellung ein. Wenn man a priori für ſo ganz barbariſcher Natur gehalten wird, ſo ſtimmt ſich das Urtheil natürlich über Verdienſt günſtig, falls ſichs herausſtellt, daß man doch nicht völlig ein Unmenſch iſt. So gelang es denn auch mir, eine Art von Vertrauens-Votum zu erlangen, und die Diſſonanz meiner Gegenwart löſte ſich in den Grundaccord allgemeiner Eintracht und Heiterkeit auf.

Wir verplauderten und verſcherzten die nächtlichen Stunden, während Jupiter uns blitzend (d. h. der Stern, nicht der Donnergott) das Geleit gab, und der Mond freundlich durch das geſchloſſene Wagenfenſter blickte. Denn es war eiſig kalt in der deutſchen Juliusnacht,

und der Wind blies uns rauh entgegen, ſo oft wir ihm verſuchsweiſe eine Pforte öffneten. Der Thermometerſtand führte eine groteske Scene herbei. Ein junger Engländer, der ſchon im Coupé des Eiſenbahnwagens mit uns geſeſſen, hatte, — er kam vermuthlich aus Indien oder Aethiopien — zu ſeiner Reiſekleidung nichts als eine weiße leinene Hülle gewählt. Er hoffte wahrſcheinlich die laue Mondſcheinnacht noch beſſer zu genießen, wenn er ſich ins offne Coupé ſetze. Vielleicht hat er dabei die reizende Nachtſcene aus Romeo und Julie geleſen. Gewiß aber war es, daß er auf der Mitternachtsſtation angetroffen wurde, wie er in der Paſſagierſtube die excentriſchſten gymnaſtiſchen Uebungen trieb, um die ſteif gewordenen Glieder wieder beweglich zu machen. Seine hagere Geſtalt und Phyſiognomie hatte ſich noch bedeutend verlängert und verdünnt; ein bläulicher Schimmer auf Wangen und Lippen gab ihm ein geiſterartiges Anſehn, der weiße Rock vollendete das Geſpenſtiſche. Ich fragte ihn, ob es nicht eine herrliche Mondſchein-Reiſe-Nacht ſei; zähneklappernd und händereibend antwortete er ein erbebendes o yes, Sir! War gleich der Ausdruck ſeiner Leiden komiſch, ſo blieben dieſe ſelbſt doch ernſt, und erweckten ihm ein hülfreiches Mitleid. Die zahlreich mitreiſenden Damen machten eine Collekte für ihn, von kleinen und großen Tüchern, die ſie im Wagen entbehren konnten,

und der ſtolze Britte drapirte ſich dankbar mit den milden Gaben der deutſchen Frauen. So halb weiblich verpuppt kroch er wieder in ſein Cabriolet, um der Seligkeit des Reiſens ferner froh zu werden. Ich hatte nicht bemerkt, ob er lebendig nach Dresden gelangt iſt. Wir aber trafen wohlgemuth und von freundlicher Sonne angelächelt, in der ſchönen Elbſtadt ein.

Dresden.

Gaſthäuſer. Die Gemäldeausſtellung. Findlater. Das neue Theater.

Schon aus dem Titel, noch mehr aber aus der Vorrede mag man es entnommen haben, daß ich in dieſem Reiſetagebuch die entſchiedenſte Willkühr üben, und bald mit der ſtrengſten hiſtoriſchen Treue berichten, bald die Früchte der Reiſeluſt ganz nach Gutdünken pflücken werde, d. h. wie mirs ums Herz iſt und war, träumen wie ich an ſchönen Reiſetagen träumte. Kein Ort wäre paſſender zu ſolchen Idyllen oder Eidüllien, Bildchen, Reiſebildchen, als mein ſchönes, liebes, halb heimathliches Dresden, wo mich außer dem Hauch ſchönſter Kunſt und lieblichſter Natur, ſeit zehn Jahren auch der belebende, ſtärkende Athem veredelter Freiheit

und würdiger Geſetzlichkeit aller Zuſtände anweht!

Doch ich verſage mirs, mich dieſer ſüßen Luſt ſchon jetzt hinzugeben, da der weite Umkreis der Reiſebahn mir noch viele, ſeltner beſuchte, weniger gekannte Stellen dazu bietet. Und in Dresden iſt die Wirklichkeit ſo reich, ſo wechſelnd, daß man ſich ihr getroſt anvertrauen mag. Ich bleibe alſo im Tone des Erzählens. Das Elbathen oder Elbflorenz, wie es oft genannt wird, und genannt zu werden verdient, hat unter vielem Guten auch das, gute Gaſthäuſer zu haben, unter denen ich wieder das, den Namen meiner Vaterſtadt führenden, die Stadt Berlin, vorzugsweiſe gern beſuche und nenne. Man braucht nicht einzig ſeinem Körper und Magen zu Gefallen (oder zum Schaden!) zu reiſen, um den Werth eines wohleingerichteten Gaſthofs zu ſchätzen. Nicht nur, daß ſich die Stimmung zum Genuß deſſen, was eine Reiſe darbietet, durch einen behaglichen Aufenthalt, durch eine entgegenkommende Aufnahme (dadurch beſonders) ſehr erhöht, ſo bietet uns ein mit Sorgfalt geführtes Haus dieſer Art noch zahlreiche andere, weſentliche Vortheile (z. B. Belehrung über Ankunft und Abgang der Poſten, Dampfſchiffe, gute Lohndiener und Führer) dar; Vortheile, die man da erſt recht ſchätzen lernt, wo ſie zu fehlen anfangen, wie z. B. häufig in Italien. Ich will daher trotz aller

dichterischen und idealistischen Beimischungen in dieser Reiseschilderung doch die Basis der Realität nie verabsäumen, die in guten Gasthäusern liegt, und dem Leser diese festen Triangulationspunkte, nach denen er seine Irr- und Querfahrten immer wieder reguliren kann, mit möglichster Genauigkeit hinstellen. —

In Berlin, dem Gasthause, fand ich also so freundliche Bewillkommungsminen, so schnelle Bedienungsfüße, und sichre Gedächtnisse für Bestellungen und Anordnungen wie jemals, und überdies ein bereit gehaltenes Zimmer, das ich mit Aufwand eines Postportos Tags zuvor bestellt hatte. — Ich rathe den nach mir Reisenden für die nächste Zeit solche Vorsicht an. Denn obwohl sich Dresden von Jahr zu Jahr, sichtlich wachsend, mit neuen schönen Gebäuden bereichert, obwohl eine große Anzahl Privathäuser besonders in der grünen Umgebung der Neustadt, der Eisenbahnmündung nahe, emporgestiegen ist, und sich darunter auch Gasthäuser befinden, so haben doch diese steinernen Vergrößerungen noch nicht mit der lebendigen Vermehrung, der wachsenden Zahl der Fremden und Sommereinwohner Schritt halten können, und es hält oft schwer, ein Unterkommen zu finden. Die größeren Gasthäuser in der alten Stadt haben zwar Nebengebäude angekauft, suchen sich durch gemiethete Nachbarwohnungen zu helfen, doch wollen alle diese Mittel dem Bedürfniß noch

nicht genügen. Die Eisenbahn schüttet täglich zweimal eine zu große Menge von Fremden aus; und eben jüngst hat sich dieser Strom noch bedeutend vermehrt durch die Einmündung der Anhaltischen Bahn in die Magdeburg-Leipziger, und somit in dritter Hand in die Dresdner. Ein sachverständiger Spekulant wird daher nicht leicht etwas besseres thun können, als einen möglichst großen Gasthof in Dresden zu errichten; er würde ihm nicht lange leer stehen!

Dieser frische Anwachs der schönen Stadt giebt ihr nach und nach das, was ihr bisher noch fehlte, eine größere Lebendigkeit, ein Herausschreiten aus dem engen Geleise einer gewissen Kleinbürgerlichkeit, das sich namentlich beim längern Aufenthalt dort nicht angenehm fühlbar machte. Freilich kommt mit dem Guten zugleich manches Uebel; der Verkehr wird lärmender, Staub, und wimmelnde Menschenmassen verkümmern manchen sonst einsamen, dem Herzen eine viel befreundetere Heimath bietenden Spaziergang. Doch dies ist das unvermeidliche Loos unserer ganzen Zeit; in der so hochgesteigerten Regsamkeit, in der mitunter krankhaften Heftigkeit ihres Treibens, gehen Möglichkeit und Sinn für beschauliche, uns auf uns selbst zurückführende, und uns selbst lassende Genüsse mehr und mehr verloren. Doch wer es sucht, wird immer noch ein stilles, trautes

Plätzchen in der Welt, (d. h. außer ihr) finden, und das tief wehmüthige Wort:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
„Ach der ist bald allein!“

wird seine schmerzliche Gültigkeit noch lange, wohl ewig, behalten! —

Sind wir denn nicht in diesem Augenblick schon weit ab von dem lebhaft heitern Dresden, auf einsamstem Träumerspaziergange?

Je nun, unter solchen Betrachtungen war ich eben über die Elbbrücke, durch die Promenade der Neustadt, zwischen den Gärten der Vorstadt hingegangen, und hatte mich an den vielen, einen geläuterten Geschmack in der Baukunst vertretenden, für ländliche und städtische Zwecke gleich passend zugerichteten Landhäuser wahrhaft erfreut. Endlich stand ich vor einem stille. Es war das rechte. — Aber was ich dort suchte und fand, geht den Leser nichts an. — — — — — —

„Also Nachmittag um 4 Uhr?“ — „„Pünktlich.““ „Und wohin?“ — „„Wohin uns die Lust und Gunst des Augenblicks führt.““ „Desto besser.“ — „„Auf Wiedersehn also.““ So schied ich, und lustwandelte der Stadt zu. —

Auf der Terrasse war es ziemlich lebhaft. — „Es ist noch eine Stunde bis Mittag, ich kann ja noch einen Gang durch die schönen schattigen Laubgänge an der

Elbe hinauf machen, und doch noch die halbe Stunde gewinnen, die mir für die Gemälde-Ausstellung hinreicht.

Zuvor ſah ich auf der Terraſſe ſelbſt ein Genrebild. Eine Frau trug ein kleines Kind, und liebkoſte es. Die gute Mutter gewann mein Herz. Gleich darauf kam ein Knabe von etwa zwölf Jahren, nannte ſie Mutter, und beſtellte ihr etwas. Da wurde ſie ſo böſe, daß ſie nach ihm ſchlug und — mit dem Fuß trat. Der Knabe ſprang weinend und ſchreiend auf die Seite! Einſt hatte ſie ihn auch getragen, im Schooß und auf den Armen! Glückliche Kinder! Merkt es Euch, denn im Leben überhaupt geht es ſelten anders. In der Jugend werden wir getragen, ſpäter getreten, — oft zertreten!

Im Kunſtſaale hatte man das nicht zu fürchten, denn er war ſehr leer — an guten Bildern, und deshalb auch an Beſuchern. Der Leſer fürchte keine Kunſtkritik; in den zeichnenden und bildenden Künſten ſteht mir auch nicht ein Zoll breit kritiſchen Grundbeſitzes zu. Aber doch das Recht einige Empfindungen und Erinnerungen für mich zu haben. Dieſe wenden ſich vorzüglich auf zwei Bilder. Das eine war von Vegas, es ſtellte drei Mädchen dar, unter einem Baume im Walde gelagert, die in die Landſchaft hinausblicken. Der Inhalt iſt eine Variation auf ſein älteres anmuthiges Mäd-

Gedicht, zwei Mädchen, die von einem Berge in das Land unter ihnen hinabschauen. Doch die Ausführung ist mehr als eine Variation, sie ist etwas völlig Anderes. Die Sonne dringt mit unwiderstehlichem Goldauge in die grünen Waldgeheimnisse ein. Die Blätter schimmern durchsichtig, die Stämme, der Rasen sind von dem Lichtschimmer warm angehaucht. Eben so die drei Mädchengestalten, in anziehender Gruppirung. Wie die verliebte Sonne in den Locken der reizenden Kinder spielt! Wie sie ihre Wange und Schultern küßt! — Doch man fühlt, daß der Kuß nur warm und milde, kein brennender ist, der die weiße Haut mit lybischem Braun färben könnte. Wäre ich noch jung — ich wollte das Bild gleich in ein Gedicht übersetzen, — aber wenn ich die Farben in Worte verwandle, thue ich nicht einen Rückschritt? Ihr Maler, übersetzt lieber unsre Gedichte in Eure schöne Farbensprache, oder noch viel besser, macht, wie Vegas, eigne Farbengedichte.

Das zweite Bild, — es zeiht mich zuerst der Undankbarkeit, weil ich den Maler vergessen. Er entschuldige mich durch Lessings Gedanken: „Es ist die feinste Schmeichelei für den Künstler, wenn man über sein Werk ihn selbst vergißt.“ Doch liegt in diesem Vergessen zugleich das Bekenntniß einer unmalerischen Sinnesart, die nur nach der Sache, vielleicht nur nach dem Stoff des Bildes greift. Dieser war ein Schiffbruch

Diesmal aber (ein neuer, wenigstens seltener Gedanke), zeigt uns der Maler nicht das empörte Meer, das zertrümmerte Schiff, die Leichen am Ufer, die verzweifelnden, an den zerschmetterten Mast, an das sinkende Boot geklammerten Gestalten. Er führt uns in eine Hütte am Strande, wo sich die schon Geretteten befinden, unter ihnen eine Mutter, in welcher Angst und Ermattung sich mit seligster Freude paaren. Denn eben trägt man ihr auch das Kind, das jüngste Kleine, das verloren Geglaubte zu. Es ist noch halb betäubt, die nassen Locken hängen herab, allein das matt geöffnete Auge läßt Leben hoffen. Die Freude der wackern Retter, die es hineintragen, verwandelt die Hoffnung in Gewißheit. — Ich stand lange vor dem Bilde. Und wenn es nun einmal wahr würde? Wem läge ein solches Erlebniß zu fern? — Der Augenblick der Schrecken kann für Jeden kommen; käme auch für Jeden der Augenblick der Seligkeit, der uns hier so mit wärmster Lebenskraft und Innigkeit anschaut! Ich habe den Maler vergessen, aber ich werde seiner lange, lange gedenken.

Es schlägt vier Uhr. —

Der Wagen rollt vor die Thür des Gasthauses. Es ist ungefällig von Zeus, daß er so oft Streifregen sendet, und gerade jetzt eine so finstere Wolke herüberschweben läßt! — doch sie soll mich nicht abschrecken. Und meine Begleiterinnen auf der Spazierfahrt sind

eben so entschlossen, um den kleinsten Sonnenblick mit dem Wetter zu kämpfen. Also fort, fort durch die grünen Gassen der Vorstadt, hinaus am Elbufer entlang, am Waldschlößchen vorüber bis zu dem schönen Findlaterschen Berge, von dem der Blick so gern über die reiche Gegenwart der Natur, die sich uns zu Füßen ausbreitet, hinschweift, noch lieber aber fast sich auf die wechselnden Erinnerungen richtet, die sich an diesen reizenden Punkt knüpfen.

Es sind nun schon dreißig Jahre her, als ich zuerst auf dieser Höhe stand. Damals war das geschmackvolle Landschlößchen eben fertig geworden; ein reicher Engländer hatte es sich erbaut. Alles glänzte und leuchtete neu und sauber; die weißen Säulen des Thürmchens, die goldene Fahne darauf. Eine Schloßwächterin (unsre Kastellanin ist eine zu steife Uebersetzung der französischen Chatelaine, die sich malen und besingen läßt!) hoch in Jahren zeigte den Bau, der im Innern noch nicht einmal vollendet war. — Ob der erste Erbauer das Schloß bewohnt hat? Ich weiß es nicht. Der Krieg brach bald darnach aus, und als ich die Villa neun Jahr später zum zweitenmale besuchte, war sie schon ein Kaffeehaus, wie noch am heutigen Tage.

So gleicht sie jetzt einem Pegasus im Joche, denn ihre Schönheit ist in die Sklaverei des Nutzens ver-

fallen. Nicht doch! Ihre Schönheit iſt gerade aus der Sclaverei befreit. Denn was wäre uns der reizende Punkt, wenn er unter Schloß und Riegel engliſchen Goldes, engliſcher Sonderlingsweiſe läge, unzugänglich wie ein vergrabener Schatz? Laßt uns denn dem Himmel danken, daß man jetzt eine Portion Kaffee für ſein Geld dort trinken kann, zu der man die Gaben aus dem unerſchöpflichen Füllhorn der Natur geſchenkt bekommt. Zwar, die reinlichen Treppen ſind vielbetretene geworden, die blendend weißen Mauern überzieht hie und da graugrünes Wettermoos, oder der Kalk fällt ab, — doch die Bäume umher grünen friſch, der Strom umfaßt die blühenden Auen mit inniger Umarmung, die fernen Gebirge ſchauen mit umwölkten Häuptern feierlich ernſt in die lebensheitere Landſchaft zu unſern Füßen hinab. Und wenn wir in die ziehenden Wellen blicken, fallen uns die vorüber gezogenen Tage unſeres Lebens ein, die ſich freundlich darin geſpiegelt. Es dünkt uns, ihr Antlitz winke uns wohlbekannt, mit trauten, feſt in die Erinnerung geprägten Zügen daraus entgegen! Reden mich nicht ſanfte, treue Schweſterſtimmen an aus dem Liſpeln dieſer Bäume? Ach der Sturm der Jahre hat ſie längſt verweht, in ferne Länder, bis in das Jenſeit des Lebensſtromes hin! Wem zeigte der Spiegel der Erinnerung nicht friſche und verſunkene Gräber? —

Aber er zeigt mir auch holdſelige Lebensbilder! Gedenkt Ihr, liebe Geſtalten, noch des ſchönen, ſonnenhellen Nachmittags, wo wir hier im glücklichen Kreiſe ſaßen, der ſpielende Hauch der Lüfte uns umfächelte, der Nachen auf ſilberglänzender Welle vorüberſchwebte, drüben das umbüſchte Dörfchen, der getheilte Felderteppich Augen und Wünſche zu ſich zog? — Gedenkt Ihr noch des ſchönen Tages?

Und umgiebt mich denn die Gegenwart nicht anmuthig und befreundet? Wird das Jetzt nicht, wenn es die Zeit in einige Ferne rückt, (und während ich dies ſchreibe, iſt es ja ſchon geſchehen) ſich eben ſo mit leiſem ätheriſchen Duft umziehen, in dem die Sonnenſtrahlen ſich farbiger brechen? Wahrlich der Roſenſchimmer der Erinnerung umfließt ſchon heut den Tag mit heller Verklärung! — Es zogen Wetterwolken über unſer Haupt, über die Landſchaft; ſie warfen dunkle, fliegende Schatten auf Auen und Gebirge, der Silberregen rauſchte nieder, doch die Goldſonne ſtrahlte in ſein blinkendes Netz, und Zauberduft umwebte die Fluren! Ihr Geſtalten voller Jugend und Anmuth, möge Euch die kurze Stunde ſo lange lieb bleiben wie mir! —

Wahrlich eine kurze Stunde! Denn die unerbittliche Taſchenuhr, dieſes Nürnberger Kuckuckei, das uns ſo oft in das behaglichſte Neſt unſerer Freuden gelegt wird, tutt mir mit ihrem unaufhörlichen Tiktak zu-

„Rezenſent! Es iſt halb ſechs vorbei! Du mußt ja in's Theater!“ — Nun ins Henkers Namen denn, weil ſich dieſer Lebensqual nie und nirgend entfliehen läßt, ſo fahr denn vor Kutſcher — laß mich nur erſt den Kaffee bezahlen! — und fort in's Theater. „Bitte meine Damen, ſteigen ſie ein. Wir wollen aber den Wagen zurückſchlagen, denn wir werden eine herrliche Fahrt haben, durch die regenerfriſchte Landſchaft.“ —

Der Wald grünt und blitzt, die Fernſicht öffnet ſich, das Auge ſchweift weit über den Elbſpiegel und ſeinen grünen Uferrahmen hin, Dresdens Thürme beſchauen ſich in den Wellen. Dank dir, gütige Sonne, daß du noch einen goldenen Gnadenblick aus dem blauen Himmelsauge wirfſt, das ſich eben zwiſchen dem finſter ziehenden Gewölke aufſchlägt! — Aber es ſchließt ſich ſchnell wieder! Wahrlich es regnet ſchon! Wir müſſen das Wagengefängniß völlig zuſperren! Raſch denn vorwärts, vor das Theater. —

Hier bin ich plötzlich gewiſſermaßen wieder im Amt, ich fühle mein Handwerkszeug zwiſchen den Händen; ich ſtehe auf meinem Acker, an meinem Pflug. So will ich Euch denn nun einſpannen, ihr Ackergäule, und drauf los pflügen. Lebe wohl denn du freies Sonnenroß mit Phantaſieflügeln, auf dem ich ſo eben etwas ſpazieren ritt durch die Himmel, ein wenig erhoben über die ſtaubige, kothige Erde. Alſo ans Werk, ans Handwerk! — —

Das neue Theater hat mehr die römiſche Gewichtigkeit, in manchen Theilen ſogar Schwerfälligkeit, als griechiſche Anmuth; ſo unterſcheidet ſich ſeine Phyſiognomie hauptſächlich von der Schinkelſchen Schöpfung in Berlin. Wir wollen es, da dies ſchon mehrfach geſchehen iſt, nicht näher beſchreiben, jedoch einige gute und nachtheilige Eigenſchaften zuſammenſtellen. Im Ganzen ſind Bühnenraum und Zuſchauerraum durch Größe und Zweckmäßigkeit ſehr wohlthuend, auch iſt die Dispoſition der Plätze in Parkett, Parterre, Logen, Amphitheater u. ſ. w. bequem, ökonomiſch (doch dabei ſehr behaglich durch Geräumigkeit) und enthält manches Neue, dem Zuſchauer Günſtige. Dagegen iſt die Ausführung dieſer Einrichtungen nicht eben ſchön zu nennen, wie überhaupt der Detailſtil des Hauſes häufig verirrt im Geſchmack erſcheint. Offenbar iſt der ſchönſte Theil des Gebäudes der acceſſoriſche, die Eingänge und Foyers Zwar vermißt man eine bedeckte Vorfahrt, (denn die eine vorhandene ſcheint nur einem kleinern Theil des Publikums angewieſen) doch, dies abgerechnet, ſind die Vorhallen, welche das Gebäude in zwei Etagen-Abſtufungen halbkreisförmig umgeben, die hohen glasbedeckten Pavillons in denen die Treppen breit emporſteigen, ſo glänzend als geſchmackvoll. Zugleich haben die Foyers, von denen man auch eine ſchöne Ausſicht über die Elbe genießt, neben dem

Zweck der angenehmen Promenade und Unterhaltung in den Zwischenacten, die sie den Einheimischen darbieten, für den Fremden einen unschätzbaren Vortheil, den der Sammelplatz derselben zu sein, die man hier, was man sonst durch die ganze Stadt mühsam und oft doch umsonst aufsucht, leicht und bequem beisammen trifft. Fünf vergebliche Besuche im Lauf des Tages gemacht, erledigten sich hier in eben so vielen Minuten zu gegenseitiger Befriedigung. Ueberhaupt ist ein solcher Sammelplatz der Anwesenden im Theater ein, für unsre leichter und zugleich complicirter werdende Geselligkeit, unabweisbares Bedürfniß, das auch eine geistige künstlerische Anregung gewährt, die in Berlin gänzlich fehlt. Mit der Möglichkeit ihr zu genügen, hat sich auch sogleich die Sitte eingestellt; Damen und Herren verlassen gleichmäßig die Plätze, um sich im Foyer zu begrüßen, zu besprechen, und oft auch zu erholen an heißen Tagen. Wie sehr wäre dies unsern unglücklichen Parkettlogenbesuchern in Berlin zu gönnen, die in eine Art schwarzer Höhle eingesperrt, ein Sechstheil des Anblicks und Klanges unserer Opern genießen. Und hier hätten wir den Foyer ganz in der Nähe, wenn man den neu hergestellten Conzertsaal dazu einrichten möchte. — Dieser Theil des Dresdner neuen Theaters ist also bei Weitem der schönste. Abends gewährt er von der Elbbrücke her, auch einen feenhaften

Anblick, durch die doppelte Reihe erleuchteter Bogenfenſter. — Die innere Beleuchtung iſt dagegen nicht ſo reich; der Zuſchauerraum bleibt ziemlich dunkel, der Kronenleuchter iſt zwar ſehr eigenthümlich, doch will er uns nicht ganz behagen. — Von einem reiſenden muſikaliſchen Recenſenten erwartet man auch wohl ein Wort über die Vorſtellung. Man gab die Puritaner; Moriani, der berühmte Tenoriſt, man nennt ihn nach Rubini den beſten Italiens, ſang den Lord Arthur Talbot. Er allein ſoll uns beſchäftigen. Die Stimme iſt von feſtem Metall, wenn der Sänger ſie unentſtellt gebraucht, in allen Chorden ſoner, in der Tiefe wie in der Höhe klar anſprechend, glockenrein; nur dann und wann wurden einige Töne durch Ueberanſtrengung zu hoch, doch war dies ſo ſelten, daß es kaum in Betracht kommt. Zu dieſen treflichen Mitteln fügt der Sänger zwar keine außerordentliche, doch eine ſehr ſichere, klare Geläufigkeit. Das ſind ſeine guten Eigenſchaften; doch wir bekennen frei, daß ſeine übeln zu groß für uns ſind, um ſie zu vergeſſen. Sie beſtehen in dem, allerdings modernen, aber nichts deſto weniger völlig unſchönen, manierirten Vortrag: in der Ueberladung durch Anſtrengung. Der Geſang artet in ein faſt ununterbrochenes Schreien (wir haben keinen andern Ausdruck für die Sache) aus; von dem Adel und Reiz des Maaßes geht jede Spur verloren. Der Vortrag be-

wegt ſich nur in Extremitäten; ein überangeſtrengtes Fortiſſimo wechſelt mit einem Pianiſſimo im Falſett, wo der Sänger allerdings häufig e, eis, d ſehr rein und wohllautend intonirt, und uns im dritten Akt ſogar noch durch ein zweigeſtrichenes Fis überraſcht — doch nicht angenehm, wie wir geſtehen. Wo ſollen bei ſolchen Fanfarenaden Charakterzeichnung, wahrer Ausdruck der Seelenzuſtände bleiben? Wir verzeihen dieſe Thorheit auch nur aus Gewohnheit leichter. Denn was würde man zu ihrer eben ſo berechtigten Umkehrung ſagen, wenn eine Sopraniſtin, der das Glück oder Unglück die außerordentliche Gabe verliehen hätte, das Contra C anzuſchlagen, uns plötzlich in einer leidenſchaftlichen Arie mit dieſer Ueberraſchung erſchrecken wollte?! — Doch wir wollten dem Sänger die Kunſtſtücke laſſen, wenn wir ihn nur im Allgemeinen kunſtſchön ſingen hörten. Doch von Schmelz und Reiz in der Tonverbindung, von einem Schwellen und Anhauchen, von einer feſten, edlen Mittellinie der Ruhe iſt nirgend die Rede! Und wäre das etwa nicht italieniſche Schule? Die großen Zöglinge derſelben, z. B. eine Paſta, haben doch ſämmtlich dieſe Eigenſchaften, und in höchſter Vollendung. Wir wollen das fremde Treffliche gern und freudig bewundern, doch uns das offne Auge und Ohr für das fremde Täuſchende bewahren, und nicht den Stoff mit der künſtleriſchen Form

verwechseln. Es wäre eine wahrhafte Ungerechtigkeit gegen unsere Sänger und unser Vaterland, wenn wir es nicht aussprechen wollten, daß dasselbe ungleich trefflichere Gesangskünstler ausgebildet hat, als Moriani; die kraftvolle Festigkeit der Stimme hat er z. B. vor Mantius voraus, doch der deutsche Sänger besiegt den italienischen so weit — wie die Wahrheit den Irrthum; sie sind fast incommensurabel.—Caroline Ungher dagegen gilt nach dem einstimmigen Urtheil aller derer, mit denen wir uns in dieser Ansicht begegneten, für eine wirklich große Sängerin, die sich des edelsten Theiles der Kunst des geistig wahrhaftigen vollständig bemächtigt hat. Leider hörten wir sie nicht, und es bleibt zweifelhaft, ob sie überhaupt die Bühne wieder betritt *) —

So weit mein offizielles Kapitel über das Theater. Was nach dem Schluß der Vorstellung geschah, würde vielleicht das romantischste Blatt in diesem Reisetagebuch

*) Seitdem hat sichs entschieden, daß es nicht geschieht; sie ist bekanntlich an Herrn Sabatier verheirathet, und wird ihren Aufenthalt künftig auf einer Villa bei Florenz, unfern der der Catalani, nehmen. Seitdem hat auch der Verfasser dieses Buchs zwar manches dem obigen widersprechende Urtheil über die Sängerin, einmal aber auch sie selbst gehört, jedoch nur im Zimmer, im Vortrag einiger Lieder von Schubert, und Liszt, die sie zwar stark contrastirend, oft aber auch sehr fein und verschmelzend coloritte, und sich jedenfalls durch ihren Gesang selbst, wie durch ausgesprochene Ansichten, als eine Künstlerin von seltenster geistigen Bildung bekundete.

liefern, allein ich habe den eigenſinnigen Gedanken, es erſt funfzig Jahr nach meinem Tode drucken zu laſſen. Wer ſich den Beſitz dieſes Nachlaßſtückes ſichern will, (es wird ein ganz hübſcher Wald von ähnlichen Blättern edirt werden) kann einſtweilen bei der Verlagshandlung darauf pränumeriren. —

Nun für heut gute Nacht. —

Die Elbfahrt.

Wetterprophezeihung. Die ſächſiſche Schweiz. Aeſthetiſche Abhandlung. Mittageſſen. Letſchen.

Jeder noch ſo dichteriſche Wanderer muß Sohlenleder unter den Schuhen haben; auf dieſen Grundſatz, den ich durch eine gelehrte Disputation zu vertheidigen bereit bin — ich könnte vielleicht zum Doktor-Titel dadurch gelangen, den man mir jetzt oft mißbräuchlich giebt — ſtütze ich nachſtehende praktiſche Notizen. — Die Elbdampfſchiffahrt iſt noch in der Kindheit, aber ſie entwickelt ſich ganz erfreulich. Vor vier Jahren gab es erſt ein Dampfſchiff, das die Elbe ſehr mühſelig mehr hinankroch als flog. Dennoch fuhr man gern darauf nach der Baſtei, Schandau, u. ſ. w. Jetzt giebt es ſchon zwei Dampffahrer nach der ſächſiſchen Schweiz,

die den Weg von Dresden bis an das reizende Tetschen täglich hin und her machen, und ein dritter setzt die Wasserstraße weiter fort. Derselbe nennt sich Bohemia, und fährt zweimal wöchentlich zwischen Dresden und Prag. Die Zeit, die man von Dresden nach Prag gebraucht, beträgt, wenn man die Nacht zu Hülfe nehmen kann, was im Sommer fast immer der Fall ist, 24 — 26 Stunden, der Preis ist 4 Thaler. — Die Abfahrtszeit ist Morgens 6 Uhr; um 12 Uhr trifft man in Schandau ein, um 2 Uhr in Tetschen, um halb 5 Uhr in Aussig, von wo man Teplitz in drittehalb Stunden erreicht, so daß man die ganze herrliche Wasser- und Landreise von Dresden dahin, jetzt in etwa 13 Stunden zurücklegt. Doch dies kann man nur zweimal in der Woche. Auf den andern Dampffahrern dagegen, welche die sächsische Schweiz beschiffen, kann man täglich nach Tetschen und wieder zurück; die Fahrt stromaufwärts kostet einen Thaler, die, abwärts, zwanzig Silber- oder Neugroschen. An den Hauptpunkten der sächsischen Schweiz, Bastei, Schandau, Königstein, Hernskretscham u. s. w. wird angelegt. Diese Reise gewährt also die größten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten bei ungemeiner Wohlfeilheit. Nur muß der Wasserstand der Elbe dazu günstig sein, sonst dauert sie etwas länger, oder ist vielleicht gar nicht auszuführen, wenn das Fahrwasser zu seicht wird. Die Schnellig-

keit der Fahrt iſt ſtromabwärts außerordentlich, ſtromaufwärts wenigſtens recht anſehnlich. Der Strom hat eine Durchſchnittsgeſchwindigkeit von 3000 Klaftern in der Stunde, das Dampfſchiff im ruhigen Waſſer eine von 8000; es legt alſo gegen den Strom immer noch 5000 Klafter in der Stunde zurück, mithin über 1¼ deutſche Meile. Mit dem Strom macht es alſo 10 bis 11000 Klafter in der Stunde, oder mindeſtens 2½ Meile, auch wohl faſt drei. Daher kann es auch, indem es des Morgens um 5 Uhr von der Stelle abgeht, an der es in der Moldau nahe bei Prag anlegt, Abends um 9 Uhr in Dresden ſein. Von Prag zurück kann man folglich keine ſchnellere Reiſe haben, der viel größeren Annehmlichkeit nicht zu gedenken.

Nun hat der Reiſende das Sohlenleder, d h. die feſte Unterlage zu ſeiner Wanderung, wie ich die Fahrt im Schiff mit einiger poetiſchen Freiheit nenne. Er weiß Beſcheid, was Geld und Zeit anlangt, dieſe beiden praktiſchen Faktoren jeder Reiſerechnung, ohne die ſelbſt der kühnſte dichteriſche Flug ſofort eine traurige Ikarus-Wendung nimmt. Man fällt ziemlich hart auf die Erde, wenn man ſich die beiden gedachten Stoffe nicht mit einiger Vorſicht untergebreitet hat. Der Leſer wird mich daher ſchwerlich ſchelten, wenn ich ihm jedesmal nach Kräften behülflich zu ſein ſuche, in den Grundanſatz ſeines etwaigen Reiſerechnenexempels die

willkührlichen Buchſtabengrößen der Formel mit den richtigen, feſten Coefficienten zu verſehen. — — —

Es war ein Sonntag. Der Wind hauchte friſch aber unſicher. Er ließ ſich's nicht recht abmerken, ob er aus Oſten oder Weſten her operiren wolle. In der gedeckten Stellung durch Anhöhen, Häuſer, hohe Ufer (die Futtermauer der Brühlſchen Terraſſe) und ähnliche Terrainzufälligkeiten (accidents de terrain — wer kann das überſetzen!) gelang es ihm, mich zu täuſchen. Auch ſchien mirs, als habe er ſich eines verſtellten Marſches in den Wolkenhöhen bedient, um ſeinen eigentlichen Angriffspunkt zu verbergen. Genug ich ſagte: „Nordoſt, mit ſtarker Neigung zu Oſt-Nord-Oſt, folglich: ſchönes, heiteres Wetter, vielleicht bald ganz reinen Oſt und reinen Himmel, genug die köſtlichſte Fahrt, und völliges Ende aller Streifregen.“ —

„Meinen Sie?“ fragte eine Dame mit hoffnungsfrohen Mienen.

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß“ antwortete ich keck, indem ich ihrer ſchon recht ungewiß wurde, da die Dampfſäule eben mindeſtens um neunzig Grad anders zog, wie zuvor. Ein Sprung um die Viertel-Windsroſe war doch nicht wohl anzunehmen; ich mußte alſo zuvor durch die zufällige Brechung irre geleitet worden ſein.

„Sie sehn sich aber noch so besorglich um?“ fragte die Dame, die in meinen Mienen richtiger las, als ich in den Wolkenzügen.

„Ich erwarte noch einige Reisegefährten, die sich zu verspäten scheinen,“ erwiederte ich, und sprach die Wahrheit, denn Caroline, Auguste und Carl, welche die Fahrt gleichfalls zu machen beabsichtigten, fehlten noch. Es schlug sechs Uhr auf der Kreuzkirche. Die Dampfschiffsglocke läutete zum letzten Male; der Dampf wurde sausend ausgelassen. Da erschienen sie auf der Höhe bei der Terrasse, und gleich darauf ziemlich außer Athem auf dem Schiff. Die Verbindungsbrücke wurde aufgezogen, die Schaufeln regten sich, wir schwammen den Strom hinab. —

O der schönen Fahrt! Wie oft habe ich diese bald anmuthigen, bald wilden Ufer sich im Strom bespiegeln sehn; und immer neu erfreuen sie das Herz. Vielleicht eben weil es alte Bekannte, alte Freunde sind.

Ich nehme jetzt an, daß alle meine Leser, die in Dresden gewesen sind, gern etwas von ihren alten Freunden hören, und alle, die nicht dort gewesen, durch den Reiz des Neuen gefesselt werden. —

Das Bild der schönen Stadt und ihrer nächsten Ufer bespiegelt sich morgenfrisch im Strom, die Elbbrücke mit ihren prächtigen Bogen fliegt leicht darüber hin; auf ihr ist es schon lebendig von strömenden Menschen, von

Roſſen und Wagen! Das Poſthorn tönt über das Waſſer! Die Schnellpoſt raſſelt über die Brücke! Glücklich die Ankommenden, glücklich die Weiterreiſenden! Glück und Freude überall. — Nun ziehen die Ufer fliegend vorüber. Die Landhäuſer der Vorſtadt, das Linkiſche Bad, Anton's, der große Garten werden begrüßt; lauter Stellen froher, jugendlicher Erinnerungen!

Ich ſaß mit meinen ſchönen Reiſegefährtinnen auf dem Deck, und wir erfreuten uns des Sonnenſcheins, mit dem wir die Fahrt eröffneten. Doch ein bedenklich kühler Wind ſtreifte über das Schiff, und eine graue Wolke zog ſchwer heran. Jetzt ſah ich, daß meine Prophezeihung eine völlig unhaltbare Feſtung war, und ich ergab mich reuig auf Gnade und Ungnade. Ich verſprach wenigſtens durch möglichſte Heiterkeit mit dem mürriſchen Wetter zu kämpfen. Der Vorſatz, dem böſen Geſchick alſo zu trotzen, wurde ein allgemeiner, und wir leiſteten uns den Bundeseid fröhlichſter Laune. — Die Seſſel wurden zum traulichſten Kreiſe zuſammengerückt, wir deckten uns gegen den kalten Wind dadurch, daß wir dem Schlott ſeine warme Flanke abgewannen; Regenſchirme, Mäntel und Mackintoſh vollendeten das Befeſtigungsſyſtem. — So ließen wirs denn heiteren Muthes geſchehen, daß ſich die Ufer in den grauen Silberſchleier des Regens hüllten, und uns erſchienen, als ob wir ſie durch verweinte, voll Thränen ſtehende Augen

anblickten. Loschwitz, Osterwitz, und wie alle diese trefflichen Witze heißen, blieben doch anmuthig. Pillnitz, das mit seinen chinesischen Pavillons freilich etwas wie eine neckische üble Laune der Architektur aussieht, hat doch ein so solides Bündniß mit der Natur geschlossen, daß es allen satyrischen Pfeilen der Kunstkritik trotzen, und wie eine schöne junge Frau, die sich einmal aus Eigensinn mit Ungeschmack kleidet, sagen kann: ich bleibe doch hübsch. Nicht wahr meine Damen? Ich habe nicht ganz Unrecht mit diesem Gleichniß? Wo bliebe sonst alle weibliche Schönheit bei unsern Modetrachten?

Inzwischen sind wir an Pillnitz und dem Porsberg vorübergeschwommen, und daher eben an der rechten Stelle, um dies Kapitel abzuhandeln, nämlich am Sonnenstein bei Pirna, der uns auf seinem grauen Fels immer etwas schauerlich ansieht, wenn wir es auch nicht wüßten, daß er zum Irrenhaus geworden in unserer irren Zeit. Eine andere Art von Chillon in diesem Paradies rings umher!

Aber es regnet wahrhaftig zu arg; Caroline und Auguste fangen an, etwas eidbrüchig zu werden, und lassen finster verdrießliche Wolken über ihre schönen Stirnen schweben. Ich sehe, daß unsere Verschanzungen anfangen, sehr mürbe zu werden; wenn der Regen noch einige Zeit so fortfährt, könnte er uns leicht eine Bresche legen, und wir würden mit Sturm genommen, der

dort über dem Sonnenſtein in einem vollgepumpten ſchwarzen Wolkenſchlauch ſchon ſeinen Anlauf zu nehmen droht. Ich halte daher Kriegsrath mit Carl, und wir beſchließen, die Außenwerke aufzugeben, und uns aus den Kaſematten des Hauptwerks zu vertheidigen, oder ſeemänniſch ausgedrückt, einen Rückzug von dem Deck in die Cajüte anzutreten.

Wahrlich, ſie kommt uns recht vertraulich vor, nachdem wir uns den Wind ſo lange um die Naſe ſauſen, und den Regen in den Nacken ſchlagen ließen. Ein Frühſtück muß, wie immer eine gute Verpflegung der Truppen, unſre Widerſtandskräfte gegen die Angriffe erhöhen. Gut, daß unſere Feſtung noch genug Proviant hat. — Nun klingen die Gläſer; die neue Lage hat neue Reize, weckt neue Kräfte der Freude. — Die grauen Felſen der ſächſiſchen Schweiz ſtehen draußen in langen Linien in Parade, und wir ſchwimmen die Front herunter. Wie alle Paraden, ſo iſt auch dieſe etwas einförmig. ein Stündchen hindurch können wir getroſt oberhin ſchauen; ohne Licht und Sonne iſt nicht viel mit den verwitterten Mauern anzufangen. Doch dann — ja jetzt, wo die Coloſſe des Königſteins und des Lilienſteins ſich zu beiden Seiten der Elbpforte aufthürmen, jetzt müſſen wir wieder hinaus auf das Deck, denn nun rollt ſich das prächtigſte Schauſpiel in raſch wechſelnden Akten vor uns auf, und jeder neue übertrifft den vorhergehenden

an Schönheit. Zuerſt laufen wir in die Baſtei-Dardanellen ein. Die verwitternde Mauer mit ihren Thurmzinnen, von dem Grün der Wälder wie von einem Riesenepheu umwebt, ſtreckt ſich in langer, prachtvoller Perſpective vor uns hin. Die Nebel ziehen geiſterhaft um die zackigen Zinnen hin; das reichſte Ufer lacht uns trotz des rauhen Wetters freundlich an; Hütten lehnen ſich an den grünen Wieſenabhang. In jeder träumten wir uns ein kleines Lebensparadies, wenn es uns vom Schickſal vergönnt wäre, unſere Tage dort, fern von dem Getöſe der Welt, als müßige, glückliche Zuſchauer harmlos abzuſpinnen, und unſern Kohl zu bauen, wie Diocletian. Caroline und Auguſte lächelten zu den Idyllen, die ich bei jedem neuen weißen Häuschen, das munter aus ſeiner Umbüſchung hervorguckte, extemporirte; ich wette aber, ſie dachten doch: „Es würde bald recht langweilig werden, ohne Theater, Concerte, Bälle, Promenaden mitten unter der ſchönen Welt, — „und vorzüglich ohne ſtrenges Müſſen der Arbeit" ſetze ich hinzu. Ja wenn man täglich den Königsſtein dort, der eben ſein ſchroffes Felshaupt drohend über die grünen Vorberge erhebt, hinanklimmen müßte, oder von Zeit zu Zeit dort oben vier Wochen in einem Felsloch vermauert würde, wie ſo viele unglückſelige Opfer der Maitreſſen Auguſts des Starken für die ganze Zeit ihres Lebens!! Dann möchte die Rückkehr in das kleine,

freie Paradies nach ſchwerer Ermüdung oder lang entbehrter Sonne und Licht, immer wieder ſüß ſein. Und doch nie ohne Euch, an die ich jetzt in innerſter Seelenwärme denke! O was gäbe ich darum, wenn Ihr jetzt hier um mich wäret, und mit mir den dunkeln, wilden Lilienſtein hervortreten ſähet, der uns wie ein feindſeliger Rieſe den Weg zu ſperren droht! Doch die ſtolze Elbe zieht rauſchend vorbei, und würdigt den Trotzigen keines Blicks, wie tief er auch in ſie hineinſchaue, und ſich in ihr beſpiegle! Sie mag denken: „Du kommſt ſo wenig zu mir hinab, wie ich zu Dir hinauf!“

Da wurde uns ein Freudenfeſt; die Sonne ſo lange nur unſre ſtille Verbündete, erklärte ſich plötzlich öffentlich für uns, und hielt einen glänzenden Siegeseinzug durch die flüchtenden Wolken. Nun leuchtete der Fels, nun blitzte der Strom, nun wärmte ſich das tropfenbeſprengte Grün! Blau wölbte ſich der Himmel über uns, und mit freudigen Augen ſchauten wir hinauf zu ihm. Wie ſchön, wie großartig die Landſchaft iſt, jetzt empfand ſichs erſt recht, da wir aus ihrer reichſten Fülle ſcheiden mußten. Doch ſchwammen wir die einförmige grüne Straße nach Schandau fröhlich hinab in dem ſchönen Sonnenlicht. Der Stadt gegenüber legte das Schiff an; wir grüßten winkend den Wirthshäuſern und ihren am Ufer verſammelten Bewohnern zu. Mit Gigantenbuchſtaben laſen wir die Worte „Speiſeſaal“ als ver-

lockende Einladungskarte für alle das Ufer Betretende, über dem Thore des Gasthauses aufgesteckt. Allein wir folgten der Einladung nicht, sondern blieben an Bord. Schon nach wenigen Minuten rauschten die Räder wieder, und führten uns weiter den Strom hinauf, den böhmischen Bergen zu. —

Von jeher war das Thal von Hernskretscham mit seinen pittoresken Felsen, in deren Schluchten sich das reizendste Grün hinaufzieht, mit seiner Belebung durch Mühlen und arbeitende Werke aller Art, die der volle, brausende Bach treibt, für mich eins der reizendsten, die ich kenne. Auch jetzt entzückte uns der Blick in die geöffnete grüne Tiefe desselben, wo sich Wildheit und Lieblichkeit in immer neu überraschender Weise verschmelzen. — Indem ich dies schreibe, habe ich die frische Erinnerung von zahlreichen Thälern in Salzburg, Steiermark, Italien, Tyrol; und doch thut keine dem eigenthümlichen Reiz dieses uns so nahe gelegenen Tempe, Eintrag; es könnte mitten in die malerischsten Gegenden jener Länder versetzt werden, und würde sich dort eben so in seiner Geltung behaupten wie bei uns. Ueberhaupt habe ich von dieser Reise die Lehre mitgebracht, daß wir der abweichenden Eigenthümlichkeit jener hochberühmten Landschaften vielleicht ein zu grosses Uebergewicht einräumen. In den Umrissen, in den Profilformen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die sich gegen die

Luft absetzen, sind sie allerdings oft viel malerischer; doch in den uns zugewandten Formen, in den Einzelnheiten der Bodengestaltung, vollends aber in dem Saft und in der Fülle der Farben, durch Laubwald und Wiesengrün, durch den Teppich fruchtbarer Felder erzeugt, stehen unsere deutschen Gebirgslandschaften den italienischen fast immer, den schweizerischen und denen Tyrols oft voran, sind ihnen wenigstens völlig gleich. Es sind nur andere Mittel, durch welche die Natur bei uns wirkt, aber nicht minder schöne. Ich habe mich oft gefragt, wenn ich die schönsten Tyroler oder italienischen Landschaften vor mir sah: Wie wenn sich von dieser Seite plötzlich das Elbthal öffnete, oder das der Aar bei Aarweiler? Oder wenn der Rhein hier durchbräche? wenn jene Höhen uns die Aussicht vom Johannisberg zeigten, jene Schlucht sich in die der Roßtrappe verwandelte, dort die Gründe uns den großartigen Blick von der Bastei oder dem Prebischthor darböten? Würde man nicht über den holden Reiz oder die romantische Wildheit selbst hier erstaunen? Würde dieses Segment deutschen Bodens mitten in den Kreis italienischer oder schweizerischer Herrlichkeiten gerückt, nicht als einer der schönsten Abschnitte desselben erscheinen? So fragte ich mich oft, und jedesmal mußte ich mir ein Ja aus vollster Ueberzeugung antworten. Wir sind unsre Landschaften nur gewohnter; sie entbehren des Reizes

der Neuheit für uns, ſie entbehren ferner gewiß jener coloſſalen Einzelnheiten, wodurch uns die Schweiz und Tyrol ſo oft imponiren. Doch gerade dieſe ſind es, bei denen wir nicht lange weilen; auch dort zieht es uns von den ſchroffen Schneethürmen gern wieder in die lieblichen Thäler zurück, und ſelbſt eine ſanfte hüglichte Landſchaft macht oft einen wohlthuenderen Eindruck auf uns, erquickt uns förmlich, nach längerer Wanderung zwiſchen den Felsrieſen der Hochalpen. — Ich gehe ſogar noch weiter. Auch die Nichtgebirgslandſchaften, die grünen Wieſenflächen vom ſtillen ſilberhellen Fluß durchzogen, die tiefen Waldungen, nicht einmal die einförmigen Kiefernwälder ausgeſchloſſen, in denen das Licht ſo wunderbar ſpielt, wo ſich die Pfade geheimnißvoll hinſchlängeln, und im dunkeln Grün verlieren, ſelbſt dieſe Landſchaften, des abgeflachten nördlichen Deutſchlands, haben einen Reiz, der ſich, hat man ihn lange entbehrt, in einer wunderbar mächtigen Weiſe geltend macht; auch ſie würden ſich unter Umſtänden, neben den wundervollſten Schönheiten des Gebirgs behaupten. Hier muß man aber einen Unterſchied vorweg feſtſtellen: den des wirklichen, unmittelbar natürlichen Eindrucks, und den des maleriſchen. Die Natur und die Kunſt wollen jede auf ihre eigene Weiſe genoſſen werden; ſie fordern ein verſchiedenes Auge. Es giebt vielfältige Naturſchönheiten, die durchaus

unmalerisch sind; in der Wirklichkeit werden sie uns den reichsten Genuß darbieten, im Bilde würden wir sie entweder kaum bemerken, oder gar störend finden. Dahin gehört z. B. eine grüne weite Wiesenfläche, der Blick einen schönen, geraden Laubgang hinunter. Um ein Beispiel anzuführen, so entsinne ich mich kaum eines reizenderen Eindrucks, als dessen, den der Blick auf die Poppelsdorfer Wiese und die sie einfassenden herrlichen Laubgänge, bei Bonn, gewährt. Eben so der Anblick der Ostra-Wiese bei Dresden. Beides ist in der Gesammtheit und als Hauptgegenstand völlig unmalerisch; nur zu einem Vor- oder Mittelgrunde ließe sich ein Theil dieser Landschaft benutzen. Dennoch, durch fremde Zauberkraft mitten in eine Schweizergegend geworfen, würde sie ihre eigene Zauberkraft auch dort unwiderstehlich üben.

Aber warum? Fragen wir nach den Gründen dieser Erscheinung? Noch ehe das Dampfschiff die Zollstation erreicht hat, will ich sie entwickeln. Sie beruhen auf einem festen Grund-Dogma. „Weil in der Natur die Stoffe und die Maaße mitwirken, in der Malerei nur der Schein beider thätig ist. — Daß jene Felswand von edlem Granit oder Basalt ist, nicht von schlechtem Lehm, der sich doch eine Zeitlang eben so steil halten würde, daß jene Wiese von den üppigsten Kräutern und Blumen bedeckt ist, die uns zugleich ihren Duft spenden,

daß der Wald aus so herrlichen alten Stämmen beſteht, deren tauſende und tauſende hier beiſammen ſtehen, obwohl ich kaum zehn gleichzeitig überſchauen kann, das wirkt im Eindruck unbedingt mit. Eben ſo die Beweglichkeit des Waſſers, der Blätter, der wogenden Felder. Mehr Gewalt aber haben noch die Maaße, die Räume. Und ſie ſind es beſonders, die ihre Herrſchaft in der Schweiz üben. Der Chimborazzo in allen ſeinen Formen auf den größten Landchartenmaaßſtab von einem Quadratfuß für die Quadratmeile reducirt, würde, wenn auch auf das genaueſte der Wirklichkeit nachgebildet, nicht einen Schimmer des Eindrucks erzeugen, den der Berg in ſeiner wirklichen Größe hervorbringt. Wir würden uns die rieſigen Formen deſſelben nach dem Verhältniß zu bekannten Gegenſtänden berechnen können, doch wir würden ſie nicht empfinden. Deshalb kann auch eine weite Wieſen- oder Felderfläche nur in ihrer wirklichen Größe jenen oben geſchilderten Eindruck hervorbringen. Man könnte dagegen einwenden, daß alſo jedes Bild einer Landſchaft, worin doch, ſelbſt bei den größten Dimenſionen des Rahmens, dieſe Verkleinerungen ſtatt finden müſſen, unwirkſam ſei. Aber man vergäße dann, daß die Malerei uns die Gegenſtände nicht ſowohl verkleinert, als vielmehr uns durch die Kunſt der Perſpective täuſcht (und zwar gleichzeitig durch Linien- und Lichtperſpective) und

in der That den Zauber der Wirklichkeit zu erreichen ſucht. Dadurch wird die belebende Kraft der Phantaſie geweckt, und wir überſetzen uns für den Eindruck, den Schein unbewußt in die Wahrheit. Wollte man die Landſchaften, ſtatt ſie zu malen, in der Größe des Bildes plaſtiſch darſtellen, ſo daß uns in der That eine verkleinerte Wirklichkeit dargeboten würde, ſo träte die eben angeführte Aufhebung des Eindrucks durch das Maaß in der That ein, und unſer Verſtand wäre auf Berechnung der wahren Größenverhältniſſe angewieſen, während der Phantaſie oder Illuſion die Flügel geſtutzt würden. Wir ſähen ein kaltes todtes Modell, ſtatt eines warmen, lebendigen Bildniſſes. — Je mehr nun die Stoff- und Raumverhältniſſe in der Natur wirken, je weniger es die Formen-, die Linienſchönheiten ſind, je ſtärker wird der Unterſchied des Eindrucks zwiſchen wirklicher Landſchaft und Gemälde. Jene einfachen Räumlichkeiten alſo, Wieſenflächen, Felderteppiche, lange Baumgänge, Stromwindungen, panoramenartige Kreuzung der Höhen und Thäler, machen ſich in der Wirklichkeit vorzugsweiſe als ſchön geltend; dagegen combinirte Linienſyſteme, Höhen mit ausgezeichneten Profilen, geſchloſſene Anſichten mit feſten Augenpunkten (als Gegenſatz zu den panoramiſchen weit ausgedehnten) bleiben dem Gemälde günſtiger. Daher alſo kann die Schweiz ſo viel maleriſcher ſein, als unſre deutſchen

Landſchaften, ohne ſie doch in den Eindrücken der Wirklichkeit in gleichem Maaße zu übertreffen. Das auffallendſte Beiſpiel, wie Naturwirkung und künſtleriſche verſchieden ſind, habe ich abſichtlich bis zuletzt gelaſſen, um damit meine kleine Kunſtabhandlung zu beſchließen. Es iſt der Himmel; ein ganz reiner, völlig wolkenloſer Aether, der auch nicht einmal am Horizont ſich durch geänderte Färbung oder verſchleiernden Duft, abſtuft, und uns daher alle Gegenſtände, ſelbſt die entfernteſten, in den ſchärfſten Umriſſen zeigt, iſt in der Natur eine eben ſo entzückende als ſeltene Erſcheinung. Für die Malerei bleibt aber von allen denkbaren Himmelsconſtellationen dieſe vielleicht die ungünſtigſte. — Ich werde im Verlauf meiner Reiſeberichte noch auf ein erlebtes Beiſpiel in Tyrol kommen, wo die ſchönſte Landſchaft, der göttlichſte Himmel, den mir die ganze Reiſe gezeigt (es war in Tyrol bei Seefeld), doch zugleich, durch alle dabei entwickelten und hauptſächlich wirkenden Eigenſchaften, die unmaleriſchſte war, die ich auf meiner ganzen Wanderung geſehen." —

Durch dieſen kunſtphiloſophiſchen Seitenweg habe ich dem Leſer einen Vortheil zugewendet, den wir Reiſende nicht hatten, nämlich den, die Donauenſtation in Böhmen, mit einem „Gottlob" zu begrüßen, weil nun die Abhandlung endlich ein Ende hat

Deutſchland, Welt, in welchem Elende liegſt du gefangen. Wie machſt du dir das Leben ſauer! Werden es unſre Nachkommen glauben, daß wir in unſerm eigenen Fleiſch Inſektionen gemacht haben, um uns das Blut und Mark deſto häufiger abzuzapfen? Denn anders kann ich die Zollinien, die die deutſchen Lande mit ächt anatomiſcher Kaltblütigkeit gleich einem Leichnam zerſchneiden, kaum nennen. Ewig Dank ſchreit dem trefflichen Maaßen, Preußens Finanzminiſter, der den Zollverband dachte und ausführte, daß er dem Uebel wenigſtens zum Theil abhalf! Welch eine politiſche Verkehrtheit Zollinien überhaupt ſind, zwiſchen verſchiedenen Nationen eben ſo wie im Innern eines Landes, das wird die Menſchheit wohl einmal einſehen; in demſelben Augenblick, wo ſie ſich ganz und durch und durch von der Wahrheit durchdringt, daß der Krieg von je her nur eine Unwürdigkeit, Rohheit, Krankheit geweſen iſt, daß er durchaus nicht zur Beſtimmung der Menſchen gehört, und daß die alte Metapher, er ſei da, um, wie die Gewitter, die Luft, den Lebensäther zu reinigen, eine Lüge iſt, weil die Nothwendigkeit einer Reinigung ja erſt auf die einer Verderbniß geſtützt werden kann, welche eben nicht eintreten zu laſſen, die Aufgabe der Menſchheit iſt. Ich könnte darüber eine Abhandlung ſchreiben, während der wir bis zum Urſprung der Elbe hinaufſchifften; aber ich will mich auf die Feſtung

ſetzen laſſen, wenn ich's thue, und nicht vielmehr mit dieſem Stoßſeufzer vorlieb nehme, und mich nach Kräften an der Spazierfahrt in Gottes herrlicher Schöpfung zu erholen trachte, von dem Weh und Uebel, das mir die menſchlichen Schöpfungen bereiten. —

So ſchleppt denn in Gottes Namen meine 25 Pfund Reiſeballaſt und regiſtrirt meinen Namen vom Paß ab in Eure Sicherheitsregiſter, Ihr Herren vom Elbzoll! Ich gebe Euch auch außerdem das Zeugniß, daß Ihr ſo höflich und human verfuhret, als möglich.

Wir ſchwimmen denn nun luſtig auf der Elbe dahin. Die Berge werden immer grüner, die Felſen immer ſchroffer, zackiger. Mann und Weib umarmen ſich hier in der Natur auf jedem Schritt, und der Himmel — lächelt dazu. Keineswegs, er ſieht ſehr mürriſch; er ſammelt ſchon wieder Regenwolken, und jagt uns in die Kajüte. Doch auch ohne ihn hätten wir den Weg dahin gefunden, denn das Mittageſſen wurde aufgetragen, und wie äſthetiſch und maleriſch der Menſch ſei, nie legt er ſeinen Magen ab (viel eher leider das Herz!) ſondern trägt ihn als eine Art innerer Taſchenuhr bei ſich, die ihn mit ihrem Wecker unbarmherzig aus den dichteriſchſten Träumen raſſelt, und ruft: „Menſch du biſt ein Menſch, d. h. ein Thier, alſo genieße, d. h. ißt!“ — Wir gehorchten dem ſtolzen Naturgebot mit

der beſten Art. Die Geſellſchaft gruppirte ſich folgendermaßen: Ich führte die ſchöne Auguſte; ein Hamburger Planet (deſſen Reiſebahn mir ſehr ſtark von der Attraktionskraft des Berliner ſchönen Doppelgeſtirns influirt ſchien, denn ſie bildete eine ſich immer näher windende Spirale,) ſpekulirte auf einen Sitz in der Conjunktion, den ihm jedoch Caroline zufällig durch abſchnitt, daß ſie ſelbſt ſich zu Auguſten ſetzte, wie der Blitz rückte er wenigſtens in den Gegenſchein, und ſaß uns gegenüber. Gern hätte ich auch eine Nachbarin zur Linken gehabt, doch ich hatte mich durch einen unüberlegten Flankenmarſch in eine von der Tafel und dem ſpitz zugehenden Schiffsende gebildete Sackgaſſe hineinmanoeuvrirt, in der ich der Gefangene meiner ſchönen Nachbarin blieb. Denn ein Dickwanſt, der ſich am Tafelende eingerammt hatte, konnte für nichts gelten, als für einen Fleiſchfelſen, den keine Macht der Erde von der Stelle zu bewegen vermochte. Caroline und Carl ſaßen beiſammen; ſo bildeten er und ich die Baſtione unſerer feſten Poſition an der Tafel. Der Ueberreſt der Mitſpeiſenden war ziemlich indifferent; eine bunte Reiſe-Wachsfiguren-Gallerie, die den Mund wenig öffnete, außer zum Verſchlucken. Nur ein ſeltſames Paar erregte Muthmaßungen; das masculinum deſſelben ſah militairiſch, ältlich, vornehm aus, das femininum ein wenig ſchauſpielerhaft, abentheuerlich,

aber nicht ohne Reiz. Ob ſie eine Entführte, ob eine Gattin, oder was ſonſt ſei, darüber wurde zwiſchen Suppe und Rindfleiſch viel im Schiffsraum conjecturirt, doch alles flüſternd. Mit einer hübſchen Nachbarin flüſtern, iſt aber eigentlich das angenehmſte Tiſchgeſpräch, und ſo entfloh uns der erſte Theil der Mahlzeit, der ſich gewöhnlich etwas in verroſteten Angeln bewegt, ſehr munter. — Nachdem der Wein ſein altes Recht, die Rede flüſſiger zu machen, in Kraft geſetzt hatte, umſchwebten muntere, liebe Reiſegenien das Mahl. Durch die klaren Glasfenſter und die gegenüber hängenden Spiegel wurde die Landſchaft draußen in kleine Rahmen eingefaßt in eine Art Bildergallerie als Schaugericht, mit bei Tiſche herumgegeben.

Das beſte aber war, daß die Sonne inzwiſchen ihren Kampf mit den Wolken ſiegreich beendigte, und uns anfangs durch freundliche Strahlen herauslockte, dann, als wir beim behaglichen Mahl weilend, noch nicht folgten, zu wirkſameren Maaßregeln überging, indem ſie den Speiſeſaal anſehnlich heizte. Dennoch möchte die vis inertiae in ſo bequemer Gegenwart, bei Früchten und Wein, noch lange unüberwindlich geweſen ſein, wenn uns nicht der Elbgott ſelbſt mit Energie aufgeſcheucht hätte. Er führte uns nämlich, ehe wir's dachten, nach Tetſchen, ſeiner reichſten, reizendſten Domäne. Mir gab er den erſten Fingerzeig davon, weil ich ſo

ſah, daß ich (den Fleiſchfelſen abgerechnet, der nicht mitzählt) am weiteſten vor das Bogfenſter hinausgucken konnte. Ich ſah das weiße Schloß plötzlich auf grüner Höhe über dem Waſſerſpiegel leuchten. Mit dem Anblick ſchloß ſich nicht nur die ſchönſte Gegenwart, ſondern auch das freudigſte Paradies der Erinnerung auf, ein Blick in meine Jugend, in zwei und zwanzig Jahre früher, in das Segensjahr 1819, wo der Sommer unter der Herrſchaft des berühmten Cometen vom 4. Juni ſo ſtolz glühte, der Wein ſich mit Feuer erfüllte, und ich mit zwei Freunden die erſte weitere Jünglingswanderung unternahm, die uns auch hieher führte, wohin ſeitdem mein Fuß mich nie wieder trug! — Welch ein Blick über die Jahre und ihre wechſelnde Gaben that ſich hier auf! Doch das erſte Recht bleibt immer der Gegenwart. „Tetſchen iſt da!“ rief ich. „Auf denn, du frohes Schiffsvölkchen, hinaus, aufs Deck!“

Die Frauen, die am leichteſten, wie Tauben, von der Mahlzeit aufflattern, waren zuerſt auf der Kajütentreppe; der ſchwere Truppentheil der Männer holperte und ſtolperte hinterdrein; ſogar der Fleiſchfelſen rüttelte an ſich, wiewohl lange vergeblich.

Wie herrlich aber war es droben! —

Die Sonne goß das hellſte Gold über die Landſchaft aus; das weiße prächtige Schloß von Tetſchen, auf ſteilem Felsabhang gelegen, der ſich in die Fluth

ſenkt, ſpiegelte ſich im Strom wieder. Das Thal erweitert ſich hier, und bietet freie Fernſichten, von den ſchönſten Bergformen begränzt. Die einförmige Felſenmauer iſt unterbrochen, und öffnet ihre weiten Thore zu einem reizenden grünen Paradieſe, das rings um uns her gebreitet iſt. Zur Rechten liegt uns das freundliche Oertchen Weihe, hinter dem ſich die waldigen Anhöhen erheben, die ſich gen Rollendorf und Teplitz ziehen, eine Reihe blühender Ortſchaften kettet ſich in dieſen Thälern aneinander, ſo daß ſie kaum unterbrochen ſind. Die ganze Gegend athmet Leben und Reichthum; ein ſtattliches Fabrikgebäude mit zahlreichen Nebengebäuden, das ſich gleich hinter Weihe am Strom erhebt, giebt Zeugniß davon. — Doch weilte mein Auge vorzugsweiſe gern auf dem Wirthshauſe hart am Ufer, zu dem die ſteinerne Treppe hinaufführt. Hier wohnte ich vor zwei und zwanzig Jahren, ein und zwanzig alt, aus dieſen Fenſtern ſchaute der Jüngling hinaus, jetzt ſchaut der Mann hinein. Ein wunderliches Gegenüber, ich dachte immer, mein jugendliches Spiegelbild werde mir zunicken. Doch wenn ein anderes holdes Bild mich noch aus dieſen hellen Fenſtern hätte anlächeln können, das wäre freilich ein allzulieblicher Zauber geweſen. Ich meine die ſchlanke, ſchwarzäugige und ſchwarzlockige Wirthstochter, das anmuthige böhmiſche Mädchen, Thereſe hieß ſie, die uns damals ſo freundlich, ſo

munter neckend und scherzend empfing und bediente. Noch sehe ich sie, mit ihrem Schlüsselbunde an der Seite, mit dem weißen gefältelten Schürzchen, dem goldenen Band im lockig leichten Haar, und dem schönen, in reichem goldenen Rahmen gefaßten Muttergottesbilde auf der Brust, wie sie uns am Morgen, dort in der Thür, die Hand zum Abschied reichte, während die besten Reise-Glückwünsche ihr in den fröhlichen Augen und auf den lächelnden Lippen schwebten, die uns die weiße Perlenschnur kleiner Zähne zeigten! — Lallagen amabo, dulce ridentem, dulce loquentem!

O Sonne von Jericho, warum verliebst du dich nicht, wenn du so hübschen Mädchen ins Antlitz schaust, und stehest still, und hältst die grausame Zeit auf, daß sie nicht im Hui zwanzig Jahre weiter fliegt!

Ueber mein langes „Augen rechts" hätte ich fast das linke schönere Ufer versäumt. Jetzt waren wir dem Städtchen und Schloß gerade gegenüber. Das ganze Ufer stand voll fröhlicher Menschen, die in dicht gedrängter, bunter Schaar das Dampfschiff begrüßten. Es legte an; wohl uns, denn nun gewannen wir einige Augenblicke der Muße, um die Landschaft in der sich Großartiges und Liebliches so vertraut mischt, wie in der Umarmung eines geharnischten Kriegers und einer Schäferin, mit rechtem Behagen zu betrachten. Das Schloß von Tetschen, mit seinen hohen Fensterbogen,

den gewaltigen Pfeilern, auf denen es nach der Seite des tieferen Abhanges gegründet iſt, iſt zwar im Ganzen und für ſich, kein ſchönes Gebäude, hat aber einzelne architektoniſch merkwürdige Theile, und iſt als Beſtandtheil der ganzen Landſchaft von einzig wundervoller Wirkung. Der Fels, auf dem es erbaut iſt, erhebt ſich nicht hoch aber völlig ſteil, ſogar überhangend, über der Stadt, und bildet ein in der breiten Thalöffnung hinaufgeſtiegenes Plateau von ſo anſehnlichem Umfang, daß es nicht nur das ungemein große Schloß, ſondern auch die weiten Parkanlagen rings um daſſelbe trägt, und wie auf einem breiten hohen Poſtament zur Schau ausſtellt. Um dieſen glänzenden Mittelpunkt lagert ſich die Landſchaft; vorn der frei geſchwungene Strom, deſſen Spiegel alles verdoppelt; ihm zunächſt das freundliche Städtchen, die Uferhöhen ſanft hinanſteigend, dahinter weite, reiche Thalöffnungen mit Wieſen und Feldern, eingeſchloſſen vom wilden Fels- oder grünen Waldgebirg, deſſen höchſte, rundſpitzige Kuppen meiſt von dunkeln Fichten beſchattet ſind, während tiefer das lichtere Grün des Laubholzes uns durch ſeine voll geſättigten, ſaftigen, vielfach abgeſtuften Farben erquickt. Eine ganz ähnliche und doch ganz verſchiedene zweite Hälfte der Landſchaft liegt jenſeit des Stroms, und vollendet das amphitheatraliſche Panorama von Thälern und Höhen. Der Vorgrund dieſes ſo reichen Rundgemäldes

bietet zahlreiche maleriſche Einzelnheiten. Wer möchte ſie aufzählen? Ich erwähne nur eine der hervortretendſten, die ſich im Park des Schloſſes ſelbſt zeigt. Er iſt, wie es bei einem ſolchen Felsunterbau nicht anders ſein kann, von tiefen Spalten durchklüftet; nach der Oſtſeite bildet ſich dadurch zunächſt dem Schloß ein Abgrund, über den ſich eine Kettenbrücke ſpannt. Dieſe, in Verbindung mit dem Schloß, dem jähen Felsabſturz, dem ringsum grünenden Park, ſtellt uns ein ganz eigenthümliches Bildchen in dem großen Bilde dar. Wir glauben eine jener großen engliſchen Schloßbauten aus der glänzendſten Zeit des Ritterthums zu ſehen; einen Aufenthalt, eine Landſchaft, wie Walter Scott ſie zu beſchreiben liebt und ſo meiſterhaft verſteht. —

Der Strom ſelbſt iſt durch ſich, wie durch das, was an und auf ihm vorgeht, voller Leben. Wir ſehen eine Fähre, die ihn kreuzt, zahlreiche Nachen, die ſich auf ſeinen Wellen ſchaukeln, Fruchtſchiffe, hauptſächlich mit Aepfeln beladen, die hier vor Anker liegen; Steinmetze, Straßenbau- und Zimmerleute ſind an ſeinen Ufern in voller Thätigkeit, die durch viele neue Bauanlagen, insbeſondere auch durch die neuen Straßen hervorgerufen wird.

Ungern hören wir den Ton der Dampfſchiffsglocke, welche uns die Weiterfahrt ankündigt. Doch inzwiſchen haben unſre anmuthigen Begleiterinnen dar-

auf gedacht, uns den ferneren Genuß der ſchönen Landſchaft, die an uns vorüberfliegen ſoll, ſo recht behaglich zu machen. Ein Tiſch iſt auf das Deck geſtellt, und das Kaffeeſervice einladend darauf geordnet. Die Damen übernehmen es, die Wirthinnen zu machen, und das gleichgiltige Gaſtwirthſchaftsweſen des Schiffs, die verbandloſen Einzelnheiten unſerer Zuſtände werden zu einem geſelligen Element verſchmolzen, welches die wohlthuendſte Stimmung erzeugt. Dieſe verhält ſich zum Genuß, wie die Beleuchtung zu einem Bilde, jeder Eindruck wächſt oder fällt mit ihr, wohl dem alſo, der das Gute zur guten Stunde empfängt! Dieſe Wohlthat ward uns, und wir haben Urſach, im Innerſten dankbar dafür zu ſein.

Der Strom wird gleich hinter Aetſchen ſehr reißend; er zwängt ſich zwiſchen mehreren grünen Inſeln hindurch; an einigen Stellen erzeugen ſich wahrhafte Stromſchellen, in deren einer das Dampfſchiff mit aller Kraft der Schaufeln kaum vorwärts zu rücken ſchien. Die Waſſermaſſe drängt ſich hier ſo zuſammen, daß ſie auf der Oberfläche förmlich concav wird, und nach den Seiten zu wie ein flüſſiger Hügel abfällt. Doch ſiegt endlich die Gewalt der künſtlichen Kraft über die der Natur, und wir arbeiten uns durch die reißenden Wirbel in eine breitere, milder ſtrömende Waſſerfläche hinauf. Von hier ab wird die Landſchaft mit jeder Wen-

lung des Flusses malerischer. Wenigstens kettet sich Reiz an Reiz. Der Grundton ist ein warmes, tief gesättigtes Grün, von einer unerschöpflichen Fülle und Frische. Lag es in der Eigenthümlichkeit des Wetters, oder in der Natur der Waldungen, aber nirgend sah ich noch ein solches Colorit derselben. Die Höhen steigen in kegelförmigen, malerisch etwas einwärts geschweiften Spitzen empor, oben mit Waldung oder herausschießenden Felsblöcken, meist Basalt, gekrönt. Einige derselben schärfen sich bis zum schroffen, thurmartigen Ansteigen zu. Dergleichen schöne Bergformen sind der Mönchberg, der Hoppenberg, der Ziegenberg und ähnliche, deren Namen nicht so romantisch klingen, als ihre Physiognomieen in der That sind. Diese Höhen prangten bald in dem wärmsten Sonnenglanz, bald verdunkelten sie sich durch überfliegende Wolkenschatten, oft bis zum schwarzblau. Die Sandsteinbildungen hören hier allmählig ganz auf; der Knochenbau des Gebirgs besteht aus dem imposanteren Basalt, dessen schwarze, jäh geklüftete Massen bald in freien zackigen Gipfeln aufsteigen, bald bis dicht an den Strom treten, und sich senkrecht in seine Wellen tauchen.

Auf schwindelnd schroffer Höhe liegt in einiger Ferne das Schloß Sperlingsstein, eine schwarze Ruine, nur aus einem Thurme und wenigem, zertrümmerten Gemäuer bestehend. — Die Sonne blieb uns

nicht ganz getreu; kaum eine halbe Stunde hinter Tetschen hatte sich wieder ein finsteres Regengewölk versammelt, und brach plötzlich in unendlichen Strömen herab. Doch da die Sonne bald unter dem Rand der Wolken hervorblickte, wurde uns das schöne Schauspiel eines Sonnenregens, der die ganze Landschaft in seinen blitzenden Schleier hüllte, durch welchen das Grün nur desto reizender hindurchschimmerte.

So rückten wir Meile auf Meile fort, bis wir in früher Nachmittagsstunde, den Marienberg bei Aussig gewahrten, der steil gegen die Elbe abfallend, oben seine Kuppe mild umwölbt. — Wiederum hatte ich hier einen Schauplatz vor Augen, an den sich frühe, liebe Erinnerungen, aus der schönsten Zeit des Lebensfrühlings knüpften. Ich begrüßte den Marienberg zuerst auf meiner ersten freien Ausflucht in die Welt, nachdem ich das Joch eines drückenden Standes abgeworfen, einen ganz neuen Lebensweg einschlug, die Bahn, auf welcher ich seitdem in unveränderter Richtung gewandelt bin, und es nicht bereut habe, trotz mancher herben Mühen, Beschwerden und Widerwärtigkeiten, trotz der ewigen innern und auch äußern Kämpfe, in die sie denjenigen, der es redlich mit der Wahrheit meint, in unsern Zeiten verwickeln muß, und mich vielleicht mehr als irgend wen verwickelt hat, — die Bahn des freien Schriftstellerthums. Und die Kämpfe sind noch nicht vor-

über: Die Zeit fordert jetzt vielleicht mehr als je dazu heraus. Ist die Kraft mir auch nicht mehr so jugendfrisch, der Eifer so auflodernd wie einst, so fühle ich doch jene noch rüstig, diesen warm und geläutert, und die längere Uebung und Erfahrung, die ruhige Erwägung, welche Mittel dem Ziel am sichersten zuführen, bei welchen man am längsten und ungehemmtesten wirksam sein kann, ersetzen wohl die Abnahme eines leichteren elastischen Aufschwungs, den allerdings die zwanziger Jahre vor den vierzigern voraus haben.

Es giebt Oertlichkeiten, die so ganz mit unserm Innersten verwachsen sind, daß sie förmlich zu unserer geistigen Entwickelung gehören. Dahin darf ich Aussig und seine Umgebungen, überhaupt jenen schönen Theil Böhmens rechnen, zu dem es gehört. Schon unter meinen frühsten Novellen ist eine, deren Schauplatz ich hieher verlegt, wenngleich ich die Oertlichkeit nicht bestimmt bezeichnete. Bei allen landschaftlichen Schilderungen darin, ist diese Gegend portraitirt. Später, in dem Roman 1812, verlegte ich eine Episode desselben ebenfalls hieher; ein Mährchen Berghold, das seitdem einzeln gedruckt wurde, und dann wieder in meiner neusten Novellensammlung „Sommerblumensträuße" erschienen ist, gehörte, dem ersten Entwurf nach, in den Roman, und war in diese Episode verflochten. So ist eine

Wechſelwirkung zwiſchen mir und dieſen Gegenden entſtanden; ſie prägten ihr wunderbar romantiſches Bild in meinen dichteriſchen Verſuchen aus, und dadurch, daß ich ſie in dieſen ſtets geiſtig vor Augen geſehen, gewannen ſie natürlich jetzt wieder eine anziehende Kraft für mich, die ich ſelbſt erzeugt hatte. Es mußte eine eigene Bewegung des Gemüths in mir erregen, jetzt die Wirklichkeit dieſer Schauplätze mit dem Bilde zu vergleichen, welches ich aus alten Erinnerungen an früher in mir, und ſo in meine Dichtungen hinüber getragen. —

Der Leſer wird dem Autor dieſen kleinen Rückblick auf ſich ſelbſt und ſein Thun wohl vergeben, da er ſich hier ſo von ſelbſt erzeugen mußte.

Er will indeß über dieſe kleine Skizze aus ſeiner innern Lebensreiſe nicht vergeſſen, daß er die Bilder einer äußern (die ſich freilich am Ende auch in eine innere umwandelt und die Außenwelt mit der der Bruſt verſchmilzt), zu ſchildern unternommen hat.

So ſei denn Auſſig begrüßt, an deſſen Uferrande uns eine fröhliche Menge, der der Sonntag Muße und, das Dampfſchiff den Anlaß zur Verſammlung gegeben hat, empfängt. Es ſei begrüßt zugleich als das Ziel der kleinen Waſſerreiſe; denn hier verlaſſen wir das Dampfſchiff, um durch die Kraft anderer Räder landeinwärts zu rollen

Doch wahrlich nicht, bevor wir nicht einen Blick auf den düstern Schreckensſtein geworfen haben, der die Mauerkrone der alten Schloßtrümmer auf dem Haupt, dort hinten ſchroff aus den grünen Berghängen hervorſpringt, und ſeine ſchwarze Geſtalt, weit hinüber gebeugt, in dem Spiegel des Stroms beſchaut.

Jetzt legt das Schiff an; wir bauen die leichte Brücke hinüber, und ſtehen am Ufer. —

Aussig.

Eine Ueberraſchung. Abendfahrt.

Caroline hatte ſich noch eine eigene Freude für Auſſig aufbewahrt. Ein böhmiſches Mädchen, das ihr vor Jahren nach Berlin gefolgt, war im Frühjahr zu ihren Eltern hierher nach Auſſig zurückgekehrt. Sie hatte ſchon gehofft, dieſelbe am Ufer zu überraſchen, wenn ſie in der Muße des Sonntags mit unter den verſammelten Bewohnern des Städtchens ſtände, um die Fremden mit dem Dampfſchiff ankommen zu ſehen. Dieſe Hoffnung ſchlug fehl; doch erfuhr ſie, daß das Mädchen, eine Braut, mit ihrem Verlobten droben auf der Höhe in einer Schenke tanze. Wir alle freuten uns auf die Ueberraſchungsſcene, und gönnten uns daher gern die Muße, den Berg hinaufzuſteigen, und ſo zugleich den Ueberblick der freundlichen Thäler, die hier

in einander einmünden, zu genießen. Es war eine allerliebste Wanderung; ein umbüschter Pfad führte uns zwischen Gärten und Feldern die Höhen hinan; das Ziel, eine Gruppe freundlicher Häuser lag vor uns. Bald schauten wir von oben in das Städtchen, seine Gassen, den Markt, die Kirchen; immer weiter drang das Auge in die Thalwindungen, über den Elbstrom hin, auf dem das Dampfschiff schon rauschend weiter schwamm, und die dunkle Flagge seiner ziehenden Rauchsäule wehen ließ. Der Marienberg lag uns gegenüber. Wir konnten den Pfad, der sich zu ihm hinaufzieht, von hier aus in jeder Windung überblicken.

Jetzt hörten wir schon den Klang der fröhlichen, böhmischen Tanzmusik nahe über uns. Sonntäglich gekleidete Mädchen und Frauen bedeckten die grüne Berghöhe; die Männer hatten sich an der Kegelbahn versammelt, deren Rollen und Klappern die Musik begleitete. Das zurückgewandte Auge, was den Bergpfad zur Stadt hinunter verfolgte, sah ihn belebt mit auf- und abwärts steigenden bunten Gestalten bis in die Gassen hinein, ja bis an die Ufer der Elbe.

Jetzt waren wir oben.

Caroline sagte: „Mir schlägt das Herz ordentlich, vor Spannung; ich werde von der Ueberraschung viel ergriffener sein, als das Mädchen."

Ich vermuthete es selbst

Auf einem Seitenwege gelangten wir an den Eingang des Tanzſaales, d. h. einer geräumigen Tenne, von leichtem Dach gegen den Regen geſchützt. Er war gedrängt voll, wie bei unſern herrlichſten Stadtbällen, ſo daß man kaum ſtehen noch ſehen konnte. Doch die böhmiſchen Schleifer klangen luſtig, und rothwangige Mädchen in weißen Kleidern drehten ſich, mit glühender Luſt auf den Wangen, umher. „Da kommt ſie!“ rief Caroline plötzlich, und erſchreckte anmuthig vor innerer Freude, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen. Das Mädchen tanzte vorüber und ſah uns nicht, oder ſchien uns nicht geſehn zu haben. So zwei, drei mal. Endlich war der Tanz zu Ende, ſie kam mit ihrem Begleiter zu einer jüngeren Schweſter heraus, ging auf Caroline, die ſie längſt erkannt hatte, zu, aber zeigte auch keine Spur von freudiger Aufwallung, ſondern nur eine Höflichkeit, wie bei ganz gewöhnlicher Begegnung.

War das unrecht? Oder waren wir ungerecht darüber zu zürnen? Die Nerven ſind in dieſen Ständen ſelten ſo fein für die Freude geſchärft, weil ſie ſich an rauhen Lebensverhältniſſen abſtumpfen. Dies Unglück iſt zugleich ein Glück, denn dieſe Abſtumpfung iſt der Schild gegen die rauhen Angriffe des Lebens. Nur eine ſo harte Haut widerſteht den ſcharfen Dornen, an denen wir verbluten müßten! — Genug, der mit ſolcher Spannung von uns erwartete Augenblick, ſchlug

völlig fehl. Unwillkührlich mußte ich, da das Mädchen der bewegten Herrin ſo ungelenk gegenüber ſtand, an Jean Pauls Schilderung der Eltern Vults und Walts denken, die einander am Abend des Tages, nach langer getrennter Arbeit an der Hausthür begegnen, und von denen er berichtet: „Sie ſagten zu einander, wie Landgatten pflegen, — Nichts.“ —

Wir kehrten ins Städtchen zurück.

Der Wagen ſtand ſchon angeſpannt, das Poſthorn tönte mit fröhlichem Gruß; im raſchen Trabe fuhren wir in den wundervollen Abend hinein, und hinaus zum Städtchen, nach Teplitz zu.

Die Abendwehmuth, — Jeder kennt ſie ja, — ergriff mich; ſie geſellte ſich zu der der Erinnerung. Wie lieben befreundeten Stätten rollte ich entgegen! Wie liebe Geſtalten, mit denen ich hier gewandelt, ſchwebten an mir vorüber! Wohin haben Euch die Stürme des Lebens entführt! Die roſige Wange der Jugend, Dir iſt ſie von Krankheit gebleicht, Dir von Gram! Dein Haar ergraute im Kummer, Deines in Sorgen und Mühen, unter der Laſt der Jahre! Und Du liebſte und Lieblichſte, der ich gedenke, Du kannſt nun von dort, aus jenem roſigen Abendgewölk, niederſchauen auf dieſe Erde voller Gräber, die auch Deine Hülle deckt! Findet ſich die Sehnſucht der Seelen, o ſo ſind wir jetzt beieinander! — —

Selbſt die Felſen, die ſtarren dunkeln Höhen der Berge werden wieder lebendig, denn die Erinnerung umwebt ſie mit tauſend lieben Bildern! Ihr allein ſeid unverändert geblieben, als ewige Zeugen wandelbarer Ereigniſſe! Seid mir denn gegrüßt! Vor allen Du, hohe dunkelblaue Bergmauer, die Böhmen von Sachſen ſcheidet, auf der mein Blick ſo oft geruht, wenn der Abend dich mit goldnem Duft umfloß, wie heute, und die grauen, leichten Schleier der Wolken Dir das Haupt zur Nachtruhe einhüllen wollten. Da entdecke ich dich ja auch, kleines Kirchlein, auf der Höhe, wo die wilde Schlacht donnerte! Eine Purpurglorie umfließt dich, und verduftet in dem reinen blauen Himmel! — Wie die Schluchten ſich dunkel hinanringen zu dem waldigen Gebirgskamm! Wie die grauen Schlöſſer noch immer ſo finſter ſchmollend auf den Felskuppen niſten! — Aber faſt hätte ich Euch vergeſſen, Euch zur Linken des Weges, Ihr alten wohlbekannten böhmiſchen Hochwächter, ihr Bergbrüder Mühlſchauer! Seid Ihr noch immer zur Wetterſchau aufgeſtellt? Macht Ihr Euch immer noch unſichtbar mit grauen Nebelkappen, wenn die Regengötter über das Land ziehen, und winkt Ihr noch immer mit unbedecktem Haupt, wenn Ihr einen ſonnigen Tag nahen ſeht von Eurer Hochwacht über den Wolken? — So ſagt mir denn, wird Morgen der Himmel lächeln? —

Und ſie zogen ſtill die ſilbergrauen Schleier über das Haupt, und verhüllten es, aber nur halb!

Die tiefe Abendglut brannte zwiſchen den Fichtenwäldern des Erzgebirgs; die Thäler entſchlummerten ſchon im Schooß der Dämmerung. Doch der Himmel überhauchte ſich rings mit roſiger Glut, und eine unzählbare Heerde purpurner Wölkchen zog über ſeinen dunkelblauen Plan. Das war die goldene Krone des ſchönen Tages!

Er ſank hinab! Der Purpurrauch verduftete, die Sterne blinkten matt, der Mond ſchwebte grüßend herauf; von dieſen ſanften Friedensboten geleitet, hielt die Nacht ihren ſtillen Einzug.

Und mit ihr wir den unſrigen in

Teplitz.

Ankunftsleiden und Freuden. Begrüßungen am andern Morgen. Die Promenade. Anthropologiſche Vorleſung. Die Roſenburg. Die Vorbereitungen zum Feſt.

Wie in Dresden, ſo fehlt es in Teplitz in der beſuchten Jahreszeit noch immer an Gaſthäuſern, wie viel auch jährlich hinzugebaut werden. Wir fuhren an drei, vier Pforten vergeblich vor; endlich fanden wir doch eine gemeinſame Wohnung in einem Privathauſe. Ein guter Appetit gehörte zu den Reiſebequemlichkeiten,

die wir bei uns führten. Daher machten wir noch eine Gesellschaftswanderung zum nächsten Weinhause, wo wir auch noch einige heimathliche Bekannte antrafen, sehr verwundert uns so plötzlich hier zu schauen. Die oft gehörte Phrase: „Ei wie kommen Sie hieher!" tönte auch uns entgegen, und wir freuten uns der landsmännischen Begrüßung. Alle Neuigkeiten des Bades wurden uns sogleich aufgetischt. Die wichtigste darunter war die von der Feierlichkeit, die übermorgen am dritten August, statthaben werde, nämlich die Enthüllung und Einweihung des Denkmals, das die Stadt unserm Könige Friedrich Wilhelm III. gesetzt hatte.

Es freute mich wahrhaft, hier von den verschiedensten Seiten zu hören, mit welchem, in der That aufrichtigsten Antheil man den Tod des Königs empfunden hatte; welche Theilnahme man ihm widmete.

Hier war er nur Privatmann gewesen und hatte alle die so hoch zu schätzenden Eigenschaften, die er als solcher besaß, mit besonderer Vorliebe entwickelt. Denn da ihm die Stadt durch ihre Heilquellen, durch die Anmuth ihres Aufenthalts, durch die Neigung der Bewohner so werth geworden war, und er doch als König, als Regent des Landes keinen Einfluß auf ihre Lage üben konnte, suchte er sie und sich selbst durch eine reichliche Fülle von Begünstigungen, die nur in der Person des Königs ihren Ursprung hatten, zu ent-

ſchädigen. Kein Bürgermeiſter einer preußiſchen Stadt mag ſich daher ſo vieler Zeichen perſönlichen Wohlwollens zu rühmen gehabt haben, als Wolfram, der Bürgermeiſter von Teplitz, deſſen Opern in Berlin, während Spontinis Verwaltung Alles andere zurückzudrängen die Macht hatte, ohne Mühe aufs Repertoir kamen, und mit Glanz dargeſtellt wurden. Hätten ſie eine ſelbſterhaltende Kraft in ſich gehabt, ſo mußte der Componiſt einen großen Ruf und mit ihm alle Vortheile, die ſich daran knüpfen, gewinnen. Außerdem wurde ihm jedesmal ein Ehrenſold für ſeine Werke gezahlt, deſſen Maaß durch die königliche Munificenz beſtimmt wurde. Vieler andern Vortheile und Gunſtbezeigungen nicht zu gedenken, die dem Bürgermeiſter von Teplitz unmittelbar zu Theil wurden. Eben ſo bedachte der königliche Badegaſt die Armen, die Wohlthätigkeitsanſtalten der Stadt, bei jedem Aufenthalt mit reichlichen Gaben. Kein Wunder, daß das Andenken des Gebers hoch in Ehren und in Liebe bewahrt wurde. Doch würde dem auch ohne dieſe Spenden ſo geweſen ſein; denn auch die einfache Perſönlichkeit, der wohlwollende Sinn des Königs, der ſich trotz ſeiner Wortkargheit vielfach ausſprach, ja ſchon ſein ſtetes Wiederkehren an dieſelbe Stätte mußte ihm die Zuneigung der Bewohner von Teplitz gewinnen, und ihrem Stolz auf den Werth ihrer Stadt wohlthun,

da ein königlicher Herr, dem jeder Aufenthalt der Welt erreichbar gewesen wäre, immer wieder ihr anmuthiges Thal besuchte, und es zu seiner zweiten Sommerresidenz, ja zu seiner zweiten Heimath machte. — Deshalb hatten sich denn auch tausend kleine Züge seiner Gewohnheiten, seiner Lebenseinrichtungen, den Teplitzern fest eingeprägt. Jede Stelle, die er zu besuchen pflegte, wo er frühstückte, las, lustwandelte, war genau gekannt, und wurde uns am nächsten Morgen als eine durch ein theures Andenken geheiligte gezeigt. Das bevorstehende Fest bewegte alle Gemüther wie ein Volksfest. Von nah und fern waren die Landbewohner schon dazu eingetroffen, und wurden noch erwartet. Daher die große Ueberfülle in der Stadt, die uns nur noch einige kleine Dachzimmer aufgespart hatte, wo wir indessen ganz traulich, mit schönem Fernblick über Gärten und Gebirg, wohnten.

Ich erwachte am nächsten Morgen, am 2. August, von einem hellen Strahl der Sonne, die freundlich in das Gemach schien. Den ersten Theil des Vormittags brachte ich mit Schreiben zu. Gegen eilf Uhr besuchte ich einige Freunde, und ging mit ihnen auf die Promenade.

Nirgend erscheint die Kleinheit unserer sogenannten großen Welt auffallender, als in Badeorten, weil sie sich hier in einem gedrängten Auszuge zu einer Art

Tafelbouillon, — wenn dieſes Gleichniß zu der Kraftloſigkeit des Verſinnlichten verwendet werden darf, — concentrirt, darſtellt. Man überſieht ihr Geſammttreiben auf einen Blick; es iſt nicht ein Zufälliges, Vorübergehendes, ſondern ſein ſteter Inhalt, was uns hier dargeboten wird. Denn alle Einrichtungen dazu ſind für die Dauer getroffen, erben von einem Jahr ins andere hinüber! So die Promenaden zu feſter Stunde, auf dem beſtimmten, durch die Polizeimeiſterin Etikette abgeſteckten Raum; die Verdauungs-Conzerte beim Brunnentrinken, die Mittagstafeln als Antidotum der Brunnenkur, die Bälle, ohne die in einer ſchönen Gebirgsgegend gar kein Sommer auszuhalten wäre! Lauter bunt lackirte Langeweile, oder bunt maskirte Thorheit, wenn nicht gar noch Schlimmeres. Und an dieſe Güter hängt dieſe Welt ihr Herz — falls ſie eins hat! Mit dieſem Aushängeſchild zieht ſie durch die Gaſſen der Zeit, und — verlangt bewundert, verehrt zu werden. Sie ſteckt ſich in Harlekinsjacken, pflanzt Lumpenbehangene Vogelſcheuchen auf, und bewegt ſich höchſtens in faden Faſtnachtsaufzügen vor uns hin; und für dieſe goldpapierne Herrlichkeit ſoll ſich nicht blos der Körper, ſondern auch der edelſte Geiſt der Menſchheit als ewiger Ackergaul abmühen und verbrauchen. Denn in Allem, was Kunſt und Wiſſen Großes erzeugt, ſucht doch jene große Welt nur Ingredienzien zu dieſem letzten Decokt.

Schlachten der Menschheit, Philosophie, höchste Begeisterung künstlerischer Naturen, Alles wird zuletzt zur Soirée der Gesellschaft κατ' ἐξοχήν ab- und ausgekocht. Und uns? Uns sollen diese Vogelscheuchen für Götterbilder, die Fastnachtszüge für Mysterien gelten, zu denen wir die Weihe nicht empfangen haben! Das ganze Puppenspiel hätte freilich schnell ein Ende, wenn nicht die große Mehrzahl der Menschen zu so unterwürfiger Natur neigte, daß sie sich mit wahrer Wonne vor der götzenhaften Herrlichkeit niederwirft, und sie anbetet, um ihrerseits auch etwas von dem erquicklichen Opferduft zu riechen der von den Hecatomben der heerdeartigen Masse aufsteigt! —

Ungefähr mit diesen Gedanken ging ich zwischen der bunten Welt der Promenade hin, wo so Viele im Stillen murmeln, wenn sie einen Vornehmeren näher kommen sehen: „Hier zwar lächelt er gnädig, — das ist die Hesperidenfrucht der Badefreiheit, — doch im Winter, in der Residenz, kennt er uns nicht mehr, denn innerlich meint er doch, daß unsre Haut nur zu seinem Polster geschaffen sei, — wir sollten ihn gar nicht, oder doch nur ganz kalt, halb abgewandt grüßen!" Und dann geht der gnädigste Herr, die Durchlaucht, oder die Excellenz vorüber, und der heimliche Jakobiner macht einen so tiefen Kratzfuß, daß er seinen Hut fast durch den Koth schleift, lächelt in seligster Devotion von einem Ohr bis

zum andern, und kann nicht allunterthänigſte Minen genug finden, um ſeinen „allunterthänigſten Knecht“ heraus zu ſchnarren, beſeligt von dem Glück des vornehmen Blicks und Gruſſes, der ihm hingeworfen iſt!

Theure Mitmenſchen, beantwortet mir aber aufrichtigſt nur dieſe Frage: Verdient Ihr es nicht in den Koth getreten zu werden, wenn Ihr Euch faccia a terra von ſelbſt hinein und unter die luſtwandelnden Stiefelſohlen hinſtreckt? Ich gönne es Euch von Herzen. Denkt an Schiller: „In allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler verfallen! „Alle Menſchen, die getreten wurden, hatten ſich vorher ein Patent als Fußſchemel erbettelt! Bis Euch dieſe Wahrheit einleuchtet, gönne ichs Euch von Herzen, vortrefflichſte Zeitgenoſſen, daß der Fürſt den Grafen, der Graf den Baron, der Baron den Bürger, der Bürger den Bauern getroſt als ſeinen Schemel betrachte, und einer bei dem andern in herrlicher Stufenfolge und Gruppenkette zu Gaſt gehe.

Das waren ſo meine anthropologiſch-philanthropiſchen Studien auf der Promenade zu Teplitz; faſt in jedem Badeorte leſe ich mir privatiſſime ein kleines Repetitorium des Collegiums, denn Urſach dazu giebt es fortwährend. Aus Mitleid mit der Menſchheit, das iſt die philanthropiſche Seite, leſe ich's dann im Winter als publicum, wie ſo eben. —

Wenn Ihr aber daraus den Schluß ziehen wollet, verehrte Synanthropen, ich ſtelle den Satz auf, man müſſe künftig ſtatt einander höflichſt zu grüßen, mit der Fauſt ins Geſicht ſchlagen, oder allenfalls einen Hebebaum durch den Leib rennen, ſo irrt Ihr Euch. Die ganze anthropologiſche Vorleſung iſt nur eine Paraphraſe des Ne quid nimis! — —

Ich bekenne es frei, daß ich mich, wenn ich auch an dem ewigen Probirſtein des Aechten die ganze Badepromenade für unächtes Gold, für bloßen Goldſchaum erkannte, doch ganz leidlich auf derſelben unterhielt, und ſie beſonders vortrefflich geeignet fand, um hungrig zu werden; eine Eigenſchaft, welche für die Salonküche auch nicht die überflüſſigſte war.

Ich muthmaße übrigens jetzt, daß meine hypochondriſche Digreſſion auf der Promenade mit eine Folge des Wetters war, weil während derſelben der Himmel ſich durchaus als chauve souris maskirt hatte, und nur naßkalte Gnaden auf uns herabträufeln ließ. —

Nachmittags aber ſchien die Sonne hell. — Wir wollen ſpazieren fahren. Wohin? Nach Duchs, Oſſeg, Graupen — —

„Ja nach Graupen, nach Mariaſchein und der Roſenburg" rief Caroline freudig und Auguſte ſtimmte ihr bei

So fuhren wir denn nach den drei Punkten, die eine reizende Trilogie bilden; die Wilhelmshöhe macht ſie zur Tetralogie. —

Das ganze Erzgebirge iſt für die Teplitzer Badegäſte weniger eine hohe, waldige, ſteile, ſchwerzugängliche Bergkette, als vielmehr eine von Luſtbarkeiten. Jede grüne Schlucht, die gegen den finſterblauen Kamm hinanſteigt, iſt eine Bucht zu bequemſter Landung für die Spazierfahrzeuge. In einer jeden zieht ſich irgend ein freundliches Dörfchen hinauf, oder prangt ein ſtattliches Kloſter, eine Kapelle, die zur Wallfahrt auffordert. Weiter hinauf pflegt eine Ruine von gelbgrauen Sandſteinquadern, in der Schwarztannenwaldung verſteckt zu liegen. Bei einer Fahrt nach der Roſenburg und ihren nächſten Umgebungen genügt man dem frommen Drange und der heitern Luſt des Herzens zugleich. Die Kirche zu Mariaſchein befriedigt den erſten, Graupen, die Roſenburg, die Wilhelmshöhe thun das andere. —

Unſre muntern Roſſe zogen uns raſch dahin. Bald ſtiegen wir in dem Dörfchen Graupen aus, deſſen grünumkränzte Häuſer und Hütten ſich in der Schlucht gegen die Höhe hinaufbauen. Wir fanden einen kleinen Führer an Franz V....., der meine Reiſegefährten ſchon früher hinauf zur Roſenburg geleitet hatte. Dem muntern treuherzigen Knaben leuchteten die Augen vor

Freude, die bekannte Herrſchaft wieder zu ſehen. Er nahm die Mäntel der Damen, und ſchritt uns voran, den engen Weg am Bach, in der grünen Schlucht aufwärts. Aus den Mienen und Worten des Knaben ſprach etwas, das zu ſagen ſchien: „O helft mir doch vorwärts, Ihr Reichen und Vornehmen! Es drängt mich in die Welt hinaus, ich will arbeiten, wagen — nur laßt mich nicht hier in der beengenden Bergſchlucht umkommen! Draußen in der Welt muß es ja ſo ſchön ſein! Ein Wort, ein Wink von Euch, nur das kleinſte Opfer Eurer Bequemlichkeit entſcheidet über das Glück meines Lebens!“ — Es iſt keine müßige Erfindung, die ihm dieſe Gedanken leiht. Vor Jahr und Tag ſchon hatte ein Herr ihn, als er mit einer Geſellſchaft auf die Roſenburg ſtieg, ſcherzend gefragt: „Willſt du mit fort nach Berlin?“ Und als man, ohne an das ſcherzende Wort weiter zu denken, Abends heimkehren wollte, ſtand der treuherzige Knabe mit geſchnürtem Bündel an dem Schlag des Wagens, und ſprach mit hoffend leuchtenden Augen: „Da bin ich Herr, ich bin fertig — ich will mit!“ — Und er mußte erfahren, daß alle ſeine Hoffnungen, Träume und Luftſchlöſſer, die er ſchon in die Zukunft voll verborgener Wunder hineingebaut, zuſammenſtürzten in dem Hauch eines einzigen muntern Lachen der Fröhlichen! Der Wagen rollte davon, er blieb ſtehen, — Alles war vorbei! Die Nachbarkinder

ſpotteten des Gefährten, der, das Reiſebündel in der einen, den Hut noch demüthig in der andern Hand, wie betäubt daſtand, den Staubwolken der Roſſe nachblickend, die Augen voll Thränen, im Ohr nur das muntere, ihm ach ſo bittre Lachen der Abfahrenden! Ach Ihr Reichen, ſcherzt nicht ſo leicht hin! Ihr wißt nicht, wie tief und ſcharf der Pfeil in das wunde Herz des Armen dringt, den ihr in bedachtloſer Luſt abſchnellt! — Der Knabe erregte ſchon durch ſein gutmüthiges, treuherziges Weſen Theilnahme; mir jedoch noch mehr durch dieſes Ereigniß.

Aber wäre Dir denn das Glück begegnet auf dem Pfade, wo Du es zu finden hoffteſt? Guter ehrlicher Burſch, der Du uns ſo freundlich führteſt, ein ſo redliches, weiches Herz zeigteſt, weißt Du, was Dir die Hauptſtadt mit ihrem Reichthum, ihren Lockungen, ihrer Verderbtheit gebracht hätte? Meinſt Du mit der treuherzigen Offenheit, dem gutmüthigen Glauben Deines Dörfchens wäreſt Du dort glücklich geweſen? Das Beſte, was Du zu hoffen hatteſt, wäre Täuſchung, Spott, Heimweh geweſen! Doch wehe Dir, wenn Dich gar das Gift der Hauptſtadt angeſteckt hätte! Wer weiß, ob Du nicht nach wenigen Jahren ſchon durch ein vergittertes Kerkerfenſter troſtloſer als damals dem fortrollenden Wagen, dem Zug der trüben Wolken nachgeſtarrt, und ausgerufen hätteſt: „O könnte ich mit

Euch ziehen bis zu meinen dunkeln Waldbergen, und mich dann für ewig dort verbergen!" —

Guter Knabe, bleib in Deinem grünen ſtillen Thal, wenn Dich auch die Sehnſucht und Unruhe der Jugend hinaustreiben will! Geh Deinen ſtillen Pfad zwiſchen den Gebüſchen und Felſen aufwärts, am ſchäumenden Bach, die grünen Höhen hinan, und führe die fremden ſchönen Damen, die reichen Badegäſte Alle zur Roſenburg, doch laß Dich nicht durch ſie auf die Dornenwege locken!

Jetzt ſind wir droben! — Welch reicher, erhebender Ueberblick! Halb Böhmen liegt zu unſern Füßen. Waldhöhen mit Kirchen und Kapellen gekrönt, ſtrecken ſich vor uns abwärts; in den Schluchten liegen die Dörfer traulich eingeniſtet; der buntgewebte Feldorteppich deckt ſich über die Hügel, durch die Thäler. Fernhin ſtehen die beiden Bergrieſen der Brüder Mühlſchauer, den Wolkenmantel leicht um die Schultern geworfen. Der ſchroffe Biliner Fels thürmt ſich, eine Hochwacht der Landſchaft gerade vor uns auf; der Schloßberg zeigt uns ſeine Mauerkrone auf grünem Haupt; Teplitz ſelbſt zieht ſich mit ſeinen weißen Häuſern hellſchimmernd zwiſchen den umbüſchten Hügeln hin.

Und wie behaglich iſt der Platz, wo wir ſitzen. Ein Altan des alten Gemäuers, umgewandelt in einen bedeckten Pavillon, ſchützt uns vor dem Sturm, der von

den Bergköben hinter uns brauſt. Zwiſchen den Säulen, die das Dach ſtützen, faßt ſich die Landſchaft in eben ſo viele Rahmen ein. — Hinter uns das Gemäuer der Burg mit dichten Roſenhecken umgeben, die ihm den Namen geſchenkt. Freilich ſind die Roſen jetzt verblüht; aber im Juni und Juli umhüllen ſie das graue Geſtein mit ihren duftenden Purpurdecken, und Reiz und Jugend bekränzen das ſtarre graue Alter der eingeſunkenen Trümmer. Dieſe Contraſte halten uns die Trauerlehre der Vergänglichkeit mit zwiefacher Kraft vor; jene Mauern, felſenfeſt gegründet, ſtürzten ein, und dieſe Roſen in friſcher Blüthe, — Morgen werden ihre welken Blätter die Wurzeln der alten Bäume umher bedecken. Eins vergeht wie das andere! Einige Pulsſchläge früher oder ſpäter, das iſt der ganze Unterſchied; uns dünkt er groß, — für den aber, dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag, verſchwindet er. Doch die Gegenwart gehört Menſchen und Göttern gleich an; der Augenblick iſt Allen flüchtig. Drum nützt ihn. Zieht aus der wehmüthigen Lehre den heitern Schluß, daß die Stunde Euer iſt, und trinkt den frohen Becher, den ſie Euch reicht, ſchäumend hinunter! —

Wir waren nicht bloße Theoretiker, ſondern ächte Praktiker; wir befolgten die Lehre und genoſſen der ſchönſten Stunde, im milden Sonnenſchein, verloren in den reichen Ueberblick, nachdem wir uns am Großen

und Ganzen erhoben, auch am Kleinen und Einzelnen uns erfreuend. — So ſpähten wir mit dem Fernrohr in die finſtern Spalten des Biliner Baſaltkegels, beobachteten die Gruppen der Spaziergänger, die auf dem Schloßberg wandelten oder ſich gelagert hatten, und verfolgten einen einſamen Wanderer, der fern auf der kahlen Scheitel des Mühliſchauer, den durch das Geſtein gewundenen Fußpfad hinanklimmte. Ein ſchwarzes Würmchen, das an dieſem Felſenpfeiler der Erde dahinkroch! —

„Nun Franz! Trinke dieſe Taſſe Kaffee, die wir Dir aufgehoben, ſchmauſe dieſe krusprigen*) Oblaten dazu, die an keinem Ort der Welt ſo trefflich gebacken werden als hier, und dann führe uns weiter durch Deine grünen Berge!“

Wir kletterten abwärts, dann wieder aufwärts, und ſtanden bald auf der Wilhelmshöhe, einem Vorpoſten der Roſenburg, auf einer verwandten Bergkuppe. Wir hörten Muſik; böhmiſche Harfenſpielerinnen und Sängerinnen ließen ſich zu der ſchönen Ausſicht hören. Ein Galanteriehändler hatte ein Stückchen Leipziger Meſſe ins Gebirg verpflanzt. Kaffeetiſche, Biergläſer, Zigarren, der ganze Glückſeligkeitsapparat des ſpazierenfah-

*) 10 Thaler Prämie für den, der mir ein Büchergeſtempeltes claſſiſches deutſches Wort für dieſen Ausdruck poſtfrei zuſendet.

renden Bade-Philiſterlums fand ſich hier beiſammen. Ich geſtehe, daß ich dieſe Bildungsgewürze an der Kraftſchüſſel der Gebirgsnatur nicht ſonderlich goutire. — Wir ſtreiften alſo nur eben an der Wilhelmshöhe hin, zur Verwunderung unſers Franz, der es hier unter mehreren Wandeln Damen und Herren aus Teplitz viel ſchöner fand, als auf der einſamen Roſenburg, und ſuchten unſern Wagen wieder, um nach Teplitz zurückzurollen. Die Abendröthe ſetzt dem Tage die goldene Krone auf, hängt ihm den Purpurmantel um; ſo im königlichen Glanz legt er ſich ins Grab, und die blauen Gebirge werden ſeine Grabhügel.

Wir aber fahren vergnügt in den Badeort ein, und ich beſchließe in der Stille noch eine Excurſion in den Hirſch, wo die munterſte Abendtafel iſt, zu der ich aus Beſorgniß, es möge nicht ihr Geſchmack ſein, meine drei Genoſſen gar nicht auffordere. — Wir trennen uns daher, und wünſchen uns gute Nacht! Ich mache noch einen Beſuch, und gehe dann die Hauptſtraße hinunter den hellerleuchteten Fenſtern des Hirſches zu. Gemüthlichen Freunden und Bekannten gegenüber nehme ich meinen Platz, und muſtre die Speiſekarte. Da öffnet ſich die Thür, zwei ſchwarze muntre Augen blicken hinein, — es iſt Caroline, — es ſind meine Reiſegefährten!

Wir lachen über die unvermuthetete Begegnung, nachdem wir uns feierlich getrennt. Im Saale iſt es

überhaupt munter; die Gläſer klingen hell und rein, die Muſik dagegen etwas unrein, doch im Speiſeſaal mag ich ſie ſchon leiden, und verwinde ſolche Fehler. Das Geſpräch wird lebhaft, wir ſtoßen an, laſſen die Nahen und Entfernten leben! Der Abend wird, was auf der Reiſe ſo wohlthuend iſt, ein heimiſch geſelliger, dem wir ungern ein Ziel ſetzen, endlich dem Gebot der nächtlichen Stunden zu gehorchen. —

Der dritte August in Teplitz.

Wir Preußen haben den dritten Auguſt oft gefeiert. Wir haben ihn in trauriger, in großer und in friedlicher Zeit gefeiert! Der Verfaſſer iſt ungefähr mit der erſten Feier des Tages geboren, und hat zwei und vierzig Jahre mit ihr weiter gelebt! Es iſt ihm tief eingreifende Gewohnheit geworden, daß der Tag ein Feſttag ſei, und ſchwer wird es ihm ankommen, ſeine Gefühle von dieſem Tage auf einen andern zu übertragen. Denn was von frühſten Kinderjahren, durch alle Wechſel der Zeiten und Lebensalter, bis zur männlichen Reife mit uns gewachſen iſt, das iſt zu ſehr und ganz unſer eigen geworden, um es nicht mit ins Grab zu nehmen.

Da gewiß Viele meine entſchiedene politiſche Anſicht mit Empfindungen dieſer Art kaum verträglich glauben, ſo könnte ich hier die Gelegenheit zu einem ausführlichen politiſchen Glaubensbekenntniß wahrnehmen. Es würde dies aber eine lange Abhandlung werden müſſen, die nicht in die Reiſe- Berichte und Gedichte gehört. Deshalb unterdrücke ich ſie, oder ſtreiche ſie vielmehr aus; denn ich hatte ſie, die Wahrheit zu geſtehn, ſchon geſchrieben. Ich ſetze daher ſtatt ihrer nur dieſe zwölf Gedankenſtriche — — —

— — —

— — —

— — —

und den Schluß derſelben her.

— — „Vollends aber einem Heimgegangenen, nicht mehr unter uns Wandelnden, wendet ſich dieſe Geſinnung, die aus der Bedeutung ſeines Daſeins entſprang, in ernſten Lebensgeſchicken wuchs, durch viele Eigenſchaften ſeiner Perſönlichkeit genährt wurde, in geläutertem Maße zu. Denn der große Augenblick der Verſöhnung iſt über die Verhältniſſe hingegangen."

„Das Haupt der Todten umwebt fromme Verehrung und Liebe; ihnen gegenüber haben ſich eigennützige Hoffnung und Furcht abgeſtreift, als die Spreu des Lebens. Das Grab ſchließt ſein ernſtes Thor jeder ungeweihten Empfindung; nur die geläuterten der Liebe und frommen

Ehrfurcht, dürfen ſich hinabſenken in ſein geheiligtes Dunkel. Was auch das Leben in ſeinen verworrenen Kreiſen und Richtungen Feindſeliges erzeugen mochte; an dieſer Pforte werden die Waffen geſenkt, denn hier wohnt der ewige Friede!

Und nun Friede!

Friede am dritten Auguſt in Teplitz!“

Nun will ich Euch die Feier erzählen, einfach und von Herzen, wie ſie begangen wurde, und es ſoll mich wenig kümmern, was man darüber denken und glauben mag, wie ich die innerſte Theilnahme daran mit meinen Geſinnungen vereinige. Genug daß ich es weiß, und Jeder es wiſſen kann, der geleſen was ich als freies Glaubensbekenntniß niederſchrieb (aber weggelaſſen) und auch Jeder, der es nicht geleſen (deshalb ließ ichs eben weg), wenn er mit dem einfachen Sinn der Wahrheit geſegnet iſt, dem Alles Wahrhaftige offen ſteht. —

Am frühen Morgen ertönte der feierliche Gruß der Glocken und Kanonen; die heilige Stimme des Friedens miſchte ſich mit der ernſten des Krieges zu einem Feierklange. Der Himmel hatte ſich mit leichtem grauen Gewölk wehmüthig verſchleiert; es war eine ſtille Halbtraue in der Natur. Doch bald lächelten milde Sonnenblicke durch die gelüfteten Schleier; denn es galt ja auch einem

Tage der Freude. War es gleich der Geburtstag eines Dahingeſchiedenen, den man feierte, ſo lebte er doch in Aller Andenken, und dieſe Geſinnung wollte ein Zeugniß von ſich geben, das auch dauernd zu künftigen Geſchlechtern ſpräche. Der Geburtstag Friedrich Wilhelms des Dritten war auserſehen, um das Denkmal zu enthüllen, das die dankbare Liebe der Bewohner von Teplitz dem Könige weihte, der fünf und zwanzig Jahre ſich gaſtlich an ihrem Heerde niedergeſetzt, und den Becher, den die heilende Nymphe ihm reichte, geleert hatte. Hier legte er die Krone nieder, und mit ihr die Sorgen, die die Königsſtirn verfinſtern; mit heiterer Miene wandelte er durch die befreundeten Oertlichkeiten, die ihm zur zweiten Heimath geworden. Bald war er von Jedem gekannt und geliebt; und auch er war der Freund Aller, der Wohlthäter aller Bedürftigen geworden. So genoß und verbreitete er hier nur das Glück des Königthums, ringsher Segen zu ſpenden, ohne je als ernſter Richter der Schickſale Einzelner und des Ganzen, ſtrafend oder Opfer fordernd aufzutreten.

Die Liebe, die ihm die Stadt weihte, verbreitete ſich auch rings durch das Land. Daher waren auch von dort her Tauſende von Gäſten hereingekommen, die das Feſt des Dankes und der Wehmuth mitfeiern wollten. Die Landleute wanderten zu Fuß von ihren Berghöhen und Thalſchluchten herein; alle Feldwege und Land-

ſtraßen waren belebt; ein wogendes Gedränge füllte den Markt und die Gaſſen, doch ein Gefühl der Ehrfurcht hielt die Maſſen in beſcheidener Stille. Nur ein leiſes Murmeln der Stimmen webte über der Woge des Volks. Wir Preußen zählten mit ſtolzer Freude unſre Landsleute, von denen viele eigens zu dem Feſt herbeigereiſt, die Andern als Badegäſte Theilnehmer deſſelben waren. Der Prinz von Preußen befand ſich unter den letzteren; er war freilich der einzige, den ein leicht verſtandenes Gefühl bewog, gerade für dieſen Tag die Stadt zu verlaſſen. Die Miniſter Rother und Jordan, viele andere preußiſche Staatsmänner und Kriegshelden, der Oberbürgermeiſter Berlins, Krausnick, mancher Ehrenmann dieſer Stadt, waren als Vertreter unſeres Vaterlandes zugegen.

Nachdem wir einige Stunden in den bewegten Straßen gekreuzt hatten, ſtiegen wir hinauf zu der Anhöhe, nahe am Schießhauſe, wo das Denkmal in ſeiner Hülle ſtand. Ein Rundplatz, der es umgiebt, war mit Seſſeln zum Empfang der Ehrengäſte und der Frauen eingerichtet. Wie ſtark das Andringen auch war, Jeder fand doch Raum, um der Feier ungeſtört beizuwohnen, und nichts von ihren zarteren Beziehungen zu verlieren. Bald hatte ſich hier ein reicher Kreis glänzender Uniformen, und ein ſchöner geſchmückter Frauen verſammelt. — Man überſieht von der Höhe die Stadt, die

nächſten Thäler und Spaziergänge, den ganzen Umkreis des Gebirgs. Junge Anpflanzungen, in denen der König beſonders gern luſtwandelte, verſchönern den Raum, der in eigner Weiſe ſtille Heimlichkeit mit weit hin ausgedehnter Freiheit verbindet. Nahe gegenüber liegt das ſtattliche Schießhaus; weiterhin die wunderliche Schlackenburg; andre Land- und Luſthäuſer kränzen näher und ferner die Anhöhen.

Für dieſen Augenblick war es aber am wichtigſten, daß man von hier oben mitten in die Gaſſen der Stadt, auf den Markt hinunterſchauen, und allen Bewegungen dort folgen kann. Denn ſo eben, es war zehn Uhr geworden, ertönten die Glocken, und die Lüfte trugen den Schall nach der freien Höhe hinauf. Vom Rathhauſe aus begann jetzt der Feſtzug. Die Gewerksfahnen flatterten voran; ihnen folgten die bürgerlichen Zünfte; eine uns Preußen beſonders liebe Erinnerung an die Feier des jüngſt verwichenen 21. September (1840), wo die Rückkehr Friedrich Wilhelms IV. von ſeiner Huldigungsreiſe nach Königsberg in die Hauptſtadt, durch die prachtvollen Aufzüge der Gewerke ſo würdig und herzlich verherrlicht ward. Die Schützengilde der Stadt ſchloß ſich zunächſt den Gewerken an. Dann gingen Jungfrauen zu Paaren, in weißen Gewändern mit Roſen im Haar und an der Bruſt, Eichenlaub und Blumenkränze in den Händen; ſchon von fern her ein

lieblicher Anblick, der ſich feſtlich erhöhte durch die heiligen Stimmen der Glocken. Zwölf junge Männer, gleichfalls mit Kränzen über den Schultern folgten den zwölf Jungfrauen. Im ernſten Zuge reihte ſich jetzt der Magiſtrat an, an ſeiner Spitze ein kaiſerlicher Gubernialrath, Klezanski, eigends zur Feier aus Leitmeritz herübergekommen, und der würdige Bürgermeiſter der Stadt, Nechodom. Den Beſchluß des Zuges machte eine Reihe kranker preußiſcher Krieger, deren jährlich eine Anzahl zur Heilung hiebergebt, zum Theil durch die Wohlthätigkeit der Stadt unterſtützt. Ihr Arzt führte ſie. Einige darunter waren ſo krank, an Gliedern ſo gelähmt, daß ſie nicht zu Fuß die Anhöhe hinauf konnten. Doch Keiner hatte ſich zu dem Opfer entſchließen mögen, bei der Ehrenfeier für ſeinen König zu fehlen, und ſo wurden ſie in Seſſeln hinaufgetragen. —

Als der Zug in die Nähe der Anhöhe kam, deckten ihn die Häuſer; bald aber wurde er wieder ſichtbar zwiſchen den Gebüſchen, die den Weg zur Anhöhe hinauf geleiten, und in vielfachen Windungen, maleriſch anzuſchauen, ſtieg er jetzt den Berg hinan. Oben umgab er das Denkmal im Halbkreiſe; die Jünglinge und Jungfrauen theilten ſich, und ſtanden in Reihen — die einen rechts, die andern links auf den Stufen des Unterbaues.

Eine tiefe erwartungsvolle Stille ſchwebte über dem Kreiſe. Ein Wink und die Umhüllung des Denkmals fiel herab, Kanonendonner ertönte von der nächſten Anhöhe, eine Fanfare ſchmetterte fröhlich durch die Lüfte. Die Sonne lächelte mild unter halb verſchleierndem Gewölk hervor, und ſandte einen freundlichen Begrüßungsſtrahl herab.

Es iſt ein eigen feierliches, mit künſtleriſchen und höchſten Lebensempfindungen gemiſchtes Gefühl, welches uns ergreift, wenn ein edles Gebild der Menſchenhand plötzlich enthüllt vor uns ſteht, und in der Untheilbarkeit eines Augenblicks die Doppelbedeutung ausſpricht, die es für Geſchichte und Leben, und in ſich ſelbſt hat. Jene Stille, welche ſich immer erzeugt, wenn die Gedanken und Gefühle einer großen, verſammelten Menge, plötzlich und zugleich, durch einen Gegenſtand gefeſſelt, in die Bruſt zurückgeführt werden, brach auch hier mit einem Schlage das erſte Ach des Staunens und der Bewunderung ab. Lautlos war Alles rings umher, nur die Kanonenſchüſſe zählten die Abſchnitte dieſer Pauſe.

Das Denkmal ſtand jetzt leuchtend im Sonnenglanz. Es iſt ein Genius mit dem Siegeskranze in der Hand, welcher ſegensreich beſchirmend über der Erdkugel ſchwebt, die dem leicht berührenden Fuße zur Stütze dient. Der bildliche Ausdruck des Heils, das in Kampf und Frieden von dem Könige ausgegangen iſt. Die Kugel ruht

auf einem Fußgestell, in Gestalt eines verkürzten Obelisken, mit Kronuhren nach jeder Seite, von breiten Stufen getragen. — Auf der Vorderseite das Brustbild des Königs in vergoldetem Erz; ein Geschenk des Fürsten Metternich. Das Hauptfeld trägt in goldenen Buchstaben die Inschrift:

Honori et memoriae Frid. Guill. III. reg. Borussorum, grata Teplitz dedicavit 1841.

Stumm, doch weich bewegt, trat jetzt der Bürgermeister der Stadt, Herr Reichsgraf, auf die Stufen des Denkmals, und redete die in tiefer Stille lauschende Versammlung an. Seine Worte waren schlicht, denn die Thaten, das Ereigniß sprachen. O möchten doch unsere Redner, die in großen Augenblicken dieser Art immer nur ein Fußgestell ihrer Eitelkeit erblicken, und da wähnen, ihr hohles Wortgepränge werde tiefer ergreifen, als die lebendige Macht der Thatsachen, möchten sie an dem Redner der Stadt Teplitz künftig ihr Vorbild nehmen. Von ihm galt wahrhaft:

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Er erinnerte an die großen Wohlthaten, welche die Stadt dem Verewigten danke. Im Kriege, denn durch die Schlacht bei Kulm, die ihm eigen gehört, in dem ewigen Kreise kriegerischer Thaten jener Zeit, rettete er

ſie vor dem Einbrechen des Feindes, der ſchon vor den Eingangspforten drohte; dann im Frieden, wo er in vier und zwanzig aufeinander folgenden Jahren das ſtädtiſche Gebiet als ſegenbringender Gaſt betrat, ein Wohlthäter der Armen. „Ja, uns Allen“ ſprach der Redner, „die wir mit dem erhabenen Könige lebten, werden die Gefühle der Dankbarkeit, Verehrung und Liebe nie erlöſchen. Doch wir hatten Sorge zu tragen, daß ein bleibendes Zeichen dieſer Geſinnungen, auch unſern Nachkommen bewahrt werde, daß ſie ſich als Erbe von den Vätern auf die Söhne, und ferneren Geſchlechter verpflanzen möchten. Das iſt die Bedeutung, in der dieſes Denkmal errichtet wurde, und darum werde es durch die Jugend geweiht, damit in ihr der Vorſatz frommer Dankbarkeit lebendig geweckt werde. „Zum Zeichen deſſen“ ſprach der Redner bewegt, und wir Alle waren es mit ihm, „vollbringt jetzt die Handlung der Weihe, indem Ihr Eure Kränze an den Stufen des Denkmals niederlegt.“ Die Jungfrauen ſchritten langſam, ſittig, in anmuthvoller Schüchternheit erröthend, vor, umgingen das Denkmal und legten in gleichen Zwiſchenräumen ihre Kränze auf den Stufen nieder. In der Ferne ertönte von ſanften Blasinſtrumenten das Lied „Heil Dir im Siegerkranz.“ — Ich blickte um mich, kein Auge war trocken; die einfachen Worte, die einfache Handlung, wie tief hatte ſie jedes Herz ergrif-

ten! Eine prunkreiche, salbungsvolle Rede würde die heiligen Empfindungen widerwillig erhalten haben. —

Die Jünglinge umschritten nach den Jungfrauen das Denkmal, und legten, wie diese, ihre Kränze werdend nieder. Dazu ertönte die sanfte Weise unseres lieben Vaters Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ So traten beide Volksmelodieen sich begrüßend nahe, wie eben jetzt die Herzen der nachbarlichen Völker selbst. — Nach vollendeter Weihe kehrten die Jünglinge und Jungfrauen auf ihre Plätze zurück. Wahre Rührung wohnte auf dem Antlitz dieser Jugend; es war ein Augenblick, dessen wehmüthig ernster Nachklang noch die spätesten Jahre umweben wird. Wenn Eure Wange längst gebleicht ist, und eingesunken, in die Falten und Furchen des Alters, diese Erinnerung wird Euch einen Anhauch der schönen Jugend geben, sie wie ein Traumbild vor Euch zurückführen; sie wird einen grünen Kranz auf Eure kahlen oder ergrauten Scheitel drücken, dessen Duft Euch erfrischend anweht, wenn Ihr schon das Auge nach dem Jenseit richtet, weil auf Erden Eure Hoffnungen nicht mehr blühen! — Es ist etwas Unschätzbares um eine geheiligte Minute. Sie geht als stille Wächterin und Hüterin mit uns durchs Leben, und in mancher unheiligen tritt sie, aus dem Dunkel langer Vergessenheit, plötzlich als ein Schutzengel hervor, und ihr reines Antlitz winkt uns ein bittendes Zurück! zu.

O, achtet auf diesen Wink, ihr jugendlichen Herzen. Noch wißt Ihr kaum, was diese warnende Bitte sagen will; aber die Zeit wird Euch Allen kommen, wo Ihr es verstehn, — mögt Ihr dann die Erkenntniß im reichen Segen, ohne Reue empfangen! —

Die Feier hier eben war vorüber, die Versammelten zerstreuten sich, im Innersten bewegt, von sanften Nachklängen der schönen Stunde begleitet, auf den verschlungenen Pfaden hier und dorthin durch die grünen Hügel.

Mittags fand sich ein großer Theil wieder zusammen im fürstlichen Gartensaal. Nach einer solchen Morgenfeier unter Gottes Himmelszelt, im Sonnenlicht und Windesrauschen, wird die einer Mittagstafel überall an Wärme und Erhebung geringer erscheinen. Doch waltete auch hier ein Geist der Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit in den ehrfurchtsvollen Erinnerungen an den Daheimgegangenen, der das Fest über die üblichen der Art weit erhob. Der Fürst Clary, der Schutzherr der Badestadt, führte den Vorsitz an der Tafel, die über zweihundert Gäste versammelt hatte. Er brachte den Erinkgruß auf das Andenken des Verewigten, auf das Wohl unseres jetzt herrschenden Königs und der Prinzen des Hauses aus. Der alte preußische Kriegsheld, General Lebauld de Nans erhob seinen Becher zur Erwiederung des Grußes, und leerte ihn auf das Wohl

ces Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich! — Da unsre Vaterstadt Berlin so zahlreich vertreten, und ihr berufenster Vertreter, der Führer ihrer städtischen Angelegenheiten, dem die Wahrnehmung aller ihrer Rechte und Pflichten amtlich obliegt, der Oberbürgermeister Krausnick zugegen war: so entsprach er den letztern, indem er die gastliche Stadt Teplitz, das befreundete Volk Oesterreichs durch Anrede und Toast begrüßte und auf beider Wohl das Glas leerte. Zur Entgegnung nahm der Bürgermeister von Teplitz das Wort; wiederum übte er durch schlichte Einfachheit und Anspruchslosigkeit, der aber Würde und Nachdruck des Vortrags nicht fehlte, eine sichere Gewalt über das Gemüth. Er knüpfte an die reichen Gaben der Wohlthätigkeit an, welche die preußischen Prinzen noch so eben, bei dem Anlaß der Errichtung des Denkmals gegen die Bedürftigen der Stadt Teplitz geübt hatten, sprach seine Wünsche für die Fortdauer der Einigkeit und Freundschaft beider Völker aus, und erwiederte endlich den Trinkspruch auf das Wohl seiner Vaterstadt durch einen auf das der unsrigen. — In der Anregung des Mahls wurden noch manche Toaste ausgebracht, die sich indeß zum Theil weiter von der ursprünglichen Bedeutung des Festes entfernten und mehr den Gegenwärtigen und der Stimmung des Augenblicks galten. Wir durften die Feier als beendigt ansehen und verließen den Saal. —

Draußen fiel ein ſanfter Regen bei mildeſter Luft. Ich eilte nach Haus, um die warmen Eindrücke, die das Feſt mir gegeben, vollends auf das Papier zu bringen. — Darüber kam der Abend heran, der den ſchönen Tag durch die freundlichſte, allgemeinſte Feier, die ſich bis in die kleinſten Hütten erſtreckte, vollenden ſollte. Die ganze Stadt war beleuchtet. Hier ſah man erſt wie innig, wie ganz allgemein die Empfindung der Liebe und Verehrung war, aus der das Feſt hervorging. Jedes Herz wurde dadurch bewegt, vollends aber jedes, in welchem damit vaterländiſche Gefühle angeregt wurden. Es war mir, als ſei ein Bruderbund zwiſchen zwei edlen, großen Völkerſtämmen geſchloſſen, die beide eine rühmliche Geſchichte haben, und nur dieſe genau zu verſtehen brauchen, um die ächte Verſtändniß der Gegenwart, und dadurch die Erfüllung ihrer Forderungen daran zu knüpfen. Was, dachte ich, könnte bei ſolchen Gefühlen eines Nachbarvolkes für einen Nachbarfürſten die Völker jemals zum Kriege entflammen? Wo hat auch je ein Völkerkrieg ſtattgefunden? Waren es nicht immer die Kabinette, welche, ſeit die Völker vom barbariſchen Zuſtande des Nomaden oder Jägers, durch die barbariſchere Schule des Fauſtrechts, und den Wahnſinnstaumel der Religionskriege, ihre Geſchichte bis zum Gedeihen geſitteter, geſetzlicher, ſicherer bürgerlichen Zuſtände erfüllt und durchgekämpft hatten, alſo für Deutſch-

land und Mitteleuropa überhaupt bis nach dem dreißigjährigen Kriege: waren es seitdem nicht stets und allein die Kabinette, welche den Krieg entzündeten? Wurde das feuerfangende Gift nicht von dort aus, wo es häufig von verworfensten Buhlerinnen gekocht war, auf den Heerd der Nationen gesprützt, daß es rauchend und mit blutigem Zischen aufgährte, kochte und flammte, bis das Unheil sich versengend über ganze Länder hinfraß? Und nur deshalb war es möglich, weil der Wahn herrschte, die Völker seien ein Eigenthum, und weil die Völker in den dumpfen Banden dieses überlieferten Sclavengefühls hinschlummerten. Sie erwachten in Frankreich und die furchtbare Stimme, die dort rief: „Steht auf!" hallt noch heut nach durch ganz Europa; und sind zum Glück nicht alle Völker aufgestanden, so sind doch alle wach geworden. Sie sehen, was ihres Rechts ist, eben so wie sie treu geübt und noch üben, was ihre Pflicht gebietet; Ihr seht wie herzlich, wie hingebend und aufopfernd die Nationen sind, wie gern sie bereit sind, auch die Rechte des Herrschers zu achten und zu schützen! Doch versagt Ihr auch ihnen nicht, was, wenn Ihr es freien Sinnes gebt, Frieden und Liebe in alle Ewigkeit befestigt, was, wenn Ihr es versagt, sich doch, früher oder später aus sich selbst vollendet. Denn zu entweichen ist dem nicht! Aber dann fehlte der Gabe der Segen freier That, jene milde Sonne, welche die Blüthen des Dankes,

der Liebe, des Vertrauens daraus entfaltet! Und bedenkt es wohl, Ihr Mächtigen! Nicht Euch vielleicht trifft der Unsegen des Irrthums, doch Ihr enterbt Eure Nachkommen um jene köstlichen Güter! Denn die Geschichte ist unentfliehbar gerecht als Richterin der Thaten, doch die Thäter fallen unterschiedslos ihrem Gesetz der Nothwendigkeit zum Opfer, und der Unschuldige leidet für den Schuldigen; für beide aber tritt ein anderes Gericht ein, das nicht nur die Thaten sondern auch die Gedanken wägt! Fragt mich nicht welches! —

Doch Alles steht in Gottes Hand; er wird die Herzen von starren Banden lösen, den Blicken Klarheit schenken! — Ein solches Fest, wie wir hier erlebten, giebt das schönste Vertrauen darauf. —

Der Regen hatte nicht aufgehört, doch auch die Luft blieb milde. Eine beleuchtete Stadt ist immer schön; vollends aber eine Bergstadt. Denn die flimmernden Feenschlösser schwebten hoch in den Lüften, wie wunderbare Sternbilder. So glänzten im sanft schimmernden Licht Tempel und Lusthäuser nahe über der Stadt; das Schießhaus blitzte herrlich von der Höhe nieder, und in der Ferne stand die einsame wunderliche Schlackenburg und zeichnete ihre sanft leuchtenden Umrisse gegen das düstre Gewölk ab, das den Himmel noch immer umzog. Drunten in der Stadt war es aber nicht das in Lampenpracht blendend strahlende Rathhaus.

nicht die andern von tauſend Kerzen flimmernden Prachtgebäude, die dem Feſt den höchſten Glanz gaben, nein, es waren die hellen Fenſter der niedern Hütten in den engen Gäßchen mit ihrer beſcheidenen Kerze und dem Glas voll Blumen daneben. Der Aermſte wollte ſeine Liebesgabe, ſeinen Zoll der Verehrung ſteuern! So gedenken Eurer die Hütten, Ihr Könige, vergeßt ihrer nicht! Von den ſchwer gewonnenen Tropfen ihrer Armuth rinnt der Strom Eures reichen Glanzes zuſammen! Laßt ihn ſegnend zurückwirken, wie die Erde die tropfende Silberflut, mit der der Regen ſie überſchüttet, tauſendfältig wiedergiebt, in der Fülle der Blumen und Früchte.

Mit wohlthuender Rührung wandelte ich durch dieſe kleinen Gaſſen. Das Herz hat hier tauſend Gedanken! Sie erfüllten mich ſo, daß ich ſtill blieb in dem fröhlichen Strom der Menge, die durch die Straßen wogte. Doch um ſo klarer empfand ich es: In dieſer Freude des Volkes, die in reinen Flammen aufſchlug aus dem Feſt wehmüthiger Erinnerungen, ſtrahlte der Gipfel ſeiner höchſten Weihe. Denn ſie gebar ſich aus der Liebe, die ſelbſt in der Erinnerung an das Verlorene noch beſeeligt iſt, und ſo war und blieb der ſchönen Feier Wurzel, Stamm und Krone die Liebe, die Liebe des Volks.

Reiſe nach Prag.

Ein Abentheuer. Loweſitz. Die Moldau. Arſelwaldungen. Empfang im Gaſthauſe. Donauen. Schriftſtelleriſche Excurſion. Theater.

Wie es der ganze Mittelſommer bisher ſelten anders dargeboten, ſo war auch der Morgen des vierten Auguſt ein Kampf zwiſchen Regen und Sonnenſchein. Um ſechs Uhr fuhren wir, meine drei oftgenannten Reiſegefährten, und ich, aus Teplitz aus, nach Prag. Die Straße (wir nahmen die über die Paſchkobole, nicht die über Schlan und Laun) iſt viel bereiſt und gekannt, und bietet, einige Punkte ausgenommen nichts eben Merkwürdiges dar. Doch gehört zu den Ausnahmen der Anfang, bis zu dem Zwillingscoloſſen der Mühlſchauer, wo das Gebirg oft wunderſchöne Anſichten, weite Blicke in die Thäler, auf ferne blaue Höhenzüge gewährt. Die Straßen in Böhmen ſind nicht ganz ſicher, beſonders in der Nähe von Prag; man hatte uns davor gewarnt. Es ſcheint, daß der alte urſprünglich herrſchende ſlaviſche Stamm noch immer den Kampf, der ihn unter deutſche Oberherrſchaft brachte, nicht ganz für beendet hält, und obwohl er im Lauf der Jahrhunderte ſein geiſtiges Gebiet, das politiſche wie das religiöſe längſt aufgegeben hat, ihn doch auf einem andern Felde fortſetzen will, in den rein ſocialen Verhältniſſen. In

den höheren, gebildeten Ständen haben dieſe ſich gewiß längſt innig verſchmolzen; ſo glaube ich wenigſtens, denn als Fremder, flüchtig Durchreiſender, vermag ich nicht darüber zu urtheilen. Doch in den untern Ständen ſcheiden ſich, ſo viel dem Reiſenden erſichtlich werden kann, böhmiſches und deutſches Element oft noch recht ſcharf, und eine gewiſſe Feindſeligkeit mag kaum geleugnet werden. Da nun in den höhern Lebensverhältniſſen die deutſchen Beſtandtheile ſich mit der Sprache vorzugsweiſe geltend gemacht haben, ſo ſieht der Ureinwohner, der Böhme, den Deutſchen und den Fremden überhaupt für den Begünſtigten an, dem alle Vortheile des Lebens zugefallen ſind, während er, (andere Einrichtungen wie z. B. die bäuerlichen Verhältniſſe mögen dazu beitragen) in harter Arbeit, Armuth und Abhängigkeit ſein Leben gewinnt. Die Verwechslung zwiſchen Ständen und Volksſtämmen iſt hier gar zu leicht; der Vornehme und der Begüterte wird der Behaßte ſein, er fällt mit dem Fremden in eins zuſammen, denn der Fremde iſt insgemein wohlhabend. Eine gewiſſe finſtere Starrheit des ſlaviſchen Charakters, die ebenfalls aus allgemeinen Landesverhältniſſen hervorgegangen iſt, iſt durch die Jahrhunderte vielleicht eher geſteigert als gemildert. Die ſo ſchwere, wenig gekannte Sprache verſchärft die Abſonderung, und iſt zugleich eine Art Feſtung für diejenigen, welche Uebles im Sinne haben, denn ihre

Berathung und Verständigung kann in Gegenwart des Fremden ſtatt haben, ohne daß dieſer in das Geheimniß einzudringen vermag. Sie iſt auch in der Beziehung eine Schutzwehr, als man unter dieſem Vorwande nicht zu verſtehen braucht, was man nicht verſtehen will. Dies Alles wirkt gewiß mit auf den Zuſtand der öffentlichen Sicherheit, der in dem deutſchen Oeſterreich, alſo unter derſelben ſehr aufmerkſamen Polizei und Regierung ganz ungefährdet iſt. Zu der Lockung leicht errungenen Beſitzes geſellt ſich die feindſelige Geſinnung, die ein dunkles Gefühl der Berechtigung in ſich trägt, was ſich von Jahrhunderten her vererbt hat. Dies Alles färbt die geſetzwidrigen Handlungen hier anders, als an andern Orten; ſie haben, ohne daß wir ſie in Schutz nehmen wollen, doch nicht gerade den Charakter der Unwürdigkeit, die ihnen bei uns mit Recht als ſchimpflicher Stempel aufgedrückt wird. Ein halber Kriegszuſtand muß daneben in Anſchlag gebracht werden. Dies mag auch die Vertilgung des Uebels ſehr erſchweren, da die That nicht ſo unbedingt dem allgemeinen Unwillen anheim fällt, mithin eher Verheimlichung, und nach Umſtänden Schutz und Hülfe findet. — Dies ſind zwar mehr Vermuthungen, die ich meiſt durch Urtheile Anderer, die das Land länger kennen, angeregt, ausſprach, als Behauptungen; inzwiſchen haben ſie eine innere Wahrſcheinlichkeit für ſich. Thatſache bleibt es, daß

die Straßen unsicher sind, die wachsamste Polizei zahlreichen Beraubungen, womit nicht selten Gewaltsamkeit verbunden ist, nicht zu steuern vermocht hat, und daß, je tiefer man in das Herz Böhmens reist, nach Prag zu, diese Unsicherheit wächst. Wir selbst hatten ein kleines Abentheuer dieser Art schon auf der ersten Station. Als wir kurz hinter Teplitz eine Anhöhe langsam hinauffuhren, wo der Postillon zu Fuß ging, rief dieser plötzlich: „Das Gepäck ist los gebunden!“ Wir hatten keinen eigenen Wagen zu der kurzen Ausflucht nach Prag, und daher die Unbequemlichkeit, unser Gepäck jedesmal beim Wechseln der Station ab- und aufzuladen. Es war nur mit Stricken befestigt. Wir beide Männer sprangen sogleich aus dem Wagen, und fanden dicht hinter demselben einen Burschen von 17 bis 18 Jahren, der mit dem scheu finstern, slavischen Blick, halb verdrossen, halb verlegen, des Weges neben dem Wagen herging. Einer der Stricke, der ein leichtes Felleisen befestigte, war in der That losgeknüpft, so daß dasselbe nach wenigen Schritten herabgleiten mußte. Der Bursche hatte dies offenbar abwarten, dann den künstlich vorbereiteten Fund in das nächste Gebüsch oder Kornfeld werfen, und damit seitab der Straße verschwinden wollen. Mein Reisegefährte, der den Strick selbst befestigt hatte, sagte ihm dies auf den Kopf zu, und übernahm auch sogleich das Richteramt,

durch eine extemporirte Züchtigung. Der Burſche proteſtirte zwar, allein in einer Weiſe, die nicht das beſte Gewiſſen verrieth, wie überhaupt ſein ganzes Umhertreiben auf der Landſtraße, in ſchäbiger Bekleidung, ohne alles Gepäck, ihm kein ſonderliches Zutrauen erwerben konnte. Praktiſch war dieſe abgekürzte Rechtspflege gewiß, zumal da wir auch, den Poſtillon mitgerechnet, die Gewalt in Händen hatten. Allein der Fall konnte auch bedenklich ausſchlagen. War der Burſche aus dem nächſten Ort, befanden ſich Landsleute von ihm in der Nähe, ſo durften wir auf einen unangenehmen Auftritt gefaßt ſein. Zu erweiſen war dem Angeſchuldigten nichts, denn die Unmöglichkeit, daß der Knoten des Stricks ſich ſelbſt gelöſt habe, war nicht darzuthun, und in Flagranti crimine hatte man den Verdächtigen nicht getroffen. Auch ſah er ſpähend ringsum, ob er nicht Hülfe in der Nähe fände; es war mir daher ſehr lieb, daß wir die Höhe des Berges bald erreicht hatten, und nun im Trabe fortrollten, denn im beſten Fall hätte uns bei einer Beſchwerde, die Dorfbehörde — und der Himmel ſchütze Jeden vor Dorfrichtern, die ſich ſeit Shakespeare noch nicht ſonderlich gebeſſert haben, — wenigſtens einen halben Tag aufgehalten. Zwanzig Jahre früher erlebte ich einen ähnlichen Fall, wo die Bauern des ganzen Dorfes uns verfolgten, und wir nur durch den geſtreckten Galopp, in den ſich unſre Fuhr-

leute ſetzten, einer Schlacht entgingen, aus welcher wir ſchwerlich als Sieger hervorgegangen wären, obgleich ich mit einem Paar ſchlechter Terzerole auf offnen Krieg gefaßt, und beinahe begierig war. Damals war ich zwanzig Jahre alt, jetzt über vierzig — das iſt der Unterſchied! —

Der kleine Vorfall diente zur belebenden Würze unſeres Reiſegeſprächs; wir machten die Variationen auf alle „Wenns" durch, die dabei hätten eintreten können. So gelangten wir nach Lowoſitz, doch ohne uns näher um deſſen kriegsgeſchichtlichen Ruhm zu kümmern. Auf dieſem Wege war der ſchönſte Punkt der geweſen, wo man dicht unterm Fuß des großen Mühlſchauer vorbeikommt. Von jetzt an verlor ſich der Reiz der Gegend. Nur einzelne Berghöhen, die wie die Vorpoſten des Gebirgs ins Land geſchoben ſind, einige mit Gebäuden, zum Theil Ruinen gekrönt, und die fernen blauen, wolkigen Berglinien ziehen noch das Auge an. — Die Paſſage der Moldau, auf einer Fähre, giebt auch ein anziehendes landſchaftliches Bild, doch mehr Vordergrund. Der Fluß hat ſehr eigenthümliche Ufer, die Fahrt auf demſelben iſt gewiß von großem Intereſſe. In Prag verſicherte mich ein gebildeter, viel gereiſter Mann, daß die Moldauufer beſonders in der Nähe der Elbe wunderſchön ſeien, und er kaum irgendwo einen ſchöneren Punkt kenne, als da, wo ſich die beiden Ströme

verbinden. Von den Ufergegenden ſei dieſe unbedingt die reizendſte, noch ungleich reicher und ſchöner als die Landſchaft von Tetſchen; eine ſo viel verſprechende Schilderung, daß ich ihr kaum Glauben ſchenken kann. Doch bisher hat keine Landſtraße dieſen Punkt berührt, und die Waſſerfahrt war äußerſt langweilig und ohne beſtimmte Einrichtungen; daher iſt er ſo gut als gar nicht gekannt. Mögen ſich meine Leſer veranlaßt fühlen, eine kleine Entdeckungsreiſe dahin zu machen' — —

Zur Mittagszeit war das Wetter heiterer geworden; die Fahrt wurde durch Geſpräch, Scherz, Sonne und grüne Fluren ſehr angenehm. Einen Reichthum eigenſter Art entwickelte die Gegend, (ſchon um Lowoſitz) den der unabſehbarſten Apfelwaldungen oder vielmehr Anpflanzungen. In der Blüthezeit muß der Anblick ein zauberiſcher ſein; der der reifenden Früchte war wenigſtens ein gar erfreulicher. Wenn man dieſe Obſtgehege geſehen hat, darf man ſich nicht mehr wundern, über die hochauf beladenen großen Elbkähne voller rothwangiger Aepfel, die vom Oktober ab die Spree bei Berlin bedecken. Die böhmiſche Vorrathskammer iſt groß und reich genug, um alle unſre Weihnachtstiſche zu ſchmücken. —

Es mochte etwa drei Uhr ſein, als wir Prag erblickten. Es lag in der Entfernung einer guten Stunde vor uns, tief im Moldauthal; ſeine zahlloſen Thurm

ſpitzen und Kuppeln bauten ſich prachtvoll amphitheatraliſch übereinander. Doch leider hat man auf dieſer Straße nicht den Vortheil von der Seite des Hradſchin in die Stadt zu kommen, von wo ſie ſich, beſonders da man zuvor gar keine Anſicht derſelben gewinnt, und durch eine lange unſchöne Vorſtadt muß, in überraſchender Plötzlichkeit ſo wahrhaft wundervoll darſtellt.

Noch immer hoffte ich, ſo tief wir ſchon in die Vorſtädte nahe der Moldau eingedrungen waren, auf eine plötzliche Wendung des Weges, weil ich mich gar nicht überreden mochte, daß man nach Prag gelangen könne, ohne dieſes großen Anblicks theilhaftig zu werden. Es dünkte mich ein förmliches Unrecht, die Reiſenden um den Genuß zu bringen; um ſo mehr als ich, bei halber Kenntniß der Oertlichkeit, es für unmöglich gehalten hatte, anders als vom Hradſchin hinunter nach der Altſtadt zu gelangen. Ich bedachte nur nicht, daß wir die Moldau ſchon auf der Landſtraße paſſirt hatten, mithin über die Brücke zurückgemußt hätten, um den Hradſchin zu erreichen. — Genug, wir gelangten auf ziemlich ebenen Wegen, durch lange, nicht ſchöne Vorſtadtslinien, zum Theil aber auch durch freundlich angelegte Spaziergänge in das Innere der Stadt.

Plötzlich rief uns eine Schildwacht ein Halt zu. — Was giebts? — Die leidige Zoll-Viſitation! — Alſo die Wiederholung dieſer Plage, der wir ſchon einmal

auf der Grenze ausgesetzt gewesen waren! Doch wir wußten das ja! Weshalb also verdrießlich darüber sein? Wenn man aber müde, hungrig, durstig, bestäubt, nach langer Fahrt, Nachmittags gegen 4 Uhr in einer fremden Stadt ankommt, wenig Zeit zu der Reise hat, jeden Augenblick benutzen will, so eben berechnet hat, daß man, falls man sich nur etwas beeile, noch eine schöne Nachmittagsspazierfahrt unternehmen, und dann noch die unvermeidliche Merkwürdigkeit, das Vergnügen de rigueur, den Theaterbesuch genießen könne, so ärgert man sich doch immer wieder über die nutzlose Scherererei. Wahrlich nutzlos, nur aus veralteten Staatsprinzipien entspringend, und in der Praxis meist illusorisch. Denn sei es ein natürliches Billigkeitsgefühl, welches einsehen läßt, daß es eine Barbarei ist, unglückselige Reisende zu zwingen, die mühsam aufgelasteten Päckereien mitten auf der Gasse abzuladen, alles zu öffnen, und es durchstöbern zu lassen: sei es, daß sich die Gewinnlust schwerer in die Wagschale legt, als die Pflicht, — genug, mit einigen Zwanzigkreuzern und der ehrlichen Versicherung, daß man nichts Steuerbares bei sich habe, kauft man sich fast überall von dieser Plage los. Was gewinnt also ein Staat dabei, die Vergnügungsreisenden so zu scheren? 1) die Verwünschungen derselben, und dadurch einen üblen Ruf im übrigen orbis terrarum; 2) eine

Tantieme unſeres Reiſegeldes zu Gratifikationen ſeiner Zollbeamten. Das zweite iſt ihm beinahe ſo gewiß als das erſte! Denn unter Umſtänden habe ich erlebt, daß die Grenzzollbeamten einen wahren Haß und Widerwillen gegen die Reiſenden zeigten, die ſo ehrlich, ſo guten Gewiſſens und ſo gleichgültig gegen den Aufenthalt waren, daß ſie ihre Sachen durchſuchenließen. Vollends werfen ſie gegen den, der etwas verſteuern will, wahrhafte Bollwerke von Abwehrungsgründen auf, um ihn von ſolchem läſtigen Beginnen abzubringen. Ein Bekannter von mir wollte an der Grenze zu P..... einige Päckchen Zigarren verſteuern. Die Grenzbeamten waren aber kaum dazu zu bewegen, und widerriethen es ihm mit beluſtigender Offenheit ſtreng nach der geſperrten Schrift accentuirt: „Wollen Sie das verſteuern? Das wird Ihnen viel Geld koſten.“ Die Beamten prägen ſo deutliche Vorderſätze aus, daß ein Tertianer in der Grammatik die Nachſätze bilden kann. Wollen Sie — „das haben Sie aber nicht nöthig.“ Sehr viel — „denn Sie können es für wenig Geld haben.“ Mein Bekannter wollte aber, aus Gründen, die hier nicht her gehören, aber gleichfalls die Vortheile dieſes Steuerplageſyſtems nicht aufs glänzendſte darſtellen.

Genug, wir kamen mit der leichten Abgabe, ungeplagt, aber wahrlich auch vollkommen ehrlich, —

weder mein Reisegefährte noch ich rauchten Tabak — bis an das Thor des schwarzen Rosses, des berühmten, trefflichen Prager Gasthofes, der seine Gäste vorzüglich pflegt, aber nicht so gut empfängt. Denn wir hielten eine ansehnliche Zeit hindurch im Thorweg, bevor man uns abpacken half und Zimmer anwies, die freilich kaum noch zu haben waren. — Möchten doch die Herren Gastwirthe lernen, daß der erste Empfang fast entscheidend für die ganze Stimmung und das Befinden des Reisenden ist; möchten sie doch alle die Hochschule am Rhein, besonders Frankfurth besuchen! Diesmal war indeß mehr die große Verwirrung im Hause, als eine zur schlechten Sitte ausgebildete Vernachläßigung Schuld, wie man sie freilich (ich werde später darauf kommen) in Wien und anderwärts überall findet. Die Verwirrung ist indeß in einem so großen Gasthofe fast noch übler, da in ihrem Strudel alle Rechte und Wünsche des Reisenden untergehen, während Mangel an zuvorkommender Aufmerksamkeit ihn doch nur um einen Theil derselben, oder vielmehr in eine andere Stellung bringt, da er Alles fordern, mehrmals fordern und betreiben muß, was ihm entgegen gebracht werden sollte. —

Nachdem die Einrichtungscalamitäten vorüber waren, fand sich das Uebrige aufs beste. Wir waren, obwohl zur ungewöhnlichen Stunde, schnell mit einem

ſehr guten Mittageſſen bedient, und zierliche Verkäuferinnen boten uns zum Deſſert das einladendſte Obſt dar.

Der Feldzugsplan für den Abend lautete auf einiges vereinzelte Durchkreuzen der Gaſſen, und gemeinſames Stelldichein im Theater.

Ich nahm einen Lohnbedienten und Fiacker (beides gut in Prag, und die Fiacker zu feſten Preiſen billig) um einige Beſuche zu machen; dies iſt bei der Weitläuftigkeit der Stadt und der Mühſeligkeit der Wege darin — man muß oft recht ſteil und anhaltend Bergauf, — ohne jene Hülfsmittel ſehr zeitraubend.

Leider fand ich einen älteren literariſchen Freund, dem ich ſchon vor ein und zwanzig Jahren für Freundlichkeiten, die er mir und meinem Reiſegefährten erwies, Dank ſchuldig wurde, nicht zu Haus. Ein zweiter Beſuch, den ich dem Herausgeber einer geſchätzten Zeitſchrift, die ich aus Gründen nicht näher bezeichnen will, Prof. ....r machte, gerieth glücklicher. Und glücklich überhaupt; denn ich lernte dabei einen Mann von eben ſo gebildetem Geiſt, als angenehmem Weſen kennen. Er hatte mich ſchon vor Jahren zur Mitarbeitung an ſeinem Journal aufgefordert, allein die Mannichfaltigkeit meiner Geſchäfte, die Schwierigkeit meine Anſichten (ſelbſt nur die in der Kunſt) mit den Grundſätzen der öſterreichiſchen Cenſur zu vereinigen, hatten mich davon zurückgehalten, und da ich nicht mit der That

dienen konnte, war ich auch in der Form ſo nachläſſig geweſen, dieſe Aufforderung wie ſo manche andere, unbeantwortet zu laſſen. Ich kann mir hier gelegentlich einmal General-Amneſtie von allen denen erbitten, gegen die ich mich in dieſer Weiſe vergangen habe. Wüßte man wie ſich oft dieſe läſtigen Arbeitskleinigkeiten, die Billets, Geſchäftsbriefe, u. dgl. bei mir anhäufen, und wie ich gerade zur ſchnellen Abfertigung dieſer ſo ungeſchickt bin, wie man nur irgend ſein mag, ſo würde man mir die nachgeſuchte Verzeihung wohl angedeihen laſſen. Profeſſor .....r war ſo gütig. Unſer literariſches Geſpräch möchte für die Leſer wenig Intereſſe haben. Indeſſen einen pikanten Umſtand daraus, der mir viel Vergnügen machte, will ich doch mittheilen. „Sie haben in Berlin einen erbitterten Feind" ſagte mir Profeſſor .....r. „„Einen?"" ſprach ich lächelnd, „„nur einen, damit könnte ich ſehr zufrieden ſein!"" „Dieſer treibt es aber gar arg; vor einigen Tagen habe ich einen Aufſatz mit ſo ſtarken Angriffen auf Sie erhalten, daß ich ihn ſogleich zurückgelegt habe."

„„Ich bin es gewohnt"" erwiederte ich, „„in unzähligen Journalen auf alle Art angegriffen und verläumdet zu werden. Dem kann man bei dem heutigen Zuſtande der Literatur gar nicht entgehen. Man wird indeſſen vollkommen gleichgültig dagegen, weil insgemein nur die unwürdigſten Motive dabei im Spiel ſind.

So habe ich z. B. einmal einen Muſiker auf einer abſolut nichtswürdigen Handlung ertappt, (ich erzählte die Geſchichte) die ihn vor allen Rechtlichen ächten muß. Seitdem ſprudelt er ſein Gift in allen möglichen Zeitſchriften wider mich aus. Es iſt ein gewiſſer ....""

„Das iſt der Einſender des Aufſatzes" rief Profeſſor .....r überraſcht.

„Man ſieht, was es mit ſolchen Angriffen für eine Bewandniß hat! Sie tragen auch in ihrer Plumpheit das Gepräge der bloßen Feindſeligkeit ohne alle Begründung ſo in ſich, daß ſie damit ſelbſt ihre Spitzen abſtumpfen. Ich habe wenigſtens noch keine Spur davon wahrgenommen, daß die fortgeſetzteſte Verläumdung meines Charakters, meiner Handlungen, die erbittertſte Herabſetzung meiner Fähigkeiten, mir irgendwo meinen ſittlichen oder geiſtigen Credit geſchmälert hätten, obwohl ich nur in den ſeltenſten Fällen mich bewogen gefühlt habe, irgend Notiz davon zu nehmen. Einen perſönlichen Verdruß darüber empfinde ich ſelten; wohl aber oft und tief einen allgemeinen Unwillen über dieſe nichtswürdigen Zuſtände unſerer Literatur überhaupt, die ſo um ſich gefreſſen haben, daß ſie alles perſönliche Zutrauen untergraben müſſen. Denn man iſt in der That leider nicht ſicher, dieſelben Leute, die uns in ſchlechten feilen Journalen mit den empörendſten Verläumdungen zu beſchmutzen ſuchen, voller Ehrfurcht und

Ergebenheit in unſer Zimmer treten zu ſehen, um ſich Rath und Belehrung zu erbitten. Wenn man auch die Angriffe ſehr leicht ganz unbeachtet laſſen kann und muß, ſo darf man dies doch nicht mit den Angreifern thun, weil Leute von ſolcher ſittlichen Unwürdigkeit, mit der entſchiedenſten Strenge aus jeder Gemeinſchaft mit achtungswerthen Perſonen ausgewieſen werden müſſen. Und wer will es uns verargen, wenn wir mehrere der ſchroffſten Erfahrungen dieſer Art gemacht haben, daß wir vorſichtig werden? So wird dem vielleicht guten, unverdorbenen jungen Mann der Zutritt zu uns und die geiſtige Hülfe, die wir ihm geben können, erſchwert, überhaupt iſt der Zuſtand der Muthmaßungen, der Argwöhnungen, des Verdachts, ein höchſt widerwärtiger. Das iſt die ſchwere Sünde, die jene nichtswürdigen Schriftſteller zu verantworten haben!"

„Aber auch," dies ſetze ich nur noch hinzu, „großentheils die Redakteure; viele mögen um nichts beſſer ſein, als ihre Mitarbeiter, von dieſen iſt überhaupt nicht die Rede. Andere wollen das Gute, wenigſtens nicht das Böſe, ſind aber in ihrem Verfahren ſo leichtfertig, daß ſie — es iſt ja einmal die Tagesgewohnheit geworden, — einem gehäſſigen Angriff ohne alle Prüfung Raum in ihren Blättern geben. Ja, der Fälle habe ich ſelbſt oft genug erlebt, die Blätter, deren jahrelanger Mitarbeiter ich war, ergoſſen ſich oft in den zügelloſeſten An-

griffen über mich. Die Entschuldigung dafür lautet: „Man müsse Freiheit der Ansichten gestatten.“ Ich achte und fördere diese gewiß so sehr als irgend wer. Aber es kommt auf das Wie an, und ob es den Sachen oder den Personen gilt. Unsre Redakteure scheinen zum größten Theil den Takt oder den Willen eines vernünftigen Schiedsrichteramts verloren zu haben, wodurch sie solchem Mißbrauch ihrer Blätter entgegen treten könnten. Läßt sich leider die feige Anonymität der Mehrzahl auch nicht aufheben, (dadurch würden drei Viertheile solcher Unwürdigkeiten der Literatur verschwinden, denn nur einige Wenige haben es in der Frechheit so weit gebracht, ihren Namen selbst an den Galgen zu schlagen,) — so würde doch das Zurückweisen unwürdig gefaßter Angriffe, oder solcher denen man die beleidigende Absicht ansieht, bald einen andern Ton erzeugen, ohne daß man der Wahrheit in ihren Rechten irgend zu nahe träte. Selbst die geringschätzige Weise, die hochmüthige Fassung der meisten Urtheile, müßte in solchen Fällen, wo die Gegenstände Achtung gebieten, von den Redakteuren durchaus nicht geduldet werden. Wer über Männer, die sich allgemeine Achtung, oft Verehrung erworben haben, in unziemlicher Weise spricht, selbst wo er im Einzelnen Recht hat, beleidigt die inneren Gesetze der Literatur, wenn ich mich so ausdrücken darf. Der Ton, in welchem neuere junge Jour-

naliſten über Männer wie Schlegel, Tieck, und viele andere ſich zu ſprechen geſtattet haben, iſt ſelbſt großen Talenten unter ihnen nicht zuſtehend, und verletzt die Würde des Schriftſtellerthums!

Ich weiß recht gut, welche Anwendung diejenigen, gegen welche dieſe Abſchweifung gerichtet iſt, davon zurück auf meine eigene literariſche und beſonders kritiſche Thätigkeit machen werden; zumal auf meinen langjährigen Kampf mit Spontini. Doch wenn ich dieſen Gebrauch der Waffen fürchtete, würde ich ſie ihnen wahrlich hier nicht in die Hand geben. Auch meines Unrechts, meines eigenen Ueberſchreitens des Maaßes (jedoch in ehrenwerther Sache), an die ich mehr als die bloße Feder geſetzt, — bin ich mir bewußt, und habe es nach beſſerer Einſicht frei eingeräumt. Wer mich hier anzugreifen ſich berechtigt fühlt, — immerhin; treffen die Pfeile, wohl, ich habe es verſchuldet, und will ihre Schärfe ertragen. Doch vergeſſe der Angreifer nicht, daß in gerechter Entſcheidung, wie beim Eid die ganze Wahrheit gefordert wird; alſo darf das auf den innern Eid der Rechtlichkeit gegründete Urtheil ſich auch nicht auf den Tadel allein beſchränken. Ich fordere mir auch mein Pflichttheil an Lob ein! —

Inzwiſchen hat uns die Dämmerung überſchlichen. Es iſt hohe Zeit ins Theater zu fahren, wenn ich noch etwas von der Vorſtellung ſehen will.

Unterwegs dachte ich darüber nach, ob ich, die bloße Oertlichkeit erwägend, in Prag wohnen möchte. Der Anblick der Stadt iſt ſo wundervoll, die Landſchaft ſo reich, die Schönheiten derſelben liegen ſo nahe, — dennoch ſagte ich: Nein. Und warum nicht? — Weil ich in einer Höhle, auf dem freien Felde, aber nicht in unheimlichen Häuſern und Gaſſen wohnen möchte. Dieſe weiten öden Hausflure, die oft gewölbten Kreuzgänge, die düſtern, unregelmäßig ſich windenden Treppen, die finſtern Corridore, die man zu durchwandern hat, ehe man in eine Wohnung gelangt, — ſie nehmen ſich herrlich in einem Roman aus, wenn man irgend einen Alchymiſten aufſuchen will, der den Stein der Weiſen — beinahe gefunden hat. Aber zum Bewohnen ſind ſie meinem Sinn nicht entſprechend. Mir war ſtets zu Muthe, als würde ich von dem Lohnbedienten in ein Gefängniß, in ein Burgverließ, in ein Kloſter geführt, aus dem es keinen Rückweg gebe. Doch ſind es natürlich nur die alten Häuſer Prags, welche dieſe düſtre Bauart, die übrigens auch in vielen Beziehungen ſehr zweckmäßig und nicht unſchön iſt, haben; die neueren Stadttheile ſind ſo behaglich, hell, wohnlich, wie irgend wo. Für den Fremden aber bleiben dieſe älteren Bauwerke, dieſe Zeugen einer Geſchichte voll großer Ereigniſſe von bei weitem überwiegendem Intereſſe. Ueberhaupt iſt Prag darin von wunderbarer Wirkung:

es iſt eine in Stein gehauene Chronik; denn Böhmen, und in dieſem Lande wiederum die Hauptſtadt, war manches Jahrhundert hindurch ja der Schauplatz und Mittelpunkt der lebenskräftigſten Geſchichte. So, um nur des Einen Erwähnung zu thun, ſagte mir Profeſſor .....r, als er mich aus ſeiner Wohnung geleitete, im Vorgemach, indem er das Fenſter deſſelben öffnete: „Hier kann ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen!“ Er deutete mit dem Finger auf ein uns gegenüber im Abendgold über Gebüſchen leuchtendes Fenſter: „Das iſt das Fenſter, aus welchem die Rathsherren geworfen wurden: dieſes Signal zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.“

Es war mir mit dem einen Blick, als rolle der Vorhang der Vergangenheit auf, und ſie ſtehe verkörpert vor mir. So lebendig lehrt und erinnert Prag bei jedem Schritt, wenn man es mit dem Geſchichtsbuch in der Hand durchwandern will. —

Der Wagen hielt am Theater. — Ich fand meine Gefährten bald in ihrer Loge auf, wo wir ganz abgeſondert ſaßen, und uns an der Darſtellung erbauen konnten, ſo viel wir mochten und vermochten. In wie weit dies bei einem, nach einem Claurenſchen von Holbein gearbeiteten Schauſpiel, das Alpenröslein, der Fall ſein konnte, mag Jeder nach ſeinem eigenen Geſchmack abſchätzen. Wir erlebten aber zugleich ein theatraliſches

Ereigniß, ein junges Mädchen, Dlle. Wimmer, betrat in der Hauptrolle zum erstenmal die Bühne. „Sie war nicht häßlich von Gestalt" hatte ein welches, mädchenhaft angenehmes Organ, und Accente und Gesten ihrer Rolle fleißig eingelernt. Grund genug um zu gefallen, um einen aufmunternden Empfang zu verdienen. Doch daß das Publikum in eine wahre Beifallstollheit ausbrach, — anders ist dies Brüllen, Pochen, Klatschen kaum zu bezeichnen, — das ließ mich (meiner heimathlichen Erinnerungen nicht zu gedenken) die erste traurige Erfahrung von dem Zustande unseres Bühnenlebens, und besonders von dem des Publikums, auf dieser Reise machen. Nein, die zweite, denn der lärmende Beifall, den Moriani in Dresden gerade bei den unvernünftigsten Stellen seines Gesanges fand, war die erste, wiewohl nicht so starke. Ich will mir das, was ich über diese Theaterzustände zu sagen habe, einstweilen versparen, da der Anknüpfungspunkte noch mehrere sein werden. Einstweilen nehme ich die Sache nur von der lustigen Seite, und singe mit dem redlichen gesunden Asmus:

— Fand überall 'nen Sparren
Die Leute eben so wie hier
Und eben solche Narren!

Indeß hatte ich doch auch eine Freude im Theater, die, Professor G .... daselbst zu treffen. Welche Er-

innerungen führte das Wiederſehen mit demſelben in mir herauf. Zwiſchen unſerm erſten und jetzigen Begegnen lagen ein und zwanzig Jahre, der Kern meines Lebens, das Jünglings- und Mannesalter! Die ganze ſchöne Jugendzeit ſtieg wie heraufgezaubert in voller Lebendigkeit vor mir auf, durch das Anklingen dieſer einzigen Saite! Wir ſpeiſten zuſammen im ſchwarzen Roß dieſen und den nächſten Abend; in ſolcher Unterhaltung erfuhr ich von Prag mehr über ſeine geiſtigen Beſitzthümer und Anregungen als ſonſt ſelbſt ein längerer Aufenthalt mir gewährt haben möchte. So beſchloß ſich dieſer Tag auf das Angenehmſte für mich.

Spaziergänge in und um Prag.

Die neue Kettenbrücke. Der Volksgarten. Der Laurentiusberg. Die Baumſchule. Wirthshauseinrichtungen. Abendempfindungen. Joſeph Spitz.

Schon vom frühen Vormittag an, durchkreuzte ich heut die Stadt, um zu ſehen, was die Gegenwart an neuem behaglichen Schmuck der alten, ſtolzen Vergangenheit hinzugefügt habe. Bei den vielen umgeſtaltenden und vorwärts treibenden Elementen unſerer Zeit, wird jeder neue Reiſende freilich um ſo mehr Neues von

Städten und Landſchaften zu berichten haben, je genauer er die Zuſtände von früher und jetzt gekannt hat. Doch auch dem flüchtigen Ueberblick des Durchreiſenden bietet ſich (und ein anderer war ich nicht für Prag) jetzt oft ſchon nach wenigen Jahren des Zwiſchenraums das Ueberraſchendſte dar, und ſomit können und müſſen die oft und täglich geſchilderten Länder und Städte täglich neu geſchildert werden, weil ſie ſelbſt ſich erneuern, während die beſten Reiſebeſchreibungen veralten. Ich will dies Recht und dieſe Pflicht der Schilderung für die kleine Ausflucht, von der wir unſere Mittheilungen machen, fortdauernd in Anſpruch nehmen, und finde mich durch die heutige Geſtalt des ſo wunderbar alterthümlichen, prachtvollen Prag ganz beſonders dazu aufgefordert. Allerdings haben diejenigen Orte, wo Dampfſchiffahrt und Eiſenbahnen ihre gewaltigen Hebel anlegen konnten, die entſchiedenſten Umwandlungen erfahren; dieſe zwei mächtigen Reformatoren haben Prag bis jetzt kaum noch berührt, wiewohl auch dazu theils die Verſuche im Gange ſind, theils ſchon ein Anfang damit durch die Dampfſchiffahrt nach Dresden gemacht wurde. Doch die Gegenwart ſchafft auch ſonſt mit tauſend Händen und Kräften, und hat ihre Thätigkeit vielfältig an der alten Stadt, die bisher in den herrlichen aber verſteinerten Formen mittelalterlicher Zeit gleichſam wie ein perpetuum immobile daſtand, bewährt, und

ihr manches verroſtende Rüſtſtück abgenommen, oder wenigſtens blank geſcheuert, und ſie mit dem freundlichen Schmuck unſerer Tage bekleidet — Das mächtigſte, durch den Contraſt beſonders herbeigeführte Beiſpiel davon, gab mir ein Spaziergang nach den **Moldaubrücken**, jetzt in der That **Brücken**, während bisher Prag nur durch die **eine** Moldaubrücke berühmt war, welche ſich mit ſchweren Steinmaſſen und Wölbungen über den Strom legt, geſchmückt mit den alten Heiligenbildern, unter ihnen der beſchützende Patron der Stadt, Sankt Nepomuk. Freilich hält dieſe düſtre, rieſige Beherrſcherin des Stromes ihn auch noch jetzt unter ihrem unerſchütterlichen Joch, und er brauſt und murrt heut ſo vergeblich dagegen an, wie ſeit Jahrhunderten. Doch dünkt dieſe Herrſchaft der unbeugſamen Gewalt ihn vielleicht erträglicher, als die ſpottende Verhöhnung, die er einige hundert Klafter weiter aufwärts erdulden muß. Denn hier fliegt jetzt eine luftig leichte **Kettenbrücke** über ihn hin, und ſcheint aus ſicherer Höhe über ſeine unwillig ſchäumenden Wellen nur zu lächeln, während jener Bau vergangener Zeiten die Macht des Elements wenigſtens durch eine ewig finſter gerunzelte Stirn anerkennt und ehrt. So laufen die ernſte, ſchwere alte Zeit, und die flüchtig leichtſinnige neue, in verſinnlichenden Bildern dicht neben einander hin; doch beiden hält eine höhere

Macht bedeutſam den Spiegel der Ewigkeit vor, in dem Strom der heut wie vor grauen Jahrhunderten, als Libuſſa den erſten Grundſtein Prags auf dem Wiſcherad legte, mit unverſiegten Wogen in ſeinem Felſenbette dahinrauſcht. — Allein laſſen wir das dichteriſche Spiel, und blicken das Erzeugniß unſrer leicht und flüchtig geſcholtenen Gegenwart näher an, ſo werden wir doch ein aus den gewaltigen Kräften des Geiſtes geſtaltetes coloſſales Werk finden. Vier ſteinerne Thore, zugleich die Tragpfeiler der Brücke, ſind in den Strom gebaut; über ihre Spitzen ziehen ſich die Ketten mit zwölffach nebeneinander laufenden, durch Schrauben verbundenen Parallelgelenken hin, und an ihrem hangenden Bogen ſchwebt, an vertikal herablaufenden Stäben die ebene Sohle oder Bahn der Brücke, beiläufig in einer Länge von 1200 Schuhen, die jedoch durch die den Strom theilende Schützeninſel unterbrochen wird. In der anſcheinenden Leichtigkeit der Geſtaltung liegt das ſchwere Gewicht der geiſtigen Combinationen, welche feſtere Grundpfeiler dieſes Werkes ſind, als die ſteinernen Pilaren, auf die es ſich an den wenigen Punkten der durch die Inſel verdoppelten dies- und jenſeitigen Ufer ſtützt. Die Koſten des Baus (der jetzt völlig vollendet iſt) ſind auf 320000 Gulden Conv. Münze berechnet, (etwa 230000 Rthl.) während nach der Berechnung des Erbauers eine Steinbrücke ſelbſt

hier, wo das Material ſo zur Hand liegt, mindeſtens das Zehnfache gekoſtet hätte, überdies aber, weil ſie den Strom zu ſehr dämmen und oberhalb in die Höhe treiben würde, gar nicht anzulegen geweſen wäre. — So wird man denn alſo künftig nicht mehr von der Prager Brücke, ſondern im Dualis, von dem Prager Brückenpaar ſprechen, das ſich nebeneinander darſtellt, wie eine junge lebensfriſche Tochter an der Seite des grauen geharniſchten Ritters, ihres Vaters, oder Urvaters. Doch hier nicht allein nimmt die Jugend des Heut dem Alter die zu ſchweren Waffenſtücke ab, und giebt ſie in Verſatz, um ſich neuen Schmuck dafür anzukaufen. Jenſeit der Brücken können wir noch manches beſchauen, was im jungen Frühling der Schönheit auf dem Felſengrunde der ergrauten Vorzeit blüht!

Durch die volkreichen, vom Verkehr belebten Gaſſen der Altſtadt nahm ich meinen Weg nach der alten Moldaubrücke, und ging hinüber nach dem Hradſchin, dieſem königlichen Berge mit Palläſten gekrönt. Ich hatte dieſe Spaziergänge, weil ich ſo gern allein durch fremde Städte kreuze, auch noch einige Beſuche abſtatten wollte, allein, getrennt von meinen Reiſegefährten gemacht Doch indem ich aus der Halle einer Kirche, deren Namen ich nicht einmal angeben kann, da ich nur zufällig vorübergegangen war, trete, begegnete ich ihnen als ſie eben hinein wollten. Wir trafen uns wiederum zur

glücklichſten Stunde, denn meine Geſchäfte waren beendet, und die Luſt des einſamen Wanderers geſtillt. Wir konnten nun im angenehmſten Beiſammenſein die wunderſchönen und prachtvoll erhabenen Theile der Stadt betrachten. Zuerſt nahmen wir unſern Weg nach dem biſchöflichen Pallaſt und der Schloßkirche, einem der würdigſten altdeutſchen Bauwerke, der durch die erhabene Lage auf der Spitze des Berges auch zu einer landſchaftlichen Zierde erſten Ranges wird. Ungern entſage ich der Freude, den Anblick der Stadt von hier aus, den Eindruck dieſer mächtigen Bauwerke zu ſchildern; doch ich muß das längſt gekannte übergehen, um von dem, was neu geſchaffen worden iſt, zu ſprechen. Dies iſt zunächſt der Volksgarten, ein im letzten Jahrzehend erſt entſtandener Park, der ſich über die Berge und Feſtungswerke hinzieht. Seit fünf und zwanzig Jahren und länger, ſeit Napoleon an ſo vielen Städten unſeres Vaterlandes die unwiſſentliche und ganz anders gemeinte Wohlthat übte, ihre Feſtungswerke zu ſchleifen, haben ſich dieſe überall in Spaziergänge verwandelt. Prag's Feſtungswerke ſind von der Natur zu gewaltig aus Bergen und Felshöhen erbaut, um geſchleift zu werden. Doch über ihnen, in leichter Umgeſtaltung des Zufälligen dabei, blühen jetzt die anmuthigſten Fluren der Luſt, und was von den Anſtalten des Krieges noch geblieben iſt, dient mehr durch den

Gegenſatz eine Erhöhung, als durch drohende Nähe eine Störung des wohlthuenden Eindrucks zu erzeugen. So über Höhen und Feſtungswällen, an tiefen, durch Kanäle verbundenen Thalſpalten, die ſich bisweilen ſogar in ſteile Abſtürze verwandeln, dehnen ſich jetzt grüne Gartenanlagen mit zahlreichen Fußpfaden und gewundenen Fahrwegen aus. Man hat hier Felſen geſprengt, ſie dort auf einander gethürmt, hier Durchſichten, dort heimlich geſchloſſene Umbüſchungen geſchaffen. Beſonders iſt man darauf bedacht geweſen, Punkte zum Ueberblick der Stadt und des Moldauthales zu gewinnen, die in der That die reizendſten Tief- und Fernſichten gewähren. Man iſt hier ſo geſtellt, daß man den Strom mehr in der Längenrichtung überſchaut, ſeine ſanften Krümmungen verfolgt, die grünen Inſeln, die in dem weichen Bett der Wellen ruhen, die wechſelnden Uferbilder, bis zu weiter Ferne hin überblickt. Es iſt hier mehr Landſchaft als Stadt zu ſchauen. Zu dem Blick ins Thal geſellt ſich, wenn man den Wegen des Parks folgt, der auf die Höhen des Hradſchin. Der Erzbiſchöfliche Pallaſt, der gothiſche Spitzthurm der Schloßkirche, ragen hoch über uns empor; die jäh abſtürzenden Mauern, die ſteilen, begrünten Bergwände bilden den romantiſchen Vordergrund. Im Fortlauf der Wegkrümmungen, bei jeder Wendung ſtellt ſich uns ein neues Bild dar, ſei es ein Landhaus, eine tiefe Thalſpalte, eine

Gruppe unter uns liegender Häuser, oder ein Theil der Stadt ſelbſt mit ihren ſtolzen Thürmen in den grünen Rahmen ſorgfältig ausgelichteter Umbüſchungen eingefaßt. — Das iſt der Volksgarten, den ältere Reiſende nicht kennen. —

Der Laurentiusberg, dem Hradſchin ſüdlich gegenüber gelegen, iſt freilich ſchon von alten Zeiten her vielfältig beſucht worden. Vor ſechszehn Jahren beſtieg ich ihn an einem Oſterfeiertage, wo die frommen Stationen, welche den Pfad hinauf abtheilen, mit zahlloſen Wallfahrern bedeckt waren, welche dem Berge den bunten Schmuck verliehen, den ihm die frühe Jahreszeit noch nicht gewähren konnte. Auch dieſer Berg hat ſich verſchönert, wenigſtens was man insgemein verſchönern nennt, wodurch aber meines Erachtens eine Landſchaft nicht immer gewinnt; es ſind Parkanlagen gemacht worden. Bequeme Kieswege führen hinauf und ſchlängeln ſich droben bis zu einer künſtlich aufgeworfenen Erhöhung, die den weiteſten Ueberblick gewährt, ſchneckenförmig hinan. Von hier aus überſchaut man die Landſchaft in weiteſter Ausdehnung. Der Standpunkt iſt ſehr hoch, ſo daß man weniger in das Thal hinunterblickt, als jenſeit die Uferhöhen der Moldau fernhin überſchaut. Am Horizont ziehen ſich die böhmiſchen und ſchleſiſchen Bergketten in blauer Dämmerung hin. Bei ganz heiterem Wetter ſoll ſogar das

Haupt der Rieſenberge, die Schneekoppe, ſichtbar ſein. Dieſer Fernblick ſchließt jedoch den auf den reichen Vorder- und Mittelgrund der Landſchaft nicht aus; auch hier ſehen wir den Strom und die thurmreiche Stadt, allein wenige hundert Schritt weiter an einer andern Stelle des Parks, gewinnt man für dieſen Theil der Landſchaft noch einen ungleich vortheilhaftern Standpunkt. Hier ſteht man der Stadt und der Stromrichtung eben ſo gerade gegenüber, wie man ſie jenſeits vom Volksgarten aus nach der Längenrichtung überſah. Thal und Fluß ſtellen ſich dort ſchöner dar, die Stadt aber ungleich prachtvoller hier. Die Reihe dieſer ſtolzen Thürme iſt nach beiden Seiten vor uns ausgedehnt; die zahlloſen Dächer gleichen einem ſteinernen Meer; das Ganze wird durch die grünen Höhen an die es ſich jenſeit lehnt, gehoben, und die beiden Brücken, welche ſich über den Strom bauen, ſtellen ſich von hier aus im vortheilhafteſten Anblick als die prachtvollen Zugänge zu dieſer ſtolzen Landſchaft dar. Es würde ſchwer ſein ſich zu entſcheiden, ob dieſes Bild erhabener Pracht, oder jenes einer überſchwenglich reichen Anmuth das feſſelndere ſei?

Mit dieſen ſchönen Wanderungen hatten wir den Vormittag in angenehmſter Weiſe zugebracht. Die ferneren Kirch- und Klöſterbeſuche, welche meine Reiſegefährten ſich vorſetzten, wollte ich nicht theilen. Schon

die Pracht der Kirchen, die meist ohne alle wirkliche Schönheit ist, erfüllt mich fast nur mit Unwillen, weil ich hier den Reichthum, der frei so viel Treffliches schaffen kann, gewissermaßen in einem Gefängniß erblicke, das ihm der Aberglaube, oder besser, eine verkehrte Richtung des Glaubens und der Frömmigkeit gebaut hat. Hier bleibt er für ewig gefesselt, todt, eine Leiche in prachtvoller Grabstätte, während er draußen im nimmer ruhenden Kreislauf ewig neuen Segen zu schaffen vermag.

Was ich vollends bei der Durchwanderung der Klöster empfinde, wo ich nicht die äußeren Schätze, sondern die des innersten Lebens in der Gruft des Gefängnisses — ach und vielleicht wider Willen mit ewig blutender Sehnsucht! — vermauert sehe, — darüber laßt mich schweigen! — — —

— — Das Wetter blieb günstig! Für keine Gabe bin ich dem Himmel so dankbar als für die seines heitern Angesichts! Wir hatten eine Spazierfahrt nach der Baumschule, die ich noch nicht kannte, beschlossen. — Der Weg führte uns abermals durch den Volksgarten; etwa eine halbe Stunde hinter demselben gelangt man durch schöne Baumwege zu einem im reizendsten Park, am Bergabhang gelegenen Lustort, der Baumgarten genannt. Oben auf der Höhe erblickt man zuerst ein stattliches, im gothischen Stil erbautes Schloß, dem

Grafen — Chotek wenn ich recht behalten habe — zugehörig, das in ſeiner grünen Umgebung einen paradieſiſchen Aufenthalt gewähren muß. Hier ſenkt ſich der Weg bergab, tief in die grüne Waldung hinein; nach wenigen Minuten hat man die Kaffeehäuſer erreicht, die drunten liegen, und zum Verſammlungspunkt der Prager dienen. Der Platz kann nicht anmuthiger ſein; während ſich hinter uns die Anhöhe mit grüner Laubwaldung ſanft erhebt, ſehen wir vor uns einen weiten Wieſenplan, jenſeit von Hügeln begrenzt, die ſich mit Landhäuſern und Schlöſſern krönen. Feld, Wald, Wieſe, Thal und Höhe, durch freundliche Wohnſtätten belebt, miſchen ſich in wechſelndem Reiz. Die ganze Anlage gleicht am meiſten den Hauptverſammlungsſpaziergängen in Badeorten. Sie beſteht in einer langen mit alten Bäumen beſetzten Doppelallee; ihr zur Seite unter Bäumen ſind die Kaffeehäuſer und die kleineren Buden und Buffets, wo Kuchen, Obſt und dergleichen feilgeboten wird. Eine erhöhte, bedeckte Tribüne für die Muſik befindet ſich im mittleren Verſammlungsraum der Geſellſchaft, die rings umher an einzelnen Tiſchen ſitzt. — Die Gruppe der Wagen und ſchönen Pferde, die ſich jenſeit der Allee auf einem freien Platze befinden, vollenden die Lebendigkeit des Gemäldes.

Die Muſik war, wie ſich das bei dem entſchieden ausgeſprochenen Kunſttalent der Böhmen wohl erwarten

ließ, sehr gut. Manche Einrichtungen, die wir in unsern Kaffeegärten nachahmen sollten, bemerkte ich hier. Einmal waren die Tische sämmtlich mit reinlichem Tischzeug bedeckt; auf jedem stand eine Anzahl von Gläsern und Tassen, so daß das lästige Herbeibringen bei den erfolgenden Bestellungen nicht nöthig wurde; endlich ging die Bedienung und Bewirthung nicht von einem einzelnen Etablissement aus, sondern sie war gewissermaßen an Unterpächter vergeben, deren jeder eine Anzahl Tische zu versorgen und dazu seine eigenen Leute hatte, die durch ein Abzeichen kenntlich waren. Wenn man sieht, wie kläglich bei unsern oft überfüllten Gärten die Bedienung ist, wie man sich um ein Butterbrot, ein Glas Bier fast schlägt, und doch selten bekommt was man verlangt, so begreift man nicht, weshalb unsere Kaffeewirthe nicht auf diese Vereinfachung, wobei sie sogar noch einen größeren Gewinn haben würden, kommen. Derselbe Unterpächter, der uns hier schnell und gut mit Allem versorgte, empfahl sich uns schon für den nächsten Nachmittag zum Conzert, auf der Färberinsel. Ob diese Leute Geschirr, Tischtücher, (die hier nicht fehlen dürfen) u. s. w. eigen besitzen, und an den jedesmaligen Vergnügungsort hinschaffen, oder ob sie damit versorgt werden, weiß ich nicht. Es ist auch gleichgültig; doch diese Abtheilung des Reichs in Provinzen, die von Unterstatthaltern regiert werden, ist gewiß

ſehr zweckmäßig, mögen nun ihre Vollmachten modificirt oder unbegrenzt ſein.

Zwei Stunden brachten wir in angenehmſter Muße des Genuſſes zu. Mich erfreuten beſonders die Kinder, die ſo munter zur Muſik aus den neuſten Opern umherhüpften, und unter ihnen beſonders wieder zwei, ein Knabe und ein kleines Mädchen, weil ſie mir die ſüßeſten Erinnerungen weckten. Meine Gedanken ſchweiften heimwärts; ein ſanfter Ton der Sehnſucht klang wie von fern her in die heitern Klänge der Freude hinein, er wuchs, wie der Tag ſich neigte, und die ſinkende Sonne jene wehmüthig ſtillen Empfindungen erzeugte, die uns die Schwingen des Abends ſtets herbeiführen. Willkommen war es mir daher, daß wir den Ort der lauten Munterkeit verließen, um noch einen Spaziergang nach einſamen Gegenden anzutreten.

Der Abend war wunderſchön geworden. Sein warmes Gold überhauchte die Anhöhen, die grünen Matten, die ſich uns zur Rechten ausdehnten. Wir fuhren etwa eine gute Viertelſtunde aufwärts, nach der Kaiſermühle zu, die reizend gelegen iſt. Von dort wandelten wir zu Fuß durch die Buczekſchen Anlagen, die zwar ganz freundlich doch an ſich nicht von Bedeutung ſind. Als wir aber die Höhen oberhalb derſelben wieder gewonnen, lag Prag, d. h. der Hradſchin mit ſeinen Palläſten und vor allen der gothiſchen Prachtpyramide der

Schloßkirche uns unvermuthet, vom Purpur des Abends angestrahlt, uns gegenüber. Dieser Anblick war wundervoll zu nennen. Das herrliche Gemälde, dessen Linien sich auf dem reinsten Himmelsblau abzeichneten, stets vor Augen, fuhren wir der Stadt wieder entgegen, und erreichten sie mit der sinkenden Sonne, welche die Sternwarte Tycho de Brahe's — wiederum ein historisches Denkmal! — mit ihren letzten Goldstrahlen begrüßte. —

Das waren die schönen Wanderungen in und um Prag! —

Den Abend brachten wir heiter in dem belebten Saale des schwarzen Rosses zu. Meine freundlichen Reisegefährten, die lange mit dem Gedanken umgegangen waren, ihre Reise auch nach Wien fortzusetzen, hatten diesen Plan aufgeben müssen; ich wollte am andern Morgen um 3 Uhr meinen Weg nach Budweis nehmen. So war denn dieser Abend der letzte unseres Beisammenseins. Wir trennten uns in dem Gefühl der Freude, gemeinsam einige schöne Reisetage genossen zu haben, und mit der Aussicht auf baldiges frohes Wiedersehn in der Heimath. Jeder gab dem Andern die besten Reisewünsche auf den Weg.

Ich ordnete noch meine Papiere, mein Gepäck, und machte, so müde ich war, auch meine Tagebuchsnotizen, um nicht in Rückstand zu kommen. Eine derselbe lautete:

„Der Lohndiener Joſeph Spitz im ſchwarzen Roß iſt ein guter zuverläßiger Menſch.“

Wenn nach mir Reiſende Notiz von dieſer Notiz nehmen wollen, ſo wird es Joſeph Spitz und mich erfreuen. —

Es war ſpät geworden. In der Beſorgniß nicht zeitig genug zu erwachen, oder nicht pünktlich geweckt zu werden, ſchlief ich ſehr unruhig, wachte zur rechten Zeit auf, wurde aber auch zuverläßig geweckt. Wenn alle Gaſtwirthe wüßten, wie wichtig dem Reiſenden eine Garantie dafür wäre — er würde ſie gern bezahlen! — ſie würden dieſelbe gewiß nach aller Möglichkeit gewähren. Wie peinigend ſolche unruhigen Nächte werden können, wie übeln Einfluß ſie auf Stimmung und Genußfähigkeit für den nächſten Morgen haben, das mußte ich leider auf dieſer Reiſe noch mehr als einmal erfahren! —

Fahrt nach Budweis auf dem Stellwagen.

Der Paſſirſchein. Almoſen. Der Reiſende im grauen Mantel. Intermezzo. Die Waldkapelle. Tabor.

Was iſt ein Stellwagen? Eine neuere Erfindung, die in der Gegend von Berlin ungefähr den Namen Landkutſche hat. Vor zehn Jahren hörte der Reiſende

noch nichts von Stellwagen. Jetzt in vielen Theilen Oesterreichs und Böhmens fast von nichts Anderem. Die Stellwagen sind Privat-Unternehmungen, durch die man ziemlich schlecht, aber sehr wohlfeil und leidlich schnell befördert wird. Die Post ist in Oesterreich nicht so monopolsüchtig wie bei uns; freilich auch nicht so regsam und speculativ. Sie hat es daher gern geschehen lassen, daß Privatpersonen wohlfeile Fuhrwerke zu bestimmten Stunden, mit Relais errichteten, theils um die Postcourse, die nicht sehr zahlreich sind, zu ergänzen, und so einem wirklichen Bedürfniß abzuhelfen, theils in dem gewiß sehr humanen Sinn, um auch den unbemittelten Klassen das Reisen, welches ihrem Geschäftsbetrieb oft so förderlich ist, zu erleichtern. Da der Stellwagen nun nicht nur wohlfeiler ist, sondern auch oft dem Reisenden passender abgeht (dies war namentlich bei mir der Fall) überdies nur in den Tagesstunden fährt, also Nachtruhe, und den Anblick der durchreisten Strecken gewährt: so ist er Vielen angenehm, und die Reisegesellschaft mischt sich dergestalt, daß wenn auch nicht die höheren, doch die gebildeteren Stände, recht zahlreich vertreten sind. Die Hauptunannehmlichkeit sehr wohlfeiler Reisegelegenheiten, die einer widerwärtigen, oder doch unangemessenen, und zugleich langweiligen Gesellschaft ist lange nicht so zu fürchten, als bei uns — So hatte man mir die Stellwagen geschil-

dert, und so fand ich sie jetzo und auch später, wo ich Gebrauch von ihnen machen konnte.

Um halb drei Uhr Morgens verließ ich, vom Hausknecht der mein Gepäck trug geleitet, das schwarze Roß. Nebenher ist es auch eine große Annehmlichkeit, daß hier die Postpedanterie wegfällt, die uns unser Gepäck stets ein oder zwei Stunden vor Abgang, und wenn derselbe frühzeitig statt findet, gar Abends zuvor abfordert. Wie viel Zeit wird dadurch dem Reisenden, der oft nur Stunden hat, um Besuche zu machen, oder einen Ort zu besichtigen, nicht geraubt! Und die ganze Chicane ist völlig unnütz, wenn man eifrig und nicht ängstlich sein, und die Postbeamten des Morgens eine Stunde früher aufstehen lassen will. Den Beweis dafür geben die zahlreichen belgischen, holländischen und französischen Messagerieen, die oft sehr besetzt sind, aber doch ein Felleisen noch in den letzten 5 Minuten aufzuladen wissen, und wo das Gepäck mindestens eben so gut garantirt wird, wie auf den meisten Postanstalten. Den Beweis geben ferner die Stellwagen. Auch der meinige. — In einer dunkeln Hausflur, wo nur ein trübes Lämpchen brannte, saß ein altes Mütterchen. Sie empfing das Gepäck, ein Reisender nach dem andern rückte mit seinen Siebensachen an; und nicht blos Felleisen, sondern recht ordentliche Koffer, Kisten, Ballen. —

Wenige Minuten nach drei Uhr rollten wir in dem ziemlich schwerfälligen Wagen durch die stillen Gassen von Prag. Einige Reisende stiegen noch an verschiedenen Punkten auf. Mit der ersten Dämmerung, doch noch mehr bei Nacht als bei Tage, kreuzten wir den breiten, prächtigen Roßmarkt, und fuhren das neue Thor (von dem man beiläufig einen herrlichen Ueberblick der Stadt hat) hinaus. Noch lagen die Straßen, wo sich am Tage so viel Leben regt, tott und lautlos da; die halbdunkle Morgenstille die über einer großen Stadt schwebt, wo schwerer Kummer und Sorgen so tausendfältig unter der leisen Hülle des Schlafes liegen, hat etwas eigenthümlich Schauerliches!

Noch schauerlicher war mir jedoch am Thor die Schildwacht, welche nach dem Passirschein fragte, ohne den niemand zum Thor hinaus dürfe. Welch ein Schrecken! Ich hatte zwar meinen Paß, der schon zum zehntenmal visirt war, aber keinen Passirschein, ich wußte gar nicht, was das für ein Ding sei. Joseph Spitz, dem ich hier auch etwas Uebles nachreden muß, hatte mich darüber nicht belehrt, daß jeder Reisende gefährlich sei, der nicht für respective 6 oder 12 Kreuzer ein gedrucktes Passirzettelchen gelöst habe, eine Art Amulett, wodurch die gefährlich ansteckende Krankheit die er für die Gesellschaft hat, geheilt wird. Begreiflicherweise saß ich in großen Aengsten da, denn ich mußte

erwarten, alſo ein contagiöſes Mitglied der Reiſegeſellſchaft aus dem Wagen expulſirt, und zu einer vierundzwanzigſtündigen Quarantaine innerhalb der Mauern verurtheilt zu werden. Da kam mir ein glücklicher Gedanke. Wenn die Einfuhr der verbotenen Waaren mittelſt eines ſilbernen Paſſirſcheins ſo leicht von Statten geht, weshalb ſollte die verbotene Ausfuhr nicht auch auf dieſe Art eine erlaubte werden? Ich machte in der That die Erfahrung, daß ein Zwanziger ein ſehr ausreichender Paſſirſchein ſei.

Und mit Recht; denn der Empfänger kann ja die ſechs Kreuzer, die dem Staat davon gebühren, an dieſen abzahlen, ſo bleiben ihm noch vierzehn, die er zum Beſten des Staats verzehrt. Das allgemeine Beſte wird mithin ſehr durch dieſe Art der Geſchäftsabkürzung gefördert, und der Soldat unterm Gewehr verdient alles Lob und zu dem ſilbernen Geldſtück allenfalls eine ſilberne Medaille. — Auch wenn man darin nur eine vortheilhafte Art Papiergeld gegen baares einzulöſen ſieht, kann die Operation nur löblich und nützlich erſcheinen. —

Dieſe Morgengabe von 20 Kreuzern erinnert mich an eine andre, die ich in Teplitz, Karlsbad, Wien, genug faſt überall wo ich übernachtete, gereicht. Schon um 5 Uhr Morgens wurde ich zuweilen, wenn ich früh abreiſte, durch den Beſuch eines ſchwarzgekleideten Klerikalgeiſtlichen überraſcht, der um eine Beiſteuer zu den

Krankenverpflegungsanſtalten hat, und zuweilen gedruckte Nachweiſe über die Zahl der verpflegten armen Kranken überreichte. Sie bewieſen, daß die Mildthätigkeit und Sorge ſich über viele Tauſende erſtreckt hatte. Wer ſollte dazu nicht gern das Seinige beiſteuern? Dennoch gefiel mir dieſe Art des Ueberfalls in frühſten Morgenſtunden nicht. Es iſt nicht angenehm einen fremden gebildeten Mann in die Morgenunordnung eines Gaſthofszimmers treten zu ſehen, und, davon abgeſehen, hat man auch ein unbehagliches Gefühl dabei, ſich wie im Fluge erhaſcht zu finden, um ſeine Beiſteuer zu geben. Allerdings iſt kaum ein anderer Moment möglich, bei einem Reiſenden, der Abends ſpät eintrifft, und morgens mit dem frühſten wieder abreiſt, und es macht dem Eifer der Geiſtlichen für ihre fromme Pflicht Ehre, daß ſie keine Mühe, und auch gewiß den oft unerfreulichen Empfang nicht ſcheuen, um ihren Kranken eine Hülfe zu gewinnen. Dennoch, ich wiederhole es, macht dieſe auf der Stelle an uns gerichtete Anforderung, wenn wir uns kaum den Schlaf aus den Augen gerieben haben, und noch nicht wiſſen ob wir von einem Ort, wo wir geſchlummert, Gutes oder Böſes empfangen, einen mißſtimmenden Eindruck. Die Sache verſöhnt ihn. Sollte aber der richtige Mittelweg zur Förderung des Guten ſo ſchwer zu finden ſein? Auch wir leiden bei uns an ähnlichen Beläſtigungen: dahin gehört z. B. die

unaufhörliche Zusendung von Concertbillets, wenn die Einnahme für milde Zwecke bestimmt ist, ein Verfahren, das oft schon den Unwillen sehr achtbarer und wohlthätiger Personen erregt hat. — Bei vielen anderen Anforderungen giebt man wahrlich nicht mehr, um der Sache zu helfen, sondern nur um dadurch der unangenehmen Alternative des Zurückweisens zu entgehn. Auch hier ist es nur ein jesuitischer Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige; wir wollen einem gewissen praktischen Durchgreifen um die vis inertiae der Welt zu bekriegen, nicht entgegen sein. Doch das Maaß ist in Allem das Entscheidende, das Maaß ist, wir müssen es schroff ausdrücken, überhaupt die einzige Tugend in der Welt. Eine dieses Maaß überschreitende Art die Mildthätigkeit aufzufordern, wird zu einer englischen Armentare, die wir nur in anderer Form üben. Um auf meinen Fall zurückzukommen, so wird ein Beispiel wohl darthun, daß ich nicht ganz Unrecht habe. Wenn Jemand in einer österreichischen Stadt auch nur acht Tage als Fremder wohnte, und jeden Morgen den Geistlichen zu sich eintreten sähe, der ihn um einen Beitrag anspräche, würde er nicht auch meinen, diese ununterbrochene Wiederholung sei zu lästig? Wohl denn, wenn er acht Tage im Oesterreichischen reiset, und täglich in einer andern Stadt übernachtet, so wird er jeden Morgen so gut wie ich, seine Abgabe zu zahlen haben'

Wenn man dabei ein Land durchreist, wo man auf jedem Schritt die Spuren des ungemeinen Reichthums der Geistlichkeit wahrnimmt; die prachtvollen Klöster, mit fürstlichen Gärten umgeben, stets an den wundervollsten Punkten erbaut, vor sich aufsteigen sieht; und weiß, in welchem Glanz, in welcher Lebensüppigkeit die höheren Geistlichen sich befinden: dann wird man gar leicht zu der Vermuthung geführt, daß wohl besser für die armen Kranken gesorgt werden könne, ohne die Reisenden mit diesen täglichen Frühbesuchen zu erfreuen! — Wer in diesen Worten aber eine Aufforderung sehen sollte, die immer mit bescheidenster Freundlichkeit begehrte Gabe zu verweigern, der verkennt ihren Zweck. Im Gegentheil, ich wünsche, daß man mehr gebe, nur in anderer Weise! —

Inzwischen ist es jetzt erst so hell geworden, daß wir uns mit unserer Reisegesellschaft bekannt machen können. Ein älterer Herr im grauen Mantel sitzt mir gegenüber; überwacht und abgespannt begegnete es mir, einzunicken; doch mein schlechter Platz auf der Mittelbank bot keinen Anlehnungspunkt dar. Mit gutmüthiger Freundlichkeit sprach der Herr im grauen Mantel zu mir: „Sie möchten wohl gern ein Schläfchen machen? Tauschen wir mit dem Platz, hier sitzen Sie bequemer!“

Ich wollte es nicht annehmen, doch er sprach mir so freundlich zu, versicherte, er werde nicht schlafen,

ſondern rauchen, daß ich endlich einwilligte, und wirklich eines recht erquicklichen Morgenſchlafes genoß. Ich hatte die Augen geſchloſſen, als die Morgenröthe noch in flammender Glut den ganzen Himmel überſtrahlte; ich öffnete ſie wieder, als die Sonne ſich ſchon hell und warm im Morgenthau ſpiegelte. Der ſchönſte, aber ein heißer Tag war angebrochen. Außer meinem freundlichen Gegenüber, deſſen Sprachton auch etwas wohlthuend Sanftes hatte, befand ſich noch ein ebenfalls ſchon älterer Herr mit zwei Töchtern im Wagen, der ſich bald als einen Beamten kund gab. Die übrigen Reiſenden waren nicht von ſonderlicher Bildung; ein derber Funfziger, der mir ein Viehhändler, oder etwas dem Aehnliches zu ſein ſchien, ſaß neben mir; er hatte ein rothes, munteres Geſicht, und trug einen Ledergurt und ſchwarz lederne Beinkleider; eine glänzende Tracht, die mich aber nicht mit meiner Abneigung gegen den Glanz überhaupt, es ſei nun Fettglanz oder anderer, verſöhnen konnte. Doch Geſtalt, Züge und Sprache des tüchtigen, derben, alten Knaben hatten etwas Charakteriſtiſches, ſo daß ſich ſein Bild mir feſt eingeprägt hat, während ich von den übrigen Reiſenden, deren noch drei oder vier waren, keine Erinnerung behalten habe.

In einem nicht unanſehnlichen Dorf, dem aber, wie überhaupt den böhmiſchen Dörfern, das Grün fehlte, nahmen wir den Kaffee ein. Der Mann mit der Leder-

boſe, der die Straße ſehr oft zu machen ſchien, war hier ſehr gut bekannt, wurde freundlich begrüßt, ſcherzte und lachte viel. Als wir wieder eingeſtiegen waren, trat der Wirth an den Wagen, guckte durch das Fenſter, und rief ſeinen luſtigen Freund an: „Sieh Dich um! Mit fünf Pferden wirſt du Lauſekerl befördert!“ Die Apoſtrophe überraſchte natürlich, und ſelbſt der jungen Beamtentochter entſchlüpfte ein Anſatz zum Lachen, obgleich das Epitheton re vera ein guter Spondeus war, über deſſen Unanwendbarkeit Voß gewiß oft im Stillen geſeufzt hat.

So etwas Unſchnellpoſtmäßiges begegnet einem auf Stellwagen!

Das Gute von der Sache war, daß man uns in der That fünf recht tüchtige Pferde vorgelegt hatte, was einerſeits auf eine raſche Beförderung, andererſeits aber auch auf einen recht beſchwerlichen Weg ſchließen ließ.

Das kleine Intermezzo hatte die Kraft aller Ereigniſſe geübt, die Reiſegeſellſchaft einander näher zu bringen, durch Bezeichnung der Charaktere. Die Art wie Jeder ſich dabei benahm, wie er lächelte oder lachte, und nachträglich darüber gloſſirte, zeichnete ſeinen Standpunkt ziemlich beſtimmt. Mein wohlwollender Freund im grauen Mantel, ſagte, den Kopf mit gutmüthigem Lächeln wiegend: „Das ſind wir im Grunde alle!“ Dieſe Auffaſſung, in dieſer Weiſe ausgeſprochen,

mußte mich näher zu dem freundlichen Manne hinziehen. Ich hatte bis jetzt noch nicht darüber nachgedacht, welches Standes er sein möchte. Jetzt conjecturirte ich auf einen Schulmann! Man wird später sehen, daß ich dem Ziele näher rückte, ohne es zu treffen. Ich stellte die Schulprüfung an, und veranlaßte gelegentlich einige Brocken Latein über meine entwöhnte Zunge zu spazieren. Dem widersteht kein Schulmann; er hört ja seine Muttersprache, die seiner geistigen Heimath, dabei muß ihm das Herz aufgehen. Andrerseits pflegt jeder Mann einigen Schulstolz zu bewahren, und läßt sich ungern den Augenblick entschlüpfen, wo er zeigen kann: daß auch er dereinst mit Cicero und Cäsar am Tisch gesessen — wenn auch nicht gespeist. — Mein freundlicher Gegenüber, — den ich natürlich längst wieder in das Recht seines bequemeren Platzes eingesetzt hatte, ließ inzwischen den lateinischen Köder unberührt vorbeischwimmen; dagegen schnappte der Beamte darnach, und zeigte, daß er der obige Tischgenosse Cäsars, oder dieser vielmehr der seinige gewesen. Wenigstens ging aus dem lateinischen Saamenkorn ein recht lebendiges Gespräch hervor, das sich bald auch über die allgemeinen Zustände des Landes verbreitete. Mit Freuden fand ich hier zuerst, und späterhin noch oftmals, daß die gesunden Ansichten über das, was die Zeit an einen Staat, an eine Regierung zu fordern habe, gereifter und ausgebildeter

waren, durch das stete Entgegenwirken und Absperren, als es vielleicht bei minder beschränkenden Maaßregeln der Fall gewesen sein möchte. Immer mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß es nicht nur keine Gedankensperre giebt, sondern daß alle darauf abzweckende Maaßregeln gerade das Gegentheil fördern. Natürlich geht der Oesterreicher mit seinen Ansichten nicht sogleich und frei heraus; theils ist er es gewohnt, sich zurückhalten zu müssen, theils mag er in ganz fremden Umgebungen zur Vorsicht Ursach haben. Doch es zeigt sich sehr bald ob man auf festen Boden treten kann, und dann wird wacker vorwärts geschritten. Meine Reisegesellschaft wurde mir immer lieber. Ein so langes Beisammensitzen im Wagen mit Männern, die des Landes und seiner Verhältnisse nach vielseitigen Richtungen kundig sind, belehrt darüber ungleich schneller, als alles Lesen und lange Aufhalten ohne diese lebendige Mittheilung. Bei jedem Zweifel kann man fragen, und die Antwort findet sich fast immer völlig genügend ein. —

So kam der Mittag heran, ohne daß wir sonderlich auf die Gegend geachtet hätten, was sonst meine Lieblingsbeschäftigung ist. Ein Beweis, daß sie nichts von hervortretendem Interesse darbot. Zwar zeigten sich überall anmuthige, mitunter auch charakteristische Bergformen, doch blieben sie sich sehr ähnlich. Die Gegend ist monoton. Das war mein Gefühl, wäh-

rend ich ſie durchreiſte. Doch jetzt, indem ich dies niederſchreibe, hat die Erinnerung ihren magiſchen Schimmer auch darauf geworfen, und ich empfinde eine ordentliche Sehnſucht, einzelne der Punkte, die mir feſter im Gedächtniß geblieben ſind, wieder zu ſehen. Kurz vor der Mittagsſtation — man frage mich nicht nach den vielen barbariſchen, dem deutſchen Ohr ſo ſchwer zu behaltenden Namen der einzelnen Ortſchaften, die wir berührten — fühlte ich große Luſt eine lange Bergſtrecke, die wir uns mühſam hinauf zu arbeiten hatten, zu Fuß hinanzuklimmen. Gern wäre ich mit meinem Gefährten im grauen Mantel gegangen, doch er kam aus Karlsbad, war ſehr erſchöpft durch die Kur, und ſchien daher nicht die Abſicht zu haben, den beſchwerlichen Weg in der Mittagsſonne zu Fuß zu machen; wenigſtens nicht ſo ſchnell als ich.

So wanderte ich denn einſam. Ringsum waldbedeckte Berghöhen, über mir ein lichtblauer Himmel, reiner warmer Sonnenglanz! In der Mittagsſtille und Einſamkeit ging mir wieder das ganze Herz für die Seligkeiten auf, welche die Natur uns ſo rein und unmittelbar darbietet. Auf der Spitze einer anſehnlichen Höhe lag ein Kirchlein. Es war, wie meine Reiſegefährten mir ſagten, die Waldkapelle des heiligen Albrecht. — Schon in meiner frühſten Jugend träumte ich mich oft in die Glückſeligkeit der Einſamkeit eines Eremitenlebens

hinein, und gern hätte ich es eine Zeit lang damit versucht. Jedesmal wenn ich jetzt dergleichen Stätten sehe, wo sich der menschliche Geist dem Bedürfniß der Abgezogenheit und Selbstbeschauung, der Freiheit die in der völligen Isolirung liegt, (umgekehrt ist freilich auch eine harte Sclaverei darin zu finden) hingegeben hat, erneuert sich dieser Wunsch in mir. Und er ist nicht blos ein eitler Traum! Wie vieles haben wir mit und für uns, mit der Welt und für die Welt abzumachen, worin uns diese nur stört und hemmt, und was darüber oft gar nicht zu Stande kommt! Mit wahrer Begierde würde ich, auf nicht eben kurze Zeit, — ich möchte Jahre daran setzen — einen solchen Zustand der einsamsten Freiheit ergreifen! Selbst die Welt würde uns dann durch Entbehrung neuen Reiz gewinnen, und wir vielleicht versöhnter mit ihr und ihren Belästigungen zu ihr zurückkehren. — Den Schauer vor der Einsamkeit, den so Viele haben, habe ich nie zu begreifen vermocht; sie ist mir stets eine meiner liebsten Freundinnen gewesen, und kaum kann ich mir die Scheu der meisten Menschen davor anders erklären, als durch die Scheu vor sich selbst, ja vor ihrem Beruf, ihrer Pflicht, ihrem Ziel, die der Mehrzahl inwohnt; und zu der ersten, der Scheu vor sich selbst, mögen sie vielleicht oft genug Ursach haben! Wenigstens wüßte ichs Vielen nicht zu verargen, wenn sie kein besonderes Behagen an sich

ſänden. Was läßt ſich daraus halb ſophiſtiſch, halb wahr, folgern? „Daß der Hang zur Einſamkeit die ſtärkſte Eitelkeit ſei!“ — Möglich! —

Es war aber nicht mein einſamer Spaziergang der mir dieſe Betrachtungen erzeugt hat, ſondern ſie ſind mir erſt jetzt gekommen. Damals genoß ich nur glückſelig, ohne viel darüber nachzudenken, was die hehre Stille, die großartige fromme Ruhe der Natur mir darbot. —

Der freundliche Ort wo wir zu Mittag blieben, — ich glaube er heißt Wolitz, wenn meine Landcharte mir ihn richtig ins Gedächtniß bringt, — verſammelte uns alle wieder zum fröhlich geſelligen Kreiſe. Es war mehr ein ländlicher Krug als ein ſtädtiſches Wirthshaus, wo wir aßen, doch Alles wohlhabend, ſtattlich, und in dem großen Gemach ſtand, was in böhmiſchen Wirthshäuſern faſt immer zu treffen iſt, ein ganz leidliches Pianoforte. Auch war die Küche ſchmackhaft für den der ſeine Anſprüche vernünftig nach den Umſtänden modificirt; eine gute Hühnerſuppe mit Fleiſch darin, Rindfleiſch, Gemüſe, Braten. Man ſieht alſo, daß man mit dem Stellwagen in dieſer Beziehung nicht gerade verloren iſt. Meine Reiſegefährten klagten über das Bier, das mir jedoch, der ich freilich gar kein Kenner dieſes Getränks bin, vortrefflich ſchmeckte, weil es kühl war, und ich mich den langen Berg hinauf heiß und

durſtig gelaufen hatte. Wohlfeil genug lebt es ſich auf ſolchen Stationen auch, doch verdroß mich eins. Wir hatten unterwegs in einem kleinen Ort eine ärmere Frau mit ihrem vierjährigen Kinde auf vieles Bitten aufgenommen, da wir in der That ſchon ſo eng ſaßen, daß es kaum möglich ſchien, noch irgend Jemand in den Wagen zu zwängen. Inzwiſchen hatten wir es gethan, weil die Frau ſo dringend bat, und faſt weinte. Jetzt mußte ſie hier auf der Station nicht nur ihr Mittagseſſen für ſich und das Kind wie für volle zwei Perſonen bezahlen, ſondern auch die Fahrt bis hieher und weiter, während doch der Wagen für ſie gar keine Plätze hatte' — Wohlfeil und billig iſt alſo zweierlei auf dem Stellwagen! —

Nachmittags gewann die Fahrt durch mancherlei ein erhöhtes Intereſſe; erſtlich durch belebtes Geſpräch, dann aber auch durch die Landſchaft. Wir kamen nach Tabor, dieſer Stadt, die ihren Namen aus dem Huſſitenkriege erhalten hat, und als Hauptſitz Ziskas eine höchſt wichtige Rolle ſpielte. Meine Gefährten zeigten ſich der Landesgeſchichte wacker kundig, und bezeichneten mir manchen Punkt in Nähe und Ferne als hiſtoriſch merkwürdig. Tabor ſelbſt liegt auf einer ſteilen Anhöhe, von romantiſch tiefen Schluchten umgeben; ein See, der ſich flußartig verengt und dehnt, iſt der Jordan. Er empfing ſeinen bibliſchen Namen durch die-

ſelben Verhältniſſe. Leider fuhren wir an dem Ort eigentlich mehr vorüber als hindurch, ſo daß ich nur die flüchtigſte Anſchauung des merkwürdigen Punktes mitnehmen konnte. Hier in Tabor verließ uns der Beamte mit ſeinen Töchtern. Der Wagen gewann dadurch etwas mehr Raum, und dieſer war uns bei der Schwüle des Tages wichtiger, als der ſonſt ganz angenehme Reiſegeſellſchafter. Das Land zeigt von hier ab einen etwas anderen Charakter. Zwar verliert es nicht den eines Gebirgslandes, und die Geſtalt der Berge bleibt ſich auch ähnlich: doch trifft man von Zeit zu Zeit auf ganz anſehnliche Seen, die ein ſehr belebendes Element der Landſchaft bilden. Beſonders einer iſt mir erinnerlich geblieben, den wir gegen Abend als die Sonne ſich ſchon tief geſenkt hatte, erreichten. Er lag ſo ſtill und blau zwiſchen ſeinen grünen Hügelufern, daß er ein wahres Bild der Ruhe und Befriedigung darbot. Am jenſeitigen Ufer erhob ſich eine kleine Kirche; weiter abwärts zog ſich ein Dorf dicht am Saum des Gewäſſers hin, und ſpiegelte ſeine Häuſer und Gebüſche darin ab. Wiederum ein Platz um Hütten zu bauen! Einige dunkle mit Fichten bewachſene Hügel lagen linke im Vordergrund. — Die Stille des Abends, die Wehmuth, die ſie uns bringt, die eigenthümliche Landſchaft, alles wirkte zuſammen, um einen jener Augenblicke der Stimmung zu erzeugen, die uns unvergeßlicher bleiben

als ſelbſt die merkwürdigſten und herrlichſten Aeußerlichkeiten einer Reiſe. — Mein Herz war tief bewegt; es ſchlug nach der Heimath und ſeine Sehnſucht ſteigerte ſich, wie jeder Augenblick es weiter von dem Ziel ſeiner Wünſche entfernte! — Es wurde dunkel. Spät, aber beim ſchönſten Mondenlicht fuhren wir in das ſchon längſt in Schlummer begrabene Budweis ein.

Budweis. — Die Eiſenbahn nach Linz.

Mondſchein-Excurſion. Eile mit Weile. Morgenkühle. Mittagshitze. Das Donauthal. Linz. Geſpenſtergeſchichte.

Wir waren in dem Gaſthauſe, vor dem der Stellwagen hielt, wohl aufgenommen, erhielten trotz der ſpäten Stunde noch ein gutes Abendeſſen, und ich meinestheils ein freundliches geräumiges Zimmer nach dem Markt. Der klare Mondenſchein lockte mich noch in ſpäter Mitternachtsſtunde zu einem einſamen Spaziergange über den Markt, der vor meinen Fenſtern lag. Er war, wie überall in den kleinen böhmiſchen Städten, rings von ſogenannten Berner Lauben umgeben, d. h. das untere Geſchoß aller Häuſer beſteht aus bedeckten Gängen von fortlaufenden Rundbogen getragen. Dieſe Bogenreihe welche um den ganzen Platz lief, gab ihm

ein ſo eigenthümliches als ſtattliches Anſehn, das ſich im Mondenſchein und durch die ſchneeweiße Farbe aller Häuſer noch ſteigern mußte. Eine Stadt von carrariſchem Marmor könnte nicht blendender glänzen! Bei Tage freilich deckt ſich der Unterſchied zwiſchen gelöſchtem und ungelöſchtem Kalk (denn was iſt Marmor Anderes?) handgreiflich auf. Ich ließ mich aber gern von dieſem Zauber der Mondnacht täuſchen. Höchſt eigenthümlich ſtellte ſich das Rathhaus dar, ein Gebäude mit vielen Thürmchen, Frontiſpizen, Vorſprüngen, das ich mir hätte abzeichnen müſſen, um es treu im Gedächtniß zu behalten. Nur ſo viel iſt mir davon feſt geblieben, daß es durch ſeine Größe wie durch den ſichtlichen Aufwand von Pracht in der That imponirte. Ob auch bei Tage weiß ich nicht, denn am andern Morgen war ich ſo eilig, daß ich über den Markt lief, ohne es nur einmal geſehen zu haben. Mein nächtlicher Spaziergang, das Fortführen der Tagebuchsnotizen hatte mich nämlich ſo tief in den folgenden Tag hinein wachen laſſen, daß ich, was mir meines Erinnerns noch nie begegnet iſt, bei einem Haar die Zeit zur Abfahrt verſchlafen hätte, obwohl man mich pünktlich geweckt hatte. In meiner tiefen Müdigkeit waren mir jedoch Traum und Wachen ſo ineinander verſchwommen, daß ich einen Rückfall in den erſten bekam, aus dem ich nur mit großem Schrecken durch eine Art von Ahnung und Inſtinkt

nach einiger Zeit wieder auffuhr Jetzt beſann ich mich, was geſchehen war, und meine Uhr gab mir kaum noch zehn Minuten zum Ankleiden, Frühſtücken, Bezahlen, und bis an den Bahnhof laufen. Ich fuhr ins Waſchbecken, in die Stiefeln und Beinkleider, an den Klingelzug; wenig fehlte ſo hätte ich ihn abgeriſſen. Doch als habe die Kellnerin an dem Draht gehangen, ſo plötzlich ſprang nach dem Zug — ich nenne ihn wohl beſſer Riß — die Stubenthür auf, das Mädchen ſtand mit dem Kaffeebrett, und der Rechnung vor mir. Nur die letztere wollte ich bezahlen, auf das Frühſtück war ich bereit zu verzichten. Das muntere böhmiſche Mädchen lachte über meine Eil, und meinte: „Es iſt noch nicht ſo ſpät; Noch iſt keiner der Herren fort.“ Dies gab mir zwar einigen Troſt, doch meine Uhr, die nur noch fünf Minuten vor fünf zeigte, trieb mich zur höchſten Eil. Ich warf dem Hausknecht mein Gepäck zu, — das Mädchen ſchenkte mir den Kaffee ein; Erſt die Weſte — dann einen Schluck — verdammt heiß, — der linke Aermel des Oberrocks, — ein zweiter Schluck — der rechte Aermel, — der dritte Schluck, — Hut, Handſchuh, — Schluck, — Regenſchirm, Mackintoſch, — Schluck, — Zahlung, die ich faſt vergeſſen — Fortſtürzen —

Da ſchlägt die Uhr des Rathhausthurmes — drei Viertel! Die Kellnerin lacht, ich ſpringe vor Freude,

ſie bekommt doppeltes Trinkgeld und einen Kuß, – aber einmal im Schuß der Eil, jagt michs die Treppen hinunter, über den Markt, in die enge Gaſſe gerade gegenüber, — erſt vor dem Eiſenbahnbureau mache ich Halt, und ſehe mit lächelndem Erſtaunen, daß alle Wagen noch in guter Ruh auf den Schienen ſtehen, an den meiſten noch gepackt wird, noch kein Pferd vorgelegt iſt. Auch harrten erſt drei oder vier Leute der Abfahrt, genug ich war noch unter den erſten. Schnell löſte ich mir mein Billet, das für die 17 Meilen bis Linz in erſter Klaſſe nur 3 Gulden Conv. Münze (2 Thlr. 5 Sgr.) beträgt, mithin noch wohlfeiler iſt, als der wohlfeile Stellwagen auf dem ich für die 16 Meilen bis Budweis 4 Fl. 36 Xr. oder 3 Thlr. 7 Sgr. bezahlt hatte. — Meine Sorge und Eil war alſo vergeblich geweſen; indeß hatte ſie mich nichts gekoſtet als den Anblick des Rathhauſes bei Tage, der mir vielleicht den mondnächtlichen Eindruck ſehr geſchwächt hätte. Ich darf mich alſo mit der Vermuthung tröſten, daß mir am Ende gar ein Gewinn durch mein Verſchlafen der Zeit zugefallen iſt, und es mir wie ſo Vielen im Schlafe gegeben worden. —

Mit aufmerkſamem Blick betrachtete ich jetzt die Eiſenbahn-Einrichtungen. Dieſe ſtachen freilich ſehr gegen die, an welche wir uns durch die ſtattlichen Bauten in Norddeutſchland gewöhnt haben, ab. Bekanntlich iſt die Eiſenbahn von Budweis nach Linz die älteſte in

Deutſchland, und nicht auf Dampf- ſondern nur auf Pferdezugkräfte berechnet. Auf dünnen Langſchwellen ſind ſchmale Plattſchienen genagelt; von großen Bahnhofs-Einrichtungen u. dgl. iſt ſelbſt hier im Anfangspunkt zu Budweis keine Spur, vollends unterweges. Dagegen hat die Bahn unendlich größere Freiheiten in Krümmung und Steigungen, als die, welche wir jetzt gewohnt ſind, und braucht auch tauſend andere Rückſichten der Dampfbahn nicht zu nehmen. So beginnt ſie ohne weitere Vorkehrungen in einer engen Gaſſe von Budweis, und biegt dann ſofort rechtwinkelig ab in eine andere enge Gaſſe ein. —

Doch ich werde ſpäterhin der Beſchreibung dieſer und anderer Eiſenbahnen einen eigenen Abſchnitt widmen; deshalb laſſe ich jetzt alles Techniſche bei Seite, und beſchränke mich auf die kleinen Reiſeereigniſſe und die großen Naturſchönheiten, welche die Fahrt bis Linz uns darbot. Die Frequenz war nicht ſehr groß. Drei Wagen mit Perſonen und ſpäterhin noch einige Laſtwagen bildeten den ganzen Zug; jeder Wagen wurde von einem Pferde gezogen. Unter den Reiſenden bemerkte ich mit Freuden meinen geſtrigen Nachbar im grauen Mantel; doch ſaßen wir in verſchiedenen Wagen, und ich ganz allein im Cabriolet neben dem Böhmen, der das Pferd führte, und der faſt nicht ein Wort deutſch ſprach oder verſtand. Im muntern Trabe ging es

Schlag fünf Uhr vorwärts, zuerſt auf einem ſchmalen Damm über die Wieſen bei der Stadt hin, dann auf ziemlich ödem Wege weiter, indem die Bahn zwiſchen Hügeln durchgeſchnitten war. Da nun auf ſolche Art meine Hoffnung auf eine ſchöne Landſchaft gänzlich verloren ging, überdies die Morgenkälte ſo ſtreng war, daß Finger und Füße erklammten, ſo wüßte ich von der erſten Station nichts zu berichten, als daß ich am Ende derſelben ſo behend als möglich aus dem Cabriolet ins Innere des Wagens ſprang, wo ſich auch mein geſtriger Geſellſchafter wieder zu mir fand. Der Weg wurde im Verfolg des Tages nicht viel anziehender; wir vertieften uns indeß mehr und mehr in das Gebirg; die Formen deſſelben waren nicht ſehr ſchön, man ſah faſt nur Fichtenwaldung, das Ganze hatte einen rauhen, unwirthlichen Charakter. Gegen Mittag bemerkten wir, daß wir ſchon auf anſehnlicher Höhe ſein mußten. Hier fanden ſich auch einige pittoreske Blicke; die Straße ging an ſteilen Abhängen, oder auf Bohen über tiefe Thalſpalten gezogenen Dämmen hin, und überſchritt zahlreiche Brücken, deren einige ſich über Einſchnitte von wohl hundert funfzig Fuß Tiefe wölbten.

Die Mittagsſtation war erreicht; ſie beſtand in einem einſamen Wirthshauſe, wo man wie uns der Wirth ſagte, zehn Monate im Jahre heize; wir waren hier auf dem höchſten Punkte der Gebirgsſcheidung. Ohne einen

Berg von einiger Bedeutung hinangeklimmt zu ſein, hatten wir dieſe anſehnliche Höhe, ich mußte ſie auf 2500 — 3000 Fuß ſchätzen, erreicht. Böhmen erhebt ſich nach dieſer Richtung ſehr allmählig; auch auf der Wiener Straße iſt dies der Fall. Dort kam ich vor ſechszehn Jahren, da ich in wärmſter Frühlingsluft von Prag abgefahren, am andern Tage in die Schneeregion, die eine volle Tagereiſe anhielt. Die Höhen hier oben haben einige Aehnlichkeit mit dem Fichtelgebirge, ſind jedoch nicht ſo romantiſch. Wieſen und Fichtenwald wechſeln miteinander. Gern will ich dem Wirth glauben, daß er zehn Monate im Jahre das Feuer im Ofen nicht erlöſchen laſſe. Denn wir waren im Anfang des Auguſt, und dennoch fanden wir es ſo unbehaglich kalt, daß uns die Suppe hauptſächlich der Wärme halber willkommen war. — Von hier ab ging die Fahrt ungleich raſcher vorwärts, weil ſich der Weg im Allgemeinen mehr bergab als bergauf zog, wiewohl auch noch Steigungen vorkamen. Jetzt wurde auch die Landſchaft anmuthiger, zeigte mehr den Gebirgscharakter mit tief eingeſchnittenen Thälern, die von friſchem Waldgrün, meiſt Laubholz belebt waren. Auch die Wärme ſtellte ſich mehr und mehr ein, je tiefer wir hinabrollten. Wir empfanden wieder, daß wir in einem der heißeſten Sommermonate reiſten. — Wer an die langen, geraden Linien der Dampfeiſenbahnen gewöhnt iſt, der

findet ſich hier eigenthümlich überraſcht durch die Schlangenwindungen, welche dieſe Bahn macht. In einem ſchmalen Thal ſah ich eine Reihe von Laſtwagen auf der andern Seite derſelben, kaum hundert Schritt von uns, uns entgegen fahren. Ich fragte erſtaunt: „Was iſt das für eine Bahn?“ — „Dieſelbe auf der wir fahren,“ lautete die Antwort, „dieſe Laſtwagen werden wir bald einholen, ſie nehmen mit uns eine Straße.“ In der That, plötzlich wandte ſich der Weg, und wir fuhren auf der andern Seite der Thalſchlucht in faſt gerade entgegengeſetzter Richtung. So wand ſich die Eiſenbahn öfters durch die Thalkrümmungen hindurch. Auch ganz anſehnliche Höhen, wo das Auge einen beträchtlichen Neigungswinkel wahrnahm, fuhren wir hinauf. Die Bahn war auf dieſem Theile ſehr belebt; wir begegneten zahlreichen Zügen mit Laſtwagen, die hauptſächlich Salz (aus dem Salzkammergut) oder auch Steinkohlen, Holz, Kaufmannsgüter führten. Der Perſonenverkehr iſt auf der Nordſeite der Donau gering; doch ſteigert er ſich ſchon je näher man dieſem ſchönen Strom kommt. —

Unſre Fahrt war jetzt im höchſten Grade angenehm. Außer dem Reiſegefährten im grauen Mantel, über den ich noch immer in Muthmaßungen blieb, hatte ſich noch ein ſehr unterrichteter höherer Beamter aus Grätz Herr von T... zu uns geſellt. Ich ſage höherer Beamter,

weil das wieder ein Zeichen iſt, daß ſich in Oeſterreich die Stände, auf Reiſen wenigſtens, leichter miſchen als bei uns, wo ein Präſident ſchwerlich dieſe Art anſpruchsloſer Eiſenbahnfahrt gemacht haben würde. Auch in den Anſichten dieſes gebildeten Mannes, über Staat und Regierung fand ich es beſtätigt, wie ſich der Geiſt der Wahrheit Bahn macht, durch alle Hemmungen, alle Schranken, ſelbſt durch die zäheſte der Welt, die der Standesvorurtheile! Oeſterreich iſt im Stillen weiter als wir meinen, und wer weiß in welchem Zuſtande dieſe ſo lang vorbereiteten und aufgeſammelten Geſinnungen ſich plötzlich offenbaren! —

Die Gegend wurde immer anziehender; die Bergformen geſtalteten ſich leicht, frei; wohlhabende Ortſchaften dehnten ſich in den Thälern aus. Kirchen und Kapellen ſieht man auf den Spitzen der grünen Anhöhen, die Fruchtbarkeit der Landſchaft erhöht den Reiz derſelben.

Wenig nach ſechs Uhr mochte es ſein, als wir von bedeutender Anhöhe plötzlich einen weiten Ueberblick über eine der reichſten Landſchaften gewannen, die ich jemals in Deutſchland geſehen. Wir ſchauten in das Donauthal hinab, fern in der Tiefe blitzte und leuchtete bläulich der Strom, der ſich durch die grünen Fluren und Berge windet. Jenſeit ſteigen neue, freigeſchwungene Höhen auf, hinter denen blaues Hochgebirg, die Berge

des Salzkammerguts, den Horizont zackig umkränzte. Man ſah den Traunſtein am Gmunder See; in weiterer Ferne noch mächtigere zum Theil mit Schnee bedeckte Höhen. Eine Ausſicht mit ſchweizeriſchen Reizen hatte ich nicht erwartet, deshalb überraſchte ſie mich mit doppelter Gewalt der Schönheit. Wir genoſſen ſie zugleich in der günſtigſten Beleuchtung. Der Himmel war völlig wolkenlos, die Sonne hatte ſchon die tiefere Goldfarbe des Abends, und ſo hüllten ſich Thal und Gebirg in jenen warmen Duft und Hauch, der die Gegenſtände ſo weich in einander verſchmilzt. Mit jeder Windung des Weges ſtellten ſich neue Schönheiten der Landſchaft dar; der nächſte Vordergrund, das Seitenthal in dem wir zur Donau niederrollten zeigte ſanfte, mild anſteigende Bergformen; die Ortſchaften waren von Gärten umgrünt; Bäche rauſchten munter durch Wieſen und Felder, die die Bergabhänge umgürteten; auf den Höhen prangten neue glänzende Schlöſſer, und in weiterer Ferne alte, in graue Trümmer geſtürzte. Jetzt wurde auch Linz ſelbſt ſichtbar. Mit blendend weißen Häuſern ſteigt es, eine Marmorſtadt, dicht am abſpiegelnden Strom empor, über den eine Brücke zur Stadt hinüberführt. Ein ſchloßähnlicher Bau erhebt ſich anſehnlich über die Dächer; hinter demſelben auf grüner laubwaldiger Berghöhe liegt ein prächtiges Kloſter. Nachdem der Weg uns einen Blick das Donauthal abwärts gewährt hat,

sehen wir in der Ferne noch mehrere stattliche Klöster und Kirchen leuchten. Böhmen ist ein katholisches Land, Westphalen, der Rhein zum größeren Theil auch: doch nirgend in Deutschland habe ich das Gepräge des Katholicismus einer Gegend so reich aufgedrückt gesehen, als hier in Oesterreich. Wenn man so viele stolze Prachtgebäude sieht, die von Mönchen bewohnt werden, vergißt man es fast, daß Demuth der erste Grundsatz der christlichen Religion sein soll. Liebe soll es sein, wird man mir sagen; doch wahre Demuth ist zugleich Liebe! —

Mein Begleiter im grauen Mantel war ganz entzückt von der Landschaft; in der Weise wie er sich darüber äußerte, prägte sich ein wahrhaft frommer Dank für die Geschenke der Schönheit aus, die uns hier von der Hand des Himmels wurden. Er erzählte von dem Stumpfsinn eines früheren Reisegefährten den er einst, als der ganze Himmel in Morgenröthe getaucht war, und so sich das wundervollste Schauspiel des Sonnenaufgangs bereitete, weckte, der ihn aber, statt dankbar zu sein, auf das plumpste dafür anließ. „Nun dachte ich," schloß der freundliche Mann seine Erzählung, „so schlafe du so viel du magst; ich werde dich nie wieder zu etwas Schönem wecken!" Dabei strahlte ihm das Glück über den Genuß den uns die Gegenwart darbot, aus den Augen —

Die Sonne hatte ſich eben hinter die Berge geſenkt, als auch wir bei Linz diesſeits der Brücke auf dem Bahnhofe anlangten. Die widerwärtige Plackerei mit Paßabfordern und Gepäckdurchſpüren, ging auch hier vor ſich. Sie brachte uns um die ſchöne Abendſtunde in der wir noch die Stadt und Landſchaft hätten genießen können. Niemand verwünſcht dieſe Einrichtungen ſo, als ein Reiſender, dem wie mir, die Zeit das koſtbarſte, und am kärglichſten zugemeſſen iſt. Ich kam auf den Gedanken mir künftig einen Diener mitzunehmen, aber dann nicht als der Herr, ſondern als der Diener des Dieners zu reiſen, damit er für Alles zu ſorgen habe, und für Alles verantwortlich ſei, was Päſſe und Zollangelegenheiten anlangt. Denn ein Diener iſt mit der einfachen Bemerkung im Paß: Begleitung: ein männlicher Domeſtik, alles Weiteren überhoben, während der Herr oft ſelbſt auf den Byreaus erſcheinen muß.

Endlich waren unſere ſämmtlichen Päſſe in die Taſche eines Unteroffiziers, unſer ſämmtliches Gepäck in einen großen Handkarren geladen; beide Laſtmeubles ſetzten ſich in Bewegung, und wir wanderten zu Fuß hinterdrein, um uns in der von Marktgäſten überfüllten Stadt ein Unterkommen zu ſuchen.

Täuſcht mich mein Gedächtniß nicht, ſo war es in der Stadt Frankfurth, am Markte, wo ich ein Obdach fand. Ein ſchönes Zimmer mit Ausſicht auf

Marktgewühl, ſtattliche Gebäude, und Berge der Umgegend; doch ſehr hoch gelegen, und von der verwirrt durcheinander laufenden Bedienung ſo gut wie durch einen Peſtcordon abgeſchnitten. Denn trotz alles Schellens und Rufens wollte ſich niemand zu mir verirren, und nur dem Zufall dankte ich es wenn ich, in den Corridors förmlich im Hinterhalt liegend, einen Kellner oder eine Kellnerin erwiſchte. —

Zum Glück hatte ich wenig Bedürfniſſe, und war bald mit dem Nöthigſten, dem Barbier verſehen. Nach abgemähtem Bart — was mit ziemlich ſtumpfer Senſe durch einen norddeutſchen Landsmann, einen Magdeburger geſchah, den ſein gutes Schickſal hier in das paradieſiſche Linz niedergeſetzt hatte — eilte ich noch hinaus, um die Stadt ein wenig zu durchwandern. — Ich wandte mich nach dem Donauufer. Der Eindruck den Linz hier macht, hat etwas Südliches, was auch durch die italieniſche Bauart, die ſich von Salzburg hieher verpflanzt zu haben ſcheint, verſtärkt wird. Der Abend war lau; der Himmel von leiſem Purpur überhaucht, der ſich in dem rauſchend ziehenden Strom, halb durch das Grün der Wellen gebrochen, abſpiegelte. Wie in italieniſchen Städten ſaßen die Gäſte der am Quai liegenden hell erleuchteten Kaffeehäuſer, im Freien. Zahlreiche Spaziergänger, unter denen viele Frauen in leichten weißen Sommerkleidern, luſtwandelten am Ufer, um

nach dem ſehr heißen Tage der Kühlung des Abends und des Stroms zu genießen. Eine Harfe und Violin, beide gut geſpielt, vermuthlich von Virtuoſen aus dem nachbarlichen Böhmen, ließen ſich vor einem der Kaffeehäuſer vernehmen. Daß der Violiniſt gerade Bellinis ſchöne Cavatine „Casta diva“ ſehr geſangvoll und rein vortrug, ein Muſikſtück, zu dem auch die Harfenbegleitung ganz beſonders glücklich paßte, trug mit dazu bei den ſüdlichen Hauch des Abends und der Landſchaft zu vermehren. Die weißen Klöſter mit ihren Thürmen ſchimmerten geiſterartig, hoch von den Spitzen der Berge herab, und in ihren Fenſtern blinkte noch halb der ermattende Wiederſchein des Aethers, halb das Silberlicht des heraufſchwebenden Mondes, der von leichten Wolkenflocken umkräuſelt, wie von Wellenſchaum umgeben durch den blauen Ocean des Himmels ſchwamm.

Indem ich ſo im Anſchauen und Genießen vertieft daſtand, ſchwebten zwei leichte Frauengeſtalten in weißer Kleiderhülle mit nachläſſig aufgeknüpften, von den Sonnenhüten herabhängenden Bändern an mir vorüber. Der anmuthige Sprachlaut der einen, welche die Worte ſagte: „Nein Agathe, das wäre zu ſchön!“ machte mich zuerſt aufmerkſam, und ich blickte noch eben raſch genug hin, um ein Paar ſo lebhafte, dunkelſchwarze Augen zu ſehen, wie ſie jemals nur aus einem böhmiſchen Geſicht hervorgeblitzt haben. Der friſche Mund der Sprecherin

war zum lieblichſten Lächeln der Freude verzogen, und ſie blickte ihre Begleiterin mit holder Glückſeligkeit an! Dank dir lieber Mond, der du das vollſte Licht auf das allerliebſte Mädchen warfeſt, und mir ſo das Reiſegeſchenk eines ſchönen, vorüberſchwebenden Bildchens gabſt, das mir, wie flüchtig es an mir hinſtreifte, doch feſt im Gedächtniß blieb! — Ihr werdets erfahren!

Ich verließ jetzt das Donauufer, um noch durch einige Straßen der Stadt zu kreuzen. Linz iſt berühmt wegen ſeiner ſchönen Frauen, ich darf wenigſtens von ſeinen vielen eleganten Bewohnerinnen ſprechen, die ich an dem einen Abend auf den Spaziergängen im Innern der Stadt ſah. Und deren ſcheint es nicht wenig zu geben; ich kam auf einen Platz mit ſchattigen Bäumen; durch eine andere Straße zog ſich gleichfalls eine Allee. Bis gegen zehn Uhr blieben dieſe Stadttheile belebt; dann verloren ſich die Beſucher ſchnell. Als die zehnte Stunde von den vielen hohen Kirchthürmen verſchiedentlich durch mächtige Glockenſchläge angezeigt wurde, waren die Spaziergänge und Straßen faſt ganz öde. Auch ich ging nun nach Haus. Den Weg dahin ſuchte ich wie auf gutes Glück; es iſt ein Eigenſinn von mir, nicht zu fragen. Noch immer zehre ich und erfreue mich an dem kindiſchen Gefühl, daß Städte, Gaſſen, Pfade, die ich nie betreten, überhaupt ganz unbekannte, von mir neu entdeckte ſind, wo ich hoffen darf,

dem Wunderbarſten zu begegnen. Die Sterne konnten mich überdies führen, da ſie mir anzeigten wo die Donau fließe, nördlich nach dem lieben Sternbilde des großen Bären zu, das uns, ohne unterzugehn überall am Himmel wie ein alter Freund aus der Heimath begrüßt, der uns ſein treues Geleit bis in die weiteſte Ferne giebt — wenn auch nicht bis über den Aequator! — So ſteuerte ich denn durch Linz, wie ein Schiffer! Doch nicht alle Städte ſind ſo geradlienigt und rechtwinkelig gebaut wie Berlin und Mannheim; mein Viſiren nach dem Polarſtern brachte mich doch nicht ſogleich an das vermuthete Ziel, da ich nicht mitten durch die Häuſer und Mauern ſegeln konnte. So gerieth ich denn in verſchiedene Meerengen dunkler, krummer Gaſſen, wunderlicher Durchgänge mit hohen Mauern. Plötzlich ſchlug hoch, aber dicht über mir eine tiefe Glocke „ein mächtiges Eins" an; indeß nicht den Schluß der Mitternachtsſtunde, ſondern nur das Viertel nach zehn Uhr. Ich fuhr zuſammen, denn ich hatte über meinem Viſiren nach den Geſtirnen gar nicht bemerkt, daß ich dicht an einer ſtattlichen Kirche vorbei ging; ſo kann man, wenn man die Naſe allzu hoch trägt, ſogar Kirchthürme überſehen. — Da öffnet ſich zehn Schritte vor mir eine kleine Pforte in der Mauer, die dicht an der Kirche, als grenze ſie den Kirchhof ab, vorbeilief. Der Mond ſchien hell auf die Stelle,

und warf dichte Schatten auf die wo ich mich eben befand. Unwillkührlich — denn hier mußte doch gewiß etwas Wunderbares vorgehen oder entdeckt werden — halte ich die Schritte, und beinahe auch den Athem an. Ein blendend weißes Gewand wird sichtbar, — Wie? Ist das eine gespenstisch Umwandelnde, die sich aus den steinernen Gräbern erhoben hat? Zum Glück sind die Gespenster in weißen Gewändern mir nie so furchtbar gewesen, daß ich vor ihnen davon gelaufen wäre; mit einer weißen Frau verjagt man mich nicht, vielleicht eher mit einem schwarzen Mann. Ich blieb also, lauschend, beobachtend. Die weiße Gestalt trat leise, vorsichtig aus der Pforte, doch — jetzt war das Ausreißen mir nahe — eine schwarze ihr nach, ein schwarzer Mann! — „Alle guten Geister loben ihren Meister!" Wahrlich, eine schwarze, in dunkle Gewande gehüllte Gestalt, ein Mönch!

Ich verstehe mich nicht auf Ordenstrachten, überhaupt auf nichts Klösterliches, und bin daher durchaus außer Stande, dem Leser zu sagen, ob der Mönch ein Capuziner, Carmeliter, Jesuit, oder was sonst gewesen. So viel aber sah ich, daß er der weißen Gestalt nachschritt, und, als sie sich nochmals zu ihm umwandte, ihr die Hand reichte, die sie mit Demuth küßte, während er ihr die andere wie segnend auf das gesenkte Haupt legte. Der männliche Kuß auf eine weibliche Hand, ist

so völlig etwas Anderes, als der weibliche auf eine männliche, daß eigentlich zwischen Beiden gar kein Zusammenhang besteht. Ja es bleibt mir zweifelhaft, ob der letzte überhaupt bestehen sollte, wenn es nicht eine Tochter ist, die ihres Vaters Hand küßt. Diese geistliche Vaterschaft aber, gehört mir nicht in unser weltliches Jahrhundert; was ich sah schien mir daher weniger Wirklichkeit zu sein, als ein altes Bild, aus den Kreuzgängen eines alten Klosters oder alten Schlosses, das sich vor mir belebe. Die Geisterfurcht war vorüber; doch eine Scheu, wie vor etwas Unheimlichen und doch Ehrwürdigen hatte mich ergriffen. Bemerkte man mich, oder war sonst eine störende Ursach eingetreten, allein auffallend plötzlich und hastig flogen die beiden Gestalten auseinander, und die weiße Jungfrau schwebte die dunkle, enge Gasse vor mir hinab. Jetzt eilte ich rasch nach; meine Schritte mochten die schwarze Gestalt aufmerksam gemacht haben, sie wandte sich in der Pforte noch einmal um, und öffnete die schon nachgezogene Thür wieder halb; in diesem Augenblick eilte ich vorüber, warf einen Blick zur Seite, und sah von hellem Mondschein beleuchtet ein noch jugendliches, männlich schönes Angesicht vor mir. Ich hatte kaum Zeit zu einer Empfindung darüber, so war die Thür schon mit eiligster Hast geschlossen; offenbar war man nicht gern gesehen worden! Die Verwirrung, daß ich ein

ganz weltfremder Reisender sei, konnte der Erschreckte freilich nicht haben; indeß auch nicht die Beunruhigung, daß ich das Abentheuer der lesenden Welt Deutschlands erzählen würde! Mochte der schwarz Eingehüllte empfinden was er wollte, ich meines Theils dachte: „Einem so jungen ehrwürdigen Vater die Hand so demuthvoll zu küssen, — in einer Stunde, die so spät für Linz war wie die Mitternachtstunde — das ist mir zu auffallend. Der Handkuß geschah vor der Mauer, wie der Abschied einer frommen Beichtenden, doch wer hat gesehen, ob hinter der Mauer sich die Scene nicht umgekehrt hat? — Daß mich solche Gedanken neugierig machten, der weißen Geistergestalt in derber Wirklichkeit nachzueilen, versteht sich von selbst. Ich hatte die Flüchtige auch schnell erreicht; dennoch kaum schnell genug, denn eben drückte sie sich hastig verstohlen in ein Haus, dessen Thür nur angelehnt war! Der Mond war mir aber wieder günstig und ein leichter Nachtwind verschwisterte sich mit ihm; dieser hob den Schleier von dem Antlitz, jener hielt die silberne Fackel leuchtend davor, und ich sah — das liebliche Kind von zuvor, am Donaustrande. Das fuhr mir wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder! Hätte ich dich nur zehn Schritte früher eingeholt, du holde Donaunymphe! Wahrlich du hättest mir Rede stehen müssen! So war sie im gleichen Augenblick entdeckt und verschwunden,

denn die Thür drückte sich ins Schloß, und mein Versuch sie zu öffnen, und der Flüchtigen noch einmal nachzuschauen, vereitelte sich an eisernen Riegeln.

Aergerlich ging ich weiter! Nach zwanzig Schritten lief die Gasse auf den Markt aus, und gleich zur Rechten stand mein Gasthaus. Ich leugne nicht, daß ich es in einer Wallung und Aufregung erreichte, wie ich sie selten empfunden!

Spazierfahrt auf dem Gemunder See.

Bunte Abfahrt. Wels. Architektonische Untersuchungen. Lambach. Der Traunfall. Ludwig XVI. Gemund. Dampfschiff. Rückfahrt.

Einen schöneren Reisetag kann ich Niemandem wünschen, als den Augustsonntag, an dem ich die reizende Spazierfahrt nach Gemund unternahm. Ich hatte nämlich bei meinem anfänglichen Reiseentwurf darauf gerechnet, daß das Dampfschiff von Linz nach Wien täglich die Donaufahrt mache. Doch es wechselt mit den Tagen, da es immer zwei Tage zur Rückfahrt nöthig hat. So mußte ich einen Tag in Linz verweilen. Ich hatte die Wahl, ob ich ihn für Besichtigung der nächsten, sehr anziehenden Umgebung der Stadt,

ihrer Klöſter, Kirchen, u. ſ. w. benutzen, oder eine Eiſenbahnfahrt nach Gemund machen wollte. Denn bis an dieſen ſchönen See des Salzkammerguts, erſtreckt ſich die Budweiſer Eiſenbahn, um unmittelbar an den Ufern des Sees die Salzfrachten aufzuladen, und ſie nach dem Innern Böhmens zu fördern. — Das Salzkammergut war mir zu reizend in der Erinnerung, um nicht den Blick in dieſes Zauberland, — denn mehr konnte ich freilich nicht auf meiner Fahrt erreichen, — dem Aufenthalt in Linz vorzuziehen. Das ſchönſte Wetter begünſtigte die Fahrt. Um ſechs Uhr ſollte der Zug nach dem acht oder neun Meilen entfernten Gemund abgehen, um zwei Uhr von dort zurückkehren, ſo daß man Abends nach acht Uhr wieder in Linz war. Schon eine halbe Stunde früher fand ich mich auf dem Bahnhofe ein; doch fand ich bereits ein lebhaftes Gedränge von Menſchen. Der Sonntag, eine Feſtlichkeit in dem Städtchen Lambach das wir berühren ſollten, endlich der Umſtand, daß zahlreiche Stellwagen nach den umliegenden Orten von den Stationspunkten der Bahn abgehn, (auch nach Salzburg) hatte die große Frequenz auf der Hauptſtraße von Linz nach Iſchl erzeugt. Ueberhaupt iſt der Perſonenverkehr auf dem ſüdlichen Ufer der Donau ungleich ſtärker als auf dem nördlichen. Für die Einrichtungen, die Umſicht und Beſonnenheit der Beamten ſchien er ſogar viel zu groß zu ſein, denn ein ärge-

res Getümmel am Billet-Verkaufslokal, eine babyloniſchere Verwirrung beim Einnehmen der Plätze, habe ich ſelbſt bei dem größten Andrang auf Dampfbahnen nie geſehen. Und hier beſchränkte ſich doch die Zahl der Fahrenden auf höchſtens zweihundert Perſonen! Man mußte beim Ankauf des Billets ſeinen Namen angeben! Welche Umſtändlichkeit! Und wozu? Paßſcheerereien waren auch für Viele damit verknüpft! Und welchen Nutzen können dieſelben gewähren? Gar keinen! Niemand verifizirt die Richtigkeit der Angaben, der Päſſe! Ja die Verwirrung in der Verwaltung der Bahn iſt ſo groß, daß, obgleich es zwei Klaſſen von Fahrbillets gab, doch Jedermann ſich ſetzte, wie er Luſt hatte. Ich hatte mein Billet für 1 Fl. 15 Kr. bis Gemund nach mindeſtens einer Viertelſtunde des Drängens und Kämpfens gelöſt. So viel Zeit und Arbeit mußte ich aufwenden, der eine halbe Stunde vor der Abfahrt gekommen war, und gar kein Gepäck hatte! Aber wenn ich dafür nur einen beſtimmten, geſicherten Beſitz gehabt hätte! Ich hatte nichts als ein Recht gewonnen, die Ausübung deſſelben wurde mir durch die Umſtände ſehr ſtreitig gemacht. Denn als ich meinen Platz im Wagen erſter Klaſſe einnehmen wollte, war dieſer völlig beſetzt. Ich fragte den Aufſeher, den Kondukteur, ob noch ein zweiter Wagen abgehen werde: „ich weiß nicht“ war die Antwort. „Setzen Sie ſich lieber dahin, wo Sie Platz finden.“

Tiefem praktiſchen Rath folgte ich auch, und erlangte einen Sitz mit dem ich höchſt zufrieden war, da er mir von der Höhe des Wagens herab freie Umſicht gewährte. Ich hätte aber gar keines Billets bedurft. Denn weder auf den Stationen, noch am Ende der Fahrt, fragte irgend Jemand darnach; obgleich hunderte von Perſonen auf- und abſtiegen, Viele nur Billets auf ganz kurze Strecken gelöſt hatten, ſo ſaß doch Alles durcheinander, und das gute Zutrauen zur Redlichkeit des Publikums und der Beamten war die einzige Gewähr für die Einnahme der Bahngeſellſchaft. Geſegnet ſei das Land wo das hinreicht! Die Verwirrung wegen der Plätze erneuerte ſich auf allen Stationen, denn überall wurden einzelne Wagen gewechſelt, und Paſſagiere kamen hinzu und gingen ab. Für mich entſprang daraus der Vortheil, daß die Fahrt, wenn es auch mitunter einen kleinen Erbfolgekrieg um die Plätze gab, wo ich nicht ganz Zuſchauer bleiben konnte, die wohlthuende Würze durch die bunteſten Bilder des Lebens und Verkehrs erhielt. — Auf meinem hohen, freien Sitz, den ich bis zur Hälfte behauptete, hatte ich eine herrliche Ueberſicht des ganzen Doppelzuges. Denn der eine war etwa zehn Minuten früher mit fünf bis ſechs vollgepfropften Wagen abgegangen, der andere folgte mit eben ſo vielen nach. Die Sonne ſchien heiter, ſo daß die bunten Bänder, Tücher und Kleider der Frauen in ſchönſter Beleuchtung

ſtrahlten. Eine Menge von hübſchen munteren Mädchen fuhr mit; alle Stände hatten ſich gemiſcht; man ſah ſtädtiſch ſauber gekleidete Mädchen neben rothwangigen Landdirnen im Sonntagsſtaat, Dienſtmägde mit dem Schatzerl zur Seite; Aller Augen ſtrahlten vor Luſt und Seligkeit. Auf einen Reiſenden kamen wenigſtens ſechs Spazierfahrer. Der Weg führte über grüne Auen hin, die die ebene Sohle des breiten, fruchtbaren Thales bildeten. Ringsum hatte man den ſchönſten Anblick der Berge, auf deren Gipfel die weißen, thurmreichen Klöſter und Kirchen prangten; man konnte an dem Zug der Höhen den Strom der Donau verfolgen; weiter hin, mehr ſüdlich, ragten die blauen Kuppen des felſigen Hochgebirges hervor. Die erſte Station war Neubau, ein freundliches, reinliches Dorf, wo uns Obſt in Menge zum Kauf angeboten wurde. Bis dahin hatte der Weg nur durch eine weite Ebene, von Wieſen und Feldern geführt, ſelten war er von Gebüſch umgeben. Die zweite Station iſt ein kleines ungemein helles, reinliches Städtchen, Wels. Die Eiſenbahn führt durch die ſehr breite Hauptgaſſe deſſelben hindurch. Die Glocken läuteten als wir durchfuhren; alle Einwohner ſtanden in Feſttagskleidern vor den Thüren, oder an den Fenſtern, oder wandelten zur Kirche. Dieſe bunte Staffage der Straße machte den Anblick höchſt friſch und anmuthig. — Hier in Wels entdeckte ich zuerſt das Ge-

heimnis der Bauart der Häuser, wodurch sie in Linz, Salzburg, und überhaupt in der ganzen Gegend etwas Italienisches erhalten. Sie zeigen nämlich keine Spitzdächer, sondern haben alle nach der Straße zu eine Front als ob sie mit einem Plattdach versehen wären. Dem ist indessen nicht so, sondern sie kehren die Giebelseite der Straße zu, allein der wie bei uns hoch und steil zulaufende Spitzgiebel ist durch eine vor demselben emporgeführte Mauer verdeckt, ungefähr wie wenn man ein Kartenhaus baut, und gegen die im Forst spitz, dachartig zusammenstoßenden zwei Karten eine dritte lehnt, welche die Dachspitze bedeckt. So wird denn das obere Stockwerk, bisweilen auch das nächste darunter zu einem bloßen Schein. Nur das Mittelfenster gehört zu einem Giebelstübchen, die Seitenfenster sind bloße Mauerverzierungen, und es steckt im eigentlichsten Sinne nichts dahinter. Da aber alle Häuser hier ihre Fenster mit Jalousieen schützen, so lassen sich die Scheinfenster gar leicht für wirkliche halten, selbst wenn sie nur auf die Wand gemalt sind. Denn in solcher Höhe ist es auch dem aufmerksamen Blick schwer, eine gemalte Vergitterung von einer wirklichen zu unterscheiden, vollends wenn man nichts von der Täuschung weiß. Diese ganze Mauer ist also nur ein Luxus, den man in einem Lande treiben kann, wo Material und Arbeit sehr wohlfeil sind. Und doch scheint er allmählig abzukommen, wenigstens

war das Unterlaſſen dieſer Giebel-Verſteckbaue an mehreren neuen Häuſern die Urſach, daß ich in Wels hinter das Geheimniß kam. Größere Häuſer haben oftmals zwei Giebel; ſie theilen ihr Dach in ein zweiforſtiges, um es nicht unermeßlich hoch oder zu flach machen zu müſſen. Ob nun die dadurch entſtehenden Rinnen zwiſchen zwei Dächern nicht im Winter den Schnee, und jedenfalls die Feuchtigkeit ſo anſammeln, daß dieſe Bauart weſentlich eine ſchädliche iſt, laß ich dahingeſtellt ſein. Doch der ſchöne Traum von einem italieniſch milden Klima, das hier ſchon die italieniſche Sitte der Flachdächer geſtatte, iſt mir dadurch zerſtört worden. Denn ſelbſt in unſern norddeutſchen Städten, z. B. in Pommern, haben wir trotz der thurmähnlichen, drei, vier Fenſterreihen übereinander zeigenden Giebel, welche die großen Speicher unter dem Dach bedecken, nicht eben ſteilere Spitzdächer als hier. —

Bei der dritten Station Lambach, fängt die Gegend an alle Reize des Gebirgs- und Hügellandes mit denen der Ebene zu verbinden. Wie aus Marmor gehauen, ſo weiß und leuchtend, dehnt ſich das Städtchen vor uns zwiſchen grünen Wieſenflächen aus. Eine Menge Gebäude mit ſchießſchartenähnlich gezackten Thürmen, eine Kirche auf einer Anhöhe über der Stadt, Schlöſſer, Landhäuſer, miſchen die Elemente der Architektur höchſt charakteriſtiſch mit denen der Landſchaft. Die rauſchende

ſmaragdgrüne Traun ſchlängelt ſich muntern Laufs durch die Wieſen, zwiſchen den Hügeln dahin. Brücken, Wehre beleben die Landſchaft. Maleriſch im Ganzen durch die reichſte Vermiſchung von Wald, Auen, Hügeln und fern aufſteigendem Hochgebirg, bietet ſie auch in hundert Einzelnheiten die lebenvollſten Bildchen dar. Der Feſtzug unſerer Eiſenbahn, mit den vielen geputzten Mädchen und Frauen, trug auch das Seinige dazu bei, den reizenden Anblick zu ſteigern. Glockengeläut, eine helle frühe Vormittagsſonne, ſchon mild wärmend, doch noch nicht zu heiß, die blaue Himmelsglocke über der grünen Erde — es war ein ſeliger Augenblick. — Auf der Station in Lambach wo ſich zugleich ein wohleingerichtetes Wirthshaus mit hübſchem Garten befindet, ſahen wir feſtliche Anſtalten mancherlei Art. Blumenguirlanden zogen ſich von Baum zu Baum, Kränze hingen in den Zweigen, farbige Lampen waren im Gebüſch aufgehangen, Tiſche und Stühle zahlreich aufgeſtellt und zum Empfang von Gäſten durch aufgeſetzte Gläſer u. dgl. bereitet. Es war mir als ſeien wir alle zu einem fröhlichen Gaſtmahl im Grünen geladen. Viele waren es auch, denn ſie fuhren eben nur bis Lambach. Die Mädchen in Tanzkleidern, mit friſchen Blumen im Haar, hüpften ſchon ein Wenig im Vorgefühl des Tanzes für den Abend! Die Jugend jubilirte! Der Convoi war von Hunderten umdrängt, welche an-

kommende Freunde begrüßen wollten. Ein fröhlicher Zuruf übertönte den andern. Dazu die hier ganz beluſtigende Verwirrung in den Eiſenbahnangelegenheiten; das Abpacken von Reiſekoffern, — denn hier geben viele Stellwagen ab, — das Aufpacken anderer, das Schreien, Rufen, Schelten, Jubeln, Lachen durcheinander — Alles dies ſtellte uns nach der Reihe ſchöner, ſtiller Landſchaften, das munterſte Genrebild, einen wahren Teniers mit fröhlichen ſeligen Hochzeitsgäſten dar. — Nach einer guten Viertelſtunde hatte ſich der Knäuel der Verworrenheit wieder gelöſt, und der Zug konnte weiter fahren. Jetzt befand ich mich im Wagen. Verlor ich dadurch den Ueberblick über das Ganze, ſo bot dafür die reichſte Geſellſchaft in die ich gerathen war, andere Anregungen dar. Stets bleibt es eine der unterhaltendſten und belehrendſten Beſchäftigungen des Reiſenden, ſeine Studien an den verſchiedenen Charakteren der geiſtigen Phiſiognomieen zu machen, die ihm der Reiſewagen zuführt. Daher wird auf die Dauer nichts ſo monoton als eine Reiſe im eigenen Wagen ſtets mit derſelben Geſellſchaft. Die Portrait-Gallerie rund um mich her, war mannichfaltig und pikant genug. Ein junger Offizier, der ſich in Iſchl aufhielt, und nur ſpazieren gefahren war nach Linz, ſaß mir gegenüber. Er ſprach offen, munter, natürlich. Zwei Deutſchruſſen oder Curländer, Studenten wie es ſchien, ſaßen auf der

letzten Bank; unterrichtet ſind dieſe, meiſt reichen jungen Leute, faſt immer, gebildet ſelten. Dieſe ſchienen Beides zu ſein. Eine Franzöſin zu meiner Seite ſah und empfand nichts von Landſchaft, Himmel und Sonne, denn ihr Herz ſteckte in ihren Cartons und Putzſachen, die, nach ihrem Ausdruck mit völliger Barbarei behandelt würden. Ihr gegenüber ſaß eine alte Dame, von Rang offenbar, welche die Herablaſſende und Humane ſpielte. Ich war ihr ſchon auf dem Bahnhof in Linz begegnet, wo ich, aus Gutmüthigkeit mich ihrer annahm, weil ich ſie für eine redliche Bürgerfrau aus Linz hielt, der das Reiſen mit der Eiſenbahn einige Sorge und Angſt mache. Doch einige vornehme Phraſen, mit jener Prätenſion getüncht, aus der dieſe Leute faſt nie herauskönnen, hatte mich ſchnell von ihr entfernt. In einem Wagen mit ihr knüpfte ſich indeß doch das Geſpräch wieder zwiſchen uns an, und da ſie im Ganzen doch gutmüthig ſchien, und nicht ungewandt ſprach, vergab ich ihr gern die Schwächen ihres Standes, unter denen die große die iſt, in der albernen (unter Umſtänden oft ſchlimmeren) Meinung zu verharren, daß der Adel eine erhöhte Menſchenklaſſe bilde, die kleine die, die Franzoſen zu haſſen, und doch immerfort mitten in Deutſchland ihre Sprache zu reden. —

Das beſte Portrait zur Gallerie lieferte diesmal der Conducteur des Zuges; ein noch junger, freundlicher,

lebendiger Mann, allerdings ein wenig selbstgefällig und zuversichtlich im Glauben an seinen leichten, sichern Ton im Umgang mit den Reisenden: doch diesmal eben durch diese Eigenschaften von großem Werth für uns. Denn er verschaffte dadurch mir und etwa acht oder zehn andern Herren den Vortheil den Traunfall zu besuchen, eine der romantischsten Landschaften, in die mich die Reise geführt hat, und die uns bei unserer mangelhaften Kenntniß der Verhältnisse gewiß entgangen wäre, da wir alle glaubten, es sei nicht möglich diesen Seitenweg mit dem nach Gemund zu verbinden. Unser Conducteur, der beiläufig nicht im Wagen saß, sondern bebend von einem Wagen auf den andern sprang, streckte nämlich, wie er schon mehrmals besuchsweise gethan, den Kopf durch das Wagenfenster und rief hinein: „Meine Herren! Der Traunfall gehört zu den schönsten Sehenswürdigkeiten unserer Gegend! Wollen Sie 24 Kreuzer daran wenden, so können Sie ihn besuchen und doch zur rechten Zeit nach Gemund kommen, um dort zu Mittag zu essen, und das Dampfschiff nicht zu versäumen, das über den See nach Ischl geht. Es kommt nur darauf an, daß sich acht oder zehn Personen zusammenfinden, um einen Wagen zu füllen."

Von allen Seiten subscribirten wir sogleich auf diesen Vorschlag. Aus unserm Wagen waren sofort sechs Reisende bereit die Fahrt zu machen, aus dem nächsten

fanden ſich noch vier dazu, und ſo war die Zahl voll. — Wir erhielten nun die Weiſung auf der nächſten Station, deren Namen ich vergeſſen, einen und denſelben Wagen, den man uns anweiſen würde, zu beſteigen. Dieſer würde mit uns an der Stelle des Weges wo man zu Fuß nach dem Traunfall abgehen muß halten, dann etwa dreihundert Schritt weiter fahren, um eine Ausweichung zu erreichen, wo er ſtehen bleiben und eine Stunde auf uns warten ſollte. Längere Zeit war zu der Beſichtigung nicht nöthig. Nach dieſer Vorſchrift wurde die Reiſe ausgeführt. Wir beſtiegen am nächſten Stationsort unſern Wagen, und hielten bald darauf mitten im grünen Fichtenwalde an einem Querweg. Hier ſtiegen wir aus, und wanderten einen ſchattigen Fußweg, der im Gebüſch faſt dicht neben dem Fahrweg hinlief bergabwärts. Es war heiß geworden; die Sonne ſtand hoch im Mittag, und erzeugte ſo jenes wunderbare Goldſpiel des Lichts in dem Laubdach über uns das den Waldaufenthalt ſo reizend macht. Die Buche miſchte ſich hier mit der Fichte, Hollundergebüſch und anderes niedere Gehölz wuchs zwiſchen den alten prächtigen Stämmen. Eine Viertelſtunde mochten wir gewandert ſein, ſehr ſanft bergab, als wir das gedämpfte Brauſen des Waſſerfalles durch die Waldſtille hörten; wir hielten an und lauſchten. Die tiefſte Einſamkeit und Ruhe war um uns her; nur der Specht

arbeitete im Holz, und dann und wann ließ ſich der einzelne Laut eines flatternden Waldvogels vernehmen. Die Gegend ſah übrigens ſo wenig bergigt aus, daß man nicht begriff wie ſie einen Waſſerfall verbergen ſollte. Plötzlich aber lichtete ſich das Holz, wir ſtanden im Freien, und zugleich vor einem tiefen Felsthal das den breiten Bergrücken auf dem wir uns befanden zerriß. Zur Linken ſahen wir die grüne Traun zwiſchen den Felſen hindurch ſchäumen, und keine zweihundert Schritt von uns ſtürzte ſie ſich im brauſenden Fall herab. Ein freudiges „Ah!“ der Ueberraſchung ließen wir alle vernehmen, bei dem wunderbar reizenden Anblick. Ich habe viele Waſſerfälle geſehen, doch keinen der mir, mit Ausnahme des Gießbaches in der Schweiz ein ſo ſchönes landſchaftliches Ganze dargeboten hätte. Jener bildet eine reine Waldlandſchaft, der Traunfall aber miſcht die ſeinige aus verſchiedenen Elementen. Das Felsthal durch die ſich die Traun ſchäumend hindurchkämpft, iſt größtentheils mit dunkler Fichtenwaldung maleriſch bewachſen; doch blickt auch helleres Laubgrün dazwiſchen hindurch. Dem Rheinfall ähnlich, nur viel kleiner, ſpaltet ſich der der Traun in drei Haupttheile, die durch hervorragende Felsblöcke geſchieden werden. Doch winden ſich noch einige Seitenſtrömungen mit hüpfenden Cascaden in das tiefe Bett drunten hinab. Das Waſſer iſt ſmaragdgrün, der Schaum leicht, ſilberflockig. Ueber

Alles maleriſch aber wird der Vorgrund des Halles durch eine Brücke, die ſich quer über das Thal baut, eine Mühle und einige andere Gebäude auf beiden Seiten des Thals, mit eigenthümlichen Pfeilern und Bogen, und durch einen künſtlichen Kanal der zum Hinabgleiten der Salzſchiffe beſtimmt iſt, und ſich, in ſtarke Bohlenwände gefaßt, ſeitwärts von der Felswand, wohl 5 bis 600 Schritte ſchräg hinabzieht. Hier ſchießt die Traun pfeilſchnell hinunter. Der Neugier wegen machen viele Reiſende die Fahrt, die der auf einem ruſſiſchen Rutſchberg gleicht, nur daß die Bahn eine flüſſige iſt. Dieſe Zuſammenſtellung menſchlicher Bauwerke, zum Theil ſehr künſtlicher, mit der wilden Schönheit der Natur gewährt einen eigenen Reiz. Der Traunfall iſt nicht coloſſal, nicht imponirend, doch ſehr phantaſtiſch reizend. Er iſt ein wildes, ſchönes Waldmädchen, das uns lockt, aber ſich doch ihre ſpröde Freiheit bewahrt. Eine gute Viertelſtunde blickten wir ihr in das friſche Antlitz, ergötzten uns an ihrer kecken Grazie, an ihrem phantaſtiſchen Putz, an dem verſchwenderiſchen Spiel, das ſie mit der Fülle grüner Smaragden trieb, die ſie aus ihrem Schooß herabſchüttete ins Thal — dann belehrte uns der Weiſer der Uhr, daß die poetiſche Viertelſtunde abgelaufen ſei, und die proſaiſche Zeitrechnung wieder anfange, nämlich die Berechnung ob wir nicht zurückeilen müßten um Mittagbrot und

Dampfschiff oder Rückfahrt nach Linz nicht zu versäumen. —

Wir mußten fort — Gern hätten wir, d. h. ich und vielleicht noch einige von uns, noch die kleine Himmel- und Höllenfahrt auf dem Salzkanal der Traun gemacht, wo wir fast eben so rasch, nur sanfter ins Thal hinabgekommen wären, als hätten wir es gewagt, uns der aufbrausenden Jungfrau des Traunfalls ans Herz zu werfen, um von ihr die Felsen hinabgeworfen zu werden: doch die Mehrzahl that den Ausspruch es lohne nicht der Mühe darum ein Gericht zu versäumen — und so gingen wir den Waldpfad zurück, zu unserm Eisenbahnfiacker! —

Doch wer weiß ob es uns nicht zum Heil war; denn später, in Tyrol, erzählten mir einige Reisegefährten von dieser Salzfahrt, und beschrieben die Schrecken, die einer ihrer Genossen dabei empfunden hatte, höchst schauerlich. Der Unglückssohn wurde so betäubt von dem Pfeilschuß des Nachens, daß er seine Seele dem Himmel und Weib und Kind allen Mitreisenden kläglichst empfahl; wobei er unhöflich genug vorauszusetzen schien, daß er allein von der Gesellschaft, ehrlich genug sei, um durch Ersäufen dem Hängen zu entgehn. Inzwischen kann man doch solche Empfindungen nicht wohl unter die Reisegenüsse zählen, und ich bin daher jetzt geneigt den beiden Deutschrussen recht zu geben, die vorzugsweise

behaupteten, die Fahrt lohne nicht ein verſäumtes Beefſteack. — Damals am Traunfall ſelbſt aber, dachte ich noch nicht ſo weiſe, ſondern hielt eine innerliche Philippica gegen die Opponenten der Waſſerrutſchfahrt. —

Wir ſaßen wieder im Wagen; ich jedoch vorn, in glühender Sonne, doch in freier Luft. Wundervoll lag jetzt das Gebirg vor uns. Der blaue Traunſtein iſt der König der Landſchaft; recht eigentlich der König, denn ſein Profil bildet eine täuſchende Aehnlichkeit deſſen der liegenden Maske Ludwigs des Sechszehnten. Es bedarf keiner Phantaſie um ſich dieſe Silhouette aus den Berglinien zu ſchaffen; ſie iſt ſo entſchieden deutlich, daß man bei halbem, unwillkührlichen Hinblick davon getroffen wird. — Wohl zwei Stunden lang (denn ſchon hinter Lambach beginnt dieſes phyſiognomiſche Gebirgsphänomen) behält die Maske ihre Züge mit felſenfeſter Treue. Erſt wenn man ſich Gemund nähert, tritt die gemeine Deutlichkeit der Dinge ein, welche die Stirn und Naſe in zwei Felsgrate, den Mund in eine Schlucht, das Jabot in einen Fichtenwald verwandelt. — Kurz vor Gemund ſenkt ſich die Eiſenbahn ziemlich ſteil abwärts, und mit beſchleunigtem Lauf rollt man dem Ufer des reizenden Sees entgegen. Plötzlich liegt er vor uns, — ein Zauberſchlag ſcheint uns in die Schweiz verſetzt zu haben, und weckt alle die warmen Erinnerungen der Jugend die ſich bei mir daran knüpfen. Die Berg-

maſſen zur Linken des Sees, auf der Oſtſeite, thürmen ſich ſchwarz, ſteil, waldig auf; es iſt hauptſächlich der Traunſtein, der hier die ſchroffe Gebirgsküſte bildet; gegenüber auf der Weſtſeite, treten die Berge in ſanfteren Abhängen mit den Vorgebirgen, die ſich perſpektiviſch hintereinander aufreihen, in die ſilberglänzende Fluth. Die Blitze der Mittagsſonne funkelten in den Wellen, der Duft der Wärme lag, ein zauberiſcher Schleier, mit halbdurchſichtigem Hauch auf der Landſchaft, und milderte Farben und Formen. Im Vorgrunde, am Ufer regte ſich lebendige Thätigkeit. Laſtſchiffe wurden ausgeladen, andere gefüllt; große Magazine ſind erbaut, um die Güter für die Eiſenbahn zu empfangen; das Dampfſchiff lag ſchon vor Anker, und hatte ſeine wehende Rauchwolkenflagge aufgezogen. Reinlich hebt ſich das regſame Städtchen aus den Wellen; Landhäuſer ſchmücken die Hügel, die den See nordwärts umkränzen; an ihnen vorüber fliegen wir zum Bahnhof, und wandern von dort zu Fuß in die Stadt ein, bis an das Gaſthaus zum Schiff, deſſen Speiſeſaal uns die volle Ausſicht über den See, und auf die belebte Rhede und den Hafen der Stadt gewährt. Wahrlich ein guter Ankerplatz!

Da mir, weil ich den Abend wieder in Linz ſein wollte, für den ganzen Aufenthalt in Gemund nur eine Stunde blieb, mußte ich es unter die größten Vortheile des Gaſthofes zum Schiff rechnen, daß es mir während

der Mahlzeit den Ueberblick des Sees gestattete; doch waren auch Wein und Speisen zu loben, und da der Zufall mich mit angenehmen Tischnachbarn zusammenführte, verging die halbe Stunde die wir dem Mittagsessen widmen konnten, nur zu schnell. Schon gab die Glocke des Dampfschiffs das erste Signal. Die Nachen am Ufer füllten sich mit Reisenden und ihrem Gepäck, und führten sie mit munterem Ruderschlage an Bord. Der See lag, wiewohl sein Wasser smaragdgrün ist, im stillen tiefen Blau, als das reine Spiegelbild des Himmels da. Ich wandelte langsam nach dem Eisenbahnhofe hinaus, denn ich hatte noch einige Minuten Zeit übrig. Von einer kleinen Anhöhe genoß ich nochmals des schönen, wohlthuenden Schauspiels, an das sich wiederum die Erinnerungen längst verflossener Jahre knüpften, wo ich an einem milden Maientage, von dem jenseitigen Ufer aus, auf einem Nachen den See bis auf die Hälfte beschiffte. — Jetzt läutete die Glocke zur Fahrt! Der Bahnhof war mit zahlreichen Abreisenden gefüllt. Die Sonne brannte glühend herab. Um den Blick auf die Gebirgslandschaft zu behalten, wählte ich einen Platz in einem der rückwärts gewandten Cabriolets. Doch ich hatte bald Ursach es zu bereuen, denn da wir gen Norden fuhren, saß ich mit dem Angesicht nach Mittag, und die Sonne brannte so in die Wagenöffnung, daß sie uns förmlich ausdörrte

Es war indeß kein anderer Platz zu haben, und das Uebel mußte ertragen werden. In der nämlichen Minute, in welcher der Eisenbahnzug ſich in Bewegung ſetzte, ging auch das Dampfſchiff ab, und zog ſeine Schaumfurchen durch den See. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, ſo die Wirkung zweier gewaltiger Erfindungen gleichzeitig eintreten, und Hunderte zugleich die Früchte davon genießen zu ſehen. —

Als wir jetzt den Berg hinanfuhren, und dabei die Sonne faſt anblicken mußten, begann die Tortur bei gelindem Feuer; doch ein Troſt war es, daß ſie mit jeder Minute gelinder werden mußte. So hielt ich denn geduldig aus, was mir beſchieden war; und gewiß mir zu Nutz und Frommen, denn ich empfing ſo die Vorſchule für einige ſtärkere Feuerproben, die mir ſpäterhin die italieniſche Sonne z. B. am Gardaſee, auflegte. — Bald gab uns auch der Wald, wo der Weg zum Traunfall abgeht, einige Kühlung. Von dort ab hatte ich die graue Todtenmaske Ludwigs XVI. zu der die ſpielende Natur den Rücken des Traunſtein ausgehauen, wieder als gigantiſches memento mori vor Augen. —

Als wir in Lambach anlangten, ſaßen ſchon die am Morgen erwarteten Gäſte zu hunderten auf dem geſchmückten Platz, und eine ſchöne Muſik von Blaſeinſtrumenten erquickte uns mit italieniſchen Opernarien. Die babyloniſche Verwirrung der Plätze ging auch hier

wieder an, und zwar noch in größerem Maaßstabe als diesen Morgen. Denn Vormittag waren hier nur so viele Lustreisende abgestiegen, was sich leichter schlichtet, als das gleichzeitige Aufsteigen derselben Zahl. Die Schwärme drängten und wirbelten bunt durcheinander, doch waren mehr Freuden- als Klagelaute vernehmbar. Nur ein hübsches Kind von sechszehn Jahren, mit blondem Haar, und silbergesticktem österreichischem Mützchen, weinte da sie sich von allen den Ihrigen abgetrennt sah. Ihre Nachbarn suchten sie aber so zuvorkommend zu trösten, daß sie sich auch bald in ihr' Schicksal fand. Eine Stunde dauerte indessen dieser Zwischenakt der Reise, und ich darf nicht behaupten, daß ich sie ohne Murren der Ungeduld durchlebt hätte. Frage ich mich weshalb? so weiß ich keinen Grund. Denn es war in Lambach allerliebst, und ich hatte in Linz nichts mehr zu thun, als das Abendbrot zu essen, das mir je später es wurde, um so besser schmecken mußte. —

Mit der verglimmenden Abendröthe, und den hellblitzenden Sternen trafen wir in der schönen Donaustadt wieder ein. Das erste was mir entgegentönte, als ich in den von Tabaksrauch in Nebel gehüllten Speisesaal trat, war mein Name, den mir ein Landsmann froh entgegenrief. —

Wir setzten uns traulich zur Flasche und so verging der Ueberrest des Abends im heitersten Gespräch. —

Die Donaufahrt.

Geſellſchaft der Gemeſäger. Schloß Klamm. Engpaß mit dem Strudel. Schloß Weideneck. Abtei Mölk. Stain und Krems. Donaubrücke. Schloß Dürrenberg. Kloſter Neuburg.

Mit dem Schlag ſechs Uhr geht des Dampfſchiff von Linz nach Wien ab. Der erſte Platz bis dahin koſtet neun Gulden Conventionsmünze, die Fahrt dauert etwa 10 Stunden, in denen man gegen 30 deutſche Meilen auf der Waſſerkrümmung zurücklegt. Die Gepäckordnung iſt vortrefflich. Jedes Stück erhält ein blechenes Zeichen mit einer Nummer, und für Jedes empfängt der Reiſende die correſpondirende Nummer. So iſt eine Verwechslung nicht möglich, und man kann ſogar ſein Gepäck durch jeden Dritten in Empfang nehmen laſſen. Das Schiff geht nicht völlig bis Wien, ſondern nur bis Nußdorf, vor der Linie. Dort aber ſind theils Klacker zu feſten Preiſen für beſtimmte Stadttheile bereit, theils Stellwagen, durch welche man unentgeldlich, d. h. auf Koſten der Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft fortgeſchafft wird, doch nur bis zum Bureau derſelben in der Stadt, und ohne Gepäck, welches man dann erſt am andern Tage in Empfang nehmen kann. Auf dem Schiff ſelbſt ſind Erfriſchungen aller Art zu billigen Preiſen, und gut zu haben; die Mittagstafel

ist sehr gut, zu 48 Kr. C. M. und der Tischwein kostet 12 Kr.

Somit ist der Leser über alle ökonomischen und sonstigen äußerlichen Verhältnisse der Dampffahrt unterrichtet, und weiß was ihm bevorsteht, wenn er im nächsten Sommer die Reise selbst zu machen Lust hat. —

Es war das schönste Wetter, überdies der Wind zur Fahrt günstig. Frohen Sinnes sah ich die leichten weißen Wölkchen am Himmel schweben, deren zartes Zerfließen die Dauer des heitern Himmels versprach. Das Schiff war schon ansehnlich mit Reisenden, noch mehr mit Gepäck gefüllt; doch schaffte man das Letztere sämmtlich in den Raum, so daß das Deck des eleganten Fahrzeuges ziemlich frei blieb. Ich warf einen Blick auf die Reisegesellschaft und entdeckte mit frohem Gefühl meinen freundlichen Begleiter vom Stellwagen und der vorgestrigen Eisenbahnfahrt im grauen Mantel. Auch er schien erfreut mich wiederzufinden, und so hatten wir beide schon einen Anhaltpunkt in dem wunderlichen Gemisch fremder Gesichter um uns her, worunter so mancher Vogel mali augurii war. Man hörte Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch, Böhmisch und Ungarisch reden; auch einige Orientalen, Juden aus Constantinopel kreuzten mit ihren schwarzen weiten Kaftans auf dem Deck. Später erfuhr ich, daß sich auch Dänen und Norweger auf dem Schiff befanden. Genug man

ſah ziemlich ganz Europa repräſentirt. Dennoch war die Zahl der Reiſenden lange nicht ſo groß als ſie auf den Rheindampfſchiffen zu ſein pflegt. Doch die Donau legt einen längeren Weg zurück, und bildet die natürliche Verbindungsſtraße zwiſchen der Mehrzahl der Nationen, von denen ſich Einzelne hier befanden. Es war nicht nur der Weg durch Süddeutſchland, von Ulm bis Wien, auf dem wir uns befanden, ſondern auch die Hauptſtraße durch Ungarn, der belebteſte Weg nach der Türkei; am ſechsten Tage kann man mittelſt der correſpondirenden Dampfſchiffe in Conſtantinopel ſein, und vermag nach den angeſchlagenen Tarifen die Stunde ſeiner Ankunft, wie den Preis der Fahrt bis auf den Kreuzer zu beſtimmen.

Die Hauptfiguren der Geſellſchaft, die am meiſten hervortraten, waren folgende. Zuerſt zwei ältere Franzoſen, von feinerer Bildung, und jenem angenehmen Aeußeren, das den vornehmen Franzoſen charakteriſirt. Sie waren ſichtlich Brüder; dem einen fehlte der rechte Arm. Einen Mann mit einem Arm ſieht man ſchon mit einer gewiſſen Ehrfurcht an. Ich hielt ſie für ein paar Kriegsmänner aus Napoleons Zeit. Ich hörte ſpäter, daß ſie zum Hofſtaat in Görz gehörten, und mit Karl X. ausgewandert waren. Doch muß man es ihnen laſſen, daß ſie den feinen, würdig männlichen Anſtand beſäßen, der leider den Franzoſen

des nouveau regime ganz verloren gegangen ſein ſoll. Wir hatten ſogleich ein Beiſpiel davon vor Augen. Es war ein jüngerer, — ich gebe ihm 30 bis 32 Jahre — modern gekleideter Franzoſe, mit gewaltigem Backen- und Schnurrbart; er führte eine Dame, die allgemein für eine Engländerin gehalten wurde, wegen ihrer ſolid eleganten, geſchmackvollen Kleidung, und der angenehmen weiblichen Sitte und Zurückhaltung. Man bezeichnete uns den Hyper-Elegant mit dem etwas burſchikoſen Dandyweſen als einen franzöſiſchen Arzt, der jedoch aus England kam, und nach dem Orient wolle. Einen ſeltſamen Contraſt dazu bildete ein großer, ſtarker, faſt plump zu nennender Mann, in Gemsjägertracht, mit grüner Jacke, grauen Pumphoſen, Tyrolerhut und rothen Alpenſchuhen; es war der Fürſt S..... der von einer Gemsjagd aus dem Hochgebirg herkam. Er führte einen ächten Tyroler in ſeinem Gefolge mit ſich, und auch ein ſchönes Pferd, das in einer Umzäunung auf dem Deck ſtand, gehörte ihm zu. Von drei Franzöſinnen, die zu dem carliſtiſchen Club gehörten, gefiel mir die jüngſte, die ein ſehr ſanftes, zuvorkommendes, ſich unterordnendes Weſen gegen die beiden älteren hatte, am beſten. Noch einige Ehepaare der haute volée, und etliche Engländer nebſt femininis, bildeten dieſen Kreis der Auserwählten, von denen ſo weit ich es überſehen konnte, und mich erinnere, ſpä-

terhin Niemand an der Mittagstafel erſchien. Die übrigen Mitglieder der Reiſegeſellſchaft werde ich dem Leſer nach und nach, gelegentlich vorſtellen. — Ich mache den Anfang mit zwei Norddeutſchen, von ſo beſtimmtem Gepräge, daß ſie ihren Typus gewiß nicht um ein Härchen ändern oder verlieren würden, und wenn ſie vom Nordpol bis zum Südpol reiſten. Sie waren zum Thor hinaus und in die Welt hineingefahren, in der Hoffnung allerlei zu ſehen und zu hören, was ihnen gefallen würde. Was das aber ſein möchte, darüber waren ſie in ziemlicher Ungewißheit. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. Wir kamen zunächſt an die öſterreichiſche Stadt Enns; die Zeitungen hatten kurz zuvor viel davon geſprochen, daß die ruſſiſche Kaiſerin, und andere hohe Herrſchaften Ems beſuchten. Einer der beiden Reiſenden bedauerte daher ſehr, daß man nur an dem Ort vorbeifahre, und ſich nicht ein wenig nach der glänzenden Geſellſchaft umſehen könne. Aehnlicher Züge könnte ich noch manche erzählen, doch auch viele der ächten Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit.

Meine nächſte Aufgabe wäre nun die, dem Leſer die wunderſchöne Donaufahrt ſo treu und lebendig zu ſchildern, daß er es entweder unterlaſſen könnte, ſie ſelbſt zu machen, oder vor Sehnſucht darnach nicht unterlaſſen. Ich will mich ſo unwiderſtehlicher Kunſt nicht vermeſſen.

obgleich die Natur mir ſehr dabei zu Hülfe kommen würde. Nur einige allgemeine Andeutungen über den Eindruck mehrerer Hauptpunkte will ich geben. War es der Reiz der Neuheit oder die wirkliche Schönheit und das Intereſſe der Landſchaft, allein ich muß ſagen, daß mir die Donaufahrt nicht minder ſchön als die Rheinfahrt erſchienen iſt. Eher dürfte ich der Elbfahrt von der Baſtei bis Tetſchen Vorzüge einräumen. Und doch verſichert man, daß der ſchönere Theil des Stromes, der zwiſchen Regensburg und Linz, nicht der zwiſchen Linz und Wien ſei. Beſonders ſchilderten meine Mitreiſenden Paſſau einſtimmig als einen Punkt von landſchaftlichen Reizen erſten Ranges. Jedenfalls ergiebt ſich daraus, daß eine Donaufahrt wenigſtens ſo belohnend iſt, als eine Rheinfahrt, und bald auch vielleicht eben ſo belebt ſein wird. Bisher fehlte es nur an bequemen Mitteln des Fortkommens, an behaglichen Punkten des Aufenthalts für die Reiſenden; freilich ſind auch die öſterreichiſchen Einrichtungen überhaupt wegen der unabläſſigen Plagen mit Päſſen und Douanen abſtoßender Art. Endlich wird der Rhein vermöge ſeiner Lage als Hauptſtraße von dem Norden nach dem Süden, nach der Schweiz und Italien wohl immer ein großes Uebergewicht der Frequenz behalten. An und für ſich aber, ich wiederhole es, dürfte die Rheinfahrt wohl der Donaufahrt die Wage halten.

Bis zu der ſtarken Verengung des Donaubetts am ſogenannten Strudel, bleibt ſich der Charakter der Gegend ziemlich ähnlich. Das Thal iſt weit, doch die Berge hoch, und ihre Formen ſchön. Sie laufen faſt alle einwärts geſchweift, in ſtumpfen Pyramidalformen zu; doch giebt es auch andere tiefer in das Land hinein, welche ſich ſchroffer, romantiſcher geſtalten, Felsabhänge darbieten, und ſtatt mit der hellgrünen Laubwaldung an den nächſten Ufern, mit dunkeln Fichten bedeckt ſind. Hier ſieht man auch nicht ſelten alte Bergſchlöſſer, ſo z. B. das Schloß des Grafen Klamm, welches als eine düſtre Warte von einſamer Felſenhöhe herabſchaut. Auch die Schlöſſer von Niederwaldſee, Grein, (auch Grain auf mancher Karte geſchrieben) bilden herrliche landſchaftliche Punkte. Im Allgemeinen behält die Gegend vorzugsweiſe den Charakter der Anmuth, und eines oft glänzenden Reichthums. Die meiſten Städte leuchten blendend am Ufer, und ſpiegeln ſich in dem Strom. Rings auf den Höhen entdeckt man ſtattliche Kirchen und Klöſter, wo ſich zu dem Reichthum auch oft ein feiner Sinn für die Anlage heimlicher Plätzchen geſellt. So zog es mich lebhaft zu einigen Erkerzimmern, in Eckthürmen, die rings die weite Ausſicht über das Land darbieten mußten, zu manchem Söller, der dicht am Ufer die Schiffe zu ſeinen Füßen vorübergleiten ſieht, zu manchem Gärtchen, das, den ſchwebenden Gärten der

Semiramis ähnlich, auf felſiger Höhe angelegt, die völligſte Abgeſchiedenheit von der Welt mit dem reichſten Ueberblick derſelben vereinigte. —

Bei dem großen Anbau des Landes, liegen die Ortſchaften, Schlöſſer, Klöſter, Dörfer, einander ſehr nahe; die reißende Schnelligkeit des Stromes verbindet ſich damit, und ſo haben wir unſre Aufmerkſamkeit kaum dem Einen gewidmet, wenn ſchon ein Anderes ſie fordert. Der Wechſel der Orte folgte ſo raſch, daß es mir nicht möglich war, zu den Namen die ich mir aufſchrieb, auch die leichten Umriſſe der Gebäude und Landſchaften wodurch ich mir die Einzelnheiten im Gedächtniß erhalten wollte, nur einigermaßen ſo aufzuzeichnen, daß die Unterſchiede bemerkbar geblieben wären. Die Fülle der Eindrücke ſchwächt auch, wie immer die Lebhaftigkeit derſelben, und da man doch auch dem Geſpräch, der geiſtigen Anregung durch die todte Welt der Formen, einige Folge geben wollte, ſo blieb bald manches unbeachtet, ja unbetrachtet, was wohl des Genaueren zu merken geweſen wäre.

Unterhalb Grein tritt das Gebirg näher an den Strom heran, und er drängt ſich im verengten Bette durch den ſteilen, aber grünen Bergpaß brauſend hindurch. Ueberhaupt iſt die Donau noch reißender als der Rhein; hier aber zumal. Auch gewinnt ſie hier große Aehnlichkeit mit jenem ſchönen Strom, bei Bingen.

Die Stelle heißt der Strudel, von einem wilden und gefährlichen Waſſerwirbel, der ſich hier gebildet, und der Schiffe ſchon manches in ſeine Tiefe gezogen hat. Jedoch wohl nur der kleineren Fahrzeuge, mit denen man ſonſt die Donau beſchiffte; den Dampfkoloſſen mit Maſchinen von 80 — 120 Pferdekraft kann der Stromwirbel wohl wenig anhaben. Das Flußbett theilt ſich hier in zwei Arme; der eine heißt der Eisweg, weil das Eis beim Treiben dieſe Bahn nimmt. In dem andern befindet ſich der Wirbel; ein ſteiler Fels mit einem Kreuz auf der Spitze, bezeichnet die Stelle. Gerade gegenüber, auf kleiner Felsinſel mitten im Waſſer ragt ein grauer Thurm, das Schloß Strudel empor, ganz ähnlich wie der Mäuſethurm bei Bingen. Die Berge ſind dunkel, ſteil, bewaldet. — —

Nachdem wir dieſen, mehrere Stunden langen, engeren Theil des Thales raſch durchſchifft hatten, öffnete ſich die Landſchaft wieder zu freierer Umſicht. Von der Fülle der Eindrücke geſättigt, überließen wir uns jetzt mehr dem Geſpräch, und genoſſen die Landſchaft als Zugabe.

Ein lebhafter, freundlicher, unterrichteter Mann trat auf mich zu, und begrüßte mich nicht als einen Bekannten, aber doch als einen Gekannten, durch den Namen. Ich bat danach um den ſeinigen; es war Profeſſor N.... aus Breslau. Da ich gerade mit meinem Reiſegefährten

im grauen Mantel im Gespräch gewesen war, so nahm auch dieser an der Unterhaltung Theil, und zeigte sich der Verhältnisse der Universität Breslau sowohl, als mehrerer anderen, besonders in der theologischen Facultät so durchaus kundig, daß sich außer der ächten Bildung überhaupt, die er bisher durch Urtheil und Benehmen entwickelt hatte, auch eine entschiedene Wissenschaftlichkeit darthat, die er bisher durchaus bescheiden und anspruchslos zurückgehalten hatte. Professor N.... bat um seinen Namen und jetzt erst erfuhr ich, daß ich in Gesellschaft eines der angesehensten protestantischen Geistlichen von Ungarn gereist war. Wir tauschten nun die Karten, und ich hatte die Freude, daß auch ihm mein Name ein gekannter war. Durch die lebhafte Vermittelung des Professor N.... hatten sich auf solche Weise schnell die vielseitigsten, für mich belehrendsten und anziehendsten Anknüpfungspunkte erzeugt, die sich noch dadurch vermehrten, daß er mir einen älteren Herrn, den ich an Wesen, Tracht, Mundart schon als einen Norddeutschen erkannt hatte, vorstellte. Es war ein Rechtsgelehrter aus Kiel, ein gleichfalls sehr unterrichteter, vielseitig gebildeter Mann. Ganz plötzlich war uns somit ein geistiges Element geworden, welches Stimmung und Genußfähigkeit für die Reise bedeutend erhöhte. Wie oft würden sich die gegenseitigen Berührungspunkte auf Reisen vervielfältigen, und an Interesse

unberechenbar erhöhen, wenn nicht das myſtiſche Dunkel der Namenloſigkeit über denen ſchwebte, die der Zufall zuſammenführt. Der Name, und die damit gegebenen Beſtimmungen über Lebensſtellung und Wirkſamkeit, ſind die Handhabe an der man einen Menſchen faßt; er wird dadurch weder mehr noch bedeutender, ſo wenig wie irgend ein Gefäß durch den Henkel leichter; aber ohne ihn iſt die Handhabung ſo ſchwierig und unbehülflich, daß man ſie oft ganz darüber unterläßt.

Jetzt hatten wir geiſtig erhöhte Stunden; wir verdankten ſie der regſamen Vermittelung des Profeſſor N.... Ich für mein Theil bekenne mich hier dafür öffentlich in ſeiner Schuld. — Vorzüglich weil er mir den Reiſegefährten, den ich ſchon in der Stille ſo lieb gewonnen, um ſo viel näher führte. Erſt jetzt erſchienen mir viele ſeiner Handlungen, ſein Wohlwollen, ſeine gutmüthige Freundlichkeit, in dem rechten Werth. Sie waren nun nicht mehr zufällig angeborene wohlthuende Charakterzüge, ſondern ſie gingen aus der ächten Erkenntniß der chriſtlichen Lehre hervor, aus der Lehre der Liebe. Wollt Ihr chriſtlichen, kirchlichen Sinn erwecken, ſo gebt uns ſolche Geiſtliche. Dieſer Mann war der entſchiedenſte Gegner der pietiſtiſchen Richtung, die in ihrem bethörten, ja unſittlichen und unchriſtlichen Eifer den kirchlichen Sinn vielmehr zerſtören als wecken wird; er war der Gegner derſelben durch wiſſenſchaftliche

Erkenntniß, wie durch natürlich gesundes Gefühl des Rechten. Daß eine solche Klarheit und Geradheit der Ansichten nicht nach einer Richtung allein sich geltend macht, sondern das Leben überhaupt umfaßt, war mir schon früher aus den ruhigen einsichtsvollen Urtheilen des liebenswerthen Mannes hervorgegangen, und sprach sich jetzt, da wir wußten wem wir unsere Ansichten und Meinungen vertrauten, noch entschiedener aus. —

Wir sämmtlich die wir jetzt durch Professor N.... uns näher bekannt geworden waren, beschlossen von dem Tage des Beisammenseins den möglichsten Gewinn zu ziehen, und verabredeten daher, bei Tisch unsere Plätze beieinander zu nehmen. Es geschah, und der Mittag wurde mir so durch geistige Zuthaten zu einem höchst angenehmen, dessen ich mich mit wahrer Freude erinnere. —

Doch noch ein anderes Intermezzo muß ich dem Leser schildern. Ich habe ihm gleich zu Anfang die Figur des Fürsten S..... in Gemsjägertracht vorgestellt, und erzählt, daß er einen ächten Tyroler in seiner Begleitung hatte. Mit diesem ließ ich mich in ein Gespräch über die Gemsjagd ein, d. h. ich fragte ihn über mancherlei Umstände dabei aus. Mit treuherziger Derbheit gab er mir, oft ohne Anstand zu nehmen, meine Fragen als thörichte zu belächeln, über alles Auskunft. Ich gestehe, diese kühnen Jäger des Hochgebirges flößen mir eine

Art Ehrfurcht ein; man darf nur den koloſſalen, ſchauerlichen Bau eines Alpenſtocks, mit der menſchlichen Kraft und Geſtalt vergleichen, um in dem Gedanken, daß auch dorthin die verwegene Luſt emporbringe das horaziſche: „Nil mortalibus arduum“ auszurufen. Doch wohlverſtanden, nur bei denjenigen, die aus natürlichem Drang und Beruf, und weil ihr Daſein und ihre Bildung ihnen keinen bedeutſameren Wirkungskreis angewieſen, ſich dieſem gefahrvollen Geſchäft widmen, flößt er mir eine Achtung vor ihrer Männlichkeit ein. Keineswegs aber bei denen, welche, weil ſie durch den Vollgenuß des Lebens abgeſtumpft ſind nur einen gewaltſamen, unnatürlichen Reiz in dieſem Wageſpiel aufſuchen, oder, weil ſie das Leben nicht in ſeinem wahren Werth zu veranſchlagen und zu nutzen wiſſen, gar meinen etwas Großes zu vollbringen in dem Aufſuchen der Gefahr ohne ächten Beweggrund. Dieſe ſtehen mir nur in der Klaſſe frevelhafter Hazardſpieler um die edelſten Güter, die ſie nicht beſſer zu verwenden wiſſen, oder Luſt haben. Nicht einmal die Eigenſchaft des Muthes bewähren ſie dadurch bei mir, denn ein vernunftloſes Wagen iſt nur Sache des Uebermuths, und nicht ſelten ſieht man ſolche Leute völlig verzagen, wo es wirklichen Muth der Seele gilt. Wenn ſie daher dreiſter ſteile Felſen erklettern als Andre, ſo iſt dies einestheils rein eine Sache der Gewohnheit, anderntheils geſchieht es

eben, weil ſie nichts aufs Spiel zu ſetzen haben, als ihr äußeres Selbſt. Wer Zwecke edlerer Art im Leben verfolgt, der hat Trieb und Recht ſich für dieſe zu ſparen, wie er für dieſe auch gewiß mit gleichem, ja mit höherem Muthe wagen wird.

Den Gemsjägern nicht aus Muth ſondern aus Uebermuth, wozu alle die reichen, waghalſigen Engländer gehören, die ſtatt die Kornbill durchſetzen zu helfen, ſich auf dem Continente einniſten, gönne ich nun von Herzen das Schickſal eines ihrer Landsleute von dem mir der wackre Tyroler erzählte.

„So wie unſer eins" ſprach er, „lernen's die Herren doch nicht. Es wollen oft Engländer die Gemsjagden mitmachen, aber man kann ſie nicht gebrauchen. Aufwärts ſteigen ſie noch eher, doch abwärts gehts nicht; ich nehme mich gar in Acht, ſie dahin zu ſchicken, wo es ernſthaft ausſieht im Gebirg. So hatte ich Einen mit, im vorigen Sommer, den hatte ich ins Gemsgebirg hineingeſchickt, aber das Herausbringen hielt ſchwer. Die Jagd war vorbei, ich kam von oben herab, und trug ein Thier auf der Schulter. Als ich an ſeinem Poſten vorbei kam, hieß ich ihn mir folgen. Jetzt zeigte ſichs, daß er kein Gemsjäger war. Wir mußten über eine Felsſpalte fort, es war ein Spaß, kaum drei Fuß breit; das heißt für Unſer Einen Spaß — für ſo Einen, wars immer ſchon ein ſchlimmer Schritt.

Der Abgrund war ein dreihundert Klafter tief, unten iſt ein Waſſer gegangen, — ich war voran, und ſprang hinüber. Jetzt aber mein Engländer, der iſt geweſen, als hätte ihn der Blitz getroffen. Die Kniee ſind ihm eingeſunken, das Grauſen hat ihn gepackt. Ich hatt's ihm ſchon zuvor angemerkt, daß der Steig ihm gefährlich wurde, denn er war ganz ſtill und blaß geworden, — nun aber hat es ihn geſchüttelt wie das Fieber. — „Herr" ſagte ich, „rafft Euch zuſammen, es hilft nichts, der Sprung iſt nicht der Rede werth!" — Doch er konnte keinen Fuß bewegen, und hat ſich an die Felswand gelehnt, und gebebt und iſt bleich geworden wie Milch. — Jetzt wurde mir auch bang, denn ich hatte ihn ins Gebirg hineingeſchickt, ich wollte ihn doch nicht umkommen laſſen! „Gebt mir die Hand Herr" rief ich, „ich halte feſt! Aber bedenkt hier iſt kein Spaßen! Wenn Ihr nicht vernünftig thut, muß ich mir anders helfen, denn es geht ans Leben!"

Wir hatten mit äußerſter Spannung zugehört; der Tyroler mit dem friſchen Antlitz, den ſchwarzen Augen und ſchneeweißen Zähnen, erzählte mit vollſter Lebendigkeit. „Nun?" Und was wolltet Ihr thun?" fragte ich. „Hätt' er ſich an mich klammern wollen — ſo thun ſie es, wenn ſie ganz den Verſtand verlieren vor Angſt, — ſo mußt ich ihn niederſchießen. Denn auf den Stegen bleibt nicht viel Wahl! —"

„Ermannte ſich der Engländer denn, und ſchritt er vorwärts?"

„Er konnte nicht! die Füße waren ihm wie von Blei, — er konnte ſich kaum aufrecht an dem Felſen halten. — Da er nicht kam, ging ich, und rief ihm zu: „Nun ſo ſeht ſelber zu, wie Ihr fortkommt." — Doch ich meint' es nicht ernſtlich; er ſollte ſich nur durch die Noth zuſammen raffen; denn im Stich konnte ich ihn doch nicht laſſen. Aber ich that, als ging ich. — Kaum war ich hundert Schritte fort, ſo ſchrie er nach mir, ich kehrte um. Nun ſah ich, daß die erſte, fürchterliche Angſt vorüber war. Er zitterte noch, aber er hatte doch ſeine Beſinnung wieder. Ich reichte ihm die Hand, — aber ich ſah mich vor, denn hinabreißen laſſen wollte ich mich nicht von ihm. Nun faßte er ſich ein Herz, und kam glücklich über die Spalte; ich hatte auch nachher meine Noth mit ihm, denn die Angſt hatte ihn ganz verſtört! Da hab ichs verſchworen wieder einen mit hinein zu nehmen! Wenn ſie nun kommen ſo ſchicken wir ſie dahin, wo es keine Noth hat! Dafür aber ſchießen ſie auch nichts! —"

Auf mancherlei Fragen, die ich dem Gebirgsſohn, der von ſeinem angeſtammten Beruf ohne alle Prahlerei, wie von Dingen die ſich von ſelbſt verſtehen, ſprach, gab er mir noch freundliche Auskunft, die ich hier, ungefähr in ſeiner Redeweiſe, zuſammenfaſſe. „Aufwärts

ſteige ich überall hin, wohin die Gemſe ſteigt, aber abwärts geht es nicht. Denn die Gemſe kann ſicher ſtehn, auf einem Stein wie meine Hand groß, das kann ich nicht. — Wo es gefährlich für ſie iſt, da geht die Gemſe nicht hin. Wenn ſie nicht weiter klimmen kann, bleibt ſie feſt ſtehen; man kann ſie mit Steinen werfen, ſie rührt ſich nicht. Wir thun das öfters, um ſie von dem gefährlichen Platz fortzubringen, weil wir ſie dort nicht ſchießen können, ohne daß ſie in den Abgrund ſtürzt, oder wir können ſie nicht von dem Orte holen, wo ſie ſteht, wenn ſie auch dort liegen bleibt. Allein ſie laſſen ſich nicht verſcheuchen. — — Gefährlich iſt die Gemsjagd freilich; es verſtürzen der Leute alle Jahre etliche, aber drunten im Thal ſterben ihrer auch. — Hungern und dürſten muß man können; denn man weiß wohl, wann man ausgeht, aber nicht, wann man zu Haus kommt. Ein Fleiſch, ein Brot, einen Branntwein kann man mitnehmen; Wein taugt nicht! Wieviel könnte man davon tragen? Waſſer nimmt man auch mit hinauf, denn das Schneewaſſer kann man nicht vertragen, das giebt Leibſchmerz, und dabei möchte man nicht lang aushalten. — Ueber Nacht muß man zu Zeiten auch auf den Bergen bleiben; man trifft nicht immer eine Sennhütte. Die Nacht iſt kalt droben; man muß meiſt wachen, und umher laufen; ein Feuer kann man nicht anmachen, denn Holz wächſt nicht auf dem Eis. Man

weiß oben schon Bescheid, und sucht eine Höhle, einen Felsen wo man Schutz vorm Wind hat." — Schließlich zeigte uns der Jäger noch die Jagdgeräthe und Trophäen, die Schneeschuhe, Eissporen, Alpenstöcke, Gemshäute und Gemshörner! — Genug das kleine Jagdcollegium hatte unser Interesse sehr rege gehalten, und uns über manches belehrt, was besonders einem Novellendichter, der wie ich, schon den Schauplatz einer seiner Erzählungen in jene Schneeregion verlegt hat, zu wissen wünschenswerth war. Uebrigens zog wohl mancher dieselbe Schlußlehre aus dem Vortrag, wie ich, die: „daß ich zum Gemsjäger nicht sonderlich taugen würde." —

Aber wahrlich, es ist Zeit, daß ich von den höchsten Alpenspitzen und Gemsstöcken wieder hinabsteige ins Donauthal. Wir haben den Strudel, das Pinger Loch der Donau, glücklich passirt, und schießen auf und mit der grünen Wasserbahn dahin, zwischen den grünen Bergen hindurch. Sollte ich das ganze Donaupanorama speciell abmalen, so brauchte ich mehr Papier dazu, als mir zum Druck dieses Buchs bewilligt ist. Nur einige der schönsten Punkte will ich noch abspiegeln.

Zuerst den reizenden Wallfahrtsort Maria Taferl; droben soll ein wunderthätiges Marienbild sich befinden. Das schönste Wunder, ein reines Wunder Gottes ist mir der Ort selbst. Am Fuß des Berges liegt

Marbach, ein Oertchen, das ich über dem Wallfahrtsplatz ganz vergessen habe; nur die Notiz darüber in meinem Tagebuche finde ich noch auf. —

Ja, was man schwarz auf weiß besitzt
Kann man getrost nach Hause tragen! —

Der Leser sehe sich also, wenn er mir die Donaureise nachmacht, Marbach etwas genauer an als ich.

Die Feste Weideneck habe ich mir sogar abgemalt. Es sind zwei Thürme mit gezackten Zinnen, durch ein hohes Zwischengebäude verbunden. Die Rheinruinen sehen sämmtlich grau aus, die der Donau sind zum Theil blendend weiß, ob von wohlerhaltenem oder neuerem Anwurf, weiß ich nicht. —

Prachtvoll erhebt sich zu unserer Rechten die Abtei Mölk mit drei stattlichen Thürmen, ein wahrhaft fürstlich reicher Bau. Zur Seite des von hundert blinkenden Fenstern leuchtenden Gebäudes, dehnt sich auf einer weiten von steilen Mauern getragenen Straße, hoch auf der Anhöhe, der Garten mit alten Bäumen aus. Will man ein Bild priesterlicher Weltlichkeit sehen, wo sich Reichthum und Fülle des Wohllebens mit einer doch ernsten Einsamkeit vereinigen, so betrachte man Mölk. Wunderherrlich muß der Blick von dort oben über den weiten Strom der Donau und die blühenden Thäler und Berge, die zu ihrem Bett gehören, dahinschweifen! — Auch der dichterisch-geschichtliche Reiz schmückt uns den

Ort. Denn Mölk, uralt in ſeiner Anlage, iſt es, wo der ſtattliche Zug der Nibelungen unter König Günther und Hagen auf der Reiſe zum König Etzel gaſtlich aufgenommen wird. Die Ritter ſind verſchwunden, die Mönche wohnen noch heut droben!

Bald hinter Mölk, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, ſchwimmen wir unter der Donaubrücke durch, und gelangen dann nach Schloß Dürrenberg. Es iſt die Feſte wo Richard Löwenherz gefangen ſaß. Wir betrachten ſie wahrlich mit einem andern Gefühl als die hundert zertrümmerten Schlöſſer zuvor, die die Geſchichte nicht mit einem ſo großen Namen geſtempelt hat. Aber laßt auch der Kunſt ihr Recht! Hätte Gretry nicht ſein ſtolz, wehmuthsvolles „O Richard, o mein König" ſein himmelſüßes Lied „Mich brannt' ein heißes Fieber" geſungen, und ſo, daß es einſt im Ohr und Herzen von ganz Europa tief bewegend nachklang: nimmermehr wäre des großen Engländers Name ſo volksthümlich geworden. Das iſt die göttliche Macht der Muſik und Dichtung, oder überhaupt der Kunſt, daß ſie die verſunkenen Geſtalten der Vorwelt lebendig herauf beſchwört und ſie als Unſterbliche in der Mitwelt wandeln läßt. — Tauſende haben Schillers Maria Stuart, Schillers Wallenſtein, Göthes Egmont in der Seele, gegen Einen dem die treu hiſtoriſchen Bildniſſe gegenwärtig ſind. So lebt denn auch Gretrys romantiſcher

König Richard mit uns, und ſein Lied tönt uns herab von der alten grauen Feſte Dürrenberg. Sie führt ihren Namen mit Recht, denn ſie iſt ſo dürr, ſo ſteinern öde, daß es uns ſchauert, wenn wir an die Gefangenſchaft des Helden dort oben denken. Eine lange Mauer läuft von der Höhe des Berges herab, auf dem dürren Felsboden hin, und verdoppelt den Kerkerſchauer. Ach, aber die holde Sage von Blondels Lied, ſinkt zuſammen vor dieſer Wirklichkeit, denn [illegible] dort hinauf dringt kein Klang der Zither, kein ſüßer Liedeston.

Noch einen ſcherzhaften Nachtrag zur Schilderung der Donaufahrt gebe ich. Wir gleiteten auch an Stain und Krems vorüber, d. h. an Stain, Und, und Krems, denn wirklich liegt zwiſchen dem erſten und dritten die Copula auf halbem Wege, ein Oertchen Namens Und Man entgeht leichter dem Strudel auf der Donau als dieſer geographiſchen Attrappe, denn wenn nur ein Landeskundiger auf dem Schiff iſt, ſo wird ſie uns gewiß als eine leckre Schüſſel ſauber vorgeſetzt. —

Endlich leuchtet uns, denn es iſt ſchon in den Nachmittagsſtunden, das prächtige Kloſter Neuburg am grünen Abhang entgegen. Nun ſehen wir auch den Kahlen- und Leopoldsberg, und die alten Wiener Bekannten grüßen uns freundlich von ſtolzer Höhe herab. Der Stephan ragt als grauer Rieſe aus dem Nebel, womit ihn die Stadt umkreiſet, empor. Andere Thürme

tauchen auf. Jetzt wenden wir um eine letzte Bergwand, und das Landungsufer, das freundliche Nußdorf liegt vor uns, und hunderte von Zuschauern am Ufer, die auf unsre Ankunft harren, empfangen uns mit freudigem Zuruf und heißen uns „Willkommen in Wien.“ —

Ein Abend und drei Tage in Wien.

Der Abend.

Landungstumult. Fiacker-Grobheit und Betrug. Donauen Abentheuer. Gang nach der Post. Erinnerungen Burgtheater.

So ordentlich alle Einrichtungen von Seiten der Dampfschiffahrtsgesellschaft sind, durch Numerirung des Gepäcks, sichre Plätze zum Hineinfahren in die Stadt, Fiacker zu festen Preisen — dennoch ist der Landungstumult unbeschreiblich. Wie eine Schaar hungriger Raben fällt uns schon auf dem Schiff eine Rotte zerlumpter Packträger an, die sich unserer Koffer und Felleisen bemächtigen wollen. Daß sich zu drei leichten Stücken drei schwere Kerle melden, ginge noch an, aber wo möglich möchten ihrer drei ein Stück zerreißen. Wenigstens ging es meinem Regenschirm so; Einer packte ihn am Griff, der andere an der Spitze, und gleichzeitig

ruckten ſie an, wie Pferde zum Viertheilen, und zer-
theilten ihn glücklich ſo, daß der erſte Kerl mit dem bloßen
Griff in der Hand, ſeitwärts ſchnellte, wie ein abpral-
lender Bolzen, während der andere Stock, Seide und
Fiſchbein behielt. Auch iſt es trotz der Nummerblech-
eine kleine Aſchenbrödelarbeit ſein Eigenthum aus den
3 — 400 Reiſeſtücken und Säcken herauszuleſen. Hier
wird eine 9 für eine 6, dort eine 6 für eine 0 geleſen,
der ſchleppt mein ſchwarzes Felleiſen fort, was wie der
Milchbruder des ſeinigen ausſieht, und ich werde am
Rockſchooß gehalten, weil ich einen graugeſtreiften Nacht-
ſack, das gar kein anderer ſein kann, als der meinige,
entführt habe, den aber doch der Teufel plagt, in eng-
liſchen Dienſten zu ſtehen, ſtatt in meinen. Alles drängt
ſich überdies um den einen ſchwarzen Krater des Raums,
aus dem die Packſtücke aufſteigen, wie von Cyklopen
heraufgereicht; man wird geſtoßen, getreten, gequetſcht
und kann Gott danken, wenn man nicht lebendig in den
offenen Tartarus geſtürzt wird. Endlich iſt man aus
dieſer Packerei-Plackerei errettet, und wird von dem re-
ſpektiven Träger der Bagage ans Land gelootſet. Ein
enger Thermopylenpaß iſt der einzige Weg aus Ufer,
und er wird durch einen unbeſiegbaren Leonidas der
Polizei geſperrt, der uns das Wort „Reiſ'-Document"
entgegenruft. Man käme leichter am Cerberus vorbei
in die Hölle, ſogar heraus, als an dieſem Retter des

des Landes vorüber, ohne ihm den Paß überliefert zu haben. Es iſt das Fuhrgeld, ohne das dieſer Landcharon niemanden aus dem Kahn ſteigen läßt, ſo wenig wie der ſtygiſche in den Kahn. — Auch an dieſer Scylla ſind wir vorübergekommen, nun aber fallen wir rettungslos in die Charybdis in einen Meerſtrudel von Lumpengeſindel, das, wie die Franzoſen ihr ça ira, nichts ſingt, als: „Ein Fiacker, Ihro Gnaden?" — aber wohl gemerkt nur das ack wird ack-centuirt und der dreiſilbige Fiacker zum möglichſt einſilbigen gemacht, und noch das Ein, als bloßes Vorſchlags-n in den Kauf gegeben; auch das Ihro wird vorn und hinten amputirt und ihm ſeine beiden Vokale geſtutzt, endlich die Gnade auch in eine Spelle, wie die Puriſten viel ſchöner ſagen als Sylbe, zuſammengedrängt. So wird das Feldgeſchrei dieſer Harpyen wirklich auf zwei Silben reducirt, die ich, könnte irgend eine Orthographie den Laut ausdrücken ſo ſchreiben würde: „Nſſiackr r' Gnadn?"

Das Kurze und das Lange von der Sache iſt aber das: wenn es der Polizei eben ſo wichtig wäre, den Fremden vor dieſen unnützen und ganz heilloſen Plagen zu bewahren, als ihm ſeine Purificationszeugniſſe alle 24 Stunden abzunehmen, und ſie durch ein darauf gedrucktes Siegel und Datum zu verificiren, ſo würde das Geſindel, das uns Fiacker anbieten will, die uns vor der Naſe ſtehn, mit

größter Leichtigkeit von uns abzuwehren sein. Wenigstens wäre es ein angenehmer Dank für alle die Legitimationen und Abgaben, denen man sich unterwerfen muß, gegen die unverschämte Grobheit dieses Pöbels gesichert zu werden. Doch diese sind nur die Mäkler der Fiackerbörse; die eigentlichen Stock-Jobbers sind die Fiacker selber. Gegen diese ist man durch einen allerdings nicht niedrigen, aber doch festen Tarif geschützt. Denn sie müssen uns zu festen Preisen (nach der Leopoldstadt für 2 Fl. 24 Xr. C. Münze, also 1 Rthr. 20 Sgr.) in die Gasthäuser bringen, eine Fahrt die von Nußdorf aus bis in das Lamm oder weiße Roß etwa 35 Minuten betragen mag; wenn man aber auch mit dem Aufenthalt an der Douane eine Stunde darauf rechnet, — offenbar das Maximum, — so würde man doch in Berlin nach den Fuhrpreisen unserer Fiacker für etwa den dritten Theil des Preises die Fahrt machen. Doch um den Preis möchte es sein; ein Reisender fragt darnach weniger. Allein daß man dabei mit der gröbsten Unverschämtheit behandelt, und noch überdies betrogen wird, darüber hat man wohl ein Recht, sich zu beschweren, und die Abstellung wäre Seitens der Polizei wohl leicht zu bewerkstelligen. Wie man grob behandelt werden kann, begreift Jeder leicht; doch wie man bei festen Preisen betrogen wird, das will ich erzählen. Man hatte mir in Prag das weiße Roß in Wien als ein

neu eingerichtetes billiges Hotel empfohlen, und ich hatte dort mit mehreren Reisegefährten halb und halb eine Zusammenkunft verabredet. Deshalb wollte ich dorthin, und zwei Landsleute, die ich auf dem Dampfschiff getroffen, beschlossen mit mir dort abzusteigen. Ich übernahm es, den Fiacker auszusuchen. Er war bald gefunden, viersitzig, vollkommen ausreichend für uns und unser Gepäck. Jetzt aber kam die Frage des Kutschers: „Wohin fahren Ew. Gnaden?" „Ins weiße Roß!" — „Da ist halt kein Platz mehr; ich bin heut schon zweimal dort gewesen. Aber im Lamm ist noch Platz!" — „Ich will dennoch ins weiße Roß, denn ich habe mir Wohnung bestellen lassen, und muß jedenfalls meine Adresse dort abgeben." — „Ich kann Sie nicht fahren, mein Wagen ist zu klein" war jetzt die kurze, grobe Antwort, bei der sich der Führer umdrehte, und allerlei Höflichkeiten vor sich hinbrummte. — Da ich den Grund seines Betragens witterte, ging ich zu einem der nächsten Führer, benachrichtigte aber meine Reisegefährten von dem Vorfall, und bat sie, nicht eher zu sagen, wohin wir fahren würden, als bis wir im Wagen säßen. Der neue Fiacker fragte zwei, dreimal angelegentlichst, ich wich ihm aus. Endlich war das Gepäck eingeladen und aufgebunden, und wir setzten uns ein. Jetzt erklärte ich: „Nach dem weißen Roß!" — „Da ist kein Platz mehr! Ich war schon dort." — „Nur vorwärts,

unſre Wohnung iſt beſtellt." Verdrießlich peitſchte der Kutſcher die Pferde an. Wir fanden im weißen Roß noch hinreichenden Platz; der Kellner beſtätigte durch ſeine Ausſage meine Vermuthung, daß die andern Wirthe die Fiacker, die ihnen die Gäſte zuführen, anſehnlich beſchenken (natürlich müſſen die Reiſenden das mindeſtens erſtatten,) der Roßwirth aber dieſe Abhängigkeit von den Lohnkutſchern verſchmähe.

Doch wehe uns wenn wir im Roß keinen Platz gefunden hätten! Denn alsdann hätte uns der Fiacker völlig in Händen gehabt, und uns die Preiſe der Fahrt ganz nach Willkühr geſtellt, auch wenn er nur vor das Nachbarhaus, das Lamm gefahren wäre; denn ſein Preis lautet nur auf einen Weg. Mehrere Reiſende haben ſich wenigſtens gegen mich beklagt, daß ſie für das Weiterfahren von zwei, drei Minuten arg gebrandſchatzt worden ſeien; denn allerdings müſſen ſie ſich, da ſie ihr Gepäck nicht auf den Rücken nehmen können, auf Gnade und Ungnade ergeben. —

Inzwiſchen ſind wir zwar ſchon geprellt worden aber doch noch nicht zum Thor hineingekommen; ich hatte das weiße Roß nur ein wenig voraus courbettiren laſſen.

„Selig ſind die da nicht Taback rauchen" kann ein Reiſender wie ich in Oeſterreich ausrufen. Denn eigentlich iſt an dem neunfachen — ach was ſage ich, neun

und neunzigfachen — Styr der Douanen, der die Kaiſerſtadt umfließt nichts außergewöhnliches verpönt, als der unglückſelige Taback. Daß aber ein liebender Raucher ſich dreißigmal leichter von ſeiner Braut als von ſeiner Pfeife, und vollends von ſeiner gewohnten Sorte oder Zigarre trennt, das iſt ein Axiom welches ſchwerlich ſo viel Anfechtungen erleiden wird, als das eilfte des Euklides. — Dieſe Gedanken wurden mir durch meine beiden Fiacker-Gefährten erwirkt, die eine kleine Schiffsladung Zigarren bei ſich hatten. Denn groß waren die Tropfen des Angſtſchweißes auf ihrer Stirn, über das mögliche Schickſal dieſes theuren Guts; — es ſollte ihnen noch viel theurer werden! — Wohl zwanzigmal fragten ſie mich: „Was meinen Sie? Wird man ſehr ſtreng viſitiren? Ein paar Dutzend Zigarren ſind ja doch eine Kleinigkeit! — In den Rocktaſchen wird man doch nicht nachſehen? — Mit etlichen Zwanzigern iſt Alles abgemacht, nicht wahr? — Man wird doch Vernunft annehmen hier in Wien? —" Mit dergleichen kühnen oder zaghaften Vorausſetzungen und Selbſtberuhigungen, brachten wir den Weg bis zur Douane hin, ohne viel auf ihn zu achten. Ich hätte ihn aber auch ſo nicht ſchildern können, da er uns, wie die alten Götter nur in einer Wolke erſchien, oder vielmehr verſchwand; ich kann aber nicht behaupten, daß es eine Roſenwolke geweſen ſei, auch nicht eine Blumenſtaubwolke,

ſondern nach chemiſcher Prüfung reine Kalkerde. —

Wir hielten an der Douane. — Einer der Tabacksraucher übernahm das gefährliche Geſchäft der Einſchmuggelung. Ich muthmaßte, daß es ſchlecht ablaufen würde, denn er ſetzte ſich zwiſchen zwei Stühlen nieder, indem er halb den Weg der Verläugnung, halb den der Beſtechung ging, und ſich ſo einen durch den andern total verdarb, da er ſelbſt die deutlichſten Winke gab, daß er den Tabacks-Cordon unerlaubter Weiſe zu überſchreiten gedenke. Ein etwas ſarkaſtiſches Lächeln des Oberſteuerbeamten gab ihm die hinlänglichſte Quittung, daß er verſtanden ſei. Da mir, wie komiſch und im Grunde auch unſchuldig ſie ſein mögen, alle ungeſetzlichen Proceduren ſehr zuwider ſind, ſo hatte ich mich mit meinen Objekten in entſchiedener Abſonderung gehalten, und war bereits ſehr höflich und in der beſten Form, die ich den vaterländiſchen Douaniers, d. h. denen des Zollvereins nur anrühmen kann, abſolvirt. Aus meiner ſichern Ecke beobachtete ich daher meinen Gefährten. Er ging alle Stufen der Verlegenheit durch, und brach endlich auf der letzten das Genick — er wurde ertappt. Die Liberalität der Douanen, geſteht wie die Liberalität in der Politik, nur lothweiſe Gerechtſame zu; ſo waren denn auch meinem Unglücklichen nur drei oder vier Loth Tabak zu eigenem

Gebrauch bewilligt. Doch siehe, das aufgefundene Packet schielte ansehnlich nach dem Pfundgewicht hin! Der Ober-Douanier zog eine strenge Mine, der Tabacksdilettant eine trübselige, mehrere Unter-Douaniers verriethen Anlage zur Satire, und der fünfte und letzte Akt dieser Tragikomödie war völlig tragisch, er hieß bezahlen. —

„Zwölf Gulden Münze, für eine Handvoll elender — aber vortrefflicher — Zigarren!" So exclamirte mein armer Landsmann! Doch Bezahlen wäre das Wenigste gewesen, aber wie! Das war nicht mit dem Aufzählen der blanken Zwanziger abgethan, sondern darüber mußten Protokolle aufgenommen werden, man mußte sein Todesurtheil selbst unterschreiben, wurde von einem Bureau (fast hätte ich bourreau gesagt, was für den Damnirten übrigens ziemlich auf Eins herausgekommen wäre) ins andere geschleppt, die Marter schien bis Sonnenuntergang dauern zu sollen! Ich der Unschuldige und der verurtheilte Mitschuldige, wurden Ungeduldige. Der Fiacker stampfte mit dem Fuß, fluchte, knallte mit der Peitsche! Zehnmal öffnete er die Bureauthür, guckte durch die Fenster, winkte, rief, genug das arme Zigarrenopfer stand unsägliche Qualen aus! Ein halber Sommerabend in Wien ging uns in Rauch auf, in Tabacksrauch! —

Endlich!

auft der Leser so vergnügt als wir — Jetzt sind wir

aber auch blitzschnell am weißen Roß, das der nächste Nachbar des Lamms ist. Wir finden Platz, wie ich schon erzählt, wohnen leidlich, und sind zufrieden; wenigstens ich.

Der eiligste Weg, den ich zu machen hatte, war der nach der Post, weil ich Briefe erwartete. Doch — um sechs Uhr (irre ich nicht, sogar um fünf Uhr) wird das Bureau für auszugebende Briefe schon geschlossen! Also in der großen Kaiserstadt ist nach sechs Uhr kein Brief mehr von der Post zu erhalten! Dergleichen vorzeitliche Einrichtungen, die den rasch brausenden Rädern unseres Zeittreibens schleppende Hemmschuhe anlegen, daß sie nur mühsam fortkriechen, begreift ein norddeutscher Reisender kaum. — So mußte ich denn die ganze volle Sehnsucht nach Nachrichten von den Meinigen mit einer starken Dosis Galle gemischt hinunterschlucken. Nach fünf Minuten aber wurde ich schon wieder gutmüthig, und dachte: Ist es nicht besser, daß dem armen Sclavenheer der Beamten, die je schlechter bezahlt, um so belasteter sind, der schöne Sommerabend zum Spaziergang gegönnt wird? Muß nicht eine Schlußstunde da sein? Ob es um sechs, sieben, oder zehn Uhr sei! — Doch andererseits! Was kann uns nicht mitunter daran gelegen sein, einen Brief noch zu erhalten! Auf kleineren Stationen fand ich die Schlußzeit gerade eben so — auf diesen verweilt man aber nicht wie in Wien, dort

müßte doch der Reisende auch zu späterer Zeit, wenigstens zu gewöhnlicher Ankunftsstunde, bis Sonnenuntergang einen Brief erhalten können ohne gezwungen zu sein, bis den andern Morgen um 8 oder 9 Uhr zu warten! Es giebt ein Auskunftsmittel! Man setze eine billige Schlußstunde fest; später liefere man auch aus, aber gegen erhöhte Taxen, und der Ueberschuß bleibe den Beamten, die die Last davon haben. Die Hamburger Thore öffnen sich zu jeder Stunde der Nacht, aber sie werden mit jeder theurer! — — —

Der erste Besuch den ich von der Post aus in Wien machte, galt dem Stephan.

Alter wundervoller Bau! Hat die Zeit doch so scharf an Dir genagt, daß Deine Riesenglieder wanken? Freilich ist manches Jahrhundert an Dir vorübergegangen, und es hat darin gestürmt und gedonnert. Dein Haupt haben die sausenden Winde wohl am wildesten umtobt, und die schwarzen Flügel der Wetterwolken mit dem schärfsten Schlag getroffen, denn dort sehe ich, muß die Gegenwart mit ihrem Flickwerk die Wunden Deines morschen Alters zunächst heilen. Warum streckst Du Dich auch so verwegen in den Himmel hinein, als wolltest Du seine Rathschlüsse belorchen, und vorwitzig die grauen Wolkenschleier heben, wenn er sich einhüllt? Was hast Du in den Werkstätten des Donners und der Blitze zu suchen? Beklage Dich nicht, wenn Dir die

Luftgeiſter dort oben feindſelig ſind. Stürmſt Du doch ſelbſt mit gewaffneter Hand zu ihnen hinan, oder fordert Dein Blitzableiter ſie etwa nicht zum Kampfe heraus? — Tröſte Dich alter, grauer Freund! Du biſt nicht das Einzige, was Jahrhunderte geſtanden hat, und nun doch zu wanken anfängt! Manches was ſeit Jahrtauſenden in der Menſchheit wurzelte, fängt jetzt an locker zu werden, daß die Winde (mitunter auch die Sauſewinde!) ihr Spiel damit treiben! Tröſte Dich alſo Du greiſes Denkmal der Kraft früherer Jahrhunderte und Geſchlechter! Jedem kommt endlich ſein Tag! Aber noch ſtehſt Du, einige Spalten in Deinen Mauern ſind nur wie Runzeln auf unſerer Stirn; wir können damit noch eine ganze Zeit die Laſt des Lebens tragen! Wir werden Deinen Fall noch nicht ſehen! Ueber unſer flüchtiges, gebrechliches Daſein ragt Dein verwitternder Bau noch weit hinaus! Darum ſei ferne von uns die Trauer; wir wollen uns freuen, daß dein ſtolzer Wuchs noch ſo hoch emporragt über die Wohnungen der Menſchen, über den Flug der Vögel! Freuen der reichen Pracht mit der Dein Haus gegründet iſt! — Nimm mich denn auf und umſchaure mich mit dem erhabenen Ernſt Deiner hohen Gewölbe! — —

Der Tag neigte ſich ſchon; eben ſollten die Pforten geſchloſſen werden; doch der Schließer war willig mich noch einige Augenblicke eintreten zu laſſen. Nicht der

Glanz aller sonnigen Strahlen des Tages, die durch die bunten Glasfenster leuchten, nicht der Schimmer und die Pracht von tausend Altarkerzen, wiegt mir den Eindruck auf, mit dem die Riesenwölbung mich in dem grauen Schatten der Dämmerung erfüllte. Draußen leuchtete freilich noch der Tag; doch im Innern der Kirche dunkelte es schon tief. Die Pfeiler stiegen wie lange Schatten auf, sie verloren sich in graue Unbestimmtheit oben am Gewölbe, wie im Hintergrunde nach dem Altar zu. Von den Bildern blinkten nur die Rahmen noch im matten Abglanz des röthlichen Abendhimmels, der einen letzten Blick durch die hohen Bogenfenster warf. Die weiten Räume waren leer, grabesstill; der leiseste Tritt hallte nach, ein Flüstern pflanzte sich wie fernes Rauschen an den Wölbungen fort. Die Leichensteine, die Grabmäler, die Heiligenbilder, der Hochaltar, Alles erschien bedeutungsvoller, ernster in dem erhabenen Halbdunkel. Das Ganze schlug einen, die tiefste Seele erschütternden heilig düstern Akkord an, dessen Klang das flüchtige Geräusch des Lebens in die Gewalt seiner Harmonie bannte und begrub. —

Der Stephan ist das Palladium Wiens; er steht wie die feste Achse der Ewigkeit mitten in dem leichtfertigen, verworrenen Treiben irdischer Vergänglichkeit, das sich rings zu seinen Füßen bewegt. Wie ein unerschütterliches Wort der Wahrheit, vor dem sich jede Lüge

enthüllt und zerſchellt, bleibt er ſtät mitten in den wandelnden Irrthümern des Lebens, ihre Warnung und Prüfung zugleich. Es dünkt uns, wie weit ſich die Ueppigkeit und der Leichtſinn der Reſidenz verwirren möchten, ſo lange dieſer ehrwürdige Wegzeiger des Lebens in ihrem Mittelpunkt ſteht, könne der rechte Pfad nie ganz verloren geben. Er redet eine ſtumme, gewaltige Sprache, und kein Ohr iſt ſo betäubt von dem Geräuſch der Welt, daß es ſeine unabweisliche Mahnung nicht vernehmen ſollte. —

Ich war nicht fünf Minuten in den heiligen Hallen geweſen, und die Stadt ſchien mir wie umgewandelt, wie Alcinens Geſtalt und Hain dem entzauberten Blick. Alles dünkte mich klein, nichtig, ärmlich, neben dieſem einzig Großen. —

Doch Eins hauchte wieder eine Seele in dieſe bewegte Welt leerer Aeußerlichkeiten, es war die Erinnerung. Ich ſtand jetzt an dem Punkte, wo ich vor ſechszehn Jahren zuerſt den Boden der Kaiſerſtadt betreten hatte. Die weite Kluft zwiſchen dem jetzt und damals verſchwand, ich war wieder ein Jüngling, — ich träumte den Jugendtraum! — Damals erfüllte ein höchſtes Verlangen meine ganze Bruſt, — Beethoven! jetzt mußte ihn der ſehnende Gedanke unter dem Grabhügel aufſuchen! — Dorthin lag die Straße wo er wohnte, wo ich die erſten Worte mit ihm wechſelte'

Ich ging und ſuchte mir das Haus auf; ganz treu hatte es mir meine Erinnerung nicht feſtgehalten! Ungefähr fand ich die Stelle, doch nicht genau! Jeden Augenblick war ich im Begriff irgend einen vorübergehenden Wiener Elegant oder Spießbürger zu fragen „Wohnte hier nicht Beethoven vor ſechszehn Jahren?" Ich würde vielleicht eine ſeltſame Antwort bekommen haben! „Wer iſt der Mann? Arbeitet er auf dem Gubernium? Auf der Polizei?" — Was weiß das heut in der Grugergaſſe, auf der breiten Handels- und Arbeitsſtraße des Lebens verkehrende Geſchlecht von dem, der vor anderthalb Jahrzehenden hier vier Stiegen hoch wohnte, und — Noten ſchrieb! Hier könnt Ihr nur fragen: Wo wohnt Rothſchild? — Doch man kann fürchten auf Muſiker — Muſikanten ſollten ſie höchſtens heißen, — zu ſtoßen, die nur ein unbeſtimmtes Echo des Namens in ihrer Seele finden möchten, und allenfalls antworteten: „Ich weiß halt nicht, wo er jetzt wohnt!" Dieſe Herren hätte ich aber ſogleich gefragt: „Wo wohnt Herr Strauß, wo wohnt Herr Lanner?" — —

Der Menſch iſt ſo ſelbſtſüchtig, daß er ſtets wieder auf ſich zurückkommt. Es waren doch mehr meine Erinnerungen, als die an den großen, heiligen Künſtler die mich bewegten. Darum folgte ich jetzt den Spuren meines Lebensweges. Ich ſtellte mich vor den Erzherzog Karl, d. h. vor das Gaſthaus dieſes Namens,

wo ich damals zuerſt abgeſtiegen war, und ſuchte mir von dort den Weg nach der Mehlgrube und dem Graben bis zur Ecke des Kohlmarkts, wo ich ſpäter längere Zeit gewohnt. Hier war mir noch jedes Gäßchen, jedes Haus erinnerlich. Das Mondlicht hatte ſich jetzt mit dem der Laternen und des verdämmernden Abendroths gemiſcht, und die Fenſter meines ehemaligen Zimmers blinkten in dem dreifachen Schimmer. Die Wiener, die den wohlbeleibten Mann mit der Brille ſo unbeweglich auf der Gaſſe ſtehen, und nach dem dritten Stockwerk blicken ſahen, mochten ihre eigenen Gedanken über ihn haben. „Der alte Thor mit der Brille iſt wohl gar verliebt, und ſchaut ſentimental im Mondſchein nach den Fenſtern ſeiner Schönen hinauf!“ — Ihr hättet nicht ſo unrecht; es war das Bild einer holdſeligen Geliebten, nach der ich ſchaute! Eine muntere, unſchuldige Lebensfreundin, die oft dort mit mir aus den Fenſtern geguckt hat! Sie iſt mir aber treulos geworden, und flattert jetzt mit andern in der Welt umher! — „Jetzt noch? Wahrlich ſo ſchadet Alter der Thorheit nicht, aber deſto mehr der Schönheit!“ — Gemach, gemach, ſie wird nicht alt, ſie bleibt ewig reizend, aber auch ewig flatterhaft, zum Henker es war die Jugend ſelber, nach der ich mich umſah, die hier am Graben und Kohlmarkt mit mir gewohnt, und jetzt ausgezogen iſt, wer weiß in welche Gaſſe!

Aber ihr treues Bild habe ich aufbewahrt! Und das ſoll mich nicht verlaſſen, und mich wie das Spiegelbild meiner Sonne wenn auch nicht mit warmen, doch mit hellglänzenden Strahlen anſchauen.

So dicht am Kohlmarkt, ſo ſpät am Abend — was blieb mir beſſeres übrig, als ins Burgtheater zu gehen, wo die Fürſtenbraut, — bekanntlich ein Schauſpiel von einer Fürſtentochter gegeben wurde. —

„Ah, Herr Fichtner! Wie freue ich mich, Sie nach ſechszehn Jahren noch als jugendlichen Liebhaber wiederzufinden! Auch Dlle. Fournier, aber mit einem Heirathsznamen, den ich vergeſſen — ja die Zeiten ändern ſich, aus Mädchen werden Bräute! — —

Mit dieſen beiden Namen habe ich die Hauptſtützen der Darſtellung genannt. Der Scherz über Herrn Fichtner iſt übrigens nicht ernſthaft zu nehmen. Er war noch ſehr jung als ich zuerſt in Wien war, und mag jetzt vielleicht hoch in den dreißigen ſein; überdies iſt der Fürſt von der Dichterin wohl ziemlich nahe an den Dreißigen gedacht. Es ſtünde ſchlecht mit der theatraliſchen Kunſt, wenn ſie uns nicht um ein Jahrzehend täuſchen könnte; auch deshalb ſchlecht, weil wir dann ſchwerlich jemals einen guten Darſteller jüngerer Rollen ſähen, indem höchſt ſelten einer unter einem Jahrzehend die nothwendige Sicherheit, Gewandtheit und geiſtige Entwickelung erlangt, um uns die Aufgabe künſt-

leriſch zu löſen. Wir wären alſo auf das rohe Naturprodukt beſchränkt, das oft recht roh iſt. Herr Fichtner iſt bekanntlich einer der geachtetſten Künſtler in ſeinem Rollenfach; eine würdig anſtändige Haltung, gebildete Sprache, Sicherheit in den kleinen und großen Bewegungen, die die Bühne fordert, laſſen ſich ihm nicht abſprechen. Doch war das Ganze ſeiner Darſtellung etwas kühl, zu wenig beweglich, ſo daß man in manchen Momenten das Wort ſteif gebrauchen möchte. Er gab uns vielleicht die Wahrheit zu treu wieder. — Dlle. Fournier oder Md. Fournier-N. N. iſt lange genug ein Mitglied der Bühne Berlins geweſen, als daß ich in der Art und Weiſe ihrer Darſtellung eben etwas Neues hätte finden können. Doch muß ich bekennen, daß ſie mir in vielen Beziehungen eine feinere Ausbildung gewonnen zu haben ſchien. Da ich nur dieſer einen Vorſtellung im Burgtheater beiwohnen konnte (ſo gern ich am nächſten Tage den Wiener-Wilhelm Tell geſehen hätte,) ſo kann ich mir über die Geſammtleiſtungen der Schauſpieler kein Urtheil erlauben. Indeſſen geſtehe ich, daß jenes Gefühl einer künſtleriſch ſorgfältigen Behandlung des Ganzen, eines harmoniſchen Studiums, welches ich früher durch die Vorſtellungen dieſes ausgezeichneten Perſonals gehabt, mir nicht wieder geworden iſt. In der Zahl der übrigen Rollen dieſes Stückes waren die meiſten, und es ſind doch darunter

recht wichtige, durchaus nicht so besetzt wie es eines Theaters von diesem Range und Ruf würdig gewesen wäre. Ein leitender Kunstgrundsatz fehlte offenbar, und machte es wiederum anschaulich wie nothwendig, wie unerläßlich uns eine Theaterschule ist, um gewisse allgemein zu fordernde Eigenschaften auch bei untergeordneteren Mitgliedern zu erreichen. Fast jeder spielte hier wie es ihm einfiel, verzerrte und verdrehte den Charakter nach Belieben; ungebildete Aussprache, vernachlässigte Haltung, kurz der Mangel aller jener Grundlagen worauf sich erst ein künstlerisches Gebäude erheben kann, waren nur allzu fühlbar.

Das Uebelste aber war dabei, daß das Publikum fast unterschiedslos das Gute und Schlechte durch Beifall belohnte. Diese trübe Erscheinung verbreitet sich durch ganz Deutschland, daß das Urtheil mehr und mehr bei den Theaterbesuchenden verloren geht. Fast überall entdeckt man entweder Partheinahme, Beifallspende-Cotterieen, oder es bricht, und insgemein bei den Theatereffecten der schlechtesten Art, ein rohes Toben und Lärmen aus, welches mich in innerster Seele anwidert. Gewiß ist das Unheil von den Künstlern ausgegangen; jetzt aber wirkt es — „das eben ist der Fluch der bösen That," — auf diese zurück, und das Publikum verschlechtert sie. — Wir sahen es schon

in Prag; ein hübſches Geſicht, und die leidlichſt oberflächliche Dreſſur genügten, um einer Debütantin denjenigen Triumph zu bereiten, welcher bisher als das höchſte Maaß der Belohnung für die ausgezeichnetſten Leiſtungen der ausgezeichnetſten Künſtler aufbewahrt war. Begreiflicherweiſe erſcheint daher den Bühnenmitgliedern jedes Studium überflüſſig. Ehemals hielten ſie ſich wenigſtens an die hochſtehenden Meiſter, und ſuchten ihre Lehren zu befolgen; jetzt genügt es beinahe, gerade gewachſen zu ſein, um ſich nicht für berufen zur Kunſt, ſondern ſogar für einen Künſtler ſelbſt zu halten. Daher der immer mehr überhand nehmende ſchlechte Naturalismus, und der täglich ſich mehr herabſtimmende Maaßſtab der Forderungen des Publikums. — Auch das Burgtheater, das ſich ſo lange Zeit in dem Ruf einer höchſt ausgezeichneten Kunſtanſtalt, und mit Recht erhalten hatte, wäre alſo von dem Uebel angeſteckt, und neigte ſich zum Komödiantenweſen hinab! Wie iſt es aber anders möglich, wenn man die Gattung von Leuten betrachtet, die ſich auch hier wieder, wie in den meiſten Theatern zu Tonangebern des Parterres gemacht haben? Corneis, junge Dandys, Commis, abgeſtandene Müßiggänger, — das iſt die Jugend, die da vergöttert und verurtheilt! Man darf nur die Geſpräche dieſer Cohorten im Parterre und auf den Corridors mit anhören, um Schlüſſe auf ihren kritiſchen Beruf zu machen! —

Uebrigens ſteht es mit den älteren Richtern in Logen und Sperrſitzen auch nicht ſonderlich aus. Verdrießliche Geſchäftsmänner, die ſich amüſiren wollen (dies wahre Wort der Verderbniß für alle Kunſt) Banquiers, die den ganzen Tag über nichts als Zahlen und Wechſel geſehen, lüſterne Roués die ihre Liebſchaften auf der Bühne haben, — iſt das nicht die Mehrzahl unſerer Urtheiler? Dazu kommt eine eben ſo ſeichte als feile Journalkritik — namentlich beſitzt Wien in dieſer Gattung vielleicht das verächtlichſte Individuum in ganz Deutſchland, was als der Chorage der Journalfrechheit und feilen Nichtswürdigkeit ſich verrufen gemacht hat, wohin es nur ſeinen Fuß ſetzte — wo bleibt da die Möglichkeit, eine Kunſtanſtalt im Ganzen rein, gediegen, künſtleriſch achtbar zu erhalten? — Doch ich werde bei einer andern Gelegenheit noch beſonders auf dieſes Thema zurückkommen, für jetzt ſei der unerfreuliche Stoff beſeitigt. —

Ich hatte anfangs Luſt auf die Bühne zu gehen, um einige der mir bekannten Künſtler, unter denen der ſo vielfach verdienſtliche Anſchütz, zu begrüßen, doch — die Luſt war mir vergangen. Die in einigen Theilen wirklich ſehr lobenswerthe Vorſtellung hatte mich durch ihre Disharmonie in den übrigen, und noch vielmehr durch die Haltung des tonangebenden

Publikums*) dabei so verstimmt, daß ich für diesen Abend zu nichts mehr taugte, als einsam nach Haus zu wandeln. —

Die Luft war mild; Wien schon ziemlich einsam, wie es mir denn überhaupt früher still dort zu werden scheint, als bei uns, was wohl daher kommen mag, daß man im Allgemeinen weniger zu Abend ißt. Doch die eleganten Etablissements für Conditoreiwaaren, insbesondere für Gefrornes und kühlende Getränke, waren noch offen. Eins derselben ist mitten auf dem Graben eingerichtet. Dort erfrischte ich mich noch mit einem Glase Eis, und las den österreichischen Beobachter, auch ein ziemlich kühler Genuß. — Ein junger Mann mit einem schlanken Mädchen waren die einzigen Gäste, die noch Platz nahmen. Sie legte ihren Sommerhut ab, und zeigte ein allerliebstes Köpfchen, das halb von dem

*) Denn daß auch ein anderes, mehr passives, von viel höherer Befähigung zugegen war, ist in einer, im Ganzen so gebildeten Stadt wie Wien, eine Annahme die sich von selbst versteht. Da aber eben ein solches wegen seiner Bildung sich ruhig genießend und urtheilend verhält, und nicht daran denken kann, sich in einen Kampf mit den eben geschilderten Elementen einzulassen, so bleibt es ein neutraler Faktor in der Rechnung. Jene bilden das sogenannte Theaterpublikum, das aus dem Theaterbesuch ein tägliches Geschäft macht, wodurch es eben zum kläglichen wird; und in diesen Händen liegt das Heft der lauten Entscheidungen.

Monde, halb von den hellen Lampen in dem Laden reizend beleuchtet wurde. Einem solchen Bildchen gegenüber bleibt man schon ein Weilchen sitzen. Die frischen Lippen sahen mir aus, als ob sie wärmere Genüsse, als das kalte Himbeereis nicht verschmähen würden. — Bald flatterte das Bärchen auch wieder auf, und verlor sich im Dunkel der nächtlichen Schatten. — Eine weiße Gestalt schwebte geisterartig an den dunkeln Häusern hin; ich fürchte mich nicht vor Gespenstern, und folgte daher der weißen Dame wie zu Linz; ich konnte es mit bestem Gewissen, da sie die Richtung nach dem weißen Roß nahm, wohin ich gehörte. Als wir an den Stephansthurm gelangten, — bis dahin war ich ihr stumm gefolgt, — trat ich zu ihr, sprach sie an; sie schlug den Schleier zurück, der Mond strahlte ihr hell ins Antlitz, in demselben Augenblick schlug die mächtige Glocke über uns die zwölfte Stunde! — — Und das ist wahrlich Zeit, Tag und Kapitel zu beschließen! —

Erster Tag.

Besuche. Streichers Instrumentenfabrik. Stimmung in Wien. Klacker. Fahrt nach Baden. Eisenbahnen in Wien überhaupt.

Ich werde den Leser nicht mit der Aufzählung der einzelnen Besuche, die ich älteren Freunden und Bekannten, und Männern von Namen machte, ermüden. Aus

zwei Gründen nicht, weil ſich dieſelben erſtlich auf eine geringe Zahl beſchränkten, indem mein nur auf drei Tage feſtgeſetzter Aufenthalt mir eigentlich gar keine Wiederanknüpfung von geſelligen Verhältniſſen geſtattete; zweitens weil ich es überhaupt nicht liebe mich an Perſönlichkeiten zu halten, wenn ſich nicht allgemeine Beziehungen damit verknüpfen. Nur wo dies der Fall iſt, werde ich Ausnahmen machen, und außerdem haben mir meine perſönlichen Beziehungen zuſammengenommen eine allgemeine Ausbeute gegeben, über die ich mich unter der Bezeichnung, Stimmung in Wien, näher auslaſſen will.

Die Geſchäftsgänge that ich zuerſt ab: nach der Poſt um Briefe abzugeben und zu empfangen; auf die Polizei, und zur Einkaſſirung eines Wechſels.

Briefe aus der Heimath in der Fremde empfangen, iſt das höchſte Glück des Herzens, vollends wenn ſie uns aus geliebteſter Hand Nachricht über das Geliebteſte bringen. Selbſt ein Weh, das man ſo erfährt, gewinnt etwas Süßes; doch wird freilich die Sehnſucht ſo aufgeregt, daß auf einige Zeit mir wenigſtens aller Reiz der Reiſe verſchwindet, und ich ſie nur noch wie eine Aufgabe betrachten kann, deren Löſung ich mir zum feſten Vorſatz gemacht. Mit Haſt durchflog ich die heimathlichen Nachrichten; es miſchte ſich Glückliches und Trauriges darin, ſo daß für den ganzen Tag meine Stim-

mung eine weiche, mein Herz heimwärts gewandt blieb. —

Von der Post ging ich auf die Polizei, da man in Wien sich persönlich wegen der Auslösung des abgegebenen Passes stellen muß. Bei allem Widerwillen, den ich gegen die ganze Paßeinrichtung überhaupt habe, muß ich doch bekennen, daß man hier ausgezeichnet höflich behandelt, und sehr schnell abgefertigt wurde. Es überraschte mich nicht wenig, daß der Beamte, bei dem ich mich meldete, mir, als ich meinen Namen genannt, erwiederte: „Ei! Sie sind lange nicht hier gewesen!" — „Seit sechszehn Jahren" entgegnete ich erstaunt über dieses sichere Amtsgedächtniß. Ich hätte annehmen können, daß ihm mein Name überhaupt nicht ganz unbekannt sei, doch bei meinem ersten Aufenthalt in Wien, hatte ich kaum die Erstlinge meiner Feder drucken lassen, und es war also schwer zu vermuthen, daß der Name ihm schon damals als ein Bekannter im Gedächtniß geblieben sei. Vielleicht aber, daß das begleitende Auge, welches Oesterreich überhaupt auf Literatoren gerichtet hält, auch ihm Gelegenheit gegeben, meinen Namen zuweilen mit seinen Geschäften zu verbinden. Genug er kannte mich, und ich freute mich einer achtend höflichen Begrüßung. —

Nun schritt ich zum Geldgeschäft. Ich würde alle diese Kleinigkeiten überspringen, wenn nicht jede einen charakteristischen Zug zu den allgemeinen Zuständen in

Oesterreich geliefert hätte. Post und Polizei gehören von selbst dazu. Der Empfang in dem großen Comtoir eines berühmten Banquierhauses kann freilich nichs Allgemeines entscheiden, aber doch vermuthen lassen. Ich habe es schon mehrfach berührt, daß die frühere freundliche Höflichkeit in Oesterreich, in den Gasthäusern, an öffentlichen Orten, bei den kleineren Behörden, sogar bei Lohnkutschern und Flackern sehr abgenommen, ja sich fast in das Gegentheil verwandelt habe. Dieselbe Klage muß ich über das Comtoir, an welches ich addressirt war, führen. Die Großartigkeit der Geschäfte, — es wurde in einer ganzen Reihe von großen Zimmern gearbeitet — dürfte für die Form gegen den Einzelnen nichts Bestimmendes haben, als höchstens eine größere Zuvorkommenheit, wie die wahre Vornehmheit sich auch in feineren Sitten und Lebensformen zeigt. Inzwischen kann ich das von dem Banquierhause in Rede nicht rühmen. Ich wurde trocken, einsylbig, ja schlechthin unhöflich auf meine Anfrage an wen ich mich wegen der Einkassirung eines Wechsels zu wenden habe, beschieden. Ich, der ich selbst immer so eilig und dringend beschäftigt bin, verlange wahrlich nicht unnütze Worte, und umständliche Formen von Männern, deren Geschäfte gewiß ebenfalls dringend sind; doch eine höfliche Mine, kostet nicht mehr als eine unartige, ein freundliches Wort nicht mehr als ein trocken abfertigen-

des. Von dem größeren oder geringeren Belang meines Geſchäftes konnte gar nicht die Rede ſein, da niemand es kannte; jedenfalls kam ich in keiner Beziehung mit irgend einem Beſuch, was am Ende doch auch nicht zur Unhöflichkeit berechtigen würde, auf das Comtoir, ſondern vermehrte mit einem kleinen Antheil die einträglichen Geſchäfte des Hauſes ſo gut wie ich durch den Ankauf in einem Laden den Wünſchen und Zwecken des Eigenthümers entgegen komme. Als ich zu dem Caſſirer gelangt war, der von meinem Namen und Stand Notiz nehmen mußte, hätte ich, ohne in meinen ſonſtigen Beziehungen von ihm gekannt zu ſein, doch wenigſtens ſo viel höfliche Formen von ihm erwarten dürfen, als ein Gebildeter dem Andern ſchuldet, indeſſen es blieb bei der abſoluteſten Dürre, und verdrießlichen Kälte. Man fühlte ſich rein als Sache behandelt! — — Es ging aber mir nicht allein ſo, ſondern mehreren andern Herren, die gleichzeitig mit mir auf dem Comtoir waren, und von denen Einige recht anſehnliche Geſchäfte abmachten. Hier war aber das Benehmen ein Gegenſeitiges; daraus darf ich wohl den Schluß ziehen, daß im Allgemeinen die Sitten in allen Geſchäftsbeziehungen in Oeſterreich, jetzt wenigſtens, nicht ſo anſprechend ſind, als bei uns. Ich mag das Comtoir um ſo weniger ſpeziell anklagen, als ich in dem Hauſe vor ſechszehn Jahren mich, ſo jung und unbedeutend ich war,

der zuvorkommendſten Aufnahme erfreute. Dies beſtimmte mich auch, mich auf dem Comtoir zu erkundigen, ob die Dame des Hauſes in Wien ſei; ſie war in Baden. Dieſe Frage, die dem Caſſirer doch zeigen mußte, daß ich einige Beziehungen zu ſeinem Chef haben könnte, nahm ihm nichts von ſeiner Geſchäftstrockenheit. Er gab mir die Auskunft eben ſo unbeachtend wie das Geld das er mir zahlte. — Ich beſchloß indeß nach Baden zu fahren, und wenigſtens dieſen einen Beſuch, der mich an alte Verhältniſſe erinnerte, zu machen. Man wird ſehen wie ich darum kam.

Ein vierter Ausgang galt zwar einem Freunde, doch er gab mir Gelegenheit ein höchſt intereſſantes induſtrielles Etabliſſement zu beſichtigen, die Streicherſche Pianoforte-Fabrik. So mancher berühmte Name auch in Wien in dieſem Zweige, der halb der Kunſt halb der Mechanik angehört, genannt wird, Streichers Inſtrumente ſind mir ſtets als die vorzüglichſten erſchienen. Ob die mancherlei neueren Erfindungen die er verſucht hat, zweckmäßig ſind, und ſich auf die Dauer bewähren können, will ich hier ganz außer Acht laſſen; doch an Reiz des Tons, an Gleichmäßigkeit des Anſchlags, an ſchönem Geſang, hat meines Erachtens keine andere Fabrik bis jetzt die Streicherſchen Inſtrumente erreicht, geſchweige übertroffen. Die ſeinige und Kiſtings in Berlin ſind von deutſcher Fabrikation das Trefflichſte

was ich kenne. Kein Wunder daher, daß Streicher in dem großen, muſikliebenden und reichen Wien ſein Geſchäft zu einem ſo außerordentlichen Grade ausdehnen konnte, der das was ſein Vater und Großvater (mütterlicher Seits, der berühmte Stein) gegründet, noch weit übertrifft. In dem neuen von ihm auf der Landſtraße in der Ungargaſſe erbauten Hauſe, ſind alle Einrichtungen zu einer ſo großartigen Fabrikation getroffen, wie ſie nur in Deutſchland irgend ſtatt haben kann. In drei Stockwerken übereinander befinden ſich die großen Räume, in denen die verſchiedenen, in Claſſen getheilten Arbeiten vorgenommen werden; die Werkſtätten ſind Säle die durch die ganze Weite des anſehnlichen Hauſes reichen. Die Vorräthe von Hölzern, (die Jahre lang trocknen,) Kaſten, einzelnen Theilen der Inſtrumente u. ſ. w. ſind außerordentlich. Ich ſah allein gegen funfzig fertige Kaſten. Die Communication dieſer drei Stockwerke wird unter anderm auch durch eine Winde, (ähnlich der zu Schönbrunn) hergeſtellt, auf welcher wir uns ganz leicht mittelſt einer Handkurbel aus dem höchſten Stockwerk ins tiefſte hinablaſſen konnten, und umgekehrt. Es dient dieſe Maſchinerie dazu, die fertigen Inſtrumente auf die leichteſte Art ins Erdgeſchoß, wo ſich die Packkammer befindet, hinabzuſchaffen. Etwa alle drei Tage wird ein Inſtrument, ein Flügel, im Durchſchnittspreis zu hundert Dukaten fertig. Der Ab-

saß des Etablissements muß natürlich dieser starken Fabrikation entsprechend sein; und beträgt durchschnittlich 120 Instrumente im Jahr. — Zu diesen großartigen Geschäftseinrichtungen gesellt sich auch eine schöne, die, daß zu dem Locale auch ein sehr geschmackvoller Conzertsalon gehört, der einestheils zur Aufstellung der fertigen Instrumente dient, andrerseits im Winter aber auch zu musikalischen Soiréen benutzt wird. Daß auf solche Art die Industrie der Kunst, und umgekehrt, die Kunst der Industrie auf die förderneste Art in die Hand arbeitet, leuchtet ein. —

Endlich besuchte ich einen Freund der mir, da einer meiner vorzüglichsten Zwecke beim Besuch Wiens die nähere Besichtigung der dortigen Eisenbahnen war, durch seine Vermittelung zu einer näheren Besichtigung der umfassenden Einrichtungen der Ferdinands-Nordbahn behilflich war. Was sich zur Veröffentlichung über diese Eisenbahn, so wie über die Wien-Raab-Bahn eignet, habe ich bereits während meiner Reise durch die Vossische Zeitung in Berlin, dem Publikum mitgetheilt. Ich werde davon, so weit es sich für diese Blätter eignet, nachher in einem besonderen Artikel über die Eisenbahnen Oesterreichs Gebrauch machen, und zugleich dasjenige damit zusammenfassen, was ich sonst auf meiner Ausflucht in Betreff der deutschen Eisenbahn-Angelegenheiten wahrzunehmen Gelegenheit gefunden. —

Dieſe Beſuche hatten ſämtlich einen Zuſammenhang mit allgemeinen Intereſſen. Doch ich ſah und ſprach auch noch ſehr viele meiner älteren Freunde, und außerdem führte mich die Gunſt des Zufalls mit gebildeten Männern aus den verſchiedenſten Kreiſen des Lebens zuſammen. Aus den Unterhaltungen mit ihnen, aus dem was ich ſchon unterweges als Ausdruck der öffentlichen Meinung erfahren und geſammelt, erlaube ich mir den nachſtehenden Aufſatz zuſammen zu ſtellen, den ich

Die Stimmung in Wien

überſchreiben will.

Ich fand die Gemüther noch allgemein durch die große finanzielle Kriſis bewegt, welche der eben kund gewordene Bankerott des Hauſes Geymüller erzeugt hatte. Die Geſchäftsmänner zogen düſtre Minen; alles Vertrauen war gelähmt; die Aktien der großen induſtriellen Unternehmungen, der Eiſenbahnen nach Brünn und Raab waren, trotz der großen Frequenz der erſteren, und der glänzendſten der letzteren auf eine faſt hoffnungsloſe Weiſe geſunken. Viele Privatperſonen hatten ihre Kapitalien darin angelegt, und ſahen ſich von den härteſten Verluſten betroffen, die die wohl unbegründete Furcht vor noch größeren, wirklich noch ſteigerte. Doch ſchlimmer als dieſes in die äußeren Verhältniſſe ſo vieler Tauſende hart eingreifende Unglück, empfand ſich die

Urſach deſſelben, weil ſie auf einer ſittlichen Unterhölung des geſellſchaftlichen Gebäudes beruhte. Denn nicht einem groſſen, hereinbrechenden Unheil, das auſſerhalb der Gewalt einzelner Menſchen und Völker ſtand, war die Erſchütterung zuzuſchreiben, ſondern einem lange und insgeheim nagenden und freſſenden Gift der Unrechtlichkeit, das ſich mit den glänzendſten Hüllen und Uebertünchungen gedeckt hatte, bis die Zerſtörung ſo ſichtbar geworden war, daß kein Scheinmittel mehr ihrem offenen Durchbruch Einhalt zu thun vermochte. Das Haus Geymüller wurde allgemein beſchuldigt ſeinen Fall ſeit eilf Jahren gekannt, und verheimlicht zu haben. Man klagte es des äuſſerſten Mißbrauchs jenes allgemeinen Vertrauens an, deſſen es ſich ſo lange Jahre erfreute. So hatte es, wie ein unerfüllbarer Abgrund immer neue fremde Capitalien verſchlungen, und wie man wiſſen wollte, nicht nur der Vornehmen und Reichen, ſondern auch ſolche, welche die ſaure Erſparniß eines ganzen mühevollen Lebens bildeten; worauf wenig bemittelte Perſonen den Schutz und die Zuflucht ihres arbeitsunfähigen Alters bauten; oder wodurch ſie ihren Kindern den ſo ſchwierigen Anfang einer Lebensbahn begründen wollten. Ich weiß, daß dergleichen Angaben in ſolchen Fällen ſtets übertrieben werden, daß ſich Halbwahres und gänzlich Erfundenes einmiſcht; ganz ohne Grund aber ſind ſie ſchwerlich.

Dennoch fand das Schickſal dieſes Hauſes im Ganzen mehr Mitleid, als es Zorn erregte, weil ſeinem Verfahren gegenüber allerdings ein anderes ſtand, das den Unwillen viel ſtärker herausfordern mußte. Ein rivaliſirendes, ungemein reiches Haus nämlich, hatte ſeit Jahren in einem der vertrauteſten Comtoirbeamten des fallirten Hauſes einen Spion beſoldet, der dem Beſtecher nicht nur von dem wahren Stande der Bilanz fortdauernd die genauſte Nachricht gab, (dies wäre allenfalls als eine kaufmänniſche Vorſicht zu entſchuldigen) ſondern ihn auch von allen beabſichtigten Operationen unterrichtete, ſo daß es möglich wurde, denſelben entgegen zu arbeiten. Nur dadurch ſollte nach langjährigen Kämpfen der Sturz des Hauſes herbeigeführt ſein. — Dieſe Darſtellung der Thatſachen war ſo die allgemeine, es wurden die Namen der Betheiligten, insbeſondere auch der des verrätheriſchen Comptoiriſten ſo entſchieden genannt, angegeben, wie er nach Entdeckung des Verraths von ſeinem verrathenen Brotherrn mit Schimpf verjagt, von ſeinen bisherigen Collegen mit den Handlungen der äußerſten Verachtung gebrandmarkt worden, ſofort aber in die Dienſte des Beſtechers übergetreten ſei, daß ich kaum an der traurigen Wahrheit zu zweifeln wage. Doch, begründet oder nicht, ſo viel iſt gewiß, alle dieſe Erzählungen gingen im Publikum von Mund zu Munde, und die ärgſte Erbitterung ſprach ſich darüber

aus, daß Handlungen der Art, welche den Mittelmann für ewig aus der Gesellschaft der Rechtlichen verbannen, ihn nach Umständen der härtesten öffentlichen Bestrafung aussetzen könnten, den Reichen nachgesehen würden, ohne ihnen einmal in ihrer äußeren Stellung zur Gesellschaft Eintrag zu thun. Das letzte scheint freilich Sache der Gesellschaft selbst; allein der Vorwurf trifft gerechterweise doch zunächst nur diejenigen, welche auf den Höhen derselben, als Führer an ihrer Spitze stehen. Denn von ihnen müßte die Brandmarkung ausgehen. —

Dieser Unwille richtete sich auch noch gegen andere Verhältnisse, die bei Anlaß des Bankerotts eintraten oder zur Sprache kamen. Ohne Scheu sagte man sich, die Flucht des Chefs des Geymüllerschen Hauses sei begünstigt worden, um den Fall dem richterlichen Forum zu entziehn. Und nicht allein, weil der Entflohene als ein Mann der durch seine Geldmittel lange eine der ersten Stellungen in der Kaiserstadt behauptet hatte, mächtige Verbindungen und Gönner habe, die ihn der Bestrafung überheben wollten, sondern auch, weil man befürchtete, daß im Fall man ihn der Strenge der Gesetze unterwürfe, durch ihn Verhältnisse der auffallendsten Art an den Tag gebracht werden würden, welche eine Anzahl hochgestellter Personen gleichfalls — um den allgemein angewendeten Ausdruck zu gebrauchen. — compromit-

tiren könnten. Das Einzelne was darüber in Umlauf war, gestatte ich mir nicht zu wiederholen, weil in solchen Fällen gewöhnlich die Details ungenau oder völlig erfunden sind, dagegen das alte deutsche Sprichwort in seiner vollen Geltung bleibt: „Es geht keine Rede im Volk um, es ist ein Körnlein Wahrheit darinnen." — Und hier schien wirklich nicht ein Körnlein, sondern der ganze Kern der angegebenen Verhältnisse der Wahrheit anzugehören.

Wenn, so weit ich die Aeußerungen der öffentlichen Meinung vernahm, und von etwas Bestimmteren kann ich hier freilich nicht sprechen, hatte sich die Ansicht festgesetzt, daß hier nicht ein einzelnes Unrecht, oder vollends ein Unglück eingetreten sei, sondern daß ein großer Theil der Gesellschaft an der Schuld mittrage, die weder von dem sittlichem noch dem Staats-Gesetz erreicht werde. Ein solcher Zustand konnte wiederum nicht als ein isolirter nur auf diese eine Richtung bezüglicher betrachtet werden, sondern er erschien im Zusammenhang mit allgemeinen Grundsätzen und Verhältnissen. Ich hörte den bittersten Tadel dagegen ausdrücken, von denselben Männern mit denen ich vor sechszehn Jahren fortdauernd im Kampfe war, weil sie entgegengesetzte Ansichten aufstellten, und behaupteten für Oesterreich seien die Grundsätze, denen man folge, in jeder Beziehung die entsprechendsten und beglückendsten Einzelne Erscheinun-

gen, ſogar in der Literatur, wo ſie von hohen Geſellſchaftsſphären ausgingen, (z. B. Anaſtaſius Grün) ließen ſich zwar längſt als ſtarke Symptome betrachten, daß ein anderer Sinn und Geiſt in Oeſterreich ſich zu regen beginne: allein daß er ſo allgemein erwacht ſei, ſich ſo entſchieden, wenn auch nicht gerade hin öffentlich ausſpreche, das hatte ich trotz der Erfahrungen, die ich bereits auf der Reiſe gemacht, doch nicht vermuthet. Faſt wollte es mich bedünken, als ſei durch das ſtrenge Eindämmen die Flut nur mächtiger und tiefer geworden.

Worüber ich mich irgend als Fremder beſchwerte, Alles wurde, wenn man es gegründet fand, mit allgemeinen Grundſätzen in Zuſammenhang gebracht: oft zwar ging man dabei zu weit, doch in vielen Fällen war, wenn auch nicht eine unmittelbare, ſo doch eine mittelbare Einwirkung durch die zweite, dritte Hand, nicht abzuläugnen. — So ſchob man den übeln Stand der Eiſenbahnaktien großentheils auf die hemmenden Regierungsmaaßregeln, und dieſe wieder auf die Prinzipien, welche ſich dieſem ſo mächtigen, auch auf geiſtige Elemente entwickelnd einwirkenden Fortſchritt der Induſtrie entgegenſetzten*). Zum Theil mag man dabei Recht haben, doch zum größeren Theil iſt auch wohl

*) Ich muß bitten hier die nachträgliche Anmerkung zu dem beſondern Aufſatz über die öſterreichiſchen Eiſenbahnen zu vergleichen. Der Verf.

Mangel an Einsicht in das für die Eisenbahn-Industrie Nothwendige, lange Gewohnheit sich in den breiten Geleisen des Hergebrachten zu bewegen, endlich die hemmende Kraft des Bestehenden Schuld, welches diesem gewaltsamen, aber unwiderstehlichen Eindringling, allerdings zuletzt weichen muß, aber doch lange einen lähmenden, große Kräfte verzehrenden Widerstand entgegensetzen kann. Den wesentlichsten Einfluß hat indessen unstreitig die Art und Weise, wie das Wien-Raaber Unternehmen geführt worden ist, auf das erschütterte Vertrauen gehabt; doch darauf werde ich bei meinem Kapitel über die Eisenbahnen selbst zurückkommen. Daß aber diese Unternehmung gerade eine solche Richtung nahm, das wollte man wiederum solchen Prinzipien Schuld geben, die dem Einzelnen zu große Willkühr gestatteten, dem Ganzen dagegen fortdauernd zu große Beschränkungen auferlegten. —

Es mag sein, daß ich eine trübe Periode getroffen habe, wo durch ein Zusammenwirken trauriger und drückender Ereignisse die Gemüther im Allgemeinen gereizt waren, und man die Dinge schwärzer sah, härter beurtheilte, als gewöhnlich. Doch selbst nach Abzug dieser Erhöhung allseitiger Mißstimmung bleibt doch ein Resultat übrig, das eine tiefe Spaltung und Unterhölung verrieth, und viele Zustände als im grellsten Widerspruch zwischem ihrem äußeren Schein, der so glänzend, lockend

und behaglich iſt, und ihrem innern Sein, das uns in vielen Theilen von weit um ſich greifender, herb nagender Krankheit ergriffen dünkt, darſtellte. —

Der ſorgloſe, fröhliche Sinn der Oeſterreicher, den man ſonſt bei Hohen und Niederen antraf, war wie ausgeſtorben; ein dumpfes Mißvergnügen blickte aus Aller Zügen, verrieth ſich in Aller Geſprächen; in den untergeordneten Ständen dagegen trat jenes Element achtloſer Rohheit, das wir vormals vielmehr in Norddeutſchland zumal in Berlin in den Maſſen antrafen, ungleich ſchärfer und allgemeiner hervor, als es mir ehedem jemals erſchienen war. Und von jener harmlos herzlichen Gutmüthigkeit, die ſonſt durch Sprache, Sitten, Geberden und Handlungen ſo wohlthat, iſt uns leider gar wenig bemerkbar geblieben. Das heißt, vorzugsweiſe in Wien, in den größeren Städten überhaupt; auf dem Lande konnten wir uns dieſes wohlthuenden Sinnes der Bevölkerung noch vielfach erfreuen.

Das ſind indeß nur die Ergebniſſe einer dreitägigen Beobachtung in Wien, einer mehrtägigen Reiſeerfahrung. Es ſcheint vielleicht mehr als voreilig aus ſo kurzer Zeit auf die Zuſtände eines ganzen Landes ſchließen zu wollen; doch wenn man in den verſchiedenſten Beziehungen nur auf daſſelbe ſtößt; wenn man das, was man früher gekannt, ſehr fühlbar umgeſtaltet und entfremdet findet, es überall vermißt und vergeblich ſucht;

wenn endlich alle diejenigen, gegen welche man seine Wahrnehmungen ausspricht, achselzuckend darin einstimmen: dann dürfte doch, sollte ich meinen, wenn auch im Maaß der Annahme, doch in ihrer inneren Richtigkeit, schwerlich ein Irrthum begangen sein, und der zusammenfassende Satz, möge er nun aus den vorübergehenden, nahmhaft gemachten Anzeichen, oder aus dauernden abgeleitet werden, Gültigkeit haben: „Die Stimmung in Wien war eine tiefe Verstimmung."

Die Fiacker.

Ich habe mich mit den Herren Fiackern — dabei stoße ich auf eine Klippe die mir meine Unwissenheit in den Weg stellt, denn ich weiß wahrhaftig nicht, ob das Wort Fiacker ursprünglich dem Kutscher oder Wagen gilt, und mag mir jetzt eben nicht die Zeit nehmen, nachzuschlagen, auf wen die Bedeutung übertragen ist, — also: ich habe mich mit den Herren Fiackern gleich beim Aussteigen aus dem Dampfboot, und beim Einsteigen in ihre mitunter so schmutzigen Wagen wie die Berliner Droschken, in scharfe Opposition gesetzt. Diesen Krieg führe ich jetzt fort, und zugleich einen mit der Regierung oder Polizei. Der Zustand des Wiener Fiacker-Wesens ist nämlich folgender. Sie haben keine Fahrtaxe; für jede einzelne Fahrt muß man mit ihnen

unterhandeln. Zwar hat ſich ein ſogenannter Fiacker-Verein gebildet, der zu beſtimmten Taxen wenigſtens von den Eiſenbahnhöfen abfährt, doch da man nicht immer eine Fahrt dieſer Art macht, auch nicht ſtets einen ſolchen Wagen haben kann, ſo fällt man doch im Allgemeinen der größeren oder geringeren Willkühr der Fiacker anheim. Indeſſen verſteht ſich's von ſelbſt, daß ſich ein gewiſſer Preis feſtſtellt, der unter gewöhnlichen Bedingungen gegen den Einheimiſchen wenig überſchritten wird, ſo daß dieſer im Durchſchnitt ziemlich zufrieden mit dem Fiacker-Fuhrwerk ſein kann. Aber der Fremde iſt ganz nicht der Schnelligkeit, denn dieſe iſt mäßig, aber dem Schnellen (und dies iſt oft gar unmäßig) der Herren in den Gingham- und Nankingkitteln Preis gegeben. Das ginge noch an; ein Fremder reſignirt ſich darin 50 und 100 Procent theurer zu leben als ein Einheimiſcher; aber das wie iſt das Widerwärtige, ſchlechthin Unerlaubte dabei. Wenn ich an einem Halteplatz der Fiacker vorübergehe, und Mine mache zu fahren, meiſt auch ohne dies, ſo umringt mich ſogleich ein halbes Dutzend dieſer Leute mit dem bekannten Anruf: „Fahren wir Ew. Gnaden?" Schon dieſes Aufdringen, und gewaltſame Heranziehen an irgend einen Wagen iſt ſehr läſtig. Jetzt heißt es: „Was ſoll ich da oder dorthin zahlen?" — Die Forderung lautet auf zwei Gulden: ich weiß, daß die Hälfte ſchon eine übermäßige

Zahlung für den Einheimischen ist, und biete diese. Ein schallendes Gelächter ist die Antwort, ein unverschämtes Gespött, in das die nebenstehenden Führer mit einstimmen die gewöhnliche Folge. Natürlich kann es Niemandem einfallen davon Notiz zu nehmen, und bleibt nichts übrig, als diese Unbehaglichkeit so gut zu ertragen wie Staub und Regen. Aber kann man das Gestatten solcher Unverschämtheiten eine gute Einrichtung nennen? Man darf auch nicht einwenden, daß man etwa zu tief unter dem Preise geboten habe. Denn nicht selten findet sichs, daß einer der Gesellschaft doch dem augenblicklichen Verdienst die Kameradschaft aufopfert, und sich anbietet zu dem dargebotenen Preise zu fahren. Oder man trifft an der nächsten Ecke wiederum etliche Wagen, denen man ein Gebot noch unter jenem thut, und es bereitwillig angenommen sieht.

Oefters ereignet es sich, daß Fremde nicht dingen; diese sind dann der unverschämtesten Uebertheurung Preis gegeben, wenn sie nicht gar aus der Scylla in die Charybdis stürzen wollen, und sich bei der Polizei beschweren. Denn obgleich diese in betreffenden Fällen sehr wirksame Hülfe leisten soll, so bleibt diese doch illusorisch, denn wahrlich werden von tausend Fremden neun hundert neun und neunzig lieber das gröbste Unrecht verschmerzen, als sich durch Proceduren dieser Art ihren Aerger verlängern, und ihre Zeit, die den meisten doch

sehr kostbar ist, aufopfern. Ein sehr häufig vorkommender Betrug durch die Fiacker soll der sein, daß sie den Fremden bei sehr kurzen Wegstrecken bedeutende Umwege fahren, um ihm dann mit einer Art von Schein des Rechts einen hohen Fahrpreis abnehmen zu können. — Alles dies sind freilich Kleinigkeiten; aber sie verdrießen jedesmal, ereignen sich täglich oft mehrere Male, und verderben so dem Reisenden die unbefangene heitere Stimmung, die man für so manches durchaus mitbringen muß, und die bei so Vielen gerade Zweck, Ziel und Frucht der Reise sein soll. —

Weshalb aber wird denn dem Uebel nicht durch eine Fuhrtaxe abgeholfen? Die Antwort lautet: „der Einheimische ist es gewohnt, er leidet nicht darunter, und den Fremden mag man es denn nicht allzu lockend machen, in dem kaiserlichen, so viele Genüsse darbietenden Wien zu leben, weil man ihre übergroße Vermehrung gar nicht allzu lebhaft wünscht. — Diejenigen bei welchen die Entscheidung in solchen Sachen liegt, haben überdies wohl ein geringeres Interesse für die Abstellung dieser Uebelstände, weil sie sie nicht kennen; denn sie fahren in eigenen Equipagen, und nur höchst selten mag der Zufall sie veranlassen in einen Fiacker zu steigen. —

Von einigen Seiten wird auch eingewendet, daß es bei der Ungleichheit der Entfernungen nicht wohl möglich

ten, einen Tarif zu entwerfen. Darauf antworte ich einfach: Was in London, Paris, Berlin, Hamburg, u. ſ. w. möglich iſt, das iſt in Wien eben ſo möglich! Man fange nur damit an das Fremde, Bewährte geradezu nachzuahmen, ſo wird ſichs binnen Kurzem herausſtellen, wo Abweichungen davon nöthig ſind. —

Ein letzter Einwurf lautet endlich: die Zahl der Fiacker und deren die dadurch leben, ſei ſehr groß: ein plötzliches Einführen eines feſten Fahrpreiſes würde die höchſte Unzufriedenheit veranlaſſen, und die Leute um ihre Nahrung bringen.

Das erſte iſt möglich; doch wenn ſeit Jahren die Hunderttauſende des Publikums, welches die Fiacker benutzt, unzufrieden ſind, ſo wäre es nicht unbillig, wenn die Reihe nun auch einmal die tauſend oder funfzehnhundert Fiacker träfe. — Das zweite iſt aber völlig falſch. Denn bei einem vernünftigen Tarif würde ſich die Einnahme der Fiacker nur ſteigern, mithin die Unzufriedenheit eine ſehr vorübergehende ſein. Nach der Herabſetzung der Droſchkenpreiſe in Berlin konnte ſich die Zahl der Droſchken verdreifachen, und doch hat jede einzelne mehr zu thun, als ſonſt bei den höheren unbequemen Preiſen. Und wir ſind überzeugt, daß noch einige Modificationen zu Gunſten des Publikums ſehr bald eine Rückwirkung wiederum zu Gunſten der Droſch-

ken erzeugen würden, wenngleich auch hierin die certi denique fines gar nicht geläugnet werden sollen. — Und nun mögen die Kiacker zum Henker fahren; wir aber machen eine

Fahrt auf der Eisenbahn nach Baden,

nachdem wir zuvor im Lamm (oder Lampel) dem Preußen-Gasthof, wo man beiläufig auch viel besser speist, als im weißen Roß, unser Mittagsmahl eingenommen haben. Mit dieser Fahrt dachte ich ein halbes Dutzend verschiedener Zwecke zugleich zu erreichen. Zuerst wollte ich die Bahn sehen, von deren prachtvollen Einrichtungen und Baulichkeiten man mir nicht genug Rühmens machen konnte, und doch nicht zu viel gesagt hat; dann wollte ich in Baden selbst eine geistreiche Frau, in deren Hause ich vor sechszehn Jahren die freundlichste Aufnahme gefunden, Frau von P..... besuchen, auf die Gefahr hin, die Erfahrung zu machen, daß wohl ich mich jener Zeiten erinnerte, die Dame aber, die an der Spitze eines die feinste und die ausgebreitetste Geselligkeit vertretenden Hauses steht, nicht. — Drittens wollte ich mich der schönen Fahrt, des reizenden Helenenthals erfreuen, und in tausend glückseligen Erinnerungen an die Frühlingsausflucht schwelgen, die ich im Jahre 1825 durch die Brühl über Heiligenkreuz

nach Baden gemacht, an einem Tage wo die Landſchaft durch das Erſtlingsgrün der Wälder und Wieſen, und das reinſte Blau des Himmels im Reiz des Brautſchmucks erſchien. Vieles wollte ich, — doch da der Donner in Alles einſchlug, und aus Nichts etwas wurde, iſt es ganz unnöthig vorher alles aufzuzählen, was nicht zu Stande kommen ſollte. —

Die Sache kam ſo. Ich, der ich ſtets einen Regenſchirm auf Reiſen in der Hand trage, lachte über mich ſelbſt, als ich ihn diesmal wieder in die Hand nahm; denn ſo fern von Regen war noch niemals das Wetter geweſen durch Windrichtung, trocken klare, mäßig warme Luft. Ich ſagte daher: „Verdammte Philiſterei" trug die ſchwarze Aegide wider den Zorn ſchwarzer Wolken wieder zurück ins Zimmer und ging leicht und wohlgemuth von dannen. Ein Omnibus oder Stellwagen nahm mich am Stephansplatz auf, um mich nach dem Bahnhofe hinauszuführen. Er war bald gefüllt, und ſo, daß uns der Athem verging. Eine Gruppe von drei älteren und zwei jüngeren Grazien nämlich, wollte noch mit, doch für dieſe fünf weiblichen Weſen hatte die Vorſehung nur noch drei Plätze im Omnibus aufgehoben. Menſchliche Milde ſollte ausgleichen, was im himmliſchen Rath verweigert worden war; wir wurden gebeten, zwar nicht fünf gerade, aber doch fünf drei ſein zu laſſen, und von unſern reſpectiven Sitz-Antheilen ein

proportionelles Quantum zu cediren. In der Hoffnung daß wir wenigſtens etwas von der engſten Nachbarſchaft der vollen niedlichen Blondinen erhaſchen würden, concedirten wir. Doch die drei Großmuttergrazien ſchoben ſich voran, legten ſich uns ſo dicht an Bord wie Enterſchiffe, und ließen die Enkelinnen, auf die Gefahr zur Wagenthür wieder hinausgeſchnellt zu werden, dicht am Eingang derſelben Platz nehmen. Jetzt ſaßen wir ſo herrlich feſt, als hätte man uns mit Schraubſtöcken zu dieſer engſten Freundſchaft verbunden. Die Thür wurde zugerammt, ein eiſerner Querbalken als Riegel vorgeſchoben, und ſo ging die Frachtladung für die Eiſenbahn ab. Jetzt kam es mir drinnen doch vor, als ſei draußen Gewitterluft; wenigſtens konnte unſere Reibung ein ſolches Maaß von Elektricität bereiten, daß ich mit Recht annehmen darf, das ſpäter aufſteigende Gewitter was meine ganze Ausſaat von Reiſefreuden verhagelte, habe ſich aus unſerm Wagenkaſten entwickelt. Die Rädermaſchine raſſelte über das Straßenpflaſter, nach dem, wenigſtens zwei Poſtſtationen entfernten Bahnhof. Das Rütteln erſchütterte ſelbſt die Schraubenpreſſe in der wir angenehm ſaßen, und plötzlich prallte die eine der bejahrten Huldinnen aus der Reihe aufgeſchnellt heraus. Sie war kaum eine Achtels Terzie in der Luft, doch ſchloß ſich die Sitzreihe unter ihr mit untheilbarer Plötzlichkeit und Beharrlichkeit, und es war keine Möglichkeit mehr für ſie in die geſchloſſene

Reihe einzudringen, ſo daß ſie nicht ſowohl in Lüften als halb auf meinem, halb auf ihrer Nachbarin Schooß, ſchaukelte. Uebrigens war ihr Gewicht weniger das einer Feder, als das eines Felſens, und da ich ſie verſchiedentlich im Gleichgewicht halten mußte, indem gerade die Renner vor unſerm Geſellſchaftsphaeton aus Angſt den Abflug der Dampfroſſe zu verſäumen ſelbſt als Dampfroſſe mit der äußerſten Schnelligkeit der Langſamkeit dahin keuchten, ſo fiel mir ein ſchweres Stück cyclopiſcher Arbeit zu, die ich mir nicht anders erleichtern konnte, als indem ich dazu ſang, nämlich den Götheſchen Vers:

„Du mußt des Felſens alte Rippen packen"

zur Melodie des Vergißmeinnicht-Walzers von Strauß. Dieſer Vergißmeinnichtſtrauß war aber in der That ein Strauß, deſſen ich ſobald nicht vergeſſen werde! —

Mäßig zerſchellt gelangte ich an die Pforte des Empfangshauſes. Was ſage ich, — Hauſes? Ein Palaſt iſt eine Hütte dagegen. Eine Säulenhalle nimmt uns auf, — wir ſteigen eine Prachttreppe hinan, — und wenn wir uns etwa dreißig Fuß hoch über dem Boden befinden, dann ſtehen wir erſt auf der Sohle der Eiſenbahn, deren mächtige Dammerhöhung hier das Stockwerk des Hauſes zur ebenen Erde umzaubert. Doch das beſchreibe ich weiter unten offiziell. Oben betrachteten wir die Prachthalle mit kleinſtädtiſchem Erſtaunen. In der Ecke gewahrte ich einen Mann, der die großar-

tige Anlage ebenfalls mit ſtarren Blicken beſchaute, aber Geſichter dazu ſchnitt, und ſich krümmte, als habe er Rattengift genoſſen; aus einem krampfhaften Greifen nach allen ſeinen Taſchen, aus denen er doch nie etwas herausbrachte, entnahm ich die Vermuthung, daß er ein Aktionair ſei. War er zugleich Dichter, ſo darf ich ihm wohl den Vers zuſchreiben, den ich ſpäter in Augsburg unter einem charmanten Portrait eines Verzweifelnden las; er lautete:

So geht es, ſo geht es, ſo geht's in der Welt,
Wir haben die Actien, ſie haben das Geld!

Das „ſie" ſind die Entrepreneurs! —

Die Arie ſoll in gewiſſen Gegenden Deutſchlands mehr verbreitet als beliebt ſein.

Uebrigens war ich froh, daß ich mein Billet gelöſt hatte, und in einem eleganten Salonwagen ſaß d. h. nicht in einem der ſo hieß, ſondern nur in einem der ein dergleichen war, nämlich für etliche ſiebenzig Fahrbefliſſenen Raum hatte. —

Ich liebe dieſe Rieſenwagen nicht; ein Coupé von 6 — 8 Perſonen iſt viel vertraulicher und behaglicher. Doch auf Reiſen wo man Abenteuer hofft und ſucht, iſt ſolch ein geräumiger Glaspalaſt willkommen, weil er uns einige Auswahl, auch den Wechſel der Plätze, und ein ziemlich freies Luſtwandeln auf dem zwiſchen

den Sitzen hinlaufenden Corridor gestattet. Ich hatte es auch ziemlich glücklich getroffen, denn ich wurde der Nachbar eines jungen blauäugigen Mädchens, das in der leichten weißen Sommerkleidung, mit dem zierlichen Strohhut, einer kleinen Sylphide glich. Sie sprach auch sehr angenehm singend wienerisch, und hatte noch ganz die naive Treuherzigkeit, die muntere Arglosigkeit, die ich sonst überall, bei Männern wie bei Frauen in Oesterreich heimisch fand.

Wie flogen die reichen Landschaften reizend an uns vorüber! Hinter und neben uns das weiße, unübersehbare Wien, weithin durch die grünen Gefilde ausgegossen; zur Rechten die Höhen des Leopolds- und Kahlenberges; die endlosen Vorstädte und Dörfer, die sich nach dem Gebirg zu aneinander reihen; zur Linken der wilde, felsige Schneeberg in blau dämmernder Ferne, das waldige Gebirg des Sömmering! —

Jetzt sind wir bei der Spinnerin am Kreuz, dem höchsten Punkt der Chaussee nach Baden, von wo man das großartigste Panorama der kaiserlichen Prachtstadt zu seinen Füßen sieht. Das seltsame Denkmal bleibt uns zur Seite liegen; unser Ueberblick von der Eisenbahn ist nicht so frei an dieser Stelle, doch dafür entschädigt uns der nur zu prächtige Bau selbst. Bald sausten wir auf hohem breitem Damm, die Landschaft weit überschauend dahin, bald schnitten wir uns tief

zwiſchen die Höhen ein. Wir hielten vielfältig an, bei den Dörfern, die zwiſchen Stadt und Gebirg liegen, alle reich bevölkert durch die ſommerwohnenden oder zu Ausflügen hinauseilenden Wiener. Hunderte ſtiegen ab, ſtiegen auf; der geſchäftige bunte Verkehr nimmt kein Ende. Doch auf jedem Stationspunkt ſehen wir auch neue Prachtgebäude zum Empfang der Gäſte, zur Wohnung der Beamten, als ſei jeder Haltpunkt an einer Hauptſtadt gelegen, die eines großen Bahnhofes bedürfe. —

Meine angenehme Nachbarin machte die Fahrt zum erſtenmale, fuhr überhaupt zum erſtenmale auf der Eiſenbahn. Denn dieſe Bahn war erſt jüngſt eröffnet, und die Nordbahn hatte ſie nicht befahren. Sie blieb in unabläſſigem Erſtaunen; aber wahrlich je eingeweihter man in die Dampfwagen-, Schienen- und Querſchwellen-Myſterien war, je mehr hätte man Urſach gehabt, ihre Empfindungen zu theilen.

Doch plötzlich ſchreckte ſie ſchüchtern zuſammen; ich ehrlich geſtanden auch. Denn ein rollender Donner ließ ſich dicht über unſern Häuptern vernehmen. Eilig ſteckte ich den Kopf zum Wagenfenſter hinaus, mich nach dem unſichtbaren Gewitter (denn um uns her war alles im hellſten Sonnenſchein) umzuſchauen. Da aber lag das ganze Gebirg in ſtahlblauer Finſterniß vor uns; die halbe Höhe des Himmels war mit ſchwarzem Gewölk

gedeckt, und die Erde darunter hüllte ſich in tiefes Schattendunkel. Der Schneeberg war in graue Nebelmaſſen gehüllt; ſelbſt die grüne Brühl, und die Berge zunächſt an Baden hatten ſich ſchon halb verſchleiert. — Plötzlich donnerte es wieder; doch ganz nahe, nicht von fernem Gewitterhimmel, ſondern über uns in heiterſter Höhe! Jetzt enträthſelte ſich das Geheimniß; es war eine Art Theaterdonner, der uns den wirklichen anmeldete, nämlich das Kupferdach des Wagens, das vom Sturm gefaßt der uns das Wetter erſt herantrieb, durch die ehernen Wellen die es in ſich ſelbſt ſchlug, den Laut des Donners täuſchend nachahmte.

Aber der Blitz der jetzo plötzlich ſein ſchwefliches Licht mit dem der Sonne miſchte, und die in Schatten liegende Hälfte der Landſchaft bleich anleuchtete, war ein ächter Sohn des Gewitters! Und jetzo rollte ihm auch der wahrhafte Donner nach. —

Wenn man mit der Sturmesgewalt der Dampfkraft, der Sturmgewalt mit der ein Unwetter heraufgetrieben wird, gerade entgegen ſauſt, dann iſt der Zeitraum zwiſchen Erkennen und Begegnen nicht allzu lang. Schneller als ich die Entſtehung des Wetters hier beſchrieben, ſchlug es ſeine ſauſenden Flügel ſchon über unſerm Haupt zuſammen. Die Sonne war ausgelöſcht durch die ſchwarzen Wogen des Wolkenmeeres; die finſtern, ſchwer herabhängenden Schläuche zerriſſen, und

urplötzlich strömte die Gewalt der Wasser wie in einer Sündfluth nieder! — Ich habe manches arge Wetter gesehen, doch wenige wie diesem glichen; als hätten alle Striche der Windrose miteinander gewettet, wer die finsterſten Gewölke heraufſenden wolle, ſo waren wir plötzlich von allen Seiten durch Gewitter umringt. Es blitzte vor uns, hinter uns, zur Linken, zur Rechten; jeder Unterſchied zwiſchen böſen und guten Augurien hatte aufgehört. Graue Nacht war auf die Erde geſunken, und nur die Blitze bildeten unſere zuckende Sonne. Der Dampfdrache trotzte allen Schrecken des Wetters und raſſelte ſeine eiſerne Bahn wider Sturm und Regen dahin, wenn auch etwas gehemmt, doch ſiegreich in dem gewaltigen Kampfe.

So gelangten wir nach Baden!

Jetzt hatten wir doch Urſach die verſchwenderiſchen Bauten auf den Stationsplätzen zu ſegnen! Denn unſer Zug mochte wohl 400 Perſonen ſtark ſein! Wo hätten dieſe bleiben ſollen bei dem furchtbaren Wetter, noch dazu, da ſich ſchon eine wenigſtens halb ſo große Zahl von Baden aus eingefunden hatte, die mit der nächſten Fahrt zurück wollte. — Das kleine, freundliche Städtchen liegt etwa 6 — 800 Schritte vom Bahnhofe. Diejenigen, welche dorthin wollten, mußten ſich zu einem völligen Bade in den Kleidern entſchließen, denn durch einen Fluß ſchwimmen, oder den Weg in dieſem Regen zurück-

legen, blieb ſich, was das Naßwerden anlangt, gleich. Wer alſo zum Vergnügen gefahren war, — mindeſtens neun Zehntheile — der blieb in dem Empfangshauſe. Einige wenige Fiacker ließen ſich blicken, die für enorme Preiſe die Fahrt von fünf Minuten machten. —

Alles hoffte auf ein ſchnelles Vorüberziehn des Gewitters bei dieſem wolkenbruchartigen Regen. Doch anderthalb Stunden vergingen, und die Ströme hatten zwar etwas nachgelaſſen, doch nicht viel. — Ade denn du ſchönes Helenenthal — Ade du Beſuch bei Frau v. P...., du Erneuerung vergangener Zeiten! – Ich entſchloß mich mit dem zunächſt abgehenden Zuge nach Wien zurückzukehren! Es war in der That das Beſte was man thun konnte, denn ſchon dieſer konnte nicht wohl vor halb neun Uhr in der Hauptſtadt eintreffen, da ſehr oft angehalten werden mußte; vollends der ſpätere! — So ſaß ich denn, nachdem ich gegen zwei Stunden am Fenſter geſtanden, und mühſam durch das dichte Netz der Regenſtrahlen die Umriſſe der Höhen erſpäht hatte, wieder im Wagen, allein meine ſchlanke blauäugige Nachbarin fand ich nicht wieder, ſondern ſtatt deſſen einen alten Wiener Spießbürger, der ſehr gegen die Thorheit Eiſenbahnen zu bauen, eiferte. —

Der Himmel blieb unerſchöpflich in ſeinen Ergüſſen. Alles was nur einen Bahnhof zu erreichen vermocht hatte, ſtrebte daher nach Hauſe. Die ſämmtlichen Dörfer

der Straße ſtrömten die Schaar ihrer Vergnügungsgäſte in unſre Wagencolonnen aus. Der Zug war ſchon ſehr beſetzt von Baden abgegangen. Jeder Haltplatz vermehrte ihn oft um Hunderte. Eine Zeit lang ſchob man noch Vorrathswagen heran. Doch bald waren dieſe erſchöpft. Die Leute wollten aber fort, ſie mußten befördert werden, beſonders auf einigen Stationen, wo ſie, da die Bauten noch nicht ganz vollendet, nicht einmal gegen den Regen gedeckt waren. So blieb nichts übrig als ſtatt des Geſetzes der Ordnung das der Nothwendigkeit walten zu laſſen, d. h. die Wagen über die ihnen zukommende Anzahl von Perſonen zu füllen. Raum war dazu da, doch die Neuhinzugekommenen mußten in dem Mittelgange ſtehen, oder ſichs auf dem Schooß der ſchon Sitzenden gefallen laſſen. Die Eintheilung in Claſſen galt nichts mehr. Man hatte die letzte Claſſe bezahlt, doch dieſe war ſo überfüllt, daß man die Plätze in der erſten zur Ergänzung nehmen mußte. Dadurch waren ſpäter bezahlte der erſten Claſſe, Damen von hohem Rang, gezwungen in der dritten Claſſe mit Steh- und Schooßplätzen vorlieb zu nehmen. Denn die verdammte demokratiſche Eiſenbahn hatte das Vorrecht der Equipagen aufgehoben! Endlich aber half auch das Geſetz der Freiheit und Gleichheit (unter Freiheit iſt hier Einzwängung zu verſtehen) nichts mehr, denn auch nach dieſem Syſtem wollten ſich keine

Plätze mehr finden. Nun trat die Omnibuspraxis ein, die Applikation der Schraubenſtöcke! Doch auch ſie erreichte ihre Grenzen, und nun — ſah ich wie eine Menge Jammernder auf den nächſten Zug verwieſen wurden, zu dem offenbar erſt unſre Wagen nach Baden zurück mußten; und unter dieſen waren Unglückſelige, die an freien Barrieren im Felde ſtanden, wo man, wahrſcheinlich von nahe gelegenen Dörfern Perſonen aufzunehmen pflegte, ohne daß beſondere Baulichkeiten dazu eingerichtet waren.

Jetzt waren wir dem Bahnhof in Wien nahe. Es war nunmehr Zeit, daß ich mir ernſtlich die Frage vorlegte: „Wie gelangſt Du vom Bahnhof ins weiße Roß?" Der Weg mußte mindeſtens eine Stunde weit ſein! Ich ſchätze ihn, um für einen Berliner deutlich zu ſein, etwa ſo lang wie vom Königſtädter Theater bis zum Hofjäger! Dieſen im Finſtern, in einer fremden Stadt, ohne Regenſchirm, bei noch immer ſo heftig ſtrömendem Regen, daß drei Minuten zum Durchnäſſen hinreichten, zurückzulegen, war in der That keine leichte Sache. Denn wer würde einem Fragenden in ſolchem Höllenwetter Rede ſtehen, wenn er ſich nach dem Wege erkundigt? Und in Wien iſt es nicht ganz leicht, ſich von den Vorſtädten auf der einen Seite, durch die Stadt ſelbſt, bis zu der Vorſtadt jenſeits hindurch zu fragen. Es war aber ſogar anzunehmen, daß man nicht dreien Menſchen

begegnen würde, denn wer mochte nur den Kopf vor die Thür ſtecken! — Fiacker ſollten zwar an dem Bahnhof halten; war aber nicht vorauszuſehen, daß ſie bei ſolchem Wetter ſämmtlich zum Gebrauch in der Stadt in Beſchlag genommen ſein würden, zumal da wir ziemlich um die Zeit des Theaterſchluſſes anlangten? War es ſelbſt von den verpflichteten Stellwagen zu erwarten, daß ſie mehrere Stunden in dem entſetzlichen Platzregen vor der Linie gehalten haben würden, um die wenigen Kreuzer für eine Fahrt zu verdienen? — Und ſelbſt im günſtigſten Falle konnte man ſicher berechnen, daß nicht der zehnte Theil der Ankommenden mit der größten Zahl Wagen befördert werden konnte, die nur jemals bei einem ankommenden Zuge dort gehalten haben mochten. Denn ſelbſt bei ſchönem Wetter, wo drei Viertheile der Fahrer aus Wahl zu Fuß gehen, ſind die Wagen ſämmtlich in einem Augenblick beſetzt, wie vollends jetzt! —

An die Daumſchraubenpreiſe der Fiacker nahm ich mir nicht einmal die Mühe zu denken! — Das kurze Facit dieſer langen Rechnung war das: „Die erſten werden die glücklichen ſein!“ Für die Uebrigen wird mehr als ein ſcherzhaftes Ungemach, für Frauen in dünnen Sommerkleidern, für ältere, ſchwächere, für Kinder vielleicht das größte Unheil eintreten, ohne daß irgend Jemand ihnen Hülfe leiſten kann. Ich pries mich in der That glücklich nicht eine Frau oder Kinder bei mir zu

haben, denn der Scherz ſah mir ſehr ernſthaft aus. — Mußte ich zu Fuß nach Haus, ſo waren höchſtens meine Kleider, Hut u. ſ. w. zu Grunde gerichtet; wenigſtens für den Ueberreſt meines Aufenthalts in Wien. Doch ein weibliches Weſen konnte den Tod von dem kühlen Bade davon tragen! Somit dankte ich Gott zuerſt, daß ich allein war; dann trachtete ich darnach, ſo unchriſtlich und unbibliſch es iſt, zu den Erſten zu gehören, die ans Land ſprängen, ohne den Spruch zu beachten: „Die Erſten werden die Letzten werden.“ Ich muß mir ſogar das Zeugniß geben, daß ich vorſichtigerweiſe ſchon beim Einſteigen in Baden dieſen Fall berückſichtigte, und mich daher in einen der vordern Wagen geſetzt hatte. Doch unterweges waren ſo viele Wagen zwiſchen geſchoben worden, wir hatten vorn einen ganzen Train aufgefädelt, daß ich mich jetzt in einem der letzten befand, alſo ſchon meinen Strafzoll der Degradation abgetragen hatte. So vigilirte ich denn in der Stille nach einem Platz möglichſt dicht an der Wagenpforte, und gab mit heuchleriſcher Höflichkeit gegen eine dicke Dame meinen Sitzplatz auf, um einen Stehplatz dafür einzuhandeln, der zum raſchen Abſteigen viel geeigneter war. —

Jetzt hielt der Zug. Er war ſo zahlreich an Wagen, daß trotz der ungeheuren Länge der Halle fünf bis ſechs, darunter der meinige nicht unter die Bedachung gelangten. Dies war mein Glück; denn da ſich die Meiſten

beſannen, in den ſtrömenden Regen hineinzuſpringen, ſondern es nach dem Rath der Condukteure vorzogen, durch die andern Wagen zu gehen — denn durch jeden führt eine Mittelſtraße — ſo konnte ich, indem ich abſprang und den Regen für die funfzig Schritt freiwillig auf mich nahm, einen großen Vorſprung gewinnen. Ich lief vorwärts ſo ſchnell ich vermochte, ohne ſonderliche Höflichkeit, geſtehe ich, um nur ſchnell zu dem Ausgange zu gelangen. Wirklich überholte ich einen großen Theil der bereits Ausgeſtiegenen. Dennoch hatte drunten vor der Thür ſchon Alles die wenigen Wagen überfallen. Ich ſtürzte auf den nächſten zu. „Beſetzt!“ donnerte es mir entgegen! „Ueberfüllt“ ſchrie man am zweiten. „Kein Platz“ am dritten. „Fort, zurück“ am vierten; „zum Teufel wir ſind genug“ am fünften; ich weiß nicht mehr was Alles am 10ten und 20ten; wie es daher geſchah, daß ich doch zuletzt an einen Wagen gerieth, in dem noch einige Plätze leer waren, das weiß ich beim Himmel ſelber nicht, glaubte es auch gar nicht, ſelbſt als ich ſchon in dem finſtern aber regendichten Sarge ſteckte. „Es iſt gar nicht möglich,“ ſagte ich mir, daß du einen ſolchen Glückstreffer gehabt haben ſollteſt! Sie werden Dich ſchon wieder hinauswerfen!“ Das mußte ich in der That glauben, als ich zwei Sekunden nach meinem Hineinſpringen den Wagen von allen Seiten zugleich durch Sturmlauf nehmen ſah. Was wäre

militairiſche Bravour wenn alle Feſtungen ſo blitzſchnell erſtiegen würden als dieſe! Der Leſer hat dieſe Zeilen nicht halb ſo ſchnell geleſen, als ſchon die Menſchenballen — anders kann ich es nicht nennen, — von allen Seiten in den Wagen flogen, und ihn im untheilbaren Moment ſo gefüllt hatten, daß kein Floh mehr einen Sitzplatz gefunden hätte, außer auf einem der Angeſeſſenen, was denn auch mancher benutzt haben mag. Jetzt entſtand ein wahres Zetergeſchrei am Schlage des Omnibus! „Barmherzigkeit! O ſeien ſie doch menſchlich! Nur einen Platz!“ rigen wohl zehn Stimmen zugleich! Eine Frau warf ſich, — es iſt buchſtäblich wahr, — mit Gewalt quer über uns hinein, und wollte in dieſer Attitüde mit, — doch es war unmöglich! Dazwiſchen ſchrie ein Kerl am Schlage: „Bezahlen! Bezahlen! Sechs Kreuzer!“ — Ich hätte ihm gern ſechs Gulden gegeben, ſo froh war ich, doch in dieſer Engpreſſe mit der Hand in die Taſche zu gelangen, das war ein Kunſtſtück über meine Fähigkeiten! Da überfiel mich der Schreckensgedanke! „Nun wirſt Du am Ende doch hinausgeworfen, weil Du nicht bezahlen kannſt!“ In dieſer Noth ſaß ein Engel im Finſtern rechts neben mir; ich erfuhr nachher, daß er Barbierer in Wien ſei. Der hatte den Beutel noch in der Hand, er gab mir einen Zwanziger auf Credit; ich reichte ihn dem ſchreienden Gläubiger dar. Im Finſtern verfehlten ſich unſre Hände.

„Nun zum Donnerwetter, ſo geben Sie her" ſchrie er, riß mir das Geld aus der Hand, und kratzte mich dabei mit dem Nagel ſo in den Daumen, daß ich die Wunde mit über die Alpen hin und her genommen habe. Das war zwar abermals ein Beweis von der Höflichkeit der Wagenführer Wiens, doch in ſolchem Drang und Sturm will ich dieſes Symptom beim Himmel nicht in Anſchlag bringen, und um ſo weniger als der Kerl doch in dem Teufelswetter der Ehrlichkeit nicht vergaß, ſondern mir eine Hand voll kleiner Münze zuſtopfte, die wirklich wie ich nachher beim Laternenſchein ſah, 18 Kreuzer betrug. —

Daß ich ſolchergeſtalt mein Leben für ſechs Kreuzer aus dieſer Fahr und Noth rang, iſt wahrlich ein groſſes Lovs zu nennen; das wurde mir erſt fühlbar, als der Wagen ſich in Trab ſetzte, und die halbe Minute — denn länger dauerte der ganze tolle Lärmen nicht, — der Betäubung vorüber war, und man nun wieder wußte, ob man drinnen ſaß, oder draußen ſtand. Denn jetzt erſt entdeckte ich zu meiner Linken eine junge Frau, mit einem vierjährigen Kinde auf dem Schooß, die ganz außer Athem war, und krampfhaft ſchluchzte. Die Streiflichter des durch die Wagenfenſter einfallenden Laternenlichtes zeigten mir zugleich, daß ſie ganz blaß und erſchöpft war. Zu wiederholten malen küßte ſie das Kind. Ich fragte: „Sie haben wohl groſſe Angſt

um das Kindchen gehabt?" „Ach Gott ja" erwiederte ſie; „in dem fürchterlichen Gedränge wurde es mir von der Hand geriſſen, umgerannt, und ich davon abgedrängt; die Leute ſtürzten darüber hinweg! Ich dachte ſchon es würde zertreten ſein, aber Gott ſei Dank, es hat keinen Schaden genommen!" Es überlief mich kalt bei dieſer Erzählung; ein Blick auf das kleine Weſen, ein Gedanke nach der Heimath, die Thränen der noch ganz verſtörten Mutter, eine Nachwirkung ihrer Angſt! — Und wie viele Aeltern mit ihren Kindern mögen noch in dieſem Augenblick in dem wilden Gedränge nach den Wagen kämpfen! Denn Alle hatten ſich ja nur auf eine Spazierfahrt geſchickt, nie war ein Tag weniger regendrohend geweſen als dieſer, und beim glücklichen Verlauf des Wetters konnte auch gar keine Gefahr eintreten, weil nicht ſo viele zugleich den zurückkehrenden Zug benutzt haben würden! —

Doch zum Glück war das Kind in der That unverletzt geblieben, und herzte die Mutter, die es mit noch zitternder Angſt in die Arme ſchloß, in lieblichſter Unſchuld. Jeder hatte ſeinen kleinen Kampf, ſeine Sorge gehabt, wußte daher richtiger die größere zu wägen, und ſo vereinigte ſich Alles im Antheil um das Kindchen. Was nur an Birnen oder Gebäck in den Taſchen unſerer Geſellſchaft war, wanderte jetzt dem kleinen Glücks-

linde zu, und jeder ſprach ſeine Freude aus, daß wir es in unſer Rettungsboot aufgenommen hatten. —

Jetzt entſtand aber auch die Frage: „Wohin ſegeln wir denn eigentlich?“ Niemand hatte ſich darum bekümmert; man wäre im erſten Augenblick, glaube ich, zufrieden geweſen, wenn der Wagen nach Baden zurückgefahren wäre, ſo ſehr haſchte man nur nach dem erſten Augenblick des Geborgenſeins. Nun aber erwachten ſchon begehrlichere Gedanken; jeder mochte gern ſo nahe als möglich an ſeiner Wohnung vorfahren, denn der Regen war noch keineswegs müde geworden, und ſogar die Blitze flammten noch von verſchiedenen Seiten her. Der Wagen hatte aber ein Ziel, das wenigſtens die Mehrzahl der Theilnehmer leidlich zufriedenſtellte; er ſteuerte nach der Achſe Wiens, nach dem Polarſtern ſeiner unkundigen Durchwanderer, dem Stephansthurm, und — genauer betrachtet, ſaß ich in demſelben Omnibus, mit dem ich gekommen war. — Wer hier nicht ein gerechtes Walten der Schickſalsgötter ſieht, der hat den ſchwarzen Schickſalsſtaar! —

Es iſt aber nicht ſo leicht, ſich vom Stephansthurm in den Sattel des weißen Roſſes zu ſchwingen! In einer Viertelſtunde, die zu der Operation erforderlich iſt, fällt mancher Regentropfen. Deshalb war mir nichts ſo willkommen, als die leuchtenden Fenſter eines Kaffeehauſes,

zwanzig Schritt vom Halteplatz des Rettungsbootes. Hier lief ich in den Hafen ein, und bald darauf eine Tasse Chokolade in mich; denn nach so viel Leiden und Kämpfen hatte sich der treue Gefährte in allen Strapazen, der Appetit, die mahnendsten Rechte erworben, und konnte die Gelegenheit sie einzutreiben, unmöglich versäumen. — Mit mir waren noch drei oder vier Söhne Wiens in dem Kaffeehause eingesperrt, — durch das Fallgitter des Regens — und hielten gezwungen Quarantaine. Eine volle Stunde noch dauerte ich aus; da hatte der Regen, nicht aufgehört, doch so nachgelassen, daß ich mich endlich daran wagte, es mit ihm aufzunehmen, und einen Kampf mit dem Feinde durch das muthigste Ausreißen tapfer begann. Denn der Muth ist diejenige Eigenschaft, welche in Gefahren mit besonnener Kaltblütigkeit die zweckmäßigsten Mittel wählt ihnen zu entgehen; der Feige verbrennt in einem lodernden Hause, der Muthige springt zum Fenster hinaus. So that mir denn nichts so leid, als daß ich meine verwegene That im stock-pech finstern Wien ausübte, wo niemand sie wahrnehmen konnte; sonst hätte ich ohne Zweifel vor den Oesterreichern als tapferer Preuße auszunehmend geglänzt und mir einen Namen gemacht während mir jetzt vielleicht mancher boshafte Leser nicht glauben will, und es für eine Prahlerei hält, daß ich so eminent davongelaufen! —

So aber lief ich doch nicht, daß ich mich nicht im hellerleuchteten Thorwege eines Gasthauses plötzlich hätte anhalten und vor Erstaunen einen Mann, der eben mit mir — auch sehr tapfer preußisch laufend, aber durch einen Regenschirm mit einem beweglichen verschanzten Lager gegen den feindlichen Angriff gedeckt — ins Haus stürzte, mit den Worten anrufen sollen: „Ists möglich, — sind Sie es, treffen wir uns wirklich?" Es war mein musikalischer Freund Dehn mit dem ich von Berlin auf der Eisenbahn und im Postwagen ausgelaufen war, und den ich seit Dresden nicht mehr gesehen! — O wie schmeckt nach solchen Gefährnissen, Irr- und Querfahrten, ein, auch von Beethoven schon hochgeschätzter delicater Schill, ein Glas Wein und ein befreundetes Gespräch! — Das weiß kein Sterblicher, der nicht in dem furchtbaren Gewitter am 10. August nach Baden gefahren, und lebendig heimgekommen ist! —

Die österreichischen Eisenbahnen*)

Bevor ich daran gehe den zweiten Tag meines Wiener Aufenthalts zu schildern, schiebe ich hier ein durch-

*) So sehr der Verfasser dieser Reiseberichte sich beeilt hat, sie zur Oeffentlichkeit zu fördern, der Sturmschritt unserer Zeit ist ihm doch so vorangelaufen, daß Vieles von dem, was während er schrieb, ja noch während er drucken

aus thatſächliches Kapitel ein, welches die Verhältniſſe der Eiſenbahnen von Budweis nach Gemund, der Kai-

---

ließ, wahr war, zur Zeit wo der Leſer das Buch empfängt, ſchon durchaus umgeſtaltet iſt. Namentlich iſt dies mit den Eiſenbahn-Verhältniſſen in Oeſterreich der Fall, welche durch die im December 1841 erlaſſene Bekanntmachung des öſterreichiſchen Staats, wonach dieſer ſelbſt die Ausführung und reſpektive Vollendung der großen Eiſenbahnlinien übernimmt, eine völlige Umgeſtaltung erlitten haben. Ob das was man von den Anſichten der Regierung über Eiſenbahnen zu der Zeit, wo ich in Wien war, ſagte, nun ungegründet geweſen, oder ob der Wendepunkt zu einer beſſern Erkenntniß der Dinge ſpäter eingetreten, vermag ich nicht zu ſagen. So viel iſt aber gewiß, daß jener Beſchluß der öſterreichiſchen Regierung zum höchſten Ruhm gereicht, und daß er Alles völlig vergütet, was eine frühere unreife Anſicht vielleicht gegen Eiſenbahnen verſchuldet haben mag. Ja, er dünkt uns von ſo ſegensreichen Folgen, daß er für uns den Staat plötzlich in einen ganz andern Standpunkt rückt, als er bisher in den politiſchen Verhältniſſen einnahm; denn die Eiſenbahnen ſind ein geiſtiges Element, bilden noch mehr ein Vorwärts im Gedanken als im Raum. Oeſterreich ſtellt ſich dadurch an die Spitze der deutſchen, der europäiſchen Staaten. Es hat die Frage des Staatsberufes für die Eiſenbahnen die, wie einfach ſie iſt, doch noch faſt gar nicht erkannt werden, in ihrem vollſten Umfange, in entſchiedenſter Klarheit gelöſt. Verfolgt es dieſen Weg, ſo wird es auf demſelben bald Alles ein- und nachholen, worinnen es ſeit fünf und zwanzig Jahren gegen die Forderungen der Zeit zurückgeblieben iſt. — Ein tiefes Bedauern,

ser Ferdinands-Nordbahn, und der Wien-Raaber Bahn in den Hauptzügen zusammenstellt. Es handelt von Lang- und Querschwellen, Schienen, Steigungen, Frequenzen, u. s. w., wer indeß diese viel verhandelten Gegenstände nicht liebt, der schlage es über; er wird von dem Zusammenhang meiner Reiseberichte nicht verlieren, sondern vielmehr auf Wiederholung manches schon gelegentlich Erwähnten stoßen, ein kleiner Uebelstand, der aber nicht zu vermeiden war, wenn ich nicht zuvor oder hier Lücken lassen sollte. —

Wie in so vielen großen Städten so haben auch in Wien die Eisenbahnen, wenngleich sie an sich nicht glückliche Unternehmungen gewesen zu sein scheinen, einen ungemeinen Aufschwung des geselligen Verkehrs erzeugt, der selbst die mit nicht gewöhnlichen Erscheinungen vertrauten Wiener in Erstaunen setzt. Doch bevor wir einige nähere Bemerkungen über die hiesigen Eisenbah-

---

ein vaterländischer Schmerz erfüllt uns, daß Preußen, welches durch Hebe der Intelligenz, geographische Begünstigungen, nachbarliche Anregungen (denn Sachsen baute die erste Eisenbahn) vorzüglich aber durch das rühmlichste Beispiel der eifrigsten Thätigkeit in den Privat-Unternehmungen seiner Bewohner auf diesem Gebiet, vor Allen berufen war, hier die Spitze zu nehmen, sich diese Palme hat entreißen lassen! Doch Gerechtigkeit und Dankgefühl zwingen uns auszurufen: „Heil Oesterreich! Dein ist der Preis!“ —

nen machen, gestatte man uns einen Rückblick auf die älteste Eisenbahnlinie in Deutschland (wozu wir Böhmen ein für allemal zählen,) welche dem Personen- und freien Waarenverkehr geöffnet ist, die von Budweis nach Linz, und von Linz nach Gemund. Vor der Anlage dieser Linie haben zwar einzelne Strecken von Schienenwegen zu besonderen Zwecken, in Bergwerken u. dgl. (sogar in Berlins Nähe, in Rüdersdorf) existirt, doch keine war der Oeffentlichkeit übergeben. Die Strecke von Budweis nach Linz ist von dem in Amerika verstorbenen Herrn v. Gerstner (dessen Thätigkeit in Eisenbahn-Angelegenheiten vielfach hervorgetreten ist, z. B. als Erbauer der Eisenbahn von St. Petersburg nach Zarskoeselo) erbaut, es war sein erstes Werk dieser Art. Die zweite Strecke, von Linz nach Gemund hat den Ober-Ingenieur Schönerer zum Erbauer, der auch den Bau der Kaiser Ferdinands-Nordbahn geleitet hat; diese zweite Abtheilung ist sichtlich schon viel besser gebaut als die erste, wiewohl überhaupt der Eisenbahnbau auf dieser ganzen Linie, die von Budweis bis Gemund etwa 26 Meilen beträgt, in vielen Beziehungen noch in der Kindheit liegt. Der Betrieb geschieht mit Pferden, deren im Ganzen 450 gehalten werden. Der Oberbau ist so construirt, daß auf Langschwellen von etwa 5—6zölligem Holz, von drei zu drei Schuhen durch nur wenig stärkere Querschwellen verbunden, Plattschienen

von ½ Zoll Stärke genagelt sind, deren Länge im Allgemeinen eine Klafter beträgt. Doch giebt es auch Schienen längeren Maaßes, und auf das genaue Aneinanderstoßen ist, besonders zwischen Linz und Budweis wenig geachtet; man sieht Zwischenräume von 2 — 3 Zollen, eingeflickte Stücke, nicht selten haben die Nägel losgelassen, so daß die Schiene aufsedert, die Langschwellen sind auch zum Theil sehr abgenutzt; genug von jener sorgsamsten Genäuigkeit, die wir jetzt auf unsern Bahnen sehen, erblickt man keine Spur. Alle diese Mängel sind jedoch zwischen Linz und Gemund weit weniger bemerkbar; bedeutende Theile dieser Bahnstrecke sind sogar sehr sorgfältig gehalten. Zeigt also der Bau in diesem und manchem Betracht die Kindheit der Versuche, so ist er doch in anderer Beziehung sehr merkwürdig. Man sieht nämlich welche Terrainhindernisse sich überwinden lassen, wenn die Pferdekraft statt der Dampfkraft angewendet wird, welche Curven, welche Steigungen möglich sind. Die ersteren sind dergestalt, daß man häufig einer zweiten, auf der andern Seite des Höhenzuges an dem man hinfährt, angelegten Bahn zu begegnen glaubt, weil uns große Züge von Lastwagen entgegen kommen; sie bewegen sich aber mit uns auf demselben Gleise, das sich so scharf umgekrümmt hat, kaum 200 Schritte von uns entfernt. Die Steigungen erreichen nicht selten 1 Fuß auf 18, so daß sie dem Auge sehr auffal-

lend ſichtbar ſind, und dem Beſorglichen leicht Bedenken verurſachen. Nur ſo aber war es möglich, die Bahn durch das Terrain zu führen, welches ſie durchläuft. Zwiſchen Budweis und Linz bleibt ſie ſtets im Gebirg, leitet oft an hohen ſteilen Abhängen hin, und erreicht an dem Rand des Donauthals eine ſehr bedeutende Höhe, von der ſie ſich bis auf die Sohle des Thals hinabſenkt. Die Bahn führt mitten durch die Ortſchaften, in den frequenteſten Straßen derſelben; ſie biegt ſich mit Leichtigkeit rechtwinkelig zwiſchen engen Gaſſen hindurch, (ſo z. B. iſt ihr Ausweg aus Budweis dieſer Art) auf den Brücken, die ſie paſſirt, bleibt ihr ein eigenes Geleiſe frei. Der Ausweichungen ſind ſehr viele, weil ſich die Fracht- und Perſonen-Transporte kreuzen. Inzwiſchen ſind die letzteren doch ſehr genau geordnet, und die Wagenzüge müſſen zu beſtimmten Stunden ihre Ankunft auf den Ausweichungen erwarten. Hauptſächlich ſendet die Bahn das Salz aus dem reichen Salzkammergut nach Böhmen; doch auch Kohlen, Holz, Kaufmannsgüter werden in Maſſe fortgeſchafft. Nicht ſelten ſieht man Züge von 100 Wagen, deren nach Umſtänden je zwei oder drei von einem Pferde gezogen werden. Bei ſchwereren Laſten kommt auf jeden Wagen ein Pferd, zuweilen ſogar zwei auf einen Wagen; alsdann ſind die Züge natürlich kleiner, damit die Anzahl der ſtationirten Pferde ausreicht. Zwiſchen Linz

und Budweis ist der Personen-Verkehr für eine Eisenbahn kaum nennenswerth, 20, 30 Personen in einem Zuge sind schon viel. Dies liegt aber auch großentheils daran, daß von Prag aus die Anschließung durchaus nicht erleichtert wird; zwar geht ein sogenannter Stellwagen, sehr wohlfeil, zum Anschluß nach Budweis ab; doch muß man um 3 Uhr Morgens ausfahren, die Nacht in Budweis, wo man gegen 11 Uhr eintrifft, schlafen und fährt dann Morgens um 5 Uhr weiter, und erreicht Linz Abends um halb acht. Die Eilwagen in Prag schließen sich auch nicht direkt an. Sonst wäre es sehr leicht, Linz in 26 — 28 Stunden, und wenn die Fahrten mit denen des Dampfschiffes nach Wien combinirt würden diese Hauptstadt binnen 36 — 38 Stunden von Prag aus, auf viel schönerem Wege und in bequemerer Weise als jetzt zu erreichen. Es scheint aber, daß man dergleichen Hebungsmittel des Verkehrs nur lau betreibt. Freilich müßten dazu auch noch allerlei bis jetzt nicht vorhandene Anstalten gemacht, nämlich bequemere, elegantere Wagen eingerichtet, für die Möglichkeit der Fortschaffung durch eigene Wagen gesorgt werden, u. dgl. m. — Viel stärker ist die Personenfrequenz zwischen Linz und Gemund, wo der herrliche Traunfall, der wunderschöne Gemunder See, das jenseit desselben gelegene, durch ein Dampfschiff mit der Eisenbahn in Verbindung gesetzte Zicht, endlich die Straße nach Salz-

burg und die vielen dahin abgehenden Stellwagen, eben ſo viele Multiplikatoren des Verkehrs bilden. Hier ſieht man ſchon Züge von 100 — 150 Perſonen. Die Schnelligkeit mit der man die Räume zurücklegt, hält zwar keinen Vergleich mit der der Dampfkraft aus, allein eilt doch immer der auf den Poſtſtraßen voran, indem die Meile durchſchnittlich in 40 Minuten zurückgelegt wird, was ſich gewiß auf ½ Stunde ſteigern ließe. Wie ſich dieſe Bahn für ſich ſelbſt rentirt (der allgemeine Nutzen derſelben iſt ſelbſtredend) vermag ich nicht zu ſagen. Daß aber weſentliche Verbeſſerungen in der Adminiſtration den Ertrag ſehr ſteigern müßten, wird jedem einleuchten, der nur eine einzige Fahrt auf derſelben gemacht hat. (Man vergleiche oben die Schilderung meiner Fahrt nach Gemund). Denn unnützer Aufenthalt auf den Stationen, enge, unbehagliche Plätze in den Wagen und eine beiſpielloſe Unordnung, die vorzüglich auf die Unternehmer zurückwirkt, weil auch nicht die mindeſte Controlle in Anwendung gebracht wird, wetteifern miteinander, der ſonſt ſo angenehmen Fahrt Unannehmlichkeiten beizumiſchen. Man löſt ein Billet auf beſtimmtem Namen, aber niemand fragt weiter danach. Die Wagen ſind in zwei Klaſſen getheilt, doch die zweite Klaſſe iſt beſſer als die erſte, an heißen Tagen viel luftiger; die Wagen ſind nicht bezeichnet, der Fremde kann unwillkührlich irren, niemand weiſt ihm

einen Platz an, jeder greift zu, das altdeutsche Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" scheint die einzige Norm zu sein, die hier durchweg ihre Gültigkeit hat. Also auch hier eine große Kindheit der Eisenbahn-Einrichtungen, die aber wohl längst in ein reiferes, vernünftigeres Alter übergegangen sein sollte. —

Betrachten wir jetzt die Eisenbahnen Wiens, und zuerst die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn: Der Bahnhof eröffnet sich am Prater; die Gebäude sind anständig, ohne Verschwendung angelegt, die Construction des Oberbaues eine bewährte, wenngleich neuere Erfahrungen manches Bessere ergeben haben als Querschwellen und Schienenstühle. Im Anfang ist der Bau theuer gewesen, besonders das Terrain; jetzt hat man einen Flügel von 3½ Meilen für 800,000 Fl. C. M. hergestellt. Bis zum nächsten Jahre wird die Bahn mit den verschiedenen Verzweigungen über 50 Meilen in Betrieb haben. (Gegenwärtig im Januar ist dies bereits der Fall.) Die Frequenz ist ansehnlich; ich unterlasse die Angaben, weil sie auf verschiedenem Terrain sehr verschieden sind, und nur im genauesten Detail mitgetheilt, und im Verhältniß zu den Kosten der einzelnen Wegtheile einen Maaßstab geben könnten. Im Ganzen sind in 3 Jahren über 2 Mill. Menschen auf der Bahn gefahren. Dies alles wäre günstig. Doch die ungünstigen Verhältnisse sind: mehrere Unfälle im Anfang, die das Ver-

trauen des Publikums sehr schwächten: eine sehr kostbare und verwickelte Administration: ein aus Noth bisweilen wohl etwas zu ökonomischer Bau, der starke Nachschüsse zu Reparaturen zur Folge haben dürfte; endlich die Schwierigkeit, das gewohnte bequeme Geleise des öffentlichen Geschäftsganges mit dem so ungemein beschleunigten, alle Kräfte rasch in Anspruch nehmenden eines so großen Bahnbetriebes in Einklang zu bringen. Alle bisherigen Handelsverhältnisse, die Centralisation der Geschäfte, das Postwesen, vor allem aber die Mauthgrundsätze, welche den Waaren-Transport so unbequem erschweren und die umständlichsten Formen erheischen, sind lähmende Hindernisse des Unternehmens. Eins von beiden muß zuletzt brechen; entweder die alte Gewohnheit an der gewaltigen Macht der Eisenbahnen, oder diese, an der Umgestaltung eingewachsener versteinerter Formen. Inzwischen klagt man auch die Gesellschaft selbst an, daß sie ihre Beamten zu hoch besoldet, deren zu viel habe. Sieht man die ausgedehnten Bureaus, voller Commis, sowohl auf dem Bahnhofe als in der Stadt, so scheint die letzte Anklage wenigstens gegründet; doch sieht man, wie viel, und wie angestrengt Alles arbeitet, so dürfte die Beschuldigung wohl in sich selbst zerfallen. Von günstigeren Zeitumständen, von der Vollendung des Ganzen, von dem Eingreifen anderer, insbesondere der norddeutschen und schlesischen

Bahnen, hofft dieſes Unternehmen, trotz des gegenwärtigen erſchütterten Zuſtandes doch, und wohl nicht ohne Grund, eine Auffriſchung ſeiner Kräfte bis zum völligen Geſunden.

Was aber von dem Wien-Raaber Bau zu hoffen ſteht, das möchten wir nicht mit ſo günſtigem Auge betrachten. Hier indeß liegt der Grund des Uebels einzig und allein in dem Unternehmen ſelbſt, in dem wahrhaft frevelhaften Luxus, mit dem es begonnen iſt, und wodurch es vorzugsweiſe als ein Werk der perſönlichen Eitelkeit, nicht als eines beſonnener Speculation erſcheint. In ganz England und Amerika iſt, wie die Sachkundigen verſichern, ein ähnlicher Prachtbau nicht anzutreffen. Freilich hat man auch auf die Strecke von Wien bis Neuſtadt (über Baden,) nicht ganz 6 Meilen, 7 Millionen Gulden (nach anderen Angaben ſogar acht Millionen *) verwendet, und der Geldverbrauch iſt ſo enorm geweſen, daß die Ausführung bis Raab muthmaßlich ganz unterbleiben wird **). Zahlloſe Anekdoten ſind im Umlauf, über die Prinzipien, die bei dieſem Bau, ſo zur offenbaren Benachtheiligung der Aktionaire,

*) Der Anblick der Bahn ſcheint ſelbſt dieſe Angabe zu rechtfertigen.

**) Inzwiſchen iſt, ſeitdem dies geſchrieben wurde, eine neue Station bereits in Betrieb genommen worden.

geherrscht haben, daß diese fast über eine laesio enormis Rechtsbeschwerde erheben könnten. Wien hat jedoch dadurch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges gewonnen. Als Empfangshaus erhebt sich ein Prachtgebäude, dessen uns zugewendete schmale Front fünf breite Bogenfenster hat, während die Längenseite deren drei und dreißig zählt, wodurch die nahe an 200 Schritt lange unverschöne Bahnhalle gebildet wird. Man ist um so überraschter durch den Anblick derselben, da man in einem von Säulen getragenen Atrium, auf Treppen, die den glänzendsten Pallast schmücken würden, ein hohes Stockwerk aufwärts steigen muß, bevor man dahin gelangt. Der Anfangspunkt der Bahn befindet sich etwa 30 Fuß über dem Niveau des Terrains umher, und von hier aus geht eine breite, hohe Aufschüttung wohl eine Drittelmeile fort, bis die Höhen erreicht werden, auf denen die bekannte Spinnerin am Kreuz steht, von wo man des prächtigsten Ueberblicks der Kaiserstadt genießt. An die Bahnhalle stoßen mehrere Säle, aufs eleganteste eingerichtet, die zur Versammlung der Fahrenden 1ter und 2ter Klasse dienen. In der Bahnhalle selbst ist ein Wall von Kies aufgeschüttet, und mit Holzschranken umgeben, um das etwanige Einlaufen einer Locomotive in die Versammlungsräume unmöglich zu machen. Der untere Raum der Halle besteht aus gewölbten Magazinen. Der von hier auslaufende Damm hat eine Kronenbreite von

mindeſtens 60 — 70 Fuß; vier Geleiſe laufen hier, der vielfach ſich kreuzenden Züge halber, wohl eine Stunde weit nebeneinander hin. Ueberhaupt ſind die Ausweichungen und dreifachen Geleiſe auf der Strecke bis Baden, da es zehn bis zwölf Anhaltpunkte giebt, ſehr häufig, ſo daß man in Summa wohl auf dieſen Theil der Bahn drei Geleiſe rechnen darf! Weit ausgedehnte Mauern umgeben dieſen Rieſendamm, mit dem die Bahn beginnt. Doch mit dieſem coloſſalen Werk ſind die Bahnhofs-Anlagen nur zum kleineren Theil geſchildert; man erblickt noch fünf andere große, ja wahrhafte Prachtgebäude. Ein dreiſtöckiges Reſtaurationshaus von 19 Fenſtern Front, eine weitläuftige Maſchinenbau-Anſtalt, große Wagenſchuppen, u. ſ. w. Dazu kommt, daß die Bahn, bis Baden wenigſtens, faſt nie in der Ebene läuft, ſondern fortdauernd auf hohen Dämmen, oder in tiefen Einſchnitten. Ich zählte ſechs gewölbte, breite Ueberbrückungen, einen gegen 150 Klafter langen Tunnel ungerechnet, von dem allgemein geſagt wird, daß er nicht nur hätte vermieden werden können, ſondern daß man, um die Bahn durch ſeine Anlage zu ſchmücken, ſogar einen Umweg genommen habe!! *) — Auf allen

*) Ich vermag das letztere allerdings nicht zu glauben, doch die Anekdote iſt charakteriſtiſch als Zeugniß des Sinnes, in dem der ganze Bahnbau geführt iſt.

Stationspunkten sieht man luxuriöse Gebäude, die an Pracht und Größe die manches Hauptbahnhofes übertreffen. Allerdings waltet in den Anlagen meist ein edler, immer ein reicher Geschmack, der aus der Fülle der Mittel schöpft. Einräumen muß man auch, daß der wesentliche Theil des Bahnbaues mindestens gleich sorgfältig und luxuriös ausgeführt wird. Die Schienen ruhen auf starken Langschwellen, diese sind in solche Querschwellen eingelassen, unter den Schienen liegt Filz, um die Härte des Stoßes zu brechen; es fährt sich gut, jedoch nicht auffallend besser auf dieser Bahn als auf anderen. Endlich sind auch die Wagen glänzend eingerichtet; die erste Klasse heißt Salonwagen, mit Kanapees, Spieltischen, u. dgl. m; diese müssen zuvor bestellt werden, und der Platz kostet bis Baden 2 Fl. (1 Thlr. 12 Sgr.); außerdem Wagen erster Classe (Platz 1 Fl.), zweiter 45 Kr., dritter 25 Kr. Die Construktion ist der amerikanischen nachgeahmt, zu 64 — 72 Plätzen, in Sitzen zu je 2 Personen mit einem breiten Mittelgang. Diese Einrichtung ist mehr in die Augen fallend als bequem zu nennen. Die Wagen 2ter Classe der Berlin-Anhaltischen Bahn sind ungleich bequemer als die ersten auf der Wien-Raaber Bahn. So ist denn dem glänzenden Schein hier sogar die wahre Bequemlichkeit und das behagliche Comfort geopfert. Durch alle diese Einrichtungen (auch durch einige grobe Be-

trügereien die gleich zu Anfang vorfielen) hat man es denn wirklich dahin gebracht, daß selbst die ungeheure Frequenz von 5 — 6000 Personen täglich (an dem Sonntage, wo Ref. sich in Wien befand, stieg dieselbe sogar auf 18000 Personen!) die Last der Zinsen und Ausgaben nicht zu tragen vermag, und das Unternehmen nicht nur was die Weiterführung anlangt ins Stocken geräth, sondern vielleicht noch ganz anderem, herberem Schicksale entgegengeht. Ob sich dies nicht hätte ohne alle Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, überwachen und verhüten lassen? — Im Uebrigen ist auch die Administration dieser Bahn noch sehr in der Schulzeit. Es herrscht große Unordnung auf den Stationen: man verweilt so lange, daß der Vortheil der schnellen Fahrt zur Hälfte verloren geht, und man die 3¾ Meilen bis Baden, einschließlich des ungeheuer weiten Weges in die Stadt selten unter zwei Stunden zurücklegt. — Für die Kinder herrschen (weil der Wiener sich nie von ihnen trennt) hier wie bei der Nordbahn, sehr liberale Grundsätze. Kinder, die noch auf dem Arm getragen werden, fahren unentgeldlich mit (sie sollten, schon wegen der Gefahr bei dem Gedränge polizeilich ganz ausgeschlossen sein), bis zum 7ten Jahre zahlen zwei für einen Platz (auf der Nordbahn erhalten sie sogar halbe Billets), drei und vier für zwei Plätze, u. s. w. — Alles in Allem erwogen, hat Wien

durch die Eisenbahn-Anlagen dennoch an mittelbaren Vortheilen und gefördertem Verkehrsumschwung unermeßlich gewonnen. Die Fremdenzahl war nie so groß, es hält den Ankommenden sehr schwer, ein Unterkommen zu finden, und selbst das Bestellen der Zimmer ist nicht immer ein sicheres Hülfsmittel. Mit der Zeit werden die Einrichtungen zur Aufnahme dieser vielen Gäste wohl der Zufuhr nachkommen, bis dahin hat man aber noch manches Unbequeme zu erdulden. —

Zweiter Tag.

Morgenspaziergänge.

Das gewaltige Gewitter hinterließ nicht so stark Nachwehen als ich gefürchtet hatte; der Tag war milde, Blau des Himmels und freundliche Sonnenblicke lächelten uns zwischen dem abziehenden Regengewölk heiter an. —

D.... hatte versprochen mich mit einem musikalischen Freunde, dem sehr geachteten Musikgelehrten und Bibliographen Fuchs bekannt zu machen, um Vormittags unter seiner Führung das Lokal und die Sammlung der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates zu be-

sichtigen. Leider vereitelte ein Zufall diesen Plan. Doch verabredeten wir eine Zusammenkunft auf den Nachmittag.

Die Vormittagsstunden brachte ich mit Spaziergängen in dem schönen Wien, besonders auf der Bastei, und auf den Wällen zunächst dem Volksgarten und dem neuen Thore zu, wo man einer so reichen, herrlichen Aussicht genießt. Neben der schönen Gegenwart ging immer die Erinnerung still neben mir her, und versüßte mir die Augenblicke des stillen Genusses, wenn sie auch bisweilen schmerzlich lächelte.

Der Volksgarten war, wie Vormittags alle dergleichen Etablissements, durchaus einsam, die Stühle und Tische standen schräg aneinander gelehnt, muthmaßlich noch von dem gestrigen Regen her. — Ich betrachtete mir die Bildsäule des Theseus, die sich hier seltsam genug ausnimmt. Doch noch wunderlicher ist die Geschichte derselben. Canova hatte den Auftrag bekommen, Napoleon in dieser Weise darzustellen; doch bevor er damit fertig wurde, war der Kaiser mit seinem Schicksal, oder dieses mit ihm fertig geworden. Sein Thron war zertrümmert, der Gewaltige saß einsam auf seinem Felsen im Weltmeer, lebendig todt, lebendig begraben' Wer hätte da noch seine Bildsäule gearbeitet' So wurde denn aus dem Bezwinger und

Bezwungenen Europa's, der Bezwinger des Minotaurus! —

Ich ging ein Stückchen weiter, den Wall hinauf, da sah ich ein einfach vornehmes Haus über die Gebüsche hervorragen; die Wohnung des Fürsten Metternich!

Nun schon sieben und zwanzig Jahre feiert der große Staatsmann sein Siegesfest über den großen Kaiser und sein gestürztes Reich! „Der Kluge überholt sie Alle!" — Auch er hat ein Reich gegründet! Wird es nicht stürzen? Ruht es auf festeren Säulen als das eroberte Kaiserthum? Ist es überhaupt ein wirkliches Gebäude, oder eine Fata Morgana, die in Nebel zerfließt wenn die Sonne sie hell erleuchtet?

— Weiter, weiter —

„Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß warten bis es mir zurückkehrt!"

Nur er selbst kehre nicht zurück! Seine Asche hat man heimgebracht, den flüchtigen Staub über die flüchtigen Wogen des Weltmeers! — Sein Name, sein Andenken bauen sich das Geister-Mausoleum auf, im Tempel der Geschichte! Doch sein Grabstein sei auch der Grabstein der Gedanken die ihn trugen! Er sei die offene Pforte derer die ihn stürzten! Die Menschheit ist reif, sie ist mündig geworden. Sie schließe auf ewig

den Tempel des Janus! Sie kränze die Altäre des Friedens, und entzünde die Opferflamme der Freiheit. Das Kaiſerreich, das Waffenreich iſt auf ewig zertrümmert, denn es war eine Macht der Lüge, des Wahns, ein Tempeldienſt der rohen Gewalt! — Doch auch jedes andere Reich des Wahns, des hierarchiſchen oder politiſchen, das ſich zum Gefängniß des erwachten Genius der Menſchheit aufbauen will, wird einſinken. Beſtehen kann nur das Reich des Lichts, des Rechts, der Wahrheit! —

Dieſen einſamen Weg den ich jetzt einſchlage, wo ich zur Rechten den Schneeberg in Nebel und Gewölk gehüllt erblicke, liebte Beethoven zu wandeln. Dein dunkles Erdendaſein, großer Genius, verſchwand gegen die funkelnde Sonne des Ruhms und gegen das kalte klare Licht des Planeten, der in ſeinem Gegenſchein geleuchtet. Doch höher und höher ſteigt Dein edles Sternbild zum Himmel der Unſterblichkeit empor, und es wird leuchten in unvergänglichen Strahlen zu den fernſten Geſchlechtern hinüber! — —

Beethovens Denkmal.

Der Nachmittag war ganz ſchön geworden; ein leichter Hauch bewegte das zerfließende, weiße Gewölk, das ſtill durch den blauen, weiten Aether des Himmels

ſchwebte. — Ich hatte mich mit meinen muſikaliſchen Freunden, alle ächte, erkennende Verehrer des großen, wehedurchſchauerten Genius zu einer Wallfahrt nach dem Grabe Beethovens vereinigt. — Wir fuhren durch die belebten, umgrünten Vorſtädte dahin, dem Währinger Kirchhof zu. Wie lachte hier das blühende Leben, die reiche Landſchaft, die ſich bis zu den Höhen des Leopoldberges in ſanfter Steigung hinanzieht! — Das Dorf Währingen zu dem der Gottesacker gehört, auf dem Beethoven die Ruheſtätte gefunden, liegt eine halbe Stunde von Wien. Der Kirchhof zieht ſich ſanft den Hügel hinan; ſeine Todtengaſſen laufen aber nicht wie bei uns auf ähnlichen Kirchhöfen mit der unteren und oberen Saumlinie des Hügels paralell, ſondern ſie ſteigen ſeine Höhe in der Richtung des Abhanges hinan. So entbehrt man des ſchönen Anblicks den die terraſſenförmig übereinander aufſteigenden Reihen von Leichenſteinen und Grabkreuzen gewähren; man erhält eine Seitenanſicht des Ganzen, ſtatt einer Vorderanſicht. — Doch ein Friedhof, ich möge ihn beleuchten wie ich wolle, gewährt mir ſtets einen ſtill beglückenden Eindruck. Wenn ich ihn nicht vor meinen Fenſtern haben möchte, ſo wäre es nur damit ich mich nicht durch die Gewohnheit gegen die wehmüthig ſüße Empfindung abſtumpfte, mit der er jetzt meine Seele erfüllt. — Grün und Himmelsbläue, weiße Denkſteine, und ſchwarze, ſtille Kreuze, und ringsum

Inſchriften der Liebe und Treue — wer ſollte in ſolcher Umgebung ſich anders als wohl fühlen. Wie eine theure, beſchirmende Heimath empfängt der Gottesacker auch uns, die Lebenden. Wer das Leben erkannt und durchgefühlt, wer den Spruch der Wahrheit empfunden hat „Es iſt Müh und Arbeit" wie ſollte der die grüne, ſtille Ruheſtätte anders, als mit heiliger Tröſtung, mildernder Ruhe im Herzen betrachten? —

Dieſes beſeligende Gefühl ſteigerte ſich noch durch die edlere Erhebung und Weihe die uns die Erinnerung an den großen Todten verlieh, der hier von ſeinem kämpfeſchweren Leben ausruhte, deſſen heilige Grabſtätte wir aufſuchten.

Wanderer, der Du nach mir die Friedenswohnung betrittſt, wandle vom Eingang her den erſten Weg zwiſchen den Grabhügeln, längs der Mauer aufwärts. Dann wirſt Du bald zur Linken einen Marmor-Cippus gewahren, auf dem eine goldene Lyra gebildet iſt. Unter ihr auf dem Würfel der die Spitzſäule trägt, lieſeſt Du den Namen

Beethoven.

Ihr habt es würdig empfunden, die Ihr ihn beſtattetet, ſein Name wiegt ſchwerer als jede Inſchrift!

Von wehmüthiger Erschütterung ergriffen, standen wir vor dem Denkstein; der goldne Namenszug, die Lyra mit ihren Sternen schimmerte durch das Silber der Thräne mit der sich unwillkührlich das Auge füllte! —

Wohl Dir! der Du dort unten schlummerst, Du hast Dir die Ruhestätte redlich errungen. Vor sechszehn Jahren sahe ich Dich in Deinen Leiden, Deinen bitteren Kämpfen! In stummer Beseligung hielt ich Dich an meiner Brust als ich Abschied von Dir nahm, und Deinen redlichen, wehmuthvollen Händedruck empfand! Ich ließ Dich zurück von Krankheit, Schmerzen und Sorgen schwer bedrückt! Ein Jahr später, und sie waren beendigt, leicht war die Brust, frei Deine hohe Seele! — Nochmals wohl Dir! Denn von dem Meer der Entzückungen das Du ausgeströmt über die Menschheit blieben Dir nur die bittersalzigen Tropfen! — — Jetzt leuchten die klaren Perlen des Himmelsthaues in den Blüthen die an Deinem Grabhügel duften; der Aether wölbt Dir sein blaues Dach im sonnigen Licht oder durchfunkelt von den unvergänglichen Sternen, wo die Lyra golden prangt wie auf Deinem Grabstein! Und wenn der Mond hinaufschwebt, und Dir zulächelt, ein alter, treuer Freund, der oft mit stillem Blick Dein aufwogendes Herz besänftigt, — dann erwacht Deine Seele in seinen Strahlen, und haucht ihr unvergängliches

Leben in heiligen Tönen aus! — Weben ſie nicht in der Geiſterſtunde um Deine Gruft, und ſchweben aufwärts dem geöffneten Himmel zu, wo die Schaar der Engel und Seligen ihnen lauſcht? Sie zogen und trugen Dich nach oben, dein ganzes Leben hindurch; die Sehnſucht nach dem Höchſten hob Dich empor über die Unwürdigkeit und den Schmerz dieſer Erde! Auf den unſichtbaren Flügeln der Töne ſchwebteſt Du himmelan, wenn der ſchwere Dunſtkreis Dir die Bruſt beengte. — Auf ihren Flügeln wird Dein verklärter Geiſt aufwärts ſchweben, an dem Tage des Erwachens, und einziehen in die lichten Räume des Himmels! „Vater" wirſt Du gerührt weinen, ich bringe Dir zurück, was Du mir vertrauteſt, rein, wie ſie Deinem Hauch entquollen, nimm die heiligen Töne wieder, die mich auf Erden himmliſch getröſtet, — kein Flecken irdiſcher Entweihung hat ſie berührt!" — — —

— † —

Laßt uns noch ein wenig weiter wandern, durch den Garten des Friedens. — Nur kaum zwei Schritte haben wir gethan, und ſchon wieder ruft Ihr: „Stehe ſtill!" Auch hier ruht ein edler Todter! Von der Schwere des Irdiſchen gedrückt, rang er in dunkler Sehnſucht nach dem Himmliſchen. Und ſah er es nicht in ſeiner klaren Göttlichkeit, wie die, denen die Augen mit himm-

tiſchem Thau genetzt ſind, ſo ſchimmerte ihm doch das ewige Licht hinein, durch den Flor der Gewölke und Nebel, die er zu theilen raſtlos von innen gedrängt ſich mühte, und durch die zerriſſenen Schleier blitzte oft leuchtender Sternenglanz hindurch.

Franz Schubert ruht hier.

Auf einem viereckigen Sockel erheben ſich zwei Säulen, die eine Tafel begrenzen, welche uns in Metall das Bruſtbild des Tonkünſtlers zeigt. Der Sockel trägt eine ſinnvolle Inſchrift; Grillparzer hat ſie dem Freunde gewidmet.

„Die Tonkunſt begrub hier einen reichen Beſitz, aber noch viel ſchönere Hoffnungen. Hier ruht Franz Schubert, geb. 31. Januar 1797, geſtorben am 19. Novbr. 1828."

Alſo in der Blüthe der Jahre und der Kraft, vielleicht in dem Augenblick, wo er ſich die Geſundheit errungen hätte, diejenige Eigenſchaft welche den edlen, träumend ſchwärmeriſchen Zügen mit denen uns ſeine Werke anblicken, vielleicht allein zum reinen Ausdruck der Schönheit fehlt. —

Wir wandelten im traulichen Geſpräch noch weiter zwiſchen den grünen Schlummerſtätten umher. —

„Und wo ruht Mozart?“ fragte ich unſern kundigen Freund F....? „Er iſt“ ſprach er achſelzuckend, in die allgemeine Grube gekommen, die alle zwanzig Jahre umgeſchaufelt wird. Nun haben ſchon zwei Geſchlechter nach ihm die Wohnung dort gewechſelt. — Alles was man von der Auffindung ſeines Grabes geſagt hat, iſt eine Fabel!“ — *)

Den Eindruck ſolcher Worte auf uns wird der Leſer an ſeiner eigenen Empfindung ermeſſen. Doch, wie niederſchlagend die Thatſache ſei, ein belebendes Gefühl erweckt ſie doch zugleich: „Das wäre heut nicht mehr möglich!“ Ein Mann der unſerer Zeit geweſen, was Mozart der ſeinigen war, könnte nicht mehr ſo achtlos aus dem Leben ſcheiden. Darin ſind wir vorwärts gerückt! Das iſt ein Maaßſtab der allgemeinen geiſtigen Durchdringung des Lebens. Die Bildung iſt viel tiefer in die Geſammtheit der Menſchen eingedrungen. Die unbegreifliche Verwahrloſung der Gruft Schillers iſt hoffentlich das letzte ſchwere Vergehen dieſer Art, was wir noch aus dem Sinn des vorigen Jahrhunderts mit hin-

*) Seitdem ſind die genauen Nachforſchungen über Mozarts Grab, behufs derer man ſich auch zugleich an ſeine noch lebende Gattin, die Frau von Niſſen, gewandt hat, durch den Druck bekannt geworden, und haben jenes troſtloſe Reſultat das uns an Beethovens Grabe mitgetheilt ward, leider auf das vollſtändigſte beſtätigt!

übergenommen haben, in die Anfänge des neuen. Jetzt hat die mächtige Herrscherin „die öffentliche Meinung," wie wenig sie auf anderen Gebieten anerkannt werden soll, sich doch auf dem der rein geistigen und künstlerischen Beziehungen ein Ansehen errungen, das sich auch thatsächlich geltend macht. Heut könnten die Bewohner keiner Stadt, keines Landes, nicht der Regent selbst dem öffentlichen Urtheil widerstehen, das sie treffen müßte, wenn sie eines solchen Mannes Andenken nach seinem Dahinscheiden so achtlos behandelten.

Ja, unsre Zeit thut mehr; sie ladet sich in dieser Beziehung nicht nur keine neue Verschuldung auf, sondern macht das Unrecht ihrer Väter gut. Sie setzt Mozart ein Denkmal, sie errichtet eine Mozartstiftung. Sie setzte Schiller eine Bildsäule unter dem Zujauchzen eines ganzen Volkes, und ein König richtete einem Dichter erst in den Tagen wo ich dies schreibe, ein ehernes Standbild auf, der König Ludwig in Baiern, dem Freisinnigen in Religion und Staatslehre, dem Reinsten in der keuschen Sitte, dem strengsten Richter unwürdiger Denkweise, Jean Paul Friedrich Richter. —

Wir haben oft unsere Zeit anzuklagen! Laßt uns denn auch einmal dankbar gegen sie sein! —

Aber, die Sonne sinkt; röthlich schimmern ihre Strahlen in den Wipfeln der Bäume, die die Gräber umher beschatten, und im Lenz mit Blüthen bestreuen.

Das warme Mattgold des Spät-Nachmittages überhaucht die ganze Landschaft. —

Die Kreuze auf den Thürmen der Kaiserstadt blinken hell aus dem grauröthlichen Duft der sie umzieht, — die Vesperglocke tönt — der Frieden des Abends gesellt sich zu dem des Friedhofes! —

Unser Herz wird still; die Wehmuth berührt es mit leiser Hand, und leicht ansprechend giebt die Saite den zarten Ton! — O laßt ihn lange nachzittern in der Brust! Er haucht ihr süße Träume ein! —

Seht wie purpurgolden jetzt der Name „Beethoven" durch das Grün blitzt! — Lebe wohl du heilige Stätte, die ich vielleicht nie wieder betrete! —

Kommt Freunde, — laßt uns heimkehren! —

Die Oper in Wien.

Von Beethovens Grabe in die Oper des Kärthner-Thor-Theaters zu gehen, um Marino Faliero von Donizetti zu hören, — ist ein schweres Verbrechen! Nein, es ist keins, aber es wäre eins, wenn uns die Lust dahin führte: so blieb es mir eine schwere Aufgabe, und um so höher rechne ich mir die Pflicht an, sie gelöst zu haben. —

Doch so unmittelbar nach den Empfindungen an der Gruft des edelsten aller musikalischen Genien, der

nie eine unrein ſinnliche oder nur leichtfertige Empfindung anklingen ließ, in der ganzen überreichen Fülle ſeiner Schöpfungen: ſo unmittelbar danach, wäre mir die Aufgabe doch zu ſchwer geweſen. — Schon die Rückfahrt durch die Vorſtädte voller muntern Lebens, durch die geräuſchvollen Gaſſen der Stadt ſelbſt, zog eine Grenzmauer zwiſchen dem Heiligthum und der Welt. — Doch wir legten noch einen Sicherheitsrayon dazwiſchen, durch ein vertrauliches Geſpräch, wozu wir uns im Volksgarten halb luſtwandelnd halb ſitzend den Raum wählten. — Doch die Stunde der Oper ſchlug. — Ich war ziemlich vorbereitet auf das, was ich hören würde, allein die Wirklichkeit des Eindrucks überſtieg doch jede Vorſtellung, die ich mir davon gemacht hatte. Ich will den Werth der Compoſition ganz übergehen. Man kennt das Talent des Componiſten, man kennt die Richtung in der ſich die ganze italieniſche Muſik ſeit fünf und zwanzig Jahren bewegt, und ſomit weiß jeder muſikaliſch Gebildete, was uns durch das Werk ſelbſt für ein Genuß gewährt werden konnte. Ich will dabei deſſen gute Seiten, den Glanz, in welchem es die Sänger erſcheinen läßt, oder doch erſcheinen laſſen könnte, die wirklich mannichfaltigen Erfindungen, die ſich indeß nur im Gebiet der muſikaliſchen Sinnlichkeit bewegen, ohne nachhaltige Gedankenkraft oder gar wiſſenſchaftliche Benutzung des Stoffs, die oft ſehr wirkungsreiche Anwendung der

äußern Mittel, nicht unanerkannt laſſen. — Es iſt wahrlich Schade, wie Ausgezeichnetes durch ein haltloſes Grundprinzip, durch eine Verflachung der Kunſt- und Lebensanſchauungen überhaupt bei den jüngeren Talenten Italiens, vorzüglich aber in Roſſini verloren gegangen iſt, der doch gegen ſeine Nachfolger gehalten, immer noch als ein Cröſus an Zahl und Werth der muſikaliſchen Gedanken betrachtet werden darf; als ein tiefer Genius ſogar, wie armſelig, aufgeputzt, thöricht und flach er uns auch im Beginn ſeiner Erſcheinung gegen die damals noch durch keinen neueren Uſurpator, oder in die ächte Erbfolge eingeſchwärzten Baſtard angefochtene Herrſchaft der Triumviren deutſcher Kunſt, Haydn, Mozart und Beethoven, erſcheinen mußte. —

Die Ouverture begann; ſie wurde ſo vortrefflich, mit ſo zarten Schattirungen ausgeführt, daß ich meine Befürchtungen über die Oper ſelbſt faſt verlor. Doch ſchon der erſte Chor vereitelte dieſe Hoffnungen; denn ſo ſehr man im Allgemeinen auch auf allen Bühnen die Chöre noch vernachläſſigt, ſo ſehr wir in Berlin ebenfalls daran gewöhnt ſind, wenigſtens kein höheres Ziel als das einer äußerlichen Präciſion dadurch erreicht zu ſehen: in ſolcher Weiſe hatten wir uns doch, den Rang und die Mittel der Bühne erwogen, noch nicht leicht durch eine rohe Behandlung verletzt gefühlt, als hier. Es ſollte mir

bald klar werden, woher dieſer Grad der Ueberſchreitung alles Erlaubten ſtammte. —

Geſpannt war ich zunächſt auf die erſte Sängerin, Dlle. Lutzer, die ich gehört zu haben mich durchaus nicht erinnern konnte, obwohl ſie in Berlin als Gaſt geſungen hat, und mir ſogar in Prag die Verſicherung gegeben wurde, daß ich eine Beurtheilung über ſie geſchrieben. Weshalb ich ſie ſo ausgelöſcht ſah in meinem Gedächtniß, das iſt mir jetzt wohl begreiflich. Ein ſo berühmter Name wie jetzt, ging ihr damals noch nicht voran, und ihr Talent gehört nicht zu einer Gattung, die mir lange gegenwärtig zu bleiben pflegt, da es ſich faſt ausſchließlich auf das Aeußerliche des Geſanges richtet. Sie hat eine klare, reine, wohlklingende Stimme; nur die Mittelregion iſt durch einen Naſallaut beeinträchtigt, der von unſicherer Baſis in der Tonbildung zeugt. Doch hat die Sängerin eine glänzende, oft auch elegante Fertigkeit, und wo die Ausdrucksmittel in dieſer beruhen, gelingt ihr Manches ſehr gut. Allein im Uebrigen iſt ihre ganze Vortrags- und Darſtellungsweiſe eine völlig nur auf der Oberfläche liegende, die ſich noch dazu öfters in Manier und Koketterieen verkehrt. Nur einzelne Spuren einer tiefer liegenden Empfindung ließen ſich entdecken. Ganz mit dem Geſange im Einklange ſteht das bedeutungsloſe Agiren, das ſtete Hin und Her der Arme und Bewegungen ohne

Zweck und Urſach, das ſo widerwärtige, jetzt aber leider allgemein gewordene ſchaukelnde Wiegen *) des Oberkörpers; dazu manche wirklich häßliche Gewohnheiten, wie ein Dehnen des Halſes, ein weites Oeffnen des Mundes bei hohen Tönen oder ſtark accentuirten Stellen. — Und wie glaubt man, daß das Wiener Publikum die Künſtlerin beurtheilte? Wird es ihren geſchickten Paſſagen Beifall gezollt haben? Wird es bei ſchwierigen, reinen Intonationen ein Bravo hören laſſen? Wird es indeſſen bei ſolchen Aufmunterungen mit Maaß zu Werke gehen, da dieſe guten Eigenſchaften doch nur untergeordnete einer Sängerin ſind, und man ſie an andern Künſtlerinnen ſchon in viel größerer Vollkommenheit gekannt hat? — Von alle dem nichts!

*) Ich ſah dies zuerſt an der ſonſt vortrefflichen Sängerin Madame Gentilnome, an der ich es ein Jahr zuvor nicht bemerkt hatte. Ein Bekannter der gerade von einer längeren Reiſe durch Italien und Deutſchland zurückkam, ſagte mir dies ſei eine Mode aller heutigen Sängerinnen von Ton! Ich vermochte es nicht zu glauben; jetzt bin ich durch das was ich ſpäter in Italien ſelbſt ſah, davon überzeugt. Und der Grund dieſer Unart iſt noch widerwärtiger als ſie ſelbſt, ſo widerwärtig, daß ich mich noch immer wehre ihn zu glauben. Was zeigt es aber, ganz abgeſehen davon, überhaupt für einen Standpunkt der Kunſt an, wenn man ſich in der Darſtellungsweiſe durch eine Mode, und durch eine ſolche beherrſchen laſſen kann!

Sondern mit dem Erſcheinen der Sängerin brach ein Beifallsgetöſe aus, deſſen Rohheit ich durch keine Sprache wiederzugeben vermag. Ich vermeide es ſchon in Berlin, die Vorſtellungen der Königsſtadt zu beſuchen, weil die Form des Beifalls, dieſes Toben und Lärmen mir zuwider iſt; ja ſelbſt im königlichen Theater, das ſich doch bei weitem gehaltener und gebildeter in ſeinen Beifallsſpenden zeigt, iſt mir bei gewiſſen Produktionen, (z. B. den Darſtellungen der Sängerin Sophie Löwe) die Begeiſterung des Publikums nur als ein Symptom des Mangels an künſtleriſcher Bildung eines größeren Theils deſſelben erſchienen. Gegen dieſen Tumult in Wien aber, dieſes Brüllen, Wiehern, Toben, Stampfen, verſchwinden alle bei uns üblichen Ausbrüche! Und, wohl zu merken, noch war nicht ein Ton gehört worden, ſondern die Sängerin trat nur, von einer Urlaubsreiſe nach Prag zurückgekehrt, zum erſtenmale wieder auf, mithin gar nicht einmal nach einer langen Abweſenheit. Es war alſo nur die Perſon, der dieſe Widerwillen erregende Huldigung galt, nicht ihre Kunſt. Sie ſtand dabei mit jener ſo wohlbekannten Miene tiefſter Bewegung und gerührteſter Demuth, mit jenem Ausdrucke der Ueberraſchung der keine Worte zu finden weiß. — Doch dies iſt eine bekannte Geberdenſprache zu der wir hier den Commentar nicht zu liefern haben. Wie es aber möglich iſt, daß ein Publikum ſolche Schau-

münzen noch immer für ächte gelten läßt, das bleibt uns unerklärlich. Es bekundet ſich darin jene Hiſtrionen-Idolatrie, die in den Zeiten der Sontag die höchſte Spitze erreicht hatte, damals aber doch wenigſtens eine Veranlaſſung fand, der man einen ſeltenen Grad der Macht und Gültigkeit nicht abſprechen konnte. Eine tiefe Geſunkenheit des künſtleriſchen Urtheils und auch der ſittlichen Geſinnung verräth es aber, wenn die Unbedeutenheit zu ſolchen Exceſſen Anlaß giebt! —

Die Empfangsſcene, welche die Oper eine Zeit lang unterbrach, war endlich vorüber, und die Darſtellung erfolgte weiter. Ich muß die Art und Weiſe wie Dlle Lutzer das hier folgende Duett mit Herrn Erl ſang, loben; ja, ich muß dieſen Geſang wunderſchön nennen, ihm die zarteſte Innigkeit zugeſtehn, gegen das was ich bald darauf von den Herren Schober und Standigl hörte. Beide waren mir als Sänger nicht neu. Ich habe in dem erſten die völlig verkehrte Weiſe des Vortrags, dieſes übermäßige Auftragen, falſche Accentuiren und Ausſprechen längſt gekannt: bei dem letzteren waren mir gerade dieſe abſtoßenden Eigenſchaften weniger vorgekommen, doch geſtehe ich, daß ich den Ruf und Beifall deſſen er ſich erfreut, nicht völlig zu erklären weiß. Was ich aber hier von beiden hörte, übertrifft jede Vorſtellung, die ſich ein gebildeter Kunſtſinn von den äußerſten Ver-

irrungen des Geſchmacks zu machen im Stande iſt. Wenigſtens übertraf es die meinige. Ich kannte das, was man in Wien jetzt ſingen nennt, allerdings im Allgemeinen, durch Berichte Anderer ſowohl, wie durch die einzelnen Mitglieder des Kärnthner-Thor-Theaters, die ſich wie Wild, Standigl, Schober, als Gäſte bei uns gezeigt hatten. (Selbſt Moriani, über den ich bei meiner Durchreiſe durch Dresden geſprochen, hat dieſe Richtung, jedoch mit ungleich mehr italieniſchem Adel. Auch traf ich ſie in Italien an, von wo ſie allerdings ausgegangen iſt, wo dieſelbe aber unter ganz anderen Verhältniſſen erſcheint.) Aber ſei es nun, daß ſie ſich an Orten wo das Publikum dieſe Verirrungen noch nicht ſo völlig theilt, mäßigt, ſei es, daß ihnen die künſtleriſch gehaltenere Umgebung unwillkührlich den Zügel anlegt, oder daß das anders empfindende Publikum dieſen Einfluß ausübt; genug in dieſer, jede Beſchreibung überbietenden Weiſe war mir die Erſcheinung noch nicht vorgekommen. Vielleicht hat ſie auch den materiellen Grund, daß zwei Schreiende zugleich uns mehr betäuben, als einer. Wenn ich nun die beiden Sänger, Herrn Schober und Standigl, welche das große Duett zwiſchen Marino Faliero, dem greiſen Dogen, und Ismael Bertucci einem der Unzufriedenen, vortrugen, „ſchreiende" nannte, ſo habe ich beim Himmel nicht übertrieben, ſondern beſchönigt. Nur die ſtärkſten, das Unedelſte

in der Erzeugung menſchlicher Laute bezeichnenden Ausdrücke der Sprache, ſind im Stande das zu charakteriſiren, was ich hörte. Ich ſchreibe die Stelle darüber wörtlich aus meinem Tagebuche ab: „Den höchſten Widerwillen erregte mir der Geſang Beider in dem Duett. Er überſtieg das Geſchrei, denn er artete in Blöcken, Plärren und Brüllen aus; nur das Publikum in ſeinem Beifallstoben überbot noch die Rohheit beider Sänger. Mir war zu Muth, als ſei ich zu Barbaren, zu Kannibalen gerathen, und ich dachte an Homer, der ſelbſt durch die Art des Schlachtrufs die Griechen gebildeter erſcheinen läßt, als die aſiatiſchen Völker, die in wildes Gebeul und Gebrüll ausbrechen!“

In dem Duett kommt unter andern eine Stelle vor, wo der Ton von beiden Sängern mit aller Kraft eingeſetzt werden muß, und dann durch eine Cadenz und geſteigerte Harmonie wieder in das Thema zurückſchlägt; wenigſtens iſt der Organismus der Stelle, die ſich wiederholt, ungefähr ſo. Hier trat der ſtärkſte Wetteifer ein, wer den andern überbrüllen würde. Herr Standigl der die ſtärkere Stimme hat, beſiegte ſeinen Kunſtgenoſſen, doch beide wurden durch das Publikum beſiegt, welches die höchſte Spitze des Crescendo nicht einmal abwartete, ſondern mit ſeinem Entzückungsgebrüll noch jedesmal früher einfiel, und ſo den eigentlichen, höchſten

Moment des Genuſſes, nicht einmal an ſich kommen läßt, wie jemand, der aus Gier den Löffel ſamt der Suppe hinunterſchluckt!

So weit kann die Kunſt nur ſinken, wenn ſie nicht als eines der weſentlichen und höchſten Bildungsmittel der Menſchheit betrachtet, und mit Ernſt und Würde behandelt werden iſt, ſondern rein zum unwürdigen Dienſt verfeinerter Sinnlichkeit verwendet wurde. Die italieniſche Oper in Wien vor ſiebenzehn, achtzehn Jahren unter Barbaja's Führung; Roſſini welcher damals der angebetete Gott war, der die Wiener vergeſſen ließ, daß ihr Kunſtzuſtand einſt durch Hayden, Mozart und Beethoven gegründet und gehalten war: ſie ſind die Wurzeln dieſes namenloſen, jeder Beſchreibung ſpottenden Unheils, welches ſich der Menge ſo bemächtigt hat, daß ſie gar auch nicht mehr die Fähigkeit einer Erkenntniß desſelben beſitzt, geſchweige die Kraft ſich loszureißen. Aus Italien ſtammt das Verderben: Italien iſt ihm, wie wir ſpäter ſehen werden anheim gefallen. Von Stufe zu Stufe iſt es, bei großen Talenten die es erzeugt hat, (denn Roſſini, Bellini, Mercadante, Donizetti, u. ſ. w ſind Männer von ſeltnem Talent, und Roſſini ſogar dem Genie nahe') ſeit zwanzig Jahren immer tiefer geſunken, weil es die edlen Grundſätze der Kunſt aufgegeben hat, weil es den Sinnen die Herrſchaft über den

Geist gestattete. Wie in der sittlichen Welt, so in der künstlerischen wächst das Verderben welches durch ein unächtes Prinzip erzeugt wird, der Lavine gleich. Italien hat aber noch wenigstens das Verdienst selbstständig gehandelt zu haben, es hat sich sein Schicksal aus eigenen Kräften gestaltet. Wir Deutsche sind nur die Mitläufer auf dem Wege des Irrthums, der Verführung, wir lassen sie uns ohne innern Drang und Trieb, aus Schlaffheit gefallen. Deshalb sinken wir tiefer wenn wir uns der Verderbniß ergeben, wie jeder schwache, unselbstständige Charakter den nicht eigne verirrende Kraft und drängendes Wollen, sondern nur der Mangel an beidem zum Fall geführt hat.

Kaum vermag ich es zu schildern, wie mir nach dem Schluß des Akts zu Muth war. Widerwille und wahre Trauer mischten sich; ich fühlte mich gewissermaßen selbst mit herabgewürdigt; zugleich hatten mich diese wechselnden Empfindungen, die betäubende Musik wohl auch mit, körperlich ganz ermattet und abgestumpft. Meine Freunde hatten mirs zuvor gesagt, ich würde nicht über einen Akt ausdauern, ich hatte auch nicht die Absicht gehabt, länger zu bleiben; jetzt wäre es aber fast eine geistige Unmöglichkeit für mich gewesen. — Froh, wie einer der eine quälende Bürde abgeschüttelt, oder sich aus dem Taumel einer Orgie in die er unwillkührlich

geraten, gerettet hat, und sich dem Verderben für diesmal entgangen fühlt, trat ich ins Freie. — Ich wußte, daß meine Freunde mich in einem Kaffeehause dem Theater gerad gegenüber erwarteten, wo sie zu verweilen beschlossen hatten, bis ich gesättigt von der Oper sei. Sie empfingen mich mit dem ironischen Zuruf: „Nun, wie hat es Ihnen gefallen?" Ich fand begreiflicher Weise kaum Worte, meine Empfindungen auszusprechen.

Das heitere Beisammensein verscheuchte indeß bald die unerfreulichen Gedanken. Inzwischen hörte ich noch Mancherlei über den Zustand der musikalischen und theatralischen Angelegenheiten Wiens, was nicht tröstlich wirken konnte. Der ganze Theaterbeifall, sagte man mir, ist Parteisache. Es giebt eine Partei Lutzer, eine Partei Haselt-Barth, eine Partei Standigl u. s. w. Diese suchen einander zu überbieten. Ein reines Gefallen an dem Kunstwerk oder den Wirkungen desselben kommt nur äußerst selten zu Tage, und welcher Gattung es ist, das läßt sich aus dem Erlebten ermessen! Bei einem Duett wie das geschilderte, tobt nun der Beifall zweier Parteien, jede meint es nur für einen, indem empfangen Beide die Gabe, wie einen allgemeinen Regen. —

Nicht besser als auf der Bühne steht es mit den allgemeinen Zuständen der Musik, insbesondere mit dem

Muſikhandel aus. Man ſieht an den Fenſtern der Händler faſt nur die trivialſten Modeartikel der müßigen Welt: Walzer von Strauß, Lanner, Labitzki; Divertiſſements aus Opern gezogen, höchſtens einige beliebte Virtuoſenſtücke. Das Beſte wozu der Tagesgeſchmack und das Sortiment ſich erheben, ſind noch Lieder von Proch, und ähnliche Compoſitionen. Claſſiſche Werke hält man gar nicht auf dem Lager. Als Mendelsſohns Paulus aufgeführt wurde, war in der Stadt kein Exemplar des Werks aufzutreiben! Relata refero, in dieſem ſpeciellen Fall, wie überhaupt bei dieſem Anhangscapitel, deſſen Inhalt ich, der Natur der Sache nach, nur ſehr partiell aus eigner Erfahrung geſchöpft haben kann; doch habe ich wahrlich nicht die mindeſte Urſach an den Berichten ruhiger, unterrichteter, ſachkundiger Männer zu zweifeln, welche ſolche Klagen über den Zuſtand des Muſikhandels in Wien ausſprechen. Eben dieſe verſicherten mich, es ſei im Plan der Wiener Muſikhändler die beſten Werke berühmter Tonſetzer gar nicht zu führen, damit ihr eigner leichter Verlag, durch welchen ſie dem Geſchmack des Publikums huldigen, oder ſich ihm unterwerfen, nicht darunter leide. Verlange man ein gutes Werk, ſo ſchafften die Handlungen es ſogar ungern an und man müſſe Monate lang darauf warten. Jeder der dieſem jammervollen Zuſtande durch Einrichtung eines guten, auch mit claſſiſchen Werken aſſortirten

Lagers ein Ende zu machen, trachten wollte, würde auf solche Gegnerschaft und Intriguen unter seinen Collegen stoßen, daß er die größten Hindernisse in der Fortführung seines Geschäfts finden müßte.

So weit ist eine Stadt gesunken, welche einst die erste in der musikalischen Welt war, die noch jetzt Musikinstitute der trefflichsten Art, Vereine welche die nachahmungswürdigste Tendenz haben, und eine große Zahl ächter Kenner und Verehrer der Musik, welche zugleich die wissenschaftlichste Bildung in der Kunst besitzen, zählt! Doch selbst das feste Beisammenhalten dieser Auswahl, die edle Richtung welche man entschieden verfolgt, sind nicht im Stande der allgemeinen Flut, welche die Ufer flach und weit ausgebreitet überströmt, einen Damm entgegen zu setzen! Unterlag doch selbst der Riese Beethoven im Kampf mit dieser Völkerwanderung des Verderbens, welche von der Südseite der Alpen hereinbrach, und sah seine letzten Lebensjahre vereinsamt, indem nur eine heilige Schaar der Geweihten zu ihm hielt, die Menge, wankelmüthig und ohne Charakter wie sie ist, treulos hinüberflüchtete

„auf jene Seite
Wo deutsche Treu vergeht!"

— † —

Ich wollte den öffentlichen Zustand der Wiener Musik kennen lernen, nicht musikalische Genüsse an sich

ſuchen. Denn von dieſen wird mir in meiner fortdauernden Lebensbeſchäftigung ein zu reichliches Maaß gebeten, als daß ich ihnen bei einer vorzüglich der Auffriſchung aller Arbeits- und Genußkräfte gewidmeten Reiſe, nicht eher aus dem Wege gehn, als ſie aufſuchen ſollte. „In wiſſenſchaftlicher Hinſicht" alſo, wie ein verſtorbener luſtiger Freund ſich beim Koſten jedes neuen Weines oder Gerichts auszudrücken pflegte, — „in wiſſenſchaftlicher Hinſicht" alſo nahm ich den freundlichen, meinen Wünſchen entgegenkommenden Vorſchlag ſehr gern an, jene prächtigen Säle zu beſuchen, welche eigens für die Strauſſiſche oder Lannerſche Tanzmuſik erbaut ſind. Schon am Wege hatten mich die ungeheuren Anſchlagszettel gereizt, auf denen das Publikum durch den Zauberſtab des Lanner- oder Strauſſiſchen Direktionsſtockes in die Gärten vor das Thor, nach Hietzingen gingen, oder in den Sperl, und andere berühmte Lokale gelockt wurde. Weſentlich iſt es dabei ob einer der beiden Genannten ſelbſt die Muſik leitet, denn nur dann iſt ſein Orcheſter in ſeiner ganzen Wirkſamkeit zu hören. Für dieſen Abend ſollte in der Birn, einem neu erbauten prächtigen Lokale, auf der Landſtraße wenn ich nicht irre, große Tanzmuſik dieſer Art ſein. Ueberzeugt daß ein Weg vom Marino Faliero dorthin kein Rückſchritt in der Kunſt und im Geſchmack des Publikums ſein könne, traten wir die Wanderung vergnügt

bei hellem Mondenſchein an; in der That ich hoffte mich dort zu erholen, denn daß die Tanzmuſik durch jene beiden Apoſtel der Terpſichore verbeſſert, ja auf eine ungemein hohe Stufe techniſcher Vollkommenheit gehoben iſt, und daß auch ihre Compoſitionen ein prägnantes Genie in dieſer unteren Region bekunden, wird niemand leugnen, und darf ohne allen Verrath an der edleren Kunſt zugeſtanden werden. Wahrlich ich bin kein ſo mürriſcher Rigoriſt, daß ich mich daran ärgern ſollte, wenn man heut nach einem wohlklingenden, trefflich eingeübten, vollen Orcheſter, und nach pikanten, graziöſen Melodieen lieber tanzt, als ſonſt nach zweitheiligen, ins Unendliche wiederholten Leiermannsſchleifern, die von drei kratzenden Geigern, einer verſtimmten Harfe, und einem rumpelnden Contrebaß ausgeführt wurden, der häufig den Grundton der Dominante ganz abzuſchaffen und auf dem der Tonika unbeweglich zu verharren pflegte, trotz der Schlußkadenz. — Ich ging alſo wohlgemuth und in der Erwartung eines vergnügten Abends der Birn zu —

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Menſch ſich trügen!

Dieſer naive Vers unſers alten redlichen Asmus iſt mein Leiblakai der mir bei allen Täuſchungen mit der vertraulichen Dienerphraſe in die Parade fährt: „Hab ichs nicht geſagt, — oder doch gedacht!“

Ein finsteres musikalisches Schicksal waltete über mir in Wien. Den Birn-Wirth mußte der Teufel reiten, daß er grade in dieser Woche bankerutt machen wollte, und daher seine Anzeigen nur noch als eine letzte Kriegslist und falschen Allarm in die Welt schickte, weniger um seine Freunde zu wecken, als seine Feinde, die Gläubiger, einzuschläfern. Hatte er, bei gestürztem Credit (vielleicht stand sein Haus auch auf Geymüllerschem Grund und Boden) die Musik nicht vorausbezahlen können, oder wollte er nur (wie wir es in Berlin leider oft machen,) ein Publikum durch seine Anzeige haben, das, wenn es käme, aus Verdruß über den weiten vergeblichen Weg dortbliebe und vielleicht desto mehr äße und tränke, weil es sich für die mangelnde Musik schadlos halten müsse, — genug wir fanden weder Musik noch Zuhörer! Der große, glänzende Tanzsaal war von einem trübseligen Licht erhellt, oder vielmehr verdunkelt; im Garten flackerten noch einige Windlichter zum letztenmal auf, und eben traten die Nachzügler der Getäuschten ihren verdrießlichen Rückzug in das Hauptquartier der Hauptstadt an.

Sollten auch wir umkehren? Einen weiten Weg zurückwandern, um in der Stadt nichts Besseres zu finden? Sollten wir uns um die verlorenen Walzer kümmern, da wir den wohlklingendsten Grundaccord, bestes Verständniß unter uns selbst, nach Belieben anschlagen

konnten? Bewahre! Wir beſchloſſen vielmehr die verlaſſene Feſtung wie eine entdeckte wüſte Inſel für uns in Beſitz zu nehmen, und die Flagge unſeres Souverains, — die Republik der herzlichſten Heiterkeit war der Staat dem wir dienten, — aufzupflanzen. Im Garten war es kalt und feucht, und noch dunkler als im Saal; ſo nahmen wir denn beherzt von der ungeheuren Behauſung des Saales Beſitz, und weihten ihn zum Tempel der Behaglichkeit, indem wir uns an einem Tiſchchen in der äußerſten Ecke zuſammenſetzten, unbeſorgt darüber, daß unſre Kerze nur in ein unbeſtimmtes Dunkel hinein leuchtete, welches ſogar die Wände in ſchwarzer Verſchleierung hielt.

Bedenklicher aber war es, daß der Bankerutt der Birn ſich ſchon bis auf Küche und Keller erſtreckt zu haben ſchien. Denn trotz des Eifers unſeres freundlichen Wirthes, der den Kellnern die energiſchſten Reden hielt, wollte lange nichts aus dem Dunkel um uns her auftauchen, das einer eß- oder trinkbaren Realität ähnlich geſehen hätte. Wir zehrten einſtweilen an der Ironie unſeres Zuſtandes. Doch endlich wurde es Tag in der kimmeriſchen Nacht. Eine Schüſſel trefflicher gebackner Hähndel rückte an — einige Flaſchen Gumpoldskirchner — ein wirklich ſehr Alkoholhaltiger Oeſterreicher der zwiſchen Mödlingen und Baden wächſt, — flankirten als leichte Truppen neben dieſem Gros ge-

flügelter, zweibeiniger Infanterie; und als Superlativus des angenehmen Infinitivs und Comparativs marſchirten zum Schluß einige Flaſchen Champagner in das Feldlager ein, um Viktoria zu ſchießen. — Daß wir in dieſem Siegesfeſt der Tanzmuſik und des Tanzes leicht vergaßen, wenn auch vielleicht einiges Drehen nicht ausblieb, läßt ſich muthmaßen. Ich war um eine Erfahrung über die Wiener Muſik ärmer, doch um einen heiteren Abend reicher. Der Tauſch läßt ſich eingehn! —

Dritter Tag.

Der einſame Prater. Kleine Bemerkungen. Rigaer's Hochzeit. Aechtes Kunſtleben in Wien. Letzter Abend.

Der Mond hatte uns hell nach Haus geleuchtet, doch die Sonne wollte uns nicht ſo hell am Morgen begrüßen. Es war ein grauer, kühler Tag; das Gewitter ſchien wie ein Wechſelfieber ſeine Nachwirkungen in überſchlagenden Tagen zu äußern. Es war mir ſchon recht. Mit der Umgegend Wiens hatte ich bereits meine Rechnung abgeſchloſſen. Den Vormittag mußte ich Briefe ſchreiben, dann beſichtigte ich von einem gefälligen Freunde geführt den Bahnhof und die Anlagen der Ferdinands-Nordbahn, worüber ich dem Leſer ſchon in dem offiziellen Eiſenbahnkapitel Bericht erſtattet habe. Einige Beſuche bei älteren Freunden ſchlugen großentheils fehl.

weil Alles verreiſt oder auf den Landſitzen war. Man ſollte nicht glauben wie verödet eine Stadt von 400000 Einwohnern doch ſein kann!

So nutzte ich denn eine müßige Stunde um einen Spaziergang durch den Prater zu machen. Nannte ich ſchon die Stadt verödet, ſo iſt vollends der Prater an ſolchen Vormittagen (er iſt überhaupt wie man mir ſagt, nur im Frühling recht en vogue) die Stätte der tiefſten ununterbrochenen Einſamkeit. Auf den grünen Gartenfeldern zu Anfang des ſchönen Waldes graſeten Hirſche und Rehe in friedlichen Gruppen; die ſchlanken Thierchen zeigten keine Spur von Scheu, nur muthwillig ſprangen ſie mit kaum berührendem Fuß über die Raſenebenen hin. —

Die Wirthshäuſer ſahen ſämmtlich noch verlaſſener aus, wie die Birn geſtern Abend. Geſchloſſene Läden, umgewendete Tiſche und Stühle, herabgeſtreutes Laub auf und zwiſchen ihnen. Von einem Kellner oder einer artigen Kellnerin keine Spur! Nur hie und da ließ ſich eine Magd ſehen, die ein Gefäß reinigte, oder einen Eimer mit Waſſer füllte.

Ich ging etwa eine Stunde weit in den prächtigen, einſamen grünen Wald hinein. Ein einziger Reiter ſprengte mir vorüber, und kehrte nach einigen Minuten zurück. — Ich habe ſelten einen ſo melancholiſchen Spaziergang gemacht. Der Himmel grau, das Laub

ſchon von herbſtlichem Schimmer angeflogen, der Pfad mit gefallenen Blättern beſtreut, die der rauhe Wind kräuſelnd vor ſich hin jagte, und ſchaurig nachſauſend durch die Wipfel zog. Lange Züge von Raben kamen von der Donau her über die Waldung; ihr heiſeres Krächzen war der einzige Laut lebender Weſen den man vernahm. —

Wie bunt ſtanden dagegen trotz der weit verdämmernden Ferne die Bilder der Vergangenheit vor meiner Seele, wo ich an ſchönſten Frühlingstagen die ganze reiche, ſchöne, leichte Welt der Kaiſerſtadt hier zu Wagen, zu Roß und zu Fuß durch die Laubgänge ſtrömen und ſchweifen ſah! — —

Ueberhaupt, ein Gefühl der Wehmuth wollte nicht von mir weichen in Wien! —

Auf dem Rückwege blies der Wind mir ſcharf ins Geſicht; er kam vom Gebirg her. Es war empfindlich kalt. Wiens Temperatur wechſelt bekanntlich ungemein raſch. Bei einem Gange durch die belebten engen Straßen der Stadt fielen mir noch einige Kleinigkeiten als eigenthümlich auf. Dahin gehörten zuerſt die ungeheuren Baugerüſte an den Häuſern. Die unſrigen verſchwinden völlig dagegen. Mit welcher Feſtigkeit, Stärke, und wie thurmhoch hinauf ſind dieſelben in Wien angebracht! Wie theuer müſſen dieſe Veranſtaltungen ſein! — Einen Eindruck des Schwindels erregen

die unabſehbar langen Leitern, auf denen man zu den Dächern hinanſteigt. Dagegen wird der Abputz, oder beſſer das Ueberweißen und Ueberpinſeln der Häuſer mit leichteren Veranſtaltungen betrieben, als bei uns. Zwei Männer ſah ich auf einem leichten an Seilen hängenden Brettchen dieſes Geſchäft an einem großen Hauſe ganz allein ausführen. Die Befeſtigung der Seile fand im Dach ſtatt, wo ſie über Rollen zu laufen ſchienen, ſo daß man ſich leicht auf und nieder bewegen konnte. Doch wurde das Beſteigen dieſer ſchwankenden Arbeitsſtätte durch eine jener ungeheuren Leitern bewirkt. Erſt ganz neuerlich habe ich in Berlin ähnliche Veranſtaltungen geſehen, um die Häuſer mit hängenden, nicht mit eingepfählten Gerüſten abzuputzen. —

Das Holz wird in Wien über die Säge bewegt, während man bei uns die Säge rührt. Mit unſeren Holzkloben wäre dies eine Unmöglichkeit, doch in Wien iſt die dort gebräuchliche Art ſichtlich vortheilhafter, denn das Holz wird zuvor in lange dünne Scheite geſpalten, die ſich bequem angreifen laſſen.

Eine Zierde der Stadt ſind die Ladenſchilder, die mit großer Sauberkeit gemalt werden. Ich will nicht behaupten, daß es Kunſtwerke ſind, aber gegen unſre Genien mit Füllhörnern, die man zu Zeiten, Semmel und Brot daraus ſchüttend, nur an den Bäckerläden erblickt, ſind die Wiener Ladengemälde, wahre Raphaels. Und

wenn auch die einzelnen einen Kennerblick nicht aushalten möchten, so ist der Anblick im Ganzen doch sehr belebend, und erheitert das versteinerte Grau der Gassen und Mauern, wie eine Art Garten oder Frühlingsschmuck. —

Nachdem ich im Dianenbad, eine sehr empfehlenswerthe, dem Gasthause nahe gelegene Badeanstalt, in deren nächster Nachbarschaft sich noch einige ähnliche befinden, ein Bad genommen, speiste ich im Lamm, wo ich auch heut wieder mehrere Landsleute aus verschiedenen Gegenden der Heimath antraf. Das Haus war wenigstens zur Hälfte von Preußen besetzt. —

Nach Tisch ordnete ich meine sämmtlichen Reise-Angelegenheiten für Morgen, wo ich die schöne Fahrt nach Grätz und Triest, der mein Herz freudig entgegenschlug, antreten wollte; so machte ich mir den letzten Nachmittag völlig frei und sorgenlos, um ihn noch mit rechtem Behagen zu genießen.

Um fünf erhielt ich noch den überraschenden Besuch des Kapellmeister Pott aus Oldenburg, den ich in dieser weiten Ferne von seinem Wohnort anzutreffen, freilich nicht vermuthen konnte. Der geschätzte Sänger Herr Hauser, der schon gestern mit uns die Fahrt zu Beethovens Grabe gemacht, beiläufig ein Mann von den seltensten musikalisch-antiquarischen Kenntnissen, führte den berühmten Violinspieler zu mir. Ich hatte vor, diesen

Abend wieder die Oper zu beſuchen; gewiß nicht ſowohl zu meiner Freude, als um eine genauere Kenntniß von dem Zuſtande derſelben zu gewinnen. Dazu war heut Vieles günſtig, denn man gab Mozarts Figaro und Madame Haſſelt-Barth ſang den Pagen. Ich hatte alſo hier nicht nur Gelegenheit zu hören, wie die Oper, die Mozart für Wien geſchrieben, jetzt in dieſer Stadt ausgeführt und aufgenommen werde, ſondern lernte auch die rivaliſirende Nebenbuhlerin der Dlle. Lutzer kennen, ja ſah ſie mit ihr zugleich am theatraliſchen Himmel ſtehen. Jedenfalls bürgte Mozart dafür, daß ich kein diem perdidi auszurufen haben würde. — Wir verabredeten nach dem Theater wiederum eine Zuſammenkunft, zu der Herr Hauſer noch einige Freunde auffordern wollte. So lag denn der Abſchiedsabend von Wien in der ſchönſten Ausſicht vor mir; und ſeine Verſprechungen erfüllten ſich noch über Erwartung.

Sehr lieb war es mir, daß ich mich nicht durch den geſtrigen Abend hatte zurückhalten laſſen, es noch einmal mit der Oper zu verſuchen. Denn die Darſtellung des Figaro war, wenn auch lange keine vollendete, und nicht einmal eine ſo vollendete, wie ich deren ſchon viele geſehen, doch eine im Ganzen lobenswerthe, und bewies mir, daß die Künſtler doch eigentlich noch nicht ſo weit verirrt waren, als das Publikum, oder vielmehr daß ihre Verirrungen mehr in einem flüchtigen Hinab-

ſteigen zum untergeordneten Geſchmack der Maſſe, als in wirklicher Entartung der Kunſt beſtanden.

Das Orcheſter war nicht ſo fein, wie es für Mozarts vollendete, von den feinſten Motiven durchwebte Arbeit ſein muß, aber doch präcis, und nicht ohne Schattirungen. Im Ganzen wurden mir nur die Tempi zu raſch genommen, und die Ausführung war oft zu roh; das mag allerdings eine unwillkührliche Verwöhnung durch das grelle Auftragen in den neueren italieniſchen und franzöſiſchen Opern ſein. Staudigl, der heut als Figaro auftrat, hatte gute Momente, ſang manches mit richtigem Takt, nur fehlte dem Ganzen wie dem Einzelnen oft die Grazie, die gewandte feine Lebendigkeit vereinigt mit dem ſicherſten Maaß. Baſil war ohne alle Komik; ich habe vergeſſen wer ihn gab. Auch die übrigen Männerrollen haben ſo wenig Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich ihrer in dieſem Augenblick gar nicht mehr erinnere. Die Gräfin wurde von einer Dlle Mayer, wenn ich nicht irre, ziemlich verſtändig geſungen. Dlle. Lutzer als Suſanne wußte der Rolle ſo wenig Geiſtiges abzugewinnen, daß ich in dieſem Augenblick zweifelhaft werde, ob ſie dieſelbe wirklich gegeben hat. Ich finde nur ihren Namen mit einigen Bemerkungen in meinen Notizen, die aber auch der Gräfin gelten können. Mir jetzt wieder einen Eindruck lebendig zu vergegenwärtigen, vermag ich nicht. Nur Madame

Haſſelt-Barth, die diesmal den Hauptgegenſtand meiner Aufmerkſamkeit bildete, obwohl ſie die kleinſte der weiblichen Rollen, nämlich die männliche des Pagen hatte, iſt mir noch jetzt gegenwärtig. Doch wird es mir ſchwer zu beſchreiben was ſie gab. Ein gewandtes Talent, ſogar eine gewiſſe Genialität, war ihrer Auffaſſung nicht abzuſprechen; allein durch das Ganze dieſes Geſanges klangen mir Göthes unſchätzbare, in ſo tauſend Fällen immer wieder anzuwendende Worte hindurch: „Man merkt Abſicht, und man iſt verſtimmt.“ Sie wollte offenbar, nach dem gewöhnlichen Couliſſen-Ausdruck „Aus der Rolle etwas machen,“ ihr eine größere Bedeutung geben, als ſie im Verhältniß zum Ganzen haben darf. Daher verwandelte ſie den naiven, natürlichen Ton derſelben, in den einer pikanten Koketterie, trug überall Anſprüche hinein, die weder die Muſik noch die dichteriſche Zeichnung zu machen hat. Da ſie dieſe Intentionen nicht ohne Geſchick ausführte, ſo können ſie im Einzelnen wohl beſtehen, und zum Beifall veranlaſſen. Auf die Dauer aber wurden ſie immer ſtörender, und zuletzt war mir dieſe unnatürliche Würze mehr entgegen, als alles Flache, ja mitunter ans Gemeine Streifende was ſich in der Darſtellung der andern Rollen verſpüren ließ. Der Charakter ſprang mit einem Wort in Manier über, das meiſte war immer einen Grad zu weit getrieben, und nichts war der

Darſtellung fremder, als das was ſie eigentlich haben ſollte, Unſchuld und Natur. Unſchuld freilich nur in einem gewiſſen Sinne, denn allerdings iſt der Page ſchon gewitzigt genug; dennoch hat ſein Verliebtſein auch etwas Kindiſches, und darin naiv Unſchuldiges. Daß ſich dieſer durchgehende Fehler der Sängerin auch auf die Einzelnheiten des Geſanges übertrug, daß ſie überzog, dehnte, unabläſſig die Gewürze des Vortrags, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, anwendete, die nur höchſt ſparſam gebraucht werden dürfen, konnte nicht ausbleiben. Am mißſtimmendſten aber war der Umſtand, der vielleicht gerade am meiſten gefiel, daß es nicht nur die Sängerin war die den Pagen, ſondern die welche mit und zu dem Publikum ſpielte, und für dieſes, nicht für ſeine Aufgabe, ihre geſchickt ausgeführten Künſte wirken ließ. Denn daß Madame Haſſelt eine in vieler Beziehung ſehr ausgebildete Künſtlerin iſt, welcher Grazie der Geſtalt, erfindendes Talent im Vortrag, angenehme ſchmiegſame Stimme, und große Geläufigkeit zu Gebot ſtehen, darf ihr ſo wenig abgeſprochen werden, wie ihrer Rivalin Dlle. Lutzer eine höchſt glänzende Mechanik des Geſanges, und das Geſchenk einer ſchönen, reinen Stimme, wie ſie ſelten von der Natur geſpendet wird. Beide Sängerinnen gelten deshalb mit Recht, wie jetzt die Geſangskunſt in Deutſchland ſteht, für erſte; und nehmen wir die untergehende Sonne der Schröder-

Devrient aus, ſo bilden ſie mit Sophie Löwe ziemlich die drei prägnanteſten Erſcheinungen moderner Geſangskunſt, wenngleich alle drei ihre Kunſt nach anderen Prinzipien behandeln, als ich zu den meinigen machen kann.

Indeſſen blieb doch diesmal jene Raſerei des Beifalls von geſtern aus; denn — — das Haus war leer, und die Anweſenden ſchwerlich desjenigen Sinnes, der geſtern die Mehrzahl des Publikums belebte. Mozart iſt nicht der Mann für ſolchen Geſchmack! — Das Sprichwort „Sage mir mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, wer Du biſt" iſt gewiß von weit umfaſſender Wahrheit. Doch ſchärfer treffend noch dünkt mich das: „Zeige mir, was Dich begeiſtert, und Du zeigſt mir was Du biſt." Denn die Begeiſterung iſt ja, nicht nur der Spiegel, ſondern ſogar der vergrößernde Hohlſpiegel unſeres Innern, und noch nie hat der Gemeine ſich am Edlen, der Edle am Gemeinen begeiſtert. Beides tritt, wie nichts in der Welt völlig rein und ungemiſcht bleibt, zuweilen allerdings in einem gewiſſen Grade ein: allein dies liegt nur darin, daß es nichts ſo Gemeines giebt, dem nicht ein Atom des Edlen inwohnte (wie Gold in jedem Kieſelſtein enthalten iſt) aber auch nichts ſo Edles dem nicht ein Flecken des Irdiſchen anhinge. Und wo dieſe Seite, einmal zufällig berührt und angeregt wird, da tritt freilich die ſcheinbare Abweichung von dem obigen Satz ein. Die ſcheinbare;

denn auch dann iſt es ja nur das Verwandte, welches einander erregt. —

Jedenfalls verließ ich das Kärnthner-Thor-Theater heut bei weitem befriedigter und gewiſſermaßen beruhigter als geſtern; denn der Beweis war mir geführt, daß die edlere Kunſt zwar in den Hintergrund getreten, aber doch noch nicht ganz erſtorben iſt. Wie wäre es auch möglich in einer Stadt wie Wien, die in anderer muſikaliſchen Beziehung der trefflichſten muſikaliſchen Elemente ſo viele beſitzt, nach mannichfaltigen Richtungen ſo Ausgezeichnetes leiſtet, daß ſie uns wahrhaft zum Vorbilde dienen kann. Uns in Berlin zumal, als einer Stadt welcher durch Ton, Größe und der Geſammtheit ihrer Bildung das Recht und die Verpflichtung obliegt, ſich in der Nebenbuhlerſchaft mit der ſüddeutſchen Hauptſtadt zu erhalten. Wir wollen gar nicht davon ſprechen, daß Wien eine beſſre Schule der Virtuoſität geweſen iſt, denn dieſe Richtung hat manches Verderbliche mit ſich geführt; doch ſoll man ſich auch darin den Rang nicht ablaufen laſſen, wenn man nur den Sinn für das was über der Virtuoſität ſteht, nicht verliert. Allein in muſikaliſch wiſſenſchaftlicher Beziehung beſitzt Wien die außerordentlichſten Schätze, die reichſten Mittel, und der Sinn zur Benutzung derſelben iſt vielfältig geweckt. Eine Geſellſchaft wie die der Muſikfreunde des öſterrei-

chischen Kaiserstaates können wir auch nicht in entfernter Aehnlichkeit aufweisen, und aus den vereinten Kräften derselben ist nach den mannichfaltigsten Seiten das Vortrefflichste hervorgegangen. Auch die Pflege der Kirchenmusik ist, wie dies schon der katholische Cultus mit sich bringt, ungleich reicher als bei uns. Wir beschränken uns auf einige Concerte der Singakademie, die sich wenig aus dem Kreise der oft gehörten Händelschen Oratorien herausbewegen, — und auf das was der Schneidersche Gesangverein leistet. Die mit geringen Mitteln ausgeführten musikalischen Aufführungen in unserer katholischen Kirche bei uns, können, so verdienstlich sie sind, kaum in Betracht kommen. Außerdem wüßten wir kaum, daß z. B. eine Messe bei uns zur öffentlichen Aufführung gekommen wäre; dieser Theil der musikalischen Literatur ist also für uns fast ganz verloren, während in Wien in den größeren Kirchen fortdauernd treffliche Kirchenmusiken statt finden, und sich Urtheil und Kenntniß dafür also viel lebendiger erhält, als bei uns. Der einzige Kirchenmusikverein an der St. Carlskirche hat, wie ein gedruckter Nachweis verbürgt, im Jahr 1840 sechszig Messen und andere kirchliche Musiken zur Aufführung gebracht, unter denen sowohl die Meisterstücke der älteren großen Componisten, wie viele Arbeiten verdienstvoller Neueren. Unter andern war dabei eine Missa in C von Mozart, ein bisher noch unbe-

kanntes, sehr schwieriges Musikstück, das am 31. Mai in Wien zum erstenmale zur Aufführung kam *).

* Ueber die Schätze der Sammlungen und Bibliotheken war der sachkundige Dehn, dessen Hauptzweck die genauere Besichtigung derselben war, erstaunt, und konnte mir überdies die ungemeine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit der öffentlichen Bibliothekare, wie der Besitzer der Privatsammlungen nicht genug rühmen. —

Es gäbe gewiß noch vielfältige Seiten der musikalischen Cultur Wiens zu erwähnen, wenn man sich durch längeren Aufenthalt genauer damit bekannt gemacht hätte. Wie traurig also, daß durch ein Mißkennen desjenigen Instituts welches am meisten und entschiedensten auf die Oeffentlichkeit wirkt, des Theaters, ein so ungemeiner Rückschritt der allgemeinen Bildung und Empfänglichkeit entstanden ist, dessen Rückwirkungen auf ganz Deutschland empfunden werden! Die Grundursach davon liegt in der falschen Stellung die man der Bühne überhaupt giebt. Gerade weil ihr die Verführung zur Sinnlichkeit in der Kunst wie im Leben so nahe liegt, weil sie so viele sittliche Gefahren in ihrem Schooße birgt, sollte man sie um so sorgfältiger davor schützen, und ihre

*) Siehe die Aufforderung an die Mitglieder des Musikvereins der St. Carlskirche. Wien bei Anton Mausberger 1840. (Auctore Joh. Nepomuk Mayer.)

eigenſte geiſtige Gewalt und Macht in höchſter Reinheit, in edelſter Würdigung bewahren. Hier geht das Verderben offenbar von oben aus. Der verſtachte Kunſtſinn der großen Welt iſt es, der aus dem Theater ein Inſtitut geradezu der Verderbniß macht, ſo daß am Ende der Albernheit und dem Eifer des Pietismus Recht gegeben werden muß, wenn er ſich in ſeinem fanatiſchen Zorn dagegen erhebt. Denn Verderbniß in der Kunſt iſt Verderbniß in der Sittlichkeit; zumal aber in der theatraliſchen Kunſt, wo die Sinnlichkeit ſo die nächſte lebendige Schweſter der Schönheit iſt! Darum wollen wir uns nicht zu weit überheben, wenn es vorläufig bei uns noch nicht ganz ſo heillos ausſieht! Wir ſind auf dem geradeſten Wege dahin! Mehr Zufälligkeiten als bewußtes Wollen und Handeln haben in Berlin den Verfall gegen andere Städte noch um ein, oder anderthalb Jahrzehende zurückgehalten; und was aus wahrer Erkenntniß geſchehen iſt, dürfte mehr außerhalb des Bereichs der theatraliſchen Führung und Gewalt, als im Gebiet derſelben zu ſuchen ſein. Erſt jetzt ſcheinen andre Grundſätze geltend gemacht werden zu ſollen; doch ſie müßten noch mit bei Weitem tieferer Einſicht in das Weſen der Kunſt, und den Werth der einzelnen Kunſtwerke gepaart werden, und ſich vor Allem auf eine viel freiſinnigere Würdigung deſſen, was die Bühne überhaupt in der geiſtigen Welt bedeutet, gründen, wenn ſie zu wahr-

haften Erfolgen führen ſollten. — Doch es iſt hier nicht der Ort dies näher zu entwickeln. Wir verweilen noch in Wien, und wollten durch dieſe Andeutungen nur ausſprechen, daß wir bei dem, was wir mit vollem Eifer und, wir läugnen es nicht, mit ganzer Stärke des Unwillens angegriffen, uns doch das Auge offen gehalten haben, ſowohl für unſere eigenen Fehler und Schwächen, wie für das Gute, Ehrenwerthe und Treffliche, durch welches uns die ſchöne, reiche, kunſtbegabte Kaiſerſtadt noch heut weit voran ſteht. Und wir hoffen dieſe Zeit der verderblichen Irrthümer werde vorübergehen! Wir können es nicht glauben, daß die Stadt, welche der Schauplatz der Lebensthätigkeit der drei größten Genien in der Muſik, Haydns, Mozarts, und Beethovens geweſen iſt, welche das Heiligthum ihrer Gräber in ſich ſchließt, die Grabſtätte der edleren Kunſt werden ſollte! —

— † —

Nach dem Theater verſammelten wir uns wie verabredet, in einem Weinhauſe, um uns in trautem Geſpräch noch einmal herzlichſt zu begrüßen. Es war ein dunkles, ſeltſam geformtes Gemach, eine Art Auerbachs Keller; ganz geeignet um beim hellen Klang der Gläſer die dunkle Nacht munter zu verzechen. Hier ging uns Allen raſch das Herz auf, denn was nicht die Landsmannſchaft verbündete, das verband ein gleicher auf das

Gute gerichteter Sinn. Freundlich bewillkommnet von allen Seiten her, fand ich mich wie in der Heimath! Der Wein perlte im Glase, die Scherze flohen leicht von den Lippen. Aus Oſt und Weſt, Nord und Süd, waren wir zuſammen gerathen. Aloys Fuchs, der ächte Muſikfreund, und fleißigſte Sammler und Biograph aus Wien; Profeſſor Becher, der, aus Cöln wenn ich nicht irre, ſtammend, lange in England den Kunſtſtudien gelebt, und jetzt zu gleichen Zwecken hier verweilte; Hauſer, der für jetzt hier ſeine Heimath hat, aber heimiſch in faſt allen Theilen des gebildeten Europas geweſen iſt, und jüngſt wieder ganz Italien durchreiſt war; Dehn und ich, als norddeutſche Reiſende; endlich trat auch ein kleiner, bebender, redlich und wohlwollend blickender junger Mann ein, und ſiehe, es war Otto Nikolai, der, ein Zögling Bernhard Kleins, mir ſchon in Berlin befreundet, in ſiebenjähriger Abweſenheit der deutſchen Kunſt wie ſich ſelbſt auf italieniſchem Boden Ehre und Ruhm erworben hatte. O quot amplexus! — Wie bringen die Fremde und die lange Trennung uns den Werth wackerer heimathlicher Freunde zur Erkenntniß! Eine kleine Diſſonanz, die vor Jahren einen Augenblick zwiſchen uns geſchwebt hatte, war hier im ſchönſten Akkord der Eintracht aufgelöſt! — Der junge Künſtler hat jetzt in Wien eine ehrenvolle, wirkungsreiche Stellung, als Orcheſterdirektor des Kärntner-Thor-Theaters!

Er hat ſie ſich erworben! Iſt es aber rühmlich für uns, daß er ſie nicht in der Heimath gewonnen? — Mögen wir wenigſtens an andern, vaterländiſchen, vielleicht noch reicheren Talenten gut machen, was hauptſächlich ſchuldbewußte Scheelſucht welche natürlich Scheu tragen mußte irgend Tüchtiges was ihre gleißend verkleideten Schwächen und Unwürdigkeiten zu durchſchauen vermochte, in ihrer Nähe zu dulden, ſeit ſo langer Zeit verbrochen hat. Zum Theil aber iſt die Schuld auch unſerer eigenen achtloſen Gleichgültigkeit gegen den Werth des Vaterländiſchen zuzuſchreiben! —

Otto Nicolai hatte es nicht leicht, ſich in Italien einen guten Namen zu machen, denn überall ging ihm zuerſt ein übler voran. Alle Welt fragte: „E quello che ha scritto questo libro?“ — Wir brauchen nicht zu ſagen, welcher! — Indeß er hat ſich einen guten Namen gemacht und wir wollen nur wünſchen, daß er auch für Deutſchland gelten möge. Junger Freund, und Schüler Bernhard Kleins, vielleicht auch in einigen mehr Lebensgegenſtänden der meinige — Du haſt eine ſchöne, wichtige Stellung! Meine Klagen über den Verfall der Kunſt in Wien, gehen Dich vielleicht mehr an, als irgend einen, denn Du haſt es in der Hand die Richtung zum Beſten einzuſchlagen. Der Einzelne vermag es freilich nicht allein; aber der guten Geſinnung ſchließen ſich die Guten ſchnell und eifrig an, und wer

vorsichtig und milde, wer ernst und fest entschlossen zum Bessern führen will, dem folgt man gern. Also setze Dein deutsches Herz, Deine deutsche Ehre an die würdige Aufgabe und gedenke, wo Du dem Richtigen Raum geben willst, Deines großen, verehrungswürdigen Lehrers in der Kunst, dessen Gleichen Du doch in den weiten, durchwanderten Ländern vom Pregel bis zur Tiber nicht gefunden, so wird sein Geist Dich führen auf der Bahn des Würdigen und Edlen! —

Und nun einen tiefen vollen Trunk aus dem schäumenden Becher. Die Freude soll walten! Hatte sich doch der Humor, der deutsche alte Hausfreund, mit uns zu Tisch gesetzt. Der Scherz entzündete sich, und brachte mit seinen scharfen, brennenden Lichtstrahlen die Wahrheit zur Erkenntniß! Das Philisterthum mußte sich seiner Gerichtsbarkeit stellen! Manchem Lump stüberte er auf die alberne Nase! Manchem verkappten Wolf braunte er auf den Schaafspelz! — Doch seine sprühenden Funken wichen der heiligeren Flamme ächter Liebe und Begeisterung die sich im trauten Kreise, wo gegenseitige Verständniß das Bündniß des Innern fest geschlossen hat, immer entzündet. Der Blick richtete sich in die Vergangenheit, er schweifte zu den schönen Träumen der Jugend hinüber, auch auf die Gräber edler Freunde; wir gedachten unserer theuren Lehrer und Führer, Ludwig Berger, Bernhard Klein! —

Es war Mitternacht! Die Stunden waren wie Minuten entflohen! Ich bin dankbar, daß gerade die letzten, die ich in Wien zubrachte, auch die schönsten wurden. In freundlicher Vorsorglichkeit übernahmen es die Heimischen, uns Fremde durch die dunkeln, einsamen Gassen, bis zu unserer Wohnung zu geleiten. Der Mond, dieser milde Zeuge und Förderer meines Reiseglücks stand auch jetzt wieder unverschleiert am Himmel, und blickte hellen Auges herab auf die in schwarzen Schatten schlummernde Stadt.

Da standen wir plötzlich vor dem Stephan! Der graue Riese wuchs in der dämmernden Helle der Mondnacht ins Unendliche hinauf. Die Wolken schienen unter seiner Spitze vorüber zu schweben, die sich unbestimmt in dem Glanznebel des Mondlichtes verlor. Unten aber stand der Coloß schwarz, mächtig, ein Basaltfels den die Feuerkraft der Erde heraufgetrieben da.

Wir alle waren von der Gewalt des Eindrucks ergriffen. Hier empfing ich den ersten, ächten Gruß des Willkommens in Wien; so sollst Du mir auch den Abschiedsgruß geben wunderbarer, herrlicher Dom! —

Leb denn wohl! —

Reiſe nach Grätz.

Grüße nach der Brühl und Baden. Schönes Dorf. Neuſtadt. Schottwien. Der Sömmering. Märzzuſchlag. Erwachen hinter Bruck. Kaffee-Diſſertation. Ehrenſalven für den Schriftſteller.

Nun liegt die Stadt ſchon hinter mir, die ſchöne Landſchaft offen vor mir! Nun iſt mein Herz wieder ganz beglückt, erfriſcht und gehoben durch den Anhauch der Natur. Ich gehöre aufs Land! So viel ich in großen Städten gewohnt und verkehrt, nie bin ich ganz heimiſch darin geworden; ſtets zieht mich die Sehnſucht hinaus. Aber in Wald und Feld war mir immer wohl, nie zieht es mich von dort ins Lebensgetreibe zurück, und ſelbſt der entblätternde Spätherbſt, Winterregen und Schneegeſtöber ſehen mich nur ungern weichen, von der ländlichen Flur! —

Ueber meine Freude hätte ich faſt zu erzählen vergeſſen, wie ich in den Wagen gelangte. Den Cabrioletplatz hatte ich mir geſichert; er iſt für mich die halbe Reiſe. Man merke ſichs aber, auf öſterreichiſchen Poſten hat man keine Nummern, die Paſſagiere wechſeln (ſo auch in Italien) und nur wer ſich des Cabriolets ausdrücklich verſichert, und es auf ſeinem Billet vermerken läßt, hat ein dauerndes Recht daran! Es iſt eine ſeltſame Einrichtung, wobei der Unkundige übel fort-

kommt, indeß — ländlich, ſittlich! — Ueberhaupt hat Oeſterreich weniger ein beſtimmtes Civil-Geſetzbuch der Poſtrechte, als daß eine Art Naturrecht gilt, was unter Umſtänden auch recht angenehm werden kann. Im Ganzen ziehe ich aber doch den preußiſchen feſten Rechtszuſtand vor. — Inzwiſchen ſaß ich im Cabriolet. Es war ſehr bequem, mit hellen Glasfenſtern vorn und nach den Seiten verſehen; zum Nachbar hatte mir das Schickſal einen jungen Kaufmann aus Trieſt beſchieden. Wer im Wagen ſaß, wußte ich nicht. —

Ein vernünftiger Reiſender und Leſer fragt bei allen Dingen nach dem Preiſe. So komme ich ihm denn, wie gewöhnlich mit der Baſis aller Reiſeluftſchlöſſer, den Grundgeſetzen über Geld und Zeit, entgegen, denn nur auf dieſem Kiel ſtreckt ſich das Reiſeſchiff leicht, beweglich, den Segeln und dem Steuer gehorchend. Folgendes mag man alſo am beſten memoriren:

Von Wien nach Trieſt gehn die Schnellpoſt oder Diligence drei mal wöchentlich. Außerdem noch ein täglicher Courier, der aber nur drei Perſonen aufnimmt, und mit dem man die Reiſe bis Trieſt in einem Zuge machen kann. Für dieſen Courier pflegen aber die Plätze ſo beſetzt zu ſein, daß man ſich Wochenlang zuvor melden muß. Auch kann man nicht jeden Tag bis Trieſt eingeſchrieben werden. Denn abwechſelnd mit den Wienern ſteht den Grätzern das Recht zu, ſich dort ihrer

Plätze fest bis Triest zu versichern. Eine Einrichtung die nicht mehr als billig ist. Auf der Diligence, die unbedingte Aufnahme gewährt, und Beiwagen stellt, kostet der Platz bis Grätz etwa 8 Thaler, und von dort bis Triest etwa 12½ Thaler. Die Entfernung beträgt über 70 Meilen. Die Preise des Couriers sind um ein Weniges höher. Jedenfalls würde ich jedem Reisenden der nicht die höchste Eil hat, die Diligence anrathen, denn ihre Fahrten sind auch, was die Zeit anlangt, sehr vortheilhaft gelegt. Des Morgens um 7 Uhr verläßt man Wien, so daß man das Gebirg auf der pitoresken Sömmeringstraße, bei vollem Tageslichte übersteigt. In der nächsten Nacht welche man durchfährt, verliert man zwar viel Schönes, doch bleibt sich wenigstens die Landschaft bei Grätz ähnlich in ihren Schönheiten, so daß man doch den Gesammtcharakter derselben kennen lernt. In Grätz langt man des Morgens gegen 9 Uhr an, und bleibt bis Nachmittags 4 Uhr, so daß man wenigstens das Aeußerliche und Landschaftliche der Stadt mit Muße besichtigen und auch noch einige Stunden in der heißesten Tageszeit der Ruhe widmen kann. Von dort ab muß man zwar wieder eine Nacht hindurch fahren, doch erreicht man Laybach Abends vor 6 Uhr, kann auch diese, schon halb italienische Stadt, mit Muße besichtigen, und fährt erst andern Morgens in der Frühe wieder ab, so daß man mit Sonnenuntergang in Triest anlangt.

und den Anblick des mittelländiſchen Meeres von der Höhe des Karſtgebirges herab, in ſeiner vollſten Pracht genießt.

Dies Alles ſind Vortheile, welche die Benutzung der Diligence vor des Couriers bei Weitem vorziehen laſſen. Die Fahrt bleibt bei alle dem ſchnell genug, und in heißer Zeit auch anſtrengend; aber ſie iſt nicht ſo ſchnell, daß ſie die Ergiebigkeit für den Reiſenden verlöre, nicht ſo anſtrengend, daß er ſeine Empfänglichkeit für das in überreichem Maaße dargebotene Schöne einbüßte.

Nachdem ich dieſe Generalcharte der Genüſſe und Anſtrengungen vorgelegt, will ich nun auch eine Spezialcharte davon geben.

Wien hatte mir viel des Guten dargeboten — ich verließ es ungern ſo raſch. Doch darf ich ſagen, freute ich mich die Stadt mit der Landſchaft vertauſcht zu haben. Mit ſtill glücklichem Behagen ſah ich die Felder und Gebüſche, die Landhäuſer und Dörfer an dem Wagen vorüberfliegen. Mein Auge ſchweifte rechts hinüber nach den ſchönen Bergen, über die grünen Hügelwellen, zwiſchen denen die ununterbrochene Kette der Ortſchaften ſich mit weißem Leuchten hinzieht. Von den Höhen der Brühl winkte die graue Ruine, und weiter hin der Tempel; dann kam Baden mit dem Blick in das Helenenthal, das ſich durch Feld und Wald nach dem einſamen Heiligenkreuz hinzieht, wo Beethoven ſo gern

in dieſer Stille der Natur luſtwandelte, wo er ſeine F moll Sonate geſchrieben hat. Hinter Baden wurde mir die Landſchaft ganz unbekannt, weil ich den Weg vor ſechszehn Jahren nur in der Nacht zurückgelegt hatte. Das Gebirg dem wir uns mehr und mehr nähern, ſteigt dunkler und höher vor uns auf; ſüdöſtlich ragt die Maſſe des Schneebergs mit kahler Felsſtirn über alle Umgebungen empor, doch erkannt ich es als eine Täuſchung daß ich noch Schnee darauf zu erblicken geglaubt; es waren nur die in Sonnenglanz blendend ſchimmernden Kalkſteinfelſen, die ſich ſcharf und jäh ſpalten, den Schneeabſtürzen gleich. Der Berg ragt aber nicht in die Schneelinie hinein, ſondern hat ſeinen Namen nur von dem Kleide das er den größern Theil des Jahres hindurch trägt, und es noch nicht ablegt, wenn ringsum das Gebirg ſich ſchon im grünen Frühlingsſchmuck zeigt. Kurz vor Neuſtadt kamen wir durch ein Dorf, deſſen ganz eigenthümliche Phyſiognomie mir auffiel. Es glich einem großen Park, durch welchen man eine lange gerade Straße gebauen. Von beiden Seiten das reichſte Gebüſch, beſonders herrliche Nußbäume und Obſtwäldchen. Ein ſtattlicher Kirchthum bildete die Perſpektive des Weges, manch ſchönes Landhaus, auch ein Gebäude das man ein Schloß nennen muß, lag zur Seite; aber Alles im Grünen, wie in ausgelichteten Waldflecken. Gegen eine halbe Stunde fuhren wir durch dieſe lange

Colonie, die wohl die Luſt anregen konnte ſich auf die Dauer dort niederzulaſſen. Wir erreichten Neuſtadt zu Mittag. Das Gaſthaus verſprach von außen nicht viel; doch mit Erſtaunen ſahe ich die großen Räume des Hauſes. Auf Treppen von der Außenſeite ſtiegen wir in den Seitenflügel hinauf, und ein wahres Prachtlokal empfing uns. Eine Spekulation auf die Eiſenbahn, welche ſchon bis hieher befahren wurde. Der Saal war mindeſtens ſo groß, wie der in der Birn und mit wirklichem Geſchmack und in ſchönem Stil erbaut; er iſt darauf berechnet die Spazierfahrer aus Wien zu empfangen. Zu Muſik und Tanz waren alle Anſtalten darin getroffen. Wenn nur nicht das Schickſal dieſes Etabliſſements daſſelbe iſt. So lange Neuſtadt das Endziel der Eiſenbahn bleibt, mag die Benutzung derſelben gerade bis dahin ſehr häufig ſein, wie ſich denn auch ſchon jetzt von hier aus viele Perſonen der Poſt anſchließen. Doch indem ich dies ſchreibe, iſt bereits die Bahn um eine Station weiter geführt, und nun möchten wohl ſchwerlich viele Reiſende in Neuſtadt verweilen; wenigſtens nicht des Saales halber; und ſonſt bot das Etabliſſement nicht die geringſte Lockung zum Aufenthalt dar; es ſei denn, daß man einen großen Hof voller Wagen und Miſt für eine ſchöne Landſchaft halten wolle. Das wäre freilich Geſchmacksſache, ſo gut wie der Appetit auf Asa foetida! —

Wie gemächlich die Fortschritte öffentlicher Veranstaltungen in Oesterreich noch sind, kann man in dem Verhältniß der Post zur Eisenbahn sehen. Als die Potsdammer Bahn zwei Meilen weit von Berlin eröffnet wurde, war die Post am ersten Tage bereit die Neugierigen in Wagen dorthin zu befördern. Am ersten Tage der ganzen Eröffnung gingen die Journalieren ein, und der Postanschluß an die Bahn fand statt. Die Wien-Raab Eisenbahn war seit vier Wochen eröffnet; doch noch bestand kein Abkommen der Post mit der Eisenbahn, um durch Fahrt und Abgang in einander zu greifen. Wer auf eigne Rechnung nach Neustadt fahren wollte, konnte sich dort freilich aufsetzen, mußte aber mit Plätzen im Beiwagen zufrieden sein; und kam der Eisenbahnzug einige Minuten später an, so wurde er gar nicht befördert. In Wien konnte man sich nicht so einschreiben lassen, daß man die ersten sechs Meilen mit der Eisenbahn gemacht, und dann auf sichre Postbeförderung, mit vorbelegtem Platz weiter zu rechnen gehabt hätte. Am ersten Tage der Eröffnung der Anhaltbahn, hatte man in Berlin eine solche Einrichtung getroffen! Die augenscheinliche Ersparniß an Geld und Zeit für Reisende und Postanstalt hatte in Wien das alte Geleis der Einrichtungen nicht verändert. — Nachmittags gegen sechs Uhr hatten wir Schottwien erreicht, das am Fuß des Sömmering liegt, wo die

Straße das Gebirg überſteigt. Hier beginnt die eigentliche Gebirgsgegend, und ſogleich mit einem durch maleriſche Fels- und Bergformen wunderſchönen Thale. Schottwien, das Seume (in ſeinem Spaziergang nach Syrakus) durch Schutz-Wien, einen Wien ſchützenden Ort, erklärt wiſſen will, liegt allerdings in einem engen Felſenpaſſe, der ein äußerſt ſchwer zu bezwingendes Defilée darbietet. Doch ob dieſe Schlucht im Verhältniß zu Wien, das ja nach zwanzig andern Seiten offen ſteht, eine ſolche Bedeutung gehabt haben kann, zumal bevor eine Chauſſee übers Gebirg hier eine Hauptſtraße herlegte, das möchte man billig bezweifeln. — Der Ort bietet den wunderſamſten Anblick dar; jedes Haus bildet ein dankbares Gemälde. Unter den Felſen, auf ihrer Spitze, dicht an dieſelben gelehnt, zum Theil eingehauen, liegen die Wohnhäuſer des Städtchens da. Das Thal tritt ganz eng zuſammen. Die Felsthürme ragen an beiden Seiten hoch empor, ſteigen aber doch aus dem tiefen ſaftigen Grün des Waldes auf, das ſich im Gemiſch ſchönſten Laubholzes und der düſtern Schwarzwaldsfichte bis zu dem hohen Rücken des Gebirges erhebt. Ueberhaupt iſt die ganze Landſchaft den impoſanteſten des Schwarzwaldes ſehr ähnlich. Die Berge umgürten das von grauem Kalkſtein erbaute Oertchen in mächtiger amphitheatraliſcher Aufſteigung. Der Schneeberg liegt zur Rechten der Straße, verſchwindet aber

dem Anblick hier unten im Thal, und wird erſt oberhalb wieder ſichtbar. Gleich hinter dem Ort, der nur aus einer einzigen eng in die Felsſchlucht gepreßten Gaſſe beſteht, windet ſich die Straße bergan. Seit dieſem Jahre iſt ein neuer Weg, der zwar im Allgemeinen ganz die Richtung des alten nimmt, aber weit günſtigere Steigungsverhältniſſe beobachtet, bereits fahrbar. Die feierliche Eröffnung deſſelben ſollte indeß erſt binnen einigen Tagen geſchehen, wo der Kaiſer ſeine Reiſe nach Steiermark anzutreten gedachte. Eine Ehrenpforte für dieſes feſtliche Ereigniß, war ſchon am Ende des Oertchens als Eingangsthor der neuen Straße erbaut, doch noch geſperrt. Da die ſchwerbeladenen Poſtwagen große Umwege machen müſſen, ſtiegen wir aus, und gingen auf Fußpfaden, welche ſteiler aber ungleich näher ſind, voran. Mit jedem Schritte aufwärts wurde der Blick hinab in das Thal auf die rauchenden Häuſer von Schottwien maleriſcher. Die neue Straße kreuzt die alte wohl drei bis viermal; bald ſieht man die eine oder die andere unten, bald neben, bald über ſich. Ganze Züge von Frachtwagen begegnen uns. Die Mehrzahl iſt mit Stieren beſpannt. Kohlen ſind, hier wenigſtens, die Hauptladung, doch kommen von Grätz und Trieſt her auch ungeheure Maſſen von Waaren aller Art dieſes Weges, unter denen uns viele aus dem fernen Orient und Süden über das Meer zugeſandt ſind. Dieſe ge-

waltige Handelsfrequenz erklärt den Riesengedanken eine Eisenbahn von Wien nach Triest zu bauen, vor deren Schwierigkeiten man aber mit einer Art von Schwindel steht, wenn man sich auf der Sömmeringstraße befindet, und in die schauerlichen Abgründe hinunterblickt, an denen sie sich dahin zieht. Und auf eine oder die andere Art muß das Gebirg doch überwunden werden. Die Kohlen werden in eigenthümlichen Wagen, großen tonnenartigen Korb-Geflechten fortgeschafft. Ein solcher Zug schwarz bestäubter Kohlenwagen mit den schwarzen Gestalten der Führer daneben, hat, wie er sich hart an dem Felsabsturz dahin bewegt, etwas Grauenhaftes. —

Die Sömmeringstraße ersteigt eine Höhe von gegen 3000 Fuß. Man empfindet also schon einen bedeutenden Unterschied der Temperatur. Je höher man kommt, je eigenthümlicher, wilder und malerischer werden die Blicke auf Thal und Gebirg. Man muß oft auf Brücken die von gewaltigen Pfeilern gestützt sind, über tiefe Felsspalten; an einer Stelle sieht man die Brücke der neuen Straße hoch über sich an der Bergwand, wie ein mächtiges Thor, während man selbst auf einem über den Abgrund geworfenen Brückenbogen steht, unter dem ein schäumendes Wildwasser hindurchbraust. Der Anblick, welcher vielleicht einzig in seiner Art ist, gewährt einen

unvergeßlichen Eindruck. — Weiter aufwärts wird die Waldung immer verwachsener, und die Bäume gruppiren sich oft auf die kühnste und seltsamste Weise. Die schwarzen Fichten mit den breitbuschigen Aesten, starren quer vom Felsblock ab, um den sie ihre Wurzeln geschlungen haben, und strecken sich über die Tiefe hin; ein Schauer ergreift uns, wenn wir ihre Wipfel vom Winde gebeugt, über den tiefen Klüften schweben sehen. — Eine mächtige Fichte lag gefällt, quer über einer Felsspalte, und streckte sich bis zu der Straße hinüber. Ihre dunkeln Nadeln waren goldroth geworden, und glühten förmlich im Strahl der tiefer sinkenden Sonne; mitten in dem dunkelgrünen Waldbette, in dem sie lag, hatte dieser Farbencontrast etwas höchst Seltsames. Weiter hinauf beobachteten wir das Spiel des Rauchs von Hütten, die tiefer in der Thalsenkung lagen. Die blaue, leichte Rauchsäule zog sich leicht gekräuselt, anmuthig geschlängelt, zwischen den Wipfeln der Fichten hindurch. Wo sie von dem Strahl der Sonne getroffen wurde, färbte sie sich mit leichtem Goldglanz; in den Schattenstrichen dagegen war sie tief schwarzblau, zuweilen von weißem Geäder, das ihr wie flockiger Schaum anflog, durchzogen. Um die höheren Bergmassen, wo auch der Wald lichter wurde, kahle Kuppen sich in öder Einsamkeit erhoben, streiften die Nebel und der Zug des Gewölks —

Auf der Höhe ſtand ich ſtill, und blickte abwärts; die Wagen waren noch weit in der Tiefe, die zu Fuß gehenden Reiſenden hatten ſich auf der gewundenen Straße hie und da zerſtreut, und kamen in Gruppen heran. Der Wind blies uns hier oben kalt entgegen; einige Häuſer (ein Gaſthaus) und ein Denkmal, wenn ich mich recht erinnere, bezeichneten den Gipfelpunkt. Noch einmal warf ich den Blick zurück, in das ſchauerlich romantiſche Waldthal, ſchaute nach der Gegend wo Wien lag, ließ meine Erinnerungen hinüberfliegen, und richtete dann das Auge auf den Koloß des Schneeberges, der das kahle Haupt ſo kühn in das Gebiet der Stürme und Wolken erhebt. — Dann wandte ich mich, und blickte in das Thal jenſeit hinunter, das uns eben ſo grün und reizend winkte, wie das, welches wir hinangeklimmt waren. Doch ſo reizend nicht, wie vor ſechszehn Jahren, wo es im Blüthenſchmuck des Maies ſtand, alle Berge in dem ſaftgrünen, hellen, erſten zarten Laub prangten, und die Spitzen noch die glänzende Hülle des Winterſchnees trugen. Damals erſchien mir dieſe Landſchaft wie ein Paradies das ſeines Gleichen nicht in der Welt hat; jetzt, geſtehe ich, war meine Erwartung etwas getäuſcht, denn ich hatte die Gegend vollſtändig einer ſchweizeriſchen ähnlich im Sinne. Den zufälligen Schnee der Jahreszeit hatte ich damals für ewigen genommen; wir ſehen ja die Gebirge ſo ſelten

im Frühjahr! Erſt am Schluß dieſer Reiſe in Tyrol, ſah ich an einem kalten Gewittertage dieſen zauberiſchen Eindruck der Nachbarſchaft des friſchen Grüns mit dem friſchen Schnee vereint, da es über Nacht tief in die grünen Berge hineingeſchneit hatte. —

Die Wagen hatten uns nun bald eingeholt, und raſchen Laufs rollten wir hinunter nach der Station wo wir zu Abend eſſen ſollten, Mürz-Zuſchlag. Vergeblich wollte ich mir die Eindrücke und Oertlichkeiten meiner Frühjahrsreiſe von 1825 in Erinnerung bringen; ich fand keinen Anklang mehr davon wieder. Damals frühſtückten wir vor dem Poſthauſe in einem Gärtchen; diesmal hielt der Wagen mitten in einer Gaſſe, wo dies unmöglich war. Hatte ich eine andre Station oder einen andern Punkt auf der derſelben im Sinne, ich weiß es nicht mehr. Genug die Erinnerung war verloren. —

Unſre Aufnahme war ſehr gut. Wir ſpeiſten die trefflichſten, friſch aus dem kalt ſtrömenden Bergwaſſer neben uns gefangenen Forellen, dieſe munteren graziöſen Thierchen, die jeder in der klaren Welle und doch auch auf dem Teller gern ſieht; zwei Neigungen die eigentlich einander widerſprechen. —

Der Aufenthalt dauerte nicht lange. Es war indeß dunkel geworden als wir abfuhren, die Nachtluft

kalt; der Mond konnte erſt ſpät über die Berge kommen, ſo gab ich denn die Hoffnung noch manches von den Jugendeindrücken wieder zu finden, auf, nicht ohne einigen Schmerz, denn ob mich mein Lebensweg jemals wieder dieſe Straße führen wird, bleibt bei den vielen Weltſtraßen die uns geöffnet ſind, und der geringen Zeit die mir für ſolche Wanderungen bleibt, doch ſehr ungewiß. Werde ich denn noch zweite ſechszehn Jahr durchleben, um als greiſender Mann die Wege des Jünglings wieder aufzuſuchen? —

Von dieſen wehmüthigen Gedanken erfüllt, mit mancher andern Sehnſucht im Herzen, drückte ich mich in die Ecke des Wagens, und überließ mich meinen Träumen; bald waren es unwillkührliche, denn der Schlaf überſchlich mich, und nur dann und wann in der Nacht öffnete ich die müden Augen zu einem Blick hinaus, und ſah die ſchwarzen Bergcoloſſe im Mondenſchimmer neben mir am Wege ſtehen, oder bleiche, leuchtende Häuſer vorüberfliegen, ohne jedoch ein beſtimmtes Bild feſthalten zu können. — —

Erſt hinter Bruck, wo ſich die Straße nach Leoben abſcheidet, erwachte ich mit der erſten Morgendämmerung. — Gerade um dieſen Punkt war es mir zu thun geweſen, weil ſich ein Bild aus dieſen Landſchaften mir gar zu feſt ins Gedächtniß geprägt hatte. Es war ein

Schloß, das auf mächtig hoher, steil abschüssiger Felswand, in leuchtender Pracht, mit weißen Mauern und Zinnen, und hell im Golde der Sonne blinkenden Fenstern stand. Unten am Fels schoß die Muhr vorbei, und wand sich gerade hier in scharfer rechtwinklicher Biegung um die Felsecke. Dieses Schloß, dessen romantische Lage mir einen zauberischen Eindruck gemacht hatte, deren Gleichen ich nie und nirgend wieder gesehn, stand mir in unverwischter Deutlichkeit vor der Seele. Einmal glaube ich seinen Namen in einem Geschichtswerk gefunden zu haben, doch er ist mir entfallen. Ich weiß nur, daß derselbe etwa wie „Steilenmuhreck" oder „Muhrsteineck" lautete, und die Eigenthümlichkeit der Lage desselben aufs schärfste bezeichnete*). Genug ich mußte der Auffrischung meiner dunkeln Erinnerung entsagen. Doch das ging nicht so schnell, denn der ähnlichen Schlösser, zeigt das wundervolle Waldthal, das sich von hier bis Grätz erstreckt, noch Viele. Der Conducteur, dem ich meine Gedanken mitgetheilt, machte

*) Meinen Erinnerungen nach dem Verzeichniß meiner Lektüre schärfer nachspürend, finde ich, daß ich Schloß „Eckwald" bei Leoben meinen kann; wo die Präliminarien des Friedens von Leoben begannen. — Leoben liegt 2 Meilen von Bruck; das Schloß meiner Erinnerung vielleicht auf der Straße zwischen Bruck und Leoben.

mich bald auf dieſes, bald auf jenes ſtattliche Gebäude, das weiß, mit Thürmen und leuchtenden Fenſtern wie jenes, ſich auf waldigem Felſenvorſprung erhob, aufmerkſam. Doch keines ſtund auf ſo ſteilem, kühnen Feld, der ſich ſo ſchroff gegen die brauſende, vollſtrömende Muhr abgeſtürzt, um deſſen Fuß ſie die kühne Windung ſo ſcharf geſchlagen hätte. — Dieſe Schlöſſer und Kirchen bilden den eigenthümlichen Charakter der Landſchaft. Das Thal iſt grün; die Muhr, hundert bis hundertfunfzig Schritte breit, fließt rauſchend, oft über Felsblöcke ſchäumend, aber ſehr vollen reichen Stromes, meiſt zwiſchen grasbedeckten Ufern dahin, von denen aus die Waldhöhen jäh emporſteigen. Felsmaſſen ragen grau über das grüne Laubmeer hinweg, und bilden maleriſche Vorſprünge aus den gleichförmigen Mauern des Hauptgebirges, welche die Thalſohle bald enger, bald ſich erweiternd begleiten. Jede Windung bietet die ſchönſten Fernſichten dar, auf Schlöſſer, Kirchen, Dörfer am Abhange, über dem geſchlängelten Lauf des Fluſſes, in die Perſpektive hinter einander verſpringender Berge, die vom ſaftigſten Grün ſich bis in dämmerndes Blau abſtufen.

Der Menſch iſt ein eigenes Geſchöpf von kleinen Bedürfniſſen und großen Erregungen zuſammengeſetzt. Mitten in dem ſeligen Genuß einer ſo ſchönen Landſchaft, eines ſo herrlichen Morgens mit Himmelblau und

Sonnenglanz, der einer funkelnden, über die Flur geſchütteten Perlenſaat gleich, zurückblitzt, mitten in dieſen überſchwenglichen Wohlthaten, kann er es bemerken, daß er auf der Morgenſtation eiskalten Kaffee übertheuer bezahlen muß. Da ich nun einmal aus dem Wonnelande himmliſcher Morgenentzückungen, in das Philiſterium der Kaffeetrinker und Trinkerinnen getreten bin, ſo erlaube man mir folgende Streck-Interjektion, die ich in doppelte Gänſefüße faſſe, damit ſie der Leſer noch leichter überſpringen kann, wie Remus die erſte Mauer Roms —

„„Es iſt um des Teufels zu werden, daß ein „„Reiſender, der vor hat, ſich im zweiten Bande „„dieſer Reiſebeſchreibung ganz nicolaitiſch über die „„Prellereien in Italien zu ereifern, ſchon in Deutſch„„land ſo vielen Stoff finden muß, um ſein bischen „„Galle zu verbrauchen. Alle feſten Anhalt- und Ge„„nieß-Stationen (wie ich zum Unterſchiede von Ge„„nuß-Stationen ſchreibe,) der Schnellpoſten ſind eben „„ſo viele Raubſchlöſſer und Wegelagerungshöhlen für „„den Reiſenden! Beſonders aber die Kaffeezwinger. „„Iſt es nicht eine Schande für unſre Poſtverwaltun„„gen, daß ſie daſelbſt die unverſchämteſten Uebertheu„„rungen beſtehen laſſen, bei einer Waare an der drei„„hundert Procent gewonnen werden, wenn man die „„Preiſe mäßig hält, und das Gelieferte erſter Quali-

„„tät iſt? Auf allen preußiſchen Schnellpoſten, die ich
„„befahren, beſonders aber zwiſchen Berlin und Leip-
„„zig, und Berlin und Dresden, war man dieſem un-
„„verſchämten Raub ausgeſetzt. Das elendeſte Zicho-
„„riengeſpül, mit altem Gebäck (vielleicht von dem mul-
„„ſtrigen Hafer in Shakespeares Kärrner-Herberge)
„„wurde den Reiſenden vorgeſetzt, und jeder der nur
„„die Lippen mit einem warmen Schluck benetzte (da
„„ſelbſt Kaffeetrinkern von Leidenſchaft der Widerwille
„„nicht mehr zuließ) mußte eine volle Portion, nicht
„„halbe, mit ſechs guten Groſchen bezahlen. Laesio
„„enormis war offenbar. Denn die aufgetragene Kanne
„„hielt oft kaum ſo viel Taſſen als Perſonen, und nur
„„mit größter Mühe, und erſt ſo ſpät, daß der Poſtil-
„„lon der auch mit im Complott zu ſein pflegte, ſchon
„„mit ſeinem Horn Alles auseinander blies, kam ein
„„kleines Agio an, um nur die heftigſten Schreier zu
„„befriedigen. Ich will einen Eid darauf leiſten, und
„„fürchte mich nicht deshalb um meine Seligkeit, noch
„„wegen Meineides auf die Feſtung zu kommen, daß
„„in der Mehrzahl der Fälle für zehn Silbergroſchen
„„Waare, das Gebäck und Gepäck (die Bedienung) ein-
„„geſchloſſen, für zwanzig Reiſende ausreichen mußte,
„„die ihre reſpektiven 4 bis 5 Thaler dafür zahlten.
„„Ich weiß eine kleine Stadt, wo jemand der Frau
„„Poſtmeiſterin dieſen Colonial-Waaren-Raubzoll (är-

„„ger als der von Stade und der Sundzoll) mit 800
„„Thalern baar jährlich abkaufen wollte, aber mit sei-
„„nem Angebot zurückgewiesen wurde. Läge es nicht
„„in der Verpflichtung der Postbehörden, die alles
„„Maaß überschreitende Unverschämtheit der Stations-
„„räuber zuweilen durch unvermutheten Besuch reisen-
„„der Beamten revidiren und constatiren, und sie mit
„„namhaften Geldstrafen belegen zu lassen? Einigen
„„dieser Schröpfinstitute haben die Eisenbahnen das
„„Handwerk gelegt. Wollte Gott es geschähe allen so!
„„Es ist übrigens nicht das erstemal, daß ich mich über
„„diese Angelegenheit äußere; ich werde es sogar noch
„„öfter thun, so oft, bis der Mißbrauch unter den
„„Kayyzaum strenger Aufsicht gelegt wird. — Denn
„„ein Reisebeschreiber will auch sein Brot haben, und
„„wenn man ihm durch die Prellereien in Deutschland
„„allen Stoff und alles Recht sich über die in Italien
„„zu beschweren nimmt, so muß er verhungern!
„„Vixi!““ —

Horch! Das war ein Kanonenschuß! Wie prachtvoll der majestätische Klang sich an den Bergen hinwälzt, und im fernen Walde nachhallt! Dort wälzt sich der weißgraue Dampf über die Wiese, und mischt sich mit den Morgennebeln die von den grünen Ufern der Ruhr aufsteigen! — Waffen blitzen durch das Gewölk! Ein zweiter Schuß, ein dritter — eine Musketensalve! Rei-

ter jagen in den weiten Thalſtrecken am Bergesabhang hin! Die Infanterie ſtiebt aus den Gebüſchen! Es blitzt zwiſchen den Felsſtücken! Es knallt, es dampft! Die behenden Tirailleurs klettern wie die Gemſen den Berg hinauf. Ha! Jetzt haben ſie den alten Thurm droben auf der Felsſpitze erſtiegen, und nun feuern ſie von dort hinunter, in die dichten Maſſen! — Das iſt meine Waffe dort! Sechs Geſchütze raſſeln die Chauſſee hinab; ſeitwärts auf dem Hügel nehmen ſie Poſition. Sie richten ſich gegen die Infanterie, die eben aus den tiefen Colonnen aufmarſchiren will! Feuer! Es kracht daß der Boden dröhnt! — Nun iſt die Schlacht in vollem Gange! Bis ſie gewonnen wird, erzähle ich dem erſtaunten Leſer, der nicht weiß, was das tolle Zeug bedeuten ſoll, ob es ein Feldzug gegen die Kaffee-Raubſchlöſſer, oder ſonſt eine fauſtrechtliche Abſchweifung iſt, daß wir längſt wieder im Wagen ſitzen, wohl ſchon eine Stunde gefahren ſind, und jetzo Grätz in der Ferne liegen ſehen. Die Armee aber die hier in den Gebirgspäſſen kämpft, als ob Tyrol neu verrathen und vertheidigt werden ſolle, iſt die Garniſon von Grätz, die, offenbar mir zu Ehren, hier manoeuvrirt. Ließ die Königin von Neapel ein Seeſchiff (was doch zuletzt die armen Lazzaroni mit bezahlen mußten) in die Luft ſprengen, damit Philipp Hackert ein anſchauliches Gemälde von einem auffliegenden Schiff in der Seeſchlacht liefern konnte, ſo weiß ich

nicht, weshalb man ſich gegen einen reiſenden Schriftſteller, der als Schlachtenmaler einigen Ruf gewonnen, nicht eben ſo höflich benehmen ſollte. — Ich wußte die Ehre mit gebührendem Dank zu ſchätzen, und fuhr, meine Zufriedenheit bezeigend, an den Truppen vorüber. Sie grüßten mit lautem Hurrah, als ich den Hut mit Anſtand lüftete, ſomit waren wir gegenſeitig von einander ungemein befriedigt, und hätten gewiß wie die ſpaniſchen Armeen unter Maroto und Espartero durch Zigarren fraterniſirt, wenn ich dergleichen rauchte, und die Schnellpoſt nicht zu raſch vorüber gefahren wäre. Auch würde der Artikel Zigarren, wie man aus meinen verſchiedentlichen Abhandlungen über die Douanen erſehen kann, vielleicht auf öſterreichiſchem Gebiet einigen Verdacht erregt haben; ein Grund mehr, es bei der allgemeinen Begrüßung bewenden zu laſſen. Aergerlich war mirs nur, daß der neidiſche Conducteur, ein ehemaliger öſterreichiſcher Unteroffizier, meiner Verſicherung von der Bedeutung dieſes Manoeuvres nicht glauben wollte, und bei der beſchränkten Behauptung blieb, es ſei die Generalprobe von dem Manoeuvre was bei der Ankunft des Kaiſers ſtatt finden ſolle.

So erlaubte ſich der unverſtändige Menſch ſeiner Regierung den ächten Kunſtſinn geradezu abzuſprechen! — —

Grätz.

Neues Post- und Paß-Elend. Der Schloßberg.

Eine Stunde später fuhren wir durch mehrere Triumphbogen die der nahen Ankunft des Kaisers errichtet waren, über die Muhrbrücke in Grätz ein. — Die Stadt machte völlig einen andern Eindruck auf mich, als den, welchen ich erwartet hatte. Ich hatte sie mir frei gebaut, heiter, mit offenen, breiten Straßen, freundlichen Häusern, halb südlich vorgestellt. Sie ist eher finster zu nennen, die Gebäude sind schwerfällig, alterthümlich, unregelmäßig; die Straßen eng, nicht einladend, doch reich an Verkehr. Würzburg, Aschaffenburg sind Städte die ein verwandtes Ansehn haben, doch nur in einzelnen Theilen, in den älteren, im Kern derselben liegenden Vierteln. — Die Post liegt vor der Stadt, doch auf der italienischen Seite, so daß wir einen Theil der Stadt durchfuhren. Schräg der Post gegenüber befindet sich das Gasthaus zur Stadt Triest, wohin ich mich begab. Ich wünschte meine Sachen sogleich auf der Post zu lassen, da ich Nachmittags um 4 Uhr wei-

ter wollte; ich fragte, wo und wie dies zu bewerkstelligen sei. Doch alle Welt lief verwirrt durch einander, niemand gab mir Antwort. Ich wollte mich sofort einschreiben lassen, allein hier fanden sich wieder Schwierigkeiten. Erst wollte man meinen Paß sehen, der mir aber nach beliebter Sitte wieder abgenommen worden war; dann fand sichs, daß die Herren die das Einschreiben zu besorgen hatten, nicht einmal dort waren. Ich sollte wiederkommen. Doch Mittags war die Post wiederum einige Stunden geschlossen, deshalb mußte ich vor zwölf Uhr zurückkehren. So wurde mir die Zeit, die ich zur näheren Besichtigung der Stadt hätte verwenden können, auf die unnützeste und unangenehmste Weise zerstückelt, durch das Jagen nach Paß und Postbillet, was man an andern Orten, in andern Ländern nirgend nöthig hat, sondern ohne alle weitere Beschwerde Alles in dem Moment zu ordnen vermag, wo man in dem Posthause angekommen ist. Doch das alte Geleis der Gewohnheit ist so tief eingefahren, daß selbst vernünftige Leute meinen, es gehe nicht anders. Und doch geht es in der halben Welt anders und vernünftiger zu! — Es blieb mir also nichts übrig als meine Sachen einsiegeln, sie ins Gasthaus, wo ich ihrer gar nicht bedurfte, bringen zu lassen und dafür ein unnützes Trägerlohn zu zahlen. Dann mußte ich die Gunst des Lohndieners bestechen, der mir den Paß zu besorgen

hatte, damit ich ihn ja vor zwölf Uhr zurückbekam. Wer oft die Erfahrung gemacht hat, wie wenig man ſich auf die Pünktlichkeit anderer verlaſſen kann, wie häufig in ſolchen Fällen Verwechslung der Perſonen, der Papiere vorkommen, der wird begreifen, daß man dabei ſeines Aufenthalts nicht mit Behaglichkeit froh wird, ſondern ſich den Genuß der Reiſe durch läſtige Beſorgungen und Beſorgniſſe verkümmert ſieht. Um wenigſtens etwas zu genießen, beeilte ich mich einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, und den Schloßberg zu beſteigen. Er liegt wie eine Akropolis in dem Bezirk der Häuſer; doch mehr gegen das nördliche Ende der Stadt. Ich mußte dieſelbe alſo ziemlich in ihrer ganzen Länge durchwandern. Der erſte Eindruck veränderte ſich wenig, obgleich ich ſie im hellſten Sonnenlicht, an einem heißern, durchaus heitern Tage ſah, wodurch jede Stadt ein freundliches Anſehn zu gewinnen pflegt. — Doch in einer Beziehung verrieth ſich die ſüdliche Lage unter einem bedeutend wärmeren Himmelsſtrich als der unſrige, durch die Menge der ſchönſten Früchte. Trauben, Aprikoſen, Pfirſich waren überall in einladender Weiſe zum Verkauf ausgeſtellt, und die Preiſe nicht des Nennens werth. Für wenige Kreuzer erhielt ich ſo viele der ſchönſten Pfirſich, daß ich ſie nicht alle in meinen Taſchen unterbringen konnte, und daher einige an ein in der Nähe ſtehendes kleines Mädchen ſchenkte, die mir

für die Gabe ächt menſchlich dankte, d. h. mit dem freundlichſten Geſicht davon jagte, ohne ſich weiter nach mir umzuſehen. Nehmen wir Erwachſene uns in ernſten Lebensverhältniſſen nicht ſelten beſſer? — —

Man darf nicht viel nach dem Schloßberg fragen; er überragt die Stadt ſo, daß er ſein eigner Wegweiſer dahin iſt. Indeß wäre ich doch zuletzt faſt fehl gegangen, und in ein Hebammeninſtitut, wenn ich nicht irre, gerathen, ſtatt in das Thor zum Schloßberge. Täuſcht mich meine Erinnerung nicht, ſo war neben dieſem Inſtitut das Irrenhaus. Doch kann mich eine andere Oertlichkeit trügen, die mir im Sinne ſchwebt. So ganz zu tadeln wäre es übrigens nicht, wenn man neben die Geburtsſtätte des Menſchen gleich die Bezeichnung ſeiner Beſtimmung, den Irrthum, in ſchroffſter Form hingeſtellt hätte. Denn in geringerem oder größerem Grade gehören wir alle in ein Irrenhaus: Wahnſinn iſt der völlige Mangel der Selbſterkenntniß; daß wir alle an dem theilweiſen leiden, wird ſchwerlich jemand läugnen wollen, bei dem nicht der völlige eingetreten iſt! — —

Ich hatte endlich das richtige Thor zum Schloßberge gefunden und ſtieg ihn hinan. Er erhebt ſich, ſo ſchätze ich, etwa 400 Fuß, vielleicht auch noch etwas höher, über den Spiegel der Muhr, denn ſchon auf halber Höhe ſahen wir die weißen Thürme der Stadt unter uns

Mehrere Wege, größere und kleinere führen, den Berg umschlängelnd hinauf. An dem Hauptwege arbeitete man, um ihn bequem fahrbar zu machen. Der Abhang ist mit Gartenanlagen, die jedoch erst in einem halb geordneten Zustande sind, geziert. Mehrere kleine Gebäude welche schwerlich der Zierlichkeit wegen hieher gesetzt sind, sondern nach zufälligem Bedürfniß erbaut wurden, unterbrechen die Parkanlagen. Das Ganze trägt offenbar die Spuren der Verwilderung und der Cultur zugleich. Den ehemaligen Anbau oder die ehemalige Zurichtung des Berges zu einer Feste, hat man verfallen lassen, die jetzige zu einem schönen reichen Spaziergange hat sich noch nicht ganz aus dem Schutt und den Trümmern herausarbeiten können. So haben wir denn ein wunderliches Gemisch von geebneten, mit Kies gefestigten Pfaden, tiefen Sand- und Lehmwegen, die halb mit Schutt bedeckt sind, anmuthigen Lauben und Laubgängen, kahlen Schuttsenkungen, Mauern, Weingeländen, Felsabhängen, Epheuranken, Fruchtbäumen — genug, ein kleines grünes Chaos von entstehenden und verfallenden Erzeugnissen der Natur und der Menschenhand vor uns. Eine solche grüne Wildniß reizt mich mehr, als die glatte Vollendung eines eingerichteten und wohlgehaltenen Parkes. Sie wurde mir noch verschönert durch die tiefste Einsamkeit. Es war auch nicht ohne Beschwerde in der brennendsten Sonnenglut den

Berg, deſſen Pfade ſich oft ziemlich ſteil erheben, hinanzuklettern. Ich ſuchte die umbüſchten Wege auf, freilich zugleich die ſteilſten; ſo erkämpfte ich mir meine Luſt im Schweiß meines Angeſichts und erhöhte ſie dadurch. Gern gönne ich mir die Ueberraſchung, die Ausſicht von einem ſchönen Punkte mit einem großen Blick zu umfaſſen; doch auf der andern Seite iſt es auch gar zu einladend und belohnend, ſich der kleinen Bildchen des Vordergrundes zu erfreuen, die uns beim Beſteigen einer Anhöhe mit jeder Wendung des Weges, und mit jeder neu und anders, und durch das allmählige Steigen immer wieder in ganz andere Verhältniſſe gerückt, dargeboten werden.

Dem Schloßberg in Grätz ſieht man es auf der Stelle an, daß man ſich um vielfältige Genüſſe bringt, wenn man von vorn herein auf das große Loos des Geſamtüberblicks ſpielt. Denn er bildet oben eine anſehnliche, runde Fläche, die uns wohl den Geſamtüberblick über die ferneren Gegenſtände geſtattet, aber alles zunächſt gelegene entzieht, wenn wir uns nicht an einer oder der andern Seite dicht an den Bergrand begeben. Und auch dort bleibt uns die eigentliche Geſtaltung der Gegend dichter um ihn ſelbſt vielfach entzogen, weil ſie unterhalb der Seblinie liegt. So genoß ich denn, wie die frommen Pilger büßen und leben, ſtations-

weiſe; bald ſchaute ich hier in die engen Gaſſen und Höfe der Stadt hinunter wie ſie ſich zunächſt am Fuß des Berges verlaufen und kreuzen; bald blickte ich dort über den aus Gärtchen zierlich zuſammengeſtückelten Teppich hin, der den Bergrand umzieht; bald ließ ich das Auge etwas weiter ſchweifen, und genoß einen Theil der entfernteren Landſchaft, wie er noch hinter dem Gitter der Stadtthürme, zwiſchen den Schießſcharten welche die Dachgiebel bilden, halb verſteckt halb enthüllt dalag. Höher hinauf wurde der Blick auf den Berg ſelbſt, auf ſeine belaubten Pfade, ſeine Raſenabhänge, die Bleichen auf denſelben anziehend; ich ſahe die Arbeiter mit ihren Karren und Grabſcheiten, zwiſchen denen ich eben hindurch gegangen war, tief unter mir in zierlicher Verkleinerung ihr Geſchäft treiben! Sie wurden fleißigen Ameiſen ähnlich, die am Berge herumkrochen, wie der Menſch auf der Erde überhaupt. — Höher und höher ſtieg ich über den Horizont der Dächer und Stadtthürme empor, und immer freier umgab mich die Bläue des Himmels. Jetzt ſind wir droben! Welch ein reicher, reizender Anblick! Grätz liegt mit ſeinem Schloßberge einer Inſel gleich im breiten Strombette des Thales, das ſich hier faſt wie zu einem See erweitert. Das Gebirg bildet ſeine grünen amphitheatraliſchen Ufer. Doch über die waldbedeckten, von Feldern und Wieſengrün umgürteten nächſten Berge, ragen die ferneren, höheren, in

bläulicher Abſtufung empor. Der Horizont iſt weit und frei, und dennoch rings von Gebirgen umgrenzt, die die zackigen blauen, oder in Gewölk und Nebel verſchleierten Häupter zur langen Ringmauer verbinden. Dort jene Alpencoloſſe ſchauen aus Kärnthen herüber, deſſen höheres wildes Gebirg ſich in tiefe Felsklüfte ſpaltet, und noch Schnee in ſeinen Schluchten bewahrt, der in einzelnem hellen Aufblitzen herüberleuchtet. Eine zuſammenhängende Kette von Schneehäuptern ſieht man jedoch nicht. Der größte Reiz der Landſchaft beſteht in dem fruchtbaren Boden des Thales, das wir überſchauen. Im reichſten Anbau dehnt es ſich vor uns aus; die Muhr ſchlingt das blaue Band hindurch; ſie umgürtet zunächſt die Stadt in deren Gaſſen wir wie ein überfliegender Vogel hinunterſchauen. Alle Plätze ſind voll Leben: der Marktverkehr mit ſeinen bunten Geſtalten, zeigt ſich uns wie in einem ſaubern Bildchen. — Die ſchönſte Seite des Berges iſt der Abhang nach der Muhr. Ihre reißenden Waſſer ſtrömen dicht unter uns hin, unter drei ſtattliche Brücken hinweg, deren eine von Ketten getragen wird. Sie hat wohl hundert funfzig Schritte Spannung, und führt ſo zunächſt auf unſern Standpunkt hin, daß wir jeden Karren, jedes Roß, jeden Fußgänger und munter ſpringenden Hund beobachten können, der ſich von einem Ufer zum andern hinüberbegiebt.

Dazu kommt das belebte Schauspiel des Stromes selbst; die Nachen, die pfeilschnell mit seiner Welle gleiten, die Schiffe, die mühsam mit Pferden stromaufwärts gezogen werden; die jubelnde Schaar der Badenden, die wir beneiden von unsrer sonnigen, heißen Höhe, wie sie sich von dem kühlen Fluß die Brust umrauschen lassen.

Eigenthümlich ist auch der Raum auf der Anhöhe selbst. Einige halbverstürzte Festungsgebäude, Mauern, Ställe, ein Wachtthurm, ein Brunnen — endlich ein alter Invalide, der dienstfertig zu uns herantritt und mit seiner Krücke nach diesem oder jenem blauen Berge hinweist, und ihm einen Namen giebt, den wir kaum so schnell halb verstehen, als wir ihn ganz vergessen. Guter Graubart, laß mich in Ruhe! Ich frage hier nach den Namen der Berge so wenig, wie nach denen der Bäume im Walde, wenn ich staunend in ihre mächtigen Kronen hinaufblicke. Hier ist dein Zwanziger, laß mich allein! — Doch ich sehe schon, ich komme nicht los von Dir, wenn ich Dich nicht rauh wegjage, denn jetzt glaubst Du eine Pflicht gegen mich zu haben, mir dankbar sein zu müssen. Für einen Zwanziger mußt Du mir freilich noch viele Bergspitzen, Dörfer und Schlösser die in unübersehbarer Zahl vor und unter uns liegen, nennen. So schwatze nur fort Alter! Erzähle nur, wie dieser Wall geschleift wurde, wie man jene

Kanone dort hinüberſchaffte, auf den Pavillon, wo die Uhr zu ſehen iſt. Sprich nur fort, Dein gutmüthiges Gemurmel gehört zum Ganzen, es ſtört mich jetzt ſchon nicht mehr, als das Klappern der Mühle dort unten, als das Zwitſchern der Sperlinge über mir auf dem alten Thurmgeſims. — Ich ſehe die Wolken ziehen durch den blauen See des Himmels, nach den fernen Gebirgsufern, — ich ſehe den Habicht ſchweben, hoch über mir — ich höre den feierlichen Glockenſchlag der Thurmuhr! — —

Was Henker! Halb zwölf! Nun muß ich laufen wie ein Hirſch bei der Parforcejagd, damit ich meinen Paß noch erhalte, und eingeſchrieben werden kann zur Weiterreiſe! Dies ſind die ſeligen Erholungen und Genüſſe, die wir der Reiſepolizei verdanken! — und die Poſt thut auch das Ihrige, denn von 12 bis 3 Uhr iſt ſie geſchloſſen; um 3 Uhr aber geht der Wagen ab! Alſo hierbleiben bis zum nächſten Poſttag, oder davonjagen wie beſeſſen, — das iſt hier die Frage! — Ich wählte das Letztere. Glücklicherweiſe gelangt man bergab raſcher als bergauf; ſo ging es denn in anmuthvollen Lançaden hinunter, im Schuß durch die Stadt. Zum Glück war der Lohndiener pünktlich geweſen und eben zu Haus, noch zwei Minuten ſpäter und ich hätte auf ihn warten können! Denn ſchon harrte er eines Herrn mit dem er ausgehen ſollte, und vielleicht erſt nach Abgang der Poſt

zurückgekommen wäre. Ich eilte nun mit dem Paß hinab und ließ mich einschreiben.

Die Geschäftsordnung mißfiel mir gänzlich. Man machte mir Schwierigkeiten, eine Banknote von 50 Gulden zu wechseln, bei einer Zahlung die über die Hälfte betrug! Also das österreichische vollgültige Papiergeld wollte man — vielleicht wohl nur aus Bequemlichkeit — bei einer österreichischen Casse nicht annehmen! Endlich schob man mir verdrießlich ein Paket Geld hin, doch ohne es aufzuzählen. Ich hatte indessen Zeit gehabt meine Rechnung genau zu machen; der Herr der mir die Rückzahlung machte, hatte sich verrechnet, aber nicht zu meinem Vortheil. Es war dies das zweite mal, daß mir das an einer öffentlichen Casse begegnete; es sei fern von mir Absicht zu vermuthen, doch Mangel an Ordnung ist es gewiß. Schon das, daß man mir das Geld nicht aufzählte. Auch hätte man meine in Form einer Anfrage eingekleidete bescheidene Reclamation nicht unhöflich aufnehmen sollen. — Jetzt kam eine Ungesetzlichkeit. Das Postbillet bedingte die Ablieferung der Sachen zwei Stunden vor Abgang der Post. Man forderte sie drei Stunden früher. Ich mußte daher auf der Stelle zurück ins Gasthaus, um sie zu holen. So hatte ich in Folge aller dieser schlechten Geschäftseinrichtungen meine Pakete zweimal transportiren lassen müssen, zwei, drei vergebliche Wege ge-

habt, und von den ſechs Stunden Zeit, die mir in Grätz blieben, nur zwei benutzen können. Und wäre bei alle dem nur nachher eine rechte Ordnung geweſen, aber es fand, wie man ſpäter ſehen wird, die größte Unordnung ſtatt, ſo daß man es in Trieſt mehr dem guten Glück als der vorſorglichen Einrichtung dankte, daß man das Seinige zurückerhielt! — Abgeäſchert, verdrießlich, mit verdorbener Stimmung, erhitzt bis zum Glühen kehrte ich endlich in mein Gaſthaus zurück, und hatte nur die Sorge, wie ich die zwei, drittehalb Stunden, bis ich mich zum Poſthof begeben mußte, hinbringen möchte. — Ich theilte ſie zwiſchen Briefſchreiben, Schlafen und Eſſen ein, von welchen drei Dingen ich jedoch keins ordentlich that. Das Schlafen mißrieth, weil ich zu unruhig und beſorgt war, die dafür geſetzte Friſt zu überſchreiten; das Briefſchreiben theils weil die Hitze und die Verdrießlichkeiten mir die Stimmung raubten, mehr aber noch, weil ich, wiederum in Folge der Poſteinrichtungen, meinen Brief nicht einmal in Grätz auf die Poſt geben konnte, weil von 12 — 3 auch für die Briefaufnahme nach dem Auslande Feierſtunde war, da man bekanntlich alle Briefe bis zur Grenze frankiren muß. — Endlich das letztere mißglückte, 1) weil es ſchlecht war, 2) weil man vor Hitze und Fliegen in den Speiſezimmern nicht athmen konnte, und, 3) weil trotz dieſer Temperatur die Auswahl ſich nur auf die ſchwer-

ſten, fetteſten Speiſen, die man bei uns nur im Winter auf den Speiſezetteln ſehen dürfte, erſtreckte, 4) weil die unruhige Erwartung der Abfahrt, die Hitze, die Früchte, die Aergerniſſe mich um den Appetit brachten. —

Hinterher, während ich dieſe Leidensgeſchichte ſchreibe, lache ich mich ſelbſt aus; doch in der Gegenwart kann man dergeſtalt angenagt, durch zwanzig Plackereien zugleich, doch ein wenig des Teufels darüber werden, und ich will nicht dafür ſtehen, daß ich in der guten Stadt Grätz nicht manchen Fluch — oder beſſer, militairiſchen Unmuthsſeufzer — zwiſchen den Zähnen gemurmelt habe. — Wie ich in ſolcher Verfaſſung, — noch dazu da meine Reiſegarderobe drei Stunden vor mir in dem Hauſe mir gegenüber lagern mußte, — meinen angenehmen Reiſegefährten auf der Eiſenbahn von Budweis nach Linz, den Appellationsrath und Vicepräſidenten Herrn von T.... hätte beſuchen ſollen, das wüßte ich wahrhaftig noch jetzt nicht anzugeben! — Genug, es unterblieb! —

Fahrt nach Laibach.

Zeichen des Südens. Schloß Weißeneck. Mahrbach. Nachtgeläut. Zilly. St. Oswald. Der reitende Conducteur.

Eine Viertelſtunde vor drei Uhr war ich auf dem Poſthofe. Ich ſah daß ſich die Paſſagiere ſchon nach Wahl und Behagen in die verſchiedenen Wagen einquartierten. Nicht ohne ein ziemlich hartnäckiges Gefecht eroberte ich mir meinen Kabrioletplatz wieder, der ſchon durch einen Italiener in Beſchlag genommen war. Ich aber hatte mir meine Rechtsanſprüche zum Glück auf dem Poſtbillet vermerken laſſen, und war entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben. Der getretene arme Wurm fühlte, daß er einen Stachel habe. Eine ganz entſchiedene Demonſtration hat die Eigenſchaft, gewöhnlich Glauben zu finden und zu wirken. So gelang denn auch die meinige; mein Entſchluß auf der Breſche zu fallen, ſetzte mich in Beſitz der Cabrioletfeſtung. Ich rückte mit klingendem Spiel, d. h. mit Triumphgeſang ein, und geſtattete meinem Gegner freien Abzug mit Sack und Pack. — Die Roſſe wurden vorgelegt; der Schwager ſtieß ins Horn, — wenn man ſein roſtiges, verſtopftes und im ewigen Grünſpansfrühling prangendes Schneckengehäuſe ſo nennen will — der Wagen raſſelte über das Steinpflaſter — friſche Lüfte wehten uns

kühlend an, — ich ſchöpfte wieder freien Athem! Zufriedenheit und Reiſemuth waren zurückgekehrt, und mit innrer Luſt begrüßte ich die grünen Auen und Berge, das Bett der ſchönen blauen Muhr! —

Nun fängt der Süden an, fühlbar zu werden. Grätz bildet den Grenzſtein! Das erſte Feld das ich erblickte, war ein Maisfeld, — türkiſches Korn, die Hauptfrucht der Lombardei! Wie erwachten die Erinnerungen bei dieſem Anblick! Es war als habe Italien mich angehaucht! —

Nun trabt luſtig vorwärts ihr Roſſe! Die Welt wird ſchöner mit jedem Schritt! —

Der Anblick der erſten Station war ein reizender. Die Landſchaft war freier geworden, die Berge hatten ſich zurückgezogen, ein überaus fruchtbarer Feldenteppich bedeckte das Thal. Die Muhr theilte ſich in mehrere Arme, und umfaßte mit ihnen einige wunderſchöne grüne Inſeln. Ein Schloß, Weißeneck, leuchtete blendend weiß von den Anhöhen herüber. Die ſinkende Sonne umſtrahlte Alles mit einer Wärme, mit einem reizenden Zauber des Lichts. Von innerm Jauchzen erfüllt fuhr ich in das Oertchen ein. Ich glaube es hieß Kalsdorf, wenigſtens war dies der Ort, wo ich meinen Brief auf die Poſt gab, der nun nach Grätz zurückreiſen mußte. —

Der Weg führte jetzt am Ufer der Muhr hin; rechts ſtiegen die Bergböhen auf, links ſenkte ſich der Boden

ziemlich steil nach dem Flusse ab, mit Weidengebüsch bedeckt, ungemein grün und frisch. —

Der Abend entzog uns bedeutende Gebirgspartien die wir passirten. Ziemlich spät trafen wir in Mahrbach an der Drau ein, wo sich die Post aus Kärnthen anschließt. Hier sollte zu Abend gegessen werden. Die Zahl der Reisenden war groß; der Hauptwagen hatte mehrere Beiwagen, Personen stiegen ab, andere kamen herzu. Von diesem Durcheinanderlaufen, Fragen, Schreien, Toben, um das Gepäck zu erhalten, um sich eines Platzes zu versichern, hat man keinen Begriff. Hier zeigte sichs erst recht, wie ungenügend sowohl die Posteinrichtungen überhaupt sind, als auch die nur dreimal wöchentlich gehende Schnellpost. Es waren hinlängliche Reisende zur täglichen Beförderung da, und der Conducteur versicherte mich, dies sei den ganzen Sommer hindurch der Fall. Da mit der Gelegenheit die Benutzung derselben und das Bedürfniß wächst; so würde binnen Kurzem, selbst eine tägliche Schnellpost kaum ausreichen.

Man wies uns nach einem Gasthofe, schräg über der Post, um das Abendessen einzunehmen. Hier zeigte sichs ebenfalls, daß die Reise-Einrichtungen sämtlich noch in der Kindheit sind. Gegen fünf und zwanzig hungrige und durstige Reisende traten in ein spärlich erhelltes, wenig behagliches Gemach. Kaum fanden sie

zum Sitzen Platz. An einem Tisch mit schmutzigem Tischtuch saßen schon einige Stammgäste bei Bier und Wein. Zwei Kellnerinnen hatten die Bedienung. Doch es wurde kein Abendessen für Alle eingerichtet, sondern nach einer geschriebenen Speisecharte sollte sich jeder bestellen, was er wollte. Die Auswahl war nicht groß; zwei oder drei Fleischspeisen, ein Fisch, eine Mehlspeise; doch besannen sich die Leute lang und besahen den Zettel. Endlich bestellte der eine dies, der andere jenes; für jede einzelne Bestellung liefen die Mädchen zur Küche, blieben endlos lange aus, und kehrten endlich mit einem Teller, oft auch mit einer nicht bestellten Speise wieder, oder gaben sie dem nächsten Besten, statt dem Besteller, kurz es herrschte die grenzenloseste Verwirrung und eine Langsamkeit bei der man drei Stunden zum Essen gebraucht hätte. Ich sah voraus, daß drei Viertheile der Reisenden nichts bekommen würden, und ergriff daher den Ausweg mehrere Speisen zugleich zu bestellen, um das Recht zu haben, auf jede nächst eintreffende Beschlag zu legen. So kamen denn auch wirklich zwei Portionen Sauerbraten an mich, schmal genug um sie beide zu verzehren, wenn auch der Wohlgeschmack derselben nicht eben dazu aufgefordert hätte. Doch der Postillon blies schon, als ich noch an der zweiten zehrte, und dennoch war ich ein Glücks-Phönix gewesen, denn von den Uebrigen verließen die meisten hungrig und scheltend das Ge-

mach. — Alle dergleichen Dinge fallen, wie jetzt die Einrichtungen und Forderungen in der Welt sind, auf die Postanstalten zurück; denn sie zwingen den Reisenden zur bestimmten Eßstunde an einen bestimmten Ort, sie haben daher auch zu sorgen, daß er finde worauf er billig Anspruch machen kann. Freilich giebt es auch viele Reisende, die sich wohl im Zimmer des Wirths wärmen oder ausruhen, oft sogar noch einen Kellner um ein Glas Wasser bemühen, wo möglich auch die Pfeife anzünden und die Zeitungen lesen, aber doch kein Geld ausgeben wollen. Diese verderben das Reisen auch für andere. Denn wenn zwanzig Personen eintreffen und nur die Hälfte derjenigen zehren will, worauf der Wirth sich einrichtet, so kann er freilich seinerseits auch für nichts sorgen. Allein gäbe es nicht einen Ausweg? Könnte man nicht, wie man dies in Frankreich, und zum Theil auch in Italien (bei den Contrakten col pasto) hat, gleich seine Mahlzeiten für die ganze Reise an die Postanstalt bezahlen, für diese denn auch für die Herbeischaffung zu sorgen hätte. Gezwungen brauchte niemand dazu zu sein, doch wer sich dessen weigerte, verlöre natürlich auch seine Rechte, und wer die Speisenweisung in seiner Postcharte trüge, wäre auf den Stationen wenigstens der Bevorzugte.

Ich saß schon längst in meinem Cabriolet, und hatte mich zur Nacht eingerichtet, als noch von den andern

Wagen ein verworrener Tumult, vom Schimmer einer düstern Laterne beleuchtet, herrschte. Der Mangel an Nummern der Plätze erzeugte diese Verwirrung: jeder wollte zur Nacht gut sitzen! Das Rufen, Schreien, Anrufen der Gerechtigkeit des Condukteurs nahm kein Ende. Endlich setzte sich dieser ermüdet und fluchend zu mir ins Cabriolet, und ließ dann fahren. Da es nun Ernst wurde, sprang jeder so hastig als möglich hinzu, und mußte vorlieb nehmen, wie gerade das Loos ihn traf. —

Ich verschlief die Nacht ziemlich fest. Nur eines eigenthümlichen Eindrucks erinnere ich mich. Wir hielten um zwei Uhr auf einer Station an, wo ich im Schein des jetzt heraufgestiegenen Mondes eine ansehnliche Kirche und anstoßende Gebäude erblickte. Plötzlich ertönte das feierliche Geläut aller Glocken. Mitten in der Nacht hatte ich das noch nie vernommen. Der Condukteur sagte mir, es sei eine dem dortigen Kloster obliegende Verpflichtung den Sonntag so einzuläuten. In der That eine schöne Sitte, den Tag des Herrn so in stiller Mondscheinnacht zu verkünden. Zugleich war es der 15te August und — Napoleons Geburtstag! Für Gefühle und Gedanken gab es daher Stoff vollauf, um sich im tiefsten Innern zu beschäftigen.

Der Morgen fand uns bei der Krainschen Stadt Cilly, ein freundlicher, heller Ort, mit ansehnlichen Kirchen. Diese sind hier überall mit wahrer Pracht erbaut.

Es war am heutigen Sonntage ein großes Kirchenfest in Cilly; davon sahen wir dort, weil es noch zu früh war, die Spuren weniger, als auf der Landstraße vor dem Ort. Denn von allen Seiten kamen die Landleute zu Fuß, zu Wagen, auf Eseln reitend, Frauen, Mädchen und Männer, herangeströmt um das Fest feiern zu helfen. Nichts Anmuthigeres als diese bunte Staffage einer reizenden Landschaft. Unselige Wagen aber haben die Landleute hier; ich vermag keinen derselben zu schildern, da ich die Formen allzu leicht vergesse, aber nur der Eindruck ist mir festgeblieben, daß sie wahre Marterbänke sind, an Bequemlichkeit ungefähr den hölzernen Eseln gleich, auf denen sonst die Soldaten vor den Wachen reiten mußten. Doch, das Völkchen was darauf saß, bockte oder ritt, war seelenvergnügt; aus dem stattlichen Putz ging Wohlhabenheit, aus den frischen, frohen Gesichtern Gesundheit und Zufriedenheit hervor. Die Mädchen haben hier eine hübsche Tracht; sie hüllen den Kopf in feine, weiße, sauber gefältelte Tücher, aus denen die rothen Wangen, und die schwarzen blitzenden Augen gar muthwillig hervorschauen. —

Auch die Landschaft wird immer reizender. Die Thäler sind breit, frei geschwungen, die Höhen haben schöne Formen, sie sind ganz mit Laubholz bedeckt, doch mehr mit Buschwerk als mit altem Stammwuchs. Ein Mitreisender sagte uns, daß die Forstbewirthschaftung

hier in den ärgsten Zuständen sei, und man ohne an Zukunft und Enkel zu denken, wild darauf losgelebt habe. Erst jetzt fange man an, die Augen zu öffnen, und es seien einige Schritte geschehen, um dem noch tieferen Einreißen des Uebels zu wehren. Doch sind alte Gebräuche, Sitten, Gewohnheiten, Rechte so fest eingenistet, daß es äußerst schwer hält, den Kampf mit diesen zu bestehen. — Herrliche Schlösser und reiche Kirchen und Klöster sieht man immerfort unweit der Straße, inmitten der reichsten Felder, auf sanft ansteigenden Höhen, oder in angenehmen Thalsenkungen liegen. Es sollen sich hier die schönsten und fruchtbarsten Landsitze des österreichischen Adels befinden. —

In einem kleinen Ort, — St. Oswald nahmen wir das Mittagessen ein. Es war nicht luxuriös zu nennen, doch man konnte zufrieden sein, besonders da Alles mit einer gutmüthigen Herzlichkeit und unschuldigen Arglosigkeit über die Unvollkommenheiten dargereicht wurde. Der beste Wille war gewiß vorhanden, besonders in den zwei unermüdlichen, lebhaften jungen Mädchen die den Dienst der Kellnerinnen verrichteten, und die zu den hübschesten Kindern gehörten, die ich auf der ganzen Reise gesehen. Alles an ihnen war natürliche Zierlichkeit und Lebendigkeit, und zu den schon italienisch schwarzen Augen schickten sich die einzelnen italienischen

Ausdrücke und Phrasen, welche hier schon einzufließen anfangen, sehr wohl.

Ueber Mittag war die Hitze fast unerträglich geworden. Schon lange hatte es in dieser Gegend nicht geregnet; viele Betten der Gebirgsbäche lagen ausgetrocknet. Nur wo die Flüßchen noch wasserhaltig sprudelten und rauschten, war das Grün erfrischt. Die Landstraße hatte sich mit einer handhohen Lage zermalmtem Kies bedeckt; jeder Tritt der Pferde warf eine stäubende Wolke auf. Wir glühten und erstickten fast in unserm Cabriolet. Indeß würden wir den Staub vermieden haben, wenn die Wagen sich etwas weiter auseinander gehalten hätten; ich bat den Conducteur mehrmals darum, doch er achtete wenig darauf, und als er es endlich, — da auch mein Nachbar, ein österreichischer Offizier von dem ich nachher ausführlicher sprechen werde, in die Bitte mit einstimmte — doch dem Postillon sagte, achtete dieser seinerseits wieder nicht darauf. Ueberhaupt schien die Subordination nicht sonderlich streng zu sein, denn auch schon früher unterweges gab es alle Augenblick Händel und Widerrede zwischen Conducteur und Postillonen, und andererseits fand eine zu vertrauliche Kameradschaftlichkeit statt, die sehr leicht der Pünktlichkeit des Dienstes Schaden bringt. — So wurde es nach einigen Stationen unserm Conducteur zu lästig im Wagen zu sitzen. Er machte sich daher ein Vergnügen

daraus den Poſtillon, der glaube ich, ſich auf das Verdeck der Diligence ſetzte, in ſeinem Reitergeſchäft abzulöſen. Er ſetzte ſich auf das Sattelpferd, und jagte nun mit den Poſtillonen welche den Beiwagen führten, um die Wette. Daß ſich dabei der Staub nicht verminderte, kann man ſich vorſtellen. So verſchwand uns denn durch ihn auch die Landſchaft faſt gänzlich, und jeder Genuß ihrer Schönheit hörte auf, entweder weil ſie uns wirklich durch die undurchdringlichen Wolken völlig verborgen wurde, oder auch weil wir uns durch die erſtickende Hitze und das höchſt Unangenehme unſrer Lage, das ſo leicht zu vermeiden geweſen wäre, völlig ermattet und abgeſtumpft fühlten. —

Doch entging uns eine auffallende Bemerkung nicht. Bisher war die Bauart der einzelnen Häuſer, der Dörfer eine durchaus freundliche, wohnliche geweſen, man ſahe nur helle, geſunde Zimmer, hohe Fenſter, der Wohlſtand, die Behaglichkeit zeigten ſich überall.

Plötzlich aber kamen wir an die elendeſten Hütten die ich je geſehen; kleine Mauerlöcher dienten ſtatt der Fenſter, Stall und Wohnſtube ſchienen überall eins zu ſein, oder lagen ſo dicht aneinander, daß Menſch und Thier ihr ihnen angewieſenes Territorium kaum unterſcheiden konnten. Ich war ganz erſtaunt über dieſe plötzliche Umwandlung, die mich nach den elendeſten Gegenden Polens, wie ſie der Schilderung nach vor meiner

Seele ſtanden (denn glücklicherweiſe bin ich nie dort geweſen, und hoffe auch nie dahin zu kommen, ſo wenig wie nach Rußland) verſetzt zu haben ſchien. Voll Verwunderung richtete ich an meinen Nachbar die ſcherzende Frage: ob wir denn hier in Polen ſeien? „Beinahe" war die Antwort; „denn hier hören die deutſchen Bewohner auf, jetzt fangen die ſlovakiſchen an, die Sie in Trieſt, und in dem ganzen ſogenannten Küſtenlande als Stammbewohner antreffen. Alle Dörfer dieſes Volksſtammes finden Sie hier ſo gebaut; die deutſchen und italieniſchen dagegen, letztere beginnen jedoch erſt, wenn wir einige Stationen jenſeit Laibach hinunter kommen, ſind wohnlich und freundlich!" —

Es muß in der Natur dieſer Stämme liegen, daß ſie ſich überall in dieſen verdumpfenden, herabwürdigenden Sitten und Gewohnheiten gleich bleiben. Hier umgiebt ſie rings das anlockendſte Beiſpiel beſſerer Lebensweiſe und Behauſungen, freundlicherer Sitte und Gewohnheiten; kein Druck belaſtet ſie, oder doch wenigſtens ſie nicht mehr als ihre deutſchen Nachbarn; denn allerdings iſt der Landbebauer leider auch hier noch in ſehr abhängigen Verhältniſſen. Nur der Leibeigene der nicht viel mehr iſt, als ein Thier — der es oft viel ſchlimmer hat, — mag auch wie ein Thier in dumpfen Ställen und Höhlen wohnen! —

Auch die deutsche Sprache hört hier auf; die meisten Bewohner sprechen zwar den slavischen Dialekt und deutsch, viele jedoch nur, das eine oder das andere, und je weiter südwärts man kommt, jemehr verliert sich das Deutsche; auf dem Lande wird es fast gar nicht mehr verstanden, nur in die Städte hat der lebendige Verkehr es noch hinüber verpflanzt, denn die Landessprache ist es in den meisten Distrikten nicht mehr. —

In brennender Sonnenglut sahen wir endlich durch die grauen Staubwolken die Thürme und den Schloßberg von Laibach, ganz dem von Grätz ähnlich, und um sechs Uhr hielten wir auf dem Posthof daselbst. —

Laibach.

Noth unterzukommen. Physiognomie der Stadt. Schloßberg. Allium olet.

Die Post, zu der ein großes, dem Ansehn nach sehr elegantes Gasthaus gehört, liegt in Laibach wie in Grätz, nicht mitten in der Stadt, sondern vor derselben, wenigstens ganz auf einer Seite. Ich freute mich das Gasthaus so zur Hand zu haben, um den Abend noch zu einem Spaziergange durch die Stadt, und zur Besich-

gung des Schloßberges verwenden zu können! Doch diese Hoffnung schlug zum großen Theil fehl. Ein Oberkellner mit italienischer Physiognomie, auch mit italienischen Sitten, da er von der impassibelsten Unhöflichkeit war, stand mitten unter den angekommenen Reisenden. Wir fragten ob wir Zimmer haben könnten? Es schien als verstehe er unsere Sprache nicht, denn er gab uns keine Antwort, sah uns nicht einmal an, sondern sprach — aber wohlgemerkt deutsch, — über das Gedränge weg zu andern Leuten, zum Condukteur. Wir merkten zwar, daß das Haus besetzt sein mußte, doch man sagte es uns nicht: am Rhein hätte man es mit Höflichkeit bedauert, uns Rath gegeben, wohin wir uns wenden sollten, Leute zum Tragen des Gepäcks herbeigeschafft. Hier erhielten wir nicht einmal Gewißheit, sondern da man uns gegenwärtig nicht mehr brauchen konnte als Gäste, so behandelte man uns als lästige Bettler. Es zuckte mir in der Hand dem höflichen Herrn in seiner Nankingkleidung — doch dergleichen darf man nicht nur nicht thun, sondern auch nicht aussprechen, nur empfinden. Ich kann es indeß wohl beschwören, die Empfindung war lebhaft. Sie wurde endlich so lebhaft, daß ich wirklich den Herrn sanft beim Arm faßte, und aus seinem Gleichgültigkeitstraum mit der fortissimo intonirten Frage schüttelte: „Wollen Sie uns endlich Antwort geben, ob Sie Platz im Hause haben

oder nicht?" — Er erwiderte darauf ein ſo achtlos beiläufiges „Nein" als ob er in der tiefſten Zerſtreuung auf eine Frage antworte, die er nur halb gehört habe. — Ich hatte genug!

Jetzt galt es Jemand zu finden, der das Gepäck nach einem andern Hauſe trüge. Das war eben ſo ſchwer. Denn Niemand hatte Luſt ſich darum zu kümmern. In Italien muß man wie ein Argus wachen, weil ſofort zwanzig Lumpe gleich den Harpyen über die Bagage herfallen, und ſie auseinander reißen, bevor man nur einmal weiß, ob man ſein Eigenthum zurückerhalten hat oder nicht. Hier hatte die treffliche Aufſicht und Fürſorge das Gegentheil erzeugt. Nach langer Mühe fand ich weniger durch Fragen und Aufforderu, als durch die blendende Verlockung die ein blanker Zwanziger übte, einen Packträger, doch noch hatte ich kein Gepäck. Der Conducteur war verſchwunden!

Mehrere Wagen hatte man noch nicht abgepackt. Die rigoroſen drei Stunden der früheren Einlieferung des Gepäcks in Grätz mußten wohl dieſe muſterhafte Ordnung zur Folge gehabt haben. Nach halbſtündigem Rufen und Fragen, bei dem Niemand mit der Sache etwas zu thun haben wollte, wurde endlich zur Abpackung eines Beiwagens geſchritten. Da erſt äußerte der zurückgekehrte Conducteur: Wollen Sie Ihr Gepäck nicht hier laſſen? Sie reiſen ja Morgen früh weiter! Doch der

Mantelſack lag ſchon abgepackt auf der Erde; nur der Nachtſack fehlte, deſſen ich bedurfte. Nach langem Suchen wurde er auf einem andern Wagen gefunden! Das war das Reſultat der ſo unerläßlichen Einlieferungsfriſt! Ich muß bekennen, daß der Stellwagen, wo man mit ſeinem Gepäck zugleich ankam, unendlich beſſer für die Reiſenden ſorgte! Hätte ich mich dem Condukteur nicht, wie man ſpäterhin ſehen wird, für einen weſentlichen Dienſt zum Dank verpflichtet gefühlt, ich würde ihm ein ..nſtes Wort geſagt haben. —

Ich ging endlich, nachdem ich über eine halbe Stunde auf ſolche Art verloren, mit einem Seufzer von dannen, nach einem Gaſthauſe das einige hundert Schritte abwärts in der Straße lag. Noch zwei Fremde, ſehr unappetitlichen Anſehens, trafen mit mir zugleich ein. Die Wirthin, eine hübſche etwas volle Frau, deren Augen ſo ſchwarz waren wie ihr Haar, zuckte freundlich bedauernd die Achſeln! Eben waren die letzten Zimmer vergeben. Nur eine Dachkammer ſei noch disponibel, für uns alle drei! Ich geſtehe, daß mir ein Lager unter freiem Himmel, oder ein Sitz im Poſtwagen zehnmal lieber geweſen wäre, als ein gemeinſchaftliches Zimmer mit den beiden Paſſagieren, zumal eine Dachkammer bei dieſer glühenden Hitze. Ich verſuchte ob der freundlichen Frau nicht ein anderes Auskunftsmittel durch Höflichkeit abzugewinnen ſei, erklärte, daß es mir

auf den Preis eines Zimmers nicht ankomme, wenn ich nur ein eigenes haben könne. Doch ſie verſicherte mich, das ganze Haus ſei beſetzt, und ſo mußte ich weiter, die Dachkammer den Schmutzfinken überlaſſend. — Mein Packträger deutete mir noch ein naheliegendes Gaſthaus an, welches zwar geringerer Claſſe ſei, wo ich aber doch leidlich aufgehoben ſein würde. Es hieß zur goldenen Schnalle. Ich habe eine Scheu vor dieſen kleineren Gaſthäuſern, um ihrer Unreinlichkeit wegen; indeſſen unter den obwaltenden Umſtänden mußte ſie überwunden werden, und ich machte den Verſuch mit der Schnalle. Er lief wenigſtens erträglich ab. Auch hier erhielt ich eben noch vor Thores Schluß ein Zimmer für mich; denn gleich darauf erging mir die Anfrage, ob ich es nicht noch mit einem Herrn theilen wolle, was ich indeſſen entſchieden verneinte. —

Nachdem ich den Staub von meinen Füßen geſchüttelt, und von meinem Antlitz geſpült, eilte ich wie Mahadöh, die Stadt zu durchwandern. Sie iſt freundlich, hat eine halb rheiniſche, halb italieniſche Phyſiognomie; es mag dem Congreß daſelbſt ganz wohl zu Muthe geweſen ſein, ſelbſt wenn ihn die reizende Umgegend gleichgültig gelaſſen hat. Städte wie Troppau und Laibach, die ein dunkles, unbefangenes Daſein hatten, verlieren es durch ſolche Ereigniſſe; man kann ihre harmloſen Gaben nicht ohne dieſe Beimiſchung der Erinnerung ge-

nießen. Anders iſt es mit Aachen und Verona, die für ſich ſelbſt gelten.

Ich mochte die Erinnerungen an den Congreß aber nicht; für hiſtoriſche ſind ſie mir noch nicht fern genug, noch zu eingreifend in die Gegenwart. Wenig achtete ich daher auf die allerdings recht ſtattlichen Gebäude, wo damals der Kaiſer, und andere große Herren gewohnt haben. Dagegen gefiel mir der Platz an dem das Gouvernementshaus lag, außerordentlich wohl. Er iſt ganz mit Akazien bedeckt; eine gewiß ſehr zweckmäßige Bepflanzung die nicht des ſüdlichen Klimas bedarf, ſondern bei uns auch fortkommen würde. Der Anblick iſt ſehr freundlich, der Schatten dicht, das Wachsthum der Bäume raſch, und doch erheben ſie ſich nicht ſo hoch, um wie unſre Linden und Kaſtanien die Fenſter der umſtehenden Häuſer allzuſehr zu verdunkeln; ein Umſtand der uns oft die herbe Trauer erleben läßt, daß alte prachtvolle Bäume heimlich mit Liſt oder mit offener Gewalt ausgerottet werden, weil der Hausherr, vor deſſen Thür ſie ſtehen, lieber Sonne als Schatten auf den Fenſtern haben will. Vor meiner eigenen Wohnung in Berlin erlebte ich eine ſolche Hinrichtung zweier alter, herrlicher Bäume, die unter der Rubrik: „Altersſchwäche" vollſtreckt ward!

Ich ſagte es ſchon, daß der Schloßberg von Laibach ganz ähnlich dem zu Grätz iſt. Er mag jedoch nicht

ganz so hoch sein, ist aber dafür oben weiter umfassend, und mit zahlreicheren Gebäuden bedeckt. Der Eindruck der unten ausgebreiteten Stadt ist aber viel freundlicher als zu Grätz. Ich genoß ihn von halber Höhe des Berges, um die Bildchen näher zu haben. Man glaubt auf eine italienische Stadt hinabzublicken, von schönen Spaziergängen, mit breiten Alleen umgeben, die heut, am Sonntage, durch eine strömende bunte Menge, die der Abendluft noch genießen wollte, belebt waren. Fast im Mittelpunkte der Stadt liegt der Akazienplatz, dessen ich oben gedachte. An der Ecke desselben befindet sich ein großes ganz italienisch eingerichtetes Kaffeehaus. Die Marmortischchen stehen vor der Thür, unter der weiten Zeltbedachung, zwischen Blumen und Orangerieen, und die bunten Gruppen der Zeitungsleser und Limonadentrinker sind in diesen künstlichen Bosquets vertheilt.

Das Haus des Gouverneurs, die Kaiserwohnung während des Congresses, tritt, dem Kaffeetempel schräg gegenüber, stattlich gegen die übrigen Gebäude hervor.

Doch die Sonne ist schon hinter die Nebel, die sich auf den Bergen lagern, getreten; es wird Zeit, daß wir die Anhöhe gewinnen, um noch des Abend-Gold-Blickes über die ganze Landschaft zu genießen! Diesmal ist unser Bemühen vergeblich. Eine dichte Wand von Nebeln und Gewölk hat sich gegen die Abendseite auf das Ge

birg gelagert; die Sonne iſt unſichtbar, nur ein bläulicher Schatten fällt kühl und halb verdunkelnd über die weite Landſchaft. Doch Alles was die Natur bereitet wird Schönheit. Das Thal lag wie im blaugrauen Gewitterſchein. Die Berge rings umher zeichneten ihre Conturen nur leiſe durchſchimmernd in den duftigen Schleier der Dünſte. Die Farben im Thale waren freilich halb erſtorben, doch die melancholiſche Ueberſchattung in der die Gegenſtände vor mir lagen, lieh ihnen eigenthümlichen Reiz. Es war die Wirkung einer tiefen Sonnenfinſterniß. Die grauen Thürme und Mauern auf dem Berge, die einſam auf dem Wall wandelnden Schildwachen, die unheimliche Oede des ganzen Raumes vollendeten das finſtere Bild. Die Nebel ſtiegen nun auch im Thale ſelbſt, an den Ufern der Save, welche Laibach eben ſo umſpült, wie die Muhr Grätz, herauf. Die Schatten verdunkelten ſich noch, der Sonnenuntergang war da; auf einen Goldblick, der ſein flüſſiges Feuer über die Berge gegoſſen, ſich im Strom zurückgeſpiegelt hätte, war nicht mehr zu hoffen. Selbſt die Zacken der grauen Felsmauerkrone die den Kreis des Horizonts umzog, verloren und vermiſchten ſich im Gewölk; die Dämmerung hüllte leicht ihren Schleier über Berg und Thal. Nur im Zenith blieb das Himmelsauge blau, und ſchaute freundlich nieder, und blinkende, bleiche Sterne zitterten mit zarten Strahlen durch den Aether. —

Ich ſtieg hinab, völlig in anderer Weiſe von der Ausſicht auf dem Schloßberge Laibachs bewegt, als von der zu Grätz, während beide doch die größte Aehnlichkeit haben müſſen, ſo daß man ganz beſtimmter Kennzeichen und Erinnerungen bedarf, um ſie nicht zu verwechſeln. Doch das iſt die wunderbare Natur des Gebirgs; daſſelbe, das Aehnliche erſcheint unter verſchiedenen Lichtwirkungen als das Verſchiedenſte. In der Ebene, wo der Blick immer nur das Nächſte erreicht, das Ferne ganz verſchwindet, oder ſich unterſchiedslos verwiſcht, ſind die Contraſte lange nicht ſo ſcharf. Doch die Berge die mit ihren Häuptern in die Höhe des Aethers ragen, wo die Ebene nie einen andern Gegenſtand zeigt als Gewölk oder Himmelskörper; die Berge, die uns aus der Ferne vieler Meilen herüber grüßen: ſie wandeln Geſtalt und Farbe hundertfältig, rücken uns näher oder weiter, verſchwinden ganz, je nachdem ſie ihr wolkiges Zauberkleid anthun. Darum ſehen alle Reiſende die Berglandſchaften anders, kehren mit völlig verſchiedenen Eindrücken davon in die Heimath zurück, ſo daß dieſer von der freundlichſten Landſchaft entzückt iſt, wo jener von erhabenen Schauern bewegt wurde. Freilich ſind die Gebirge ein feſtes Grundthema, doch die Tauſendkünſtlerin Natur, componirt tauſende von Variationen darüber, und inſtrumentirt und contrapunktirt ſie mit Sonnen- Mond- und Sternenſchein, mit Nacht

und Nebel, und Morgen- und Abendroth, daß oft das sicherste Malerauge nicht weiß, ob es sich selbst trauen darf!

Drunten in der Stadt war von den Nebeln die das Gebirg und Thal umflorten, nichts zu ahnen; so weit sie uns den Himmel schauen ließ, war er sonnenhell, südlich blau und milde; und die Hitze die sich in den steinernen Gefängnissen der Menschen selbst gefangen hatte, war auch noch nicht entwichen. Laibach, sagte ich, sei eine freundliche Stadt! Doch durch die engen finstern Gassen, die vom Schloßberge hineinführen, muß man nicht gegangen sein, um das zu behaupten. Hier kann man einen Vorgeschmack von der Landseite Venedigs, die bekanntlich dessen Schattenseite ist, bekommen. Gegenüberwohnende können einander die Hand reichen; ob hier nicht Hunderte von Wohnungen sind, die nie einen Strahl der Sonne gesehen, denen vom Himmel höchstens drei Ellen täglich zugemessen sind, — davon mag sich ein nach mir Reisender selbst überzeugen. Mich trieb der schwere Dunst und üble Geruch — daß hier das Rosenöl nicht nachgemacht wird, möchte ich wohl beschwören — eiligst durch diese Engpässe hindurch. — Bald kreuzte ich wieder den Akazienplatz. Hier war es jetzt lebhafter wie am Tage; die Sitte des schönen Nachbarlandes hat sich mit dem Klima über die Berge her-

überverbreitet. Der Abend wird erſt der genießbare Theil des Tages. Die elegante Welt der Damen, mit Fächern in der Hand, luſtwandelte nicht ſowohl unter den Bäumen (wo es jetzt zu heiß und gedrückt war) als neben denſelben. — Ich verweilte mich indeſſen nicht, ſondern eilte noch nach einem gegenüberſtehenden Thore hinaus, um die Stadt auch von einer andern Seite kennen zu lernen. Hier gerieth ich auf einen Spaziergang welcher lebhafter beſucht war, als alle Wege und Plätze, die ich bisher geſehen. Ich kann aber nicht ſagen, daß er der ſchönere geweſen wäre. Er beſtand in einigen Alleen, mit mäßig alten Bäumen beſetzt, die kaum recht hinreichenden Schatten für die Temperatur des Ortes gewähren mochten. Die Wege waren überdies ſchlecht gehalten, und an ein Sprengen derſelben ſchien gar nicht gedacht zu werden. Daher umhüllte eine undurchdringliche Staubwolke die Luſtwandelnden, die ſie ſogar hinderte das einzig wirklich Schöne dieſes Weges, die Ausſicht auf das Gebirg, die man allerdings in Laibach überall haben kann, wo nur der Raum frei iſt, zu genießen. Ich ſah alſo, daß auch hier die Menge, ſo gut wie in Berlin, nur gedankenlos der Menge nachläuft, und ſich als irdiſcher Staub beſonders verwandt und hingezogen zum irdiſchen Staube fühlen muß! — Da ich dieſe Wahlverwandtſchaft nicht theile, wandte ich um, und kehrte in die Stadt zurück, hauptſächlich um den

Conducteur aufzusuchen, den ich wegen einer früheren Abfahrt von Laibach, als die Poststunde, wie man im nächsten Abschnitt ersehen wird, sprechen wollte. Doch er war nicht aufzufinden. Da mich das elegante Posthôtel mit dem Großmogul der Höflichkeit, der dort als Oberkellner fungirte, nicht weiter anlockte, ging ich meiner bescheidenen goldenen Schnalle zu, um dort zu Nacht zu speisen. Hier fand ich es noch sehr früh. Zwar loderte auf dem Heerde ein mächtiges, prasselndes Feuer, doch in der Gaststube war noch nicht einmal ein Licht auf dem gedeckten Tische zu finden. Eine recht hübsche Kellnerin brachte mir eine Leuchte, die sie nur zur Folie ihrer Augen bestimmt zu haben schien, so trübselig flakkerte das elende Unschlittstümpfchen gegen die blitzenden Augen des Mädchens. Sie sprach aber auch schon italienisch, und löste mir zuerst die Zunge zu einer Galanterie in dieser Sprache der Musik. Erst auf mein Verlangen brachte sie mir ein zweites Licht herein. Wahrlich Ihr Seifensieder, wenn Euer Reich noch überall so blühte wie in Süddeutschland, hier sowohl, wie westlich am Rhein, wo man sich noch immer in der schauerlichen Talglichtsitte bewegt — Ihr könntet zufrieden sein. Selbst in Italien, wo die Hitze das ekle Material noch ekler macht, wird man damit verfolgt und in der königlichen Kaufmannsstadt Venedig beleuchtete man mir das Zimmer schlechter als in einer Landherberge unserer Gegenden!

Meine Mahlzeit bestand in einer Cottelette mit — Knoblauch! **Hircum olet** sagt Horaz, **Allium olet** ist schlimmer! Selbst das Dessert, die schönsten Pfirsich, konnten mir den unseligen Geschmack nicht von Nasen- und Zungennerven vertreiben. — Marietta, die Kellnerin, lachte und zeigte dabei ihre reizenden weißen Zähnchen, als ich ein so saures Gesicht zog beim ersten Bissen. Ihr Mund sah so frisch und einladend dabei aus, daß er den Kuß zu fordern schien, aber der Gedanke „**Allium olet**“ legte mir einen Kappzaum auf! Wie sollte man sich mit solchem Hauch so reslgen Lippen nahen! Ich schauerte ordentlich vor den Minen des Widerwillens die mir die kleine italienische Lacktaube gemacht haben müßte. — Ich glaube wahrlich, das Knoblauchsgewürz ist in Italien nur als polizeilich verordnetes Mittel gebräuchlich, um die Mädchen besser zu behüten, als eine Art Dornenhecke, womit man zwar nicht den abwehrenden, aber doch den angreifenden Gegenstand umgiebt! — Marietta wenigstens erfreute sich dieses Schutzmittels, sonst — — — — ich weiß aber nicht, was mich nöthigt, dem Leser sogar meine Gedanken zu berichten, er hat wahrlich genug an den Geständnissen meiner Thaten! — Diese bestanden denn von jetzt an in Laibach darin, daß ich mich auf mein Zimmer zurück zog, die Jalousien, aber nicht die Fenster, schloß, meine Tagebuchsnotizen und Briefe schrieb, und endlich gegen Mitternacht ermüdet zu Ruhe

ging, deren ich bis dahin ohne dies nicht hätte genießen können, da im Zimmer neben mir eine ganze Gesellschaft die ich, hätte Laibach eine Universität, für Studenten gehalten haben würde, bei einer Bowle saß, und dergestalt lärmte, jubilirte, und Taback rauchte, daß die dünne, halbschließende Thür zwischen unsern beiden Gemächern, hinsichtlich der Fortpflanzung des Schalles und Geruchs wahrlich zu einer imaginären Größe verschwand!

Der dämmernde Morgen weckte mich durch sein Wirthshausorgan, den Hausknecht! — Doch ein körperlich Angestrengter braucht, dies bemerke ich jedesmal auf Reisen, nicht halb des Schlafes wie ein geistig Angestrengter; daher war ich auch trotz der wenigen Stunden Ruhe völlig erfrischt und munter, und ging der schönen Fahrt dieses Tages, der mich nach Triest führen sollte, mit freudigstem Gefühl entgegen. —

Die Adelsberger Höhle.

Wohlthätige Postirregularität. Der Gabrielenachbar. Der Russe. Höhlenwunder.

Aus der Geographie wird ein großer Theil der Leser sich der berühmten Adelsberger Höhle erinnern, ein größerer Theil sie vergessen haben; zu den letzten

gehörte der Reisende, zu den ersten der Conducteur der Schnellpost. Denn dieser hielt mir schon auf einer der letzten Stationen vor Laibach folgende Rede: „Sie reisen um Merkwürdigkeiten zu sehen; diese Gegenden sind nichts (sie hatten mich doch so entzückt) aber die Adelsberger Höhle, das ist etwas!“ —

Ich ließ mir meine Erinnerungen, denn eine ganz dunkle Vorstellung davon schlummerte doch in meiner Seele, durch einige Schilderungen des Conducteur auffrischen, und fragte dann: „Allein wie soll ichs machen dieses Höhlenwunder zu sehen, da die Schnellpost auf der ich bis Triest eingeschrieben bin, nur durchgeht?“ Der Conducteur wußte ein Mittel dafür, welches in Preußen eine Unmöglichkeit gewesen wäre, weil die strenge Postordnung es absolut verboten hätte. Hier aber ging es ganz leicht an, und kam so mir und mehreren andern Reisenden sehr zu statten. Ein Beweis, daß das allzustrenge Recht doch eine Verbesserung erfahren kann, durch eine vernünftige Einmischung einer Dosis Billigkeit. Der Conducteur sagte nämlich: wenn sich nur sechs Herren zusammenfinden, so lasse ich morgen früh einen Beiwagen eine Stunde früher abgehen; für ein Trinkgeld werden die Postillone Sie etwas schneller fahren. Sie kommen dann eine halbe Stunde zeitiger nach Adelsberg; ich halte dort eine Stunde Mittag.

und ſo gewinnen Sie Zeit genug, die Höhle zu beſichtigen, und können doch noch Mittagbrod eſſen.

Dieſe Unregelmäßigkeit war in der That wohl eine billige Freiheit und Berückſichtigung des Reiſenden zu nennen, bei der viele Theile gewannen, und die Poſt nichts verlor. Statt ſechs Perſonen fanden ſich unſerer eilf oder zwölf zuſammen, und ſo fuhren wir denn in zwei Wagen, des Morgens um 5 Uhr von Laibach ab. Das Wetter war wieder wunderſchön, der Weg blieb nicht nur ſo reizend wie er bisher geweſen, ſondern verſchönerte ſich noch mit jeder Station, beſonders wurde die Straße ſelbſt immer merkwürdiger. Sie ſtieg oft ſteil bergan, zog ſich meilenlang an den Berglehnen an ſteilen Abhängen die man oft Abgründe nennen konnte, hin; doch hatte der Anblick niemals etwas furchtbares, ſondern das Auge wurde wahrhaft erquickt, durch die grünen Auen, auf denen ſich ſchattige alte Bäume einzeln oder mit Umbüſchungen erhoben, und welche durch zahlreiche Heerden belebt wurden. Die Stationen, die wir berührten, waren Oberlaibach, Lohitſch und Planina. Von Oberlaibach geht der Weg nach dem berühmten Idria mit ſeinen Queckſilberminen ab. — Beſonders lebhaft ſteht mir von dieſer Straße eine ſchneckenförmige Aufſteigung der Chauſſee im Gedächtniß, wobei mir mit dem Blick auf die Gebirge ringsum, und auf die entfernteren ſchroffen Felſenhöhen von Krain und Kärnthen

beſtändig ſorgliche Gedanken im Kopf herumgingen, über die Möglichkeit einer Eiſenbahnanlage von Wien nach Trieſt! Vor eilf Uhr erreichten wir Adelsberg.

Der Beſuch der, eine kleine halbe Stunde von dem Poſthauſe gelegenen Höhle, verlangt einige Förmlichkeiten und Vorbereitungen. Er iſt auch nicht ganz wohlfeil, da man einige Begleiter haben muß, weil die Beleuchtung der Höhle an verſchiedenen Punkten, und manches Andere in der That die Mitwirkung Mehrerer fordert. Die Koſten für alle Anſtalten, Armenabgaben u. ſ. w. betragen etwa zehn bis zwölf Gulden, ſo daß ſie auf eine Zahl wie die unſrige vertheilt, zwar gering ſind, dem Einzelnen aber doch eine anſehnliche Ausgabe verurſachen.

Während durch einen gefälligen Mitreiſenden dieſe Vorbereitungen eingeleitet wurden, habe ich noch einen Augenblick Zeit einen meiner Reiſegefährten und Nachbar im Cabriolet zu ſchildern. Es war ein öſterreichiſcher Rittmeiſter, ein noch ſehr junger Mann. Tauſendmal gegen einmal würde man Recht haben, günſtigſten Falls darunter den Sohn eines hohen adeligen Hauſes, einen reichen Ariſtokraten mit ſeiner äußerlichen Abſchleifung, und vielleicht gefälligen Formen zu vermuthen, die im Allgemeinen, dies muß man einräumen, den höheren Ständen in Oeſterreich eigen ſind. Er würde ein ausgezeichneter Reiter, Tänzer, Fechter u. ſ. w.

ſein, ein Mann, der fertig franzöſiſch, auch wohl italieniſch ſpräche, — über die höchſten Gedanken der Zeit und die wichtigſten Verhältniſſe der Menſchheit aber die ſelbſtſüchtigſten Anſichten hätte, ein Mann der die unbilligſten mitunter empörendſten Vorrechte als Rechte betrachtet, die um ſo heiliger ſein ſollen, je länger der Mißbrauch derſelben dauert. Vielleicht möchte ſich dazu eine Gutmüthigkeit gemiſcht haben (die in den rohſten Grundzügen ſogar bei den Halbbarbaren des Nordens, welche dieſer Kategorie angehören bisweilen durchblickt) eine Gutmüthigkeit die Andern wenigſtens ſo lange etwas Antheil an Licht und Leben gönnt, als der eigene dadurch nicht geſchmälert oder gar gefährdet wird. Hätte die geiſtige Phyſiognomie meines Nachbars dieſen allgemeinen Stempel gehabt, ſo würde ichs nicht der Mühe werth achten, ſeiner nur zu erwähnen; höchſtens mit einer Nummer, als dritten, ſechſten, eilften Theilnehmer an der Höhlenbeſichtigung. So aber waren ſeine liebenswürdigen Züge die abweichendſten von dieſem General-Portrait, das ſeine Verſchiedenheiten in der Mehrzahl nur durch etwas abweichende Rahmen erlangen kann. Er lieferte den Beweis, daß der Wahrheit und guten Natur nichts unmöglich ſei. Von Kindheit auf dem Militairſtande (ich ſage abſichtlich nicht Kriegerſtand) zugetheilt: in allen ſeinen engen Formen und Vorurtheilen erzogen; einem der höchſten Offiziere des Hee-

res im ganz nahen Dienſtverhältniß beigegeben, war er doch vollkommen rein und natürlich in ſeiner Entwicklung, der Wahrheit zugänglich geblieben. Was zuerſt eine günſtige Meinung für ihn weckte, war ein Band von Johannes Müller den er mit ſich führte, und als wahren Schatz ſorgſam behütete. Der Zufall, oder vielleicht eine innere Nothwendigkeit der ich nie Widerſtand zu leiſten vermag, auch nicht einmal verſuche, führte uns zu einem politiſchen Geſpräch. Ich äußerte offen, wie mir Wien erſchienen ſei; was ich von den öffentlichen Zuſtänden überhaupt halte. Er antwortete mir mit einer wahrhaft rührenden Unſchuld und Treuherzigkeit: „Ich habe jetzt auch angefangen mich darüber zu belehren und nachzudenken, und ich ſehe ſehr gut ein, daß die jetzige Weiſe nicht die richtige iſt. In meiner Lebensſtellung kann ich freilich nichts Anderes thun, als die Befehle meiner Vorgeſetzten in meinem Kreiſe pünktlich erfüllen. Aber nichts hindert mich doch eine beſſere Einſicht in mir auszubilden, die ich in ihren Grundzügen ſchon gewonnen habe.“ — Er erzählte mir darauf, wie er einer Krankheit halber, die er ſich durch zu anhaltendes Sitzen in ſeinen Dienſtverhältniſſen zugezogen, und die den jahrelangen Verſuchen vieler Aerzte widerſtanden, nach X..... gegangen ſei. Er rühmte mir die Bekanntſchaften die er dort an höchſt gebildeten und einſichtsvollen preußiſchen Offizieren gemacht habe, vorzugs-

weiſe aber die des ſchwediſchen Capitain Lindenberg, deſſen politiſche Stellung ihm eine höchſt würdige dünkte. Die Art und Weiſe, wie er dieſen Mann, ſeine Standhaftigkeit, ſeine feſten Entſchlüſſe, auf dem Wege den er für den rechten erkannt habe, fortzuwandeln, ſchilderte, war eben ſo unſchuldig als warm. Und doch vereinte ſich damit eine gewiſſe Beſonnenheit, welche die ſicherſte Bürgſchaft gab, daß der für Wahrheit und Recht im Ganzen und Großen ſo erwärmte Jüngling, doch das erſte Geſetz, die beſtehenden Berechtigungen, die nächſten Pflichten zu achten und treu zu erfüllen, niemals brechen werde. Hätten unſere unbeſonnenen jungen Demagogen, welche der guten Sache und freilich am meiſten ſich ſelbſt, nur Schaden gebracht, doch eine ähnliche Klarheit über ſich ſelbſt und ihren Beruf gehabt! Es ſtände um ſie und um Vieles beſſer. Dieſe ſelbe natürliche Lebensunſchuld und doch feſte Erkenntniß des Wahren und Rechten, zeigte mein Gefährte auch in andern Dingen, in ſeinen Zweifeln über dieſen und jenen berühmten Mann z. B. über Friedrich den Großen; in ſeinen wiſſenſchaftlichen, vorzüglich geſchichtlichen Studien; endlich in den gewöhnlichſten Lebenshandlungen, im Verkehr mit unſern Reiſegefährten, im Urtheil über ſie, beim Mittagsmahl, wo ſein mäßiger Sinn und geſunder Appetit ſich die Waage hielten, u. ſ. w.

Jetzt werden die Vorbereitungen zu unſerer Höhlenwanderung vollendet ſein, und wir wollen ſie unverzüglich beginnen, wenn ich zuvor noch eine allgemeine Bemerkung gemacht habe. Wenn Charaktere, wie der eben geſchilderte, ſich unter den beſtehenden öffentlichen und ſolchen Privat-Verhältniſſen ausbilden können, ſo iſt dies der ſtärkſte Beweis, daß es gegen die Wahrheit, und das erwachte Bewußtſein derſelben kein Mittel giebt. Iſt die Zeit der Reife gekommen, ſo färbt und rundet ſich die Frucht; nur mit der Zerſtörung des Baumes zerſtört man die Bedingungen ſeines Daſeins. Das ſollten die irrenden Rechner in der Staatskunſt bedenken! Fehlt ihnen der Muth und der Entſchluß geradehin zu vernichten, ſo hilft ihnen die einzelne ängſtliche Sperrung, die erzwungene Ableitung von dem natürlichen Lauf der Dinge nichts. Je mehr ſie die nach auſſen ſtrebenden Keime tödten, je tiefer greifen die Wurzeln nach innen, und kommt der Tag der Zeitigung, ſo bricht die Frühlingsgewalt der Triebe hervor, und der neue Lenz ſteht um ſo plötzlicher, um ſo reicher und lebenskräftiger da! — —

Nehmt dieſe Lehre in einem beglückenden ſegensreichen Gleichniß hin, wodurch ihr nur als die Auffammler edlerer Kräfte erſcheint, zur gekräftigteren Entfaltung derſelben. Doch der wahrſcheinlicheren Entwickelungsgeſtalt näher liegt ein anderes, vielgebrauchtes

Gleichniß, das von dem zurückgedämmten Strom, der in ſcheinbarer Ruhe ſich jeden Tag zu größerer Tiefe und Kraft anſtaut. Hemmt nur Gottes Gewalt durch Eure Menſchenwerke! Bald werdet Ihr ſehen wie ſie gleich der Spreu — denn ſie ſind nichts anderes — in alle Winde gehaucht werden! Und wehe Euch, wenn der Tag der Befreiung ein Tag der Zerſtörung wird, — denn Euer iſt die Schuld!

Nun endlich iſts Zeit in die Finſterniß der Höhle zu dringen. Die Führer ſind bereit; die kleine Caravane, zu der ſich auch einige Damen geſellt haben, folgt in geſpannter Erwartung. Wir ſchritten durch einige Quergaſſen des Fleckens und gelangten ins freie Feld; an einem unſcheinbaren, lang fortlaufenden Hügelrücken, der uns zur Rechten bleibt, während wir zur Linken das dürre Kalkgebirg, den Beginn des nackten Karſts, erblicken, wandeln wir hin. Nach einer guten Viertelſtunde ſteigt der Pfad mäßig bergan; eine felſige Schlucht, in der ein Waſſer brauſt, öffnet ſich in dem Berg. W glauben den Eingang der Höhle zu ſehen; doch es iſt ein Irrthum; zwar ſind wir an Ort und Stelle, doch der Eingang iſt dicht daneben, durch eine Thür verſchloſſen. Sie wird uns geöffnet, ein eiskalter Hauch weht uns aus der ſchwarzen Oeffnung entgegen. Einige bedauerten, die Mäntel zurückgelaſſen zu haben, in der Beſorgniß, die Tiefe ſei erſtarrend kalt. Doch es war

nur der Gegenſatz zu der brennenden Hitze draußen, die ſich in der Sonne gewiß auf etliche und dreißig Grade geſteigert hatte, da der kalkige Felsboden die Strahlen derſelben gierig einſog, und wie mit glühendem Athemzuge zurückhauchte. Ein Aufenthalt von wenigen Sekunden in der Höhle reichte hin, die Temperatur äußerſt wohlthuend zu finden, wie dies auch der Natur der Sache nach nicht anders zu erwarten war.

Ich erwartete von dieſem unterirdiſchen Vergnügen kein überirdiſches; das Verhältniß des Pathos mit dem die Reiſebeſchreiber des Harzes die Biels- und Baumannshöhle ſchildern, zu der Wahrheit des Eindrucks den ſie erzeugen, hatte mich argwöhniſch gemacht, daß es mit der Adelsberger Höhle, — die doch auch nur eine Luftblaſe in dem poröſen, anfänglich weichen Kalk iſt, — nicht viel anders ſein werde. So wandelte ich denn den einige hundert Schritt langen, ziemlich niedrigen Gang in der Felswölbung, deſſen Boden durch geſchlagenen Lehm geebnet iſt, ohne ſonderliche Spannung entlang. Da aber that ſich plötzlich ein höchſt eigenthümlicher, halb ſchauerlicher, halb feſtlicher Anblick auf. Man trat in eine ungleich erweiterte Höhlenwölbung, in der Hunderte von angezündeten Kerzen flimmerten, und die Wände rings beleuchteten. Man ſah die Lichtflammen zur Seite, eine ſteile Treppe abwärts beleuchtend, unten die Geländer einer Brücke bezeichnend,

die über den Höhlengrund geſchlagen war, aus deſſen Tiefe uns ein regungsloſer See den ſchwarzen Spiegel entgegenhielt, der den Schein der Flämmchen zauberiſch verdoppelte und in den endloſen Abgrund verſenkte. Ich war in der That überraſcht von dieſem Schauſpiel. Die Grotte war hier gegen drei hundert Schritte lang, über 200 Fuß hoch, und eben ſo breit; wahrlich ein herrlicher Felsſaal, wunderbar verziert durch zahlloſe Tropfſteingebilde, die wie angeſchoſſene Kryſtalle aus den Wänden ſtarrten, oder von der Decke herabhingen. Wir ſtiegen bis zu der Brücke die ſich über den Grund wölbt auf etwa 150 Stufen hinab, jenſeit jedoch nicht eben ſo hoch wieder aufwärts, um in ferneren, wunderbar verſchlungenen Gängen und Windungen die Wallfahrt fortzuſetzen. Die ſtaunende Ueberraſchung meiner Reiſegefährten äußerte ſich in mannigfaltigſter Art. Beſonders lebhaft zeigte ſich ein Herr deſſen Mundart den Curländer, oder allgemeiner geſprochen den Deutſchruſſen verrieth; wir werden ſpäter näher mit ihm bekannt werden. Ihm war dieſer Höhlenbeſuch ein wahres Feſt. Gleich am Eingang hatte er gefragt: „Habt Ihr auch Fackeln? Mehrere; ich will ſie beſonders bezahlen!“ und zeigte ſich ziemlich ungeduldig, als er eine verneinende Antwort erhielt. Jetzt ſah er die Urſach, weshalb einzelne Fackeln nicht vorräthig gehalten wurden, und äußerte ſeine Zufriedenheit eben ſo lebhaft wie vorher ſeinen Un-

willen. Er hatte auch Piſtolen bei ſich, um ein Echo zu erſchießen; jede barocke Einzelnheit der Tropfſteinformation, die als eine Merkwürdigkeit gezeigt wurde, war ihm wichtig, er konnte nicht genug ſehen und hören. Mich erheiterte dieſe friſche Genußkraft, dieſes lebendige Intereſſe, obwohl ich es nicht ganz theilen konnte, da mir der Totalanblick die Hauptſache iſt, die unabläſſige Aufzählung einzelner, angeblicher Merkwürdigkeiten, denen man bei dem Eifer der Führer gar nicht entgehen kann, mich bald höchlichſt ermüdete.

Jetzt bot die Höhle doch Wunder auf Wunder dar; immer neue Wölbungen thaten ſich auf; die Stalaktiten wurden immer zahlreicher, ſie ſteigerten ſich bis zur Betäubung und Verwirrung. Einem verſteinerten Wald von Gisgebilden gleich quollen ſie aus den Seitenwänden, hingen ſie an der Decke hernieder, ſtarrten ſie aus dem Boden herauf. Die Natur hat ſo tauſendfache Formen erzeugt, daß es kaum der Phantaſie bedarf, um die tollſte Miſchung der fremdartigſten, ſeltſamſten Gegenſtände zu erblicken; ſie ſind in der That vorhanden. Man ſieht Säulen, Korallenriffe, Waſſerfälle, Orgeln, Kanzeln, Altäre, Torſo's, Büſten, ja ganze Gruppen von Geſtalten, als ob der erſte Meißel des Bildhauers den rohen Steinentwurf hingeſtellt habe. Zahlloſe Zacken, Spitzen, Schwerter und Lanzen hängen beſonders von dem Gewölbe herab, als habe eine furchtbare Glut dieſe

Steinmaſſen geſchmolzen, im herabträufeln aber plötzlich wieder erſtarren laſſen. Der eigenſinnigen Einzelnheiten in der Bildung ſind zwar manche die es nur der Wichtigkeit die die Führer gerade darauf legen, zu danken haben, wenn man ſie bemerkt; doch viele darunter geben uns doch theils wunderliche Räthſel über die Möglichkeit gerade dieſer Formen auf oder ſind beachtenswerth durch die Schönheit oder ſcheinbar künſtliche Vollendung in der Ausführung. So z. B. nimmt der Tropfſtein, der ſich gewöhnlich in gerundeten, ſäulen- oder zapfenartigen Bildungen darſtellt, an einigen Stellen die Geſtalt dünn ausgewalzter Scheiben an. Es iſt mir nicht gelungen, die Geſetze des Falls und Abrinnens der Tropfen zu enträthſeln, aus denen dieſe Erſcheinung gefolgert werden kann. Das Geſtein iſt an dieſen Stellen ſo dünn, daß die dahintergehaltene Lampe hindurchſchimmert, und doch iſt die Ausdehnung oft anſehnlich. Es gleicht dann naſſen, in Falten geſchlagenen Linnen; ein Jabotel (wie die Führer ſich ausdrücken) d. h. eine Art gefälteter Buſenſtreif und ein Vorhang bilden die Hauptſtücke dieſer Formation. Der Vorhang iſt zugleich die Mitte der Höhle, d. h. ſo weit man dieſelbe durch einen geebneten Weg leicht gangbar gemacht hat. Dieſer Punkt iſt von der Mündung 650 Klafter, oder etwa 2000 Schritte entfernt, ſo daß man ungefähr eine Stunde weit auf ſicherem Pfade in die Felſenſchluchten eindringen kann.

Kletternd aber iſt man noch drei, vier Stunden tief in das Gebirg eingedrungen, ohne das Ende der Windungen erreicht zu haben. Ehe man an den Vorhang gelangt der unſere Wanderung abſchließt, hat man noch einige ſehr merkwürdige Wölbungen zu betrachten, wo die Maſſe der Stalaktiten ungeheuer iſt. Der großartigſte dieſer Räume hat eine fröhliche Beſtimmung erhalten; er heißt der Tanzſaal, und wird auch jährlich einmal als ſolcher benutzt. Auch ihn fanden wir von einer großen Menge von Lichtern, meiſt auf hölzernen Armleuchtern in Kreuzform, hell erleuchtet, ſo daß der Blick die hohen Felswölbungen erreichen, und ſich an dem durcheinanderflimmernden Gewirr der Tropfſteingeſtalten ergötzen konnte, die naß und glänzend im Kerzenlicht, auch hie und da Farbenblitze durch das Halbdunkel ſchießen, oder wenigſtens das Licht feuchtſchimmernd zurückſtrahlen, und ſo einen prachtvollen Anblick gewähren, der durch künſtliche Anordnung ſchwerlich erreicht werden würde. Wenigſtens verſchwindet der Brettenſaal im neuen Palais zu Potsdam, ſo eigenthümlich ſeine Wirkung iſt, doch gegen dieſen Zauberpallaſt den der barocke Eigenſinn der Natur erbaut hat.

Mitten in dieſer Kerzenfülle in dem ſtrahlenden Abglanz derſelben überfällt uns leicht der Gedanke mit einem eigenthümlichen Grauſen: „Wie, wenn irgend ein durch verborgene Oeffnung hineinſauſender Windſtoß

plötzlich dieſe Lichter erlöſchte, und uns ein grauſenvolles, ungeheures Grab umnachtete? — Oder wenn ein Zurückbleibender den Pfad verlöre, einen Fall thäte, eine Zeit lang betäubt läge, und dann in dem entſetzlichen Steinſarge einſam erwachte? —

In der ſchauernden Empfindung dieſer Möglichkeiten, wandte ich den Blick nochmals betrachtend gegen die hohen Wölbungen des Höhlenſaals, und zurück zu den in Finſterniß vergrabenen Schlünden die wir verlaſſen hatten. Die Lichte in dem Tanzſaal waren ſchon halb erlöſcht; und der Führer blies ſie hurtig aus, damit ſie noch ferneren Beſuchern leuchten könnten. Zuletzt brannte nur noch das eine Flämmchen der Lampe, die er in der Hand hielt, ringsum war ſchon ſchauerliches Dunkel. Die finſtere Geſtalt ſtand jetzt unbeweglich, und ſchien gleichfalls das Gewölb zu betrachten. Ich wartete darauf daß der Führer weiter gehen ſollte, um ihm zu folgen. Er regte ſich nicht; die völlige Erſtarrung fiel mir auf, ich trat näher. Da ſah ich, daß ich mich getäuſcht hatte; was ich für ſeine Lampe gehalten, war eine der Kerzen, die er zu löſchen vergeſſen, oder die ſich durch Anhauch des glimmenden Dochts wieder entzündet haben mochte. Dicht daneben ragte ein Tropfſteingebilde empor, einer menſchlichen Geſtalt täuſchend ähnlich; das hatte ich für den Führer angeſehen. Die Entdeckung machte mich ernſtlich betroffen, ich war nun wirklich wei-

zurückgeblieben, allein, die ungeheure Höhlenwindung nur von der einzigen trüben Kerze mit dunkelglimmendem, langem Docht erleuchtet. — Ich lauschte ob ich die Tritte und Stimmen meiner Gefährten noch hörte. Kein bestimmter Laut ließ sich vernehmen, nur ein eintöniges Geräusch, zwischen Murmeln und Sausen, durch die rings fallenden Tropfen und das Ziehen des Lufthauches verursacht, lief an den Höhlenwänden hin. — So mußten sie schon ziemlich weit von mir sein. Es blieb mir nichts übrig als die Kerze zu nehmen und rasch nachzueilen. Ich that es; ich beschleunigte meine Schritte; doch der dadurch stärker wehende Luftzug drohte mein Licht zu erlöschen, und wie sollte ich dann den Ausgang finden? Es schien mir schon jetzt gefährlich, obgleich der gebahnte Weg den Ariadne-Faden aus dem Labyrinth an die Hand gab. So schwebte ich in der Pein zwischen zwei Besorgnissen; die eine trieb zur höchsten Eil, die andere zur vorsichtigsten Behutsamkeit. Ich glaube ich schwankte zwischen beiden hin und her; denn bald schritt ich hastig vorwärts, bald, besonders wenn ich strauchelnd an einen Stein stieß, verzögerte ich mein Vordringen. Die Flamme blieb in stetem Flackern; wie das Schwert des Damokles schwebte das mögliche Erlöschen drohend an einem Haar über meinem Haupt. Der Lichtschimmer tanzte ungewiß an den Höhlenwänden hin. Jetzt schienen die tausend und tausend groteske

ken Geſtalten lebendig zu werden, und wimmelten in betäubender Verwirrung durcheinander. Hier ſtarrte es hervor wie ſcharfe Hexengeſichter, dort hing es herab wie lange Silberbärte; es griff wie mit Krallen heraus, es drohte mit geballter Rieſenfauſt. War es vom ſchnellen Lauf, daß mein Herz ſo pochte? Ich ſtand ſchwer athmend ſtill, und lauſchte zum zweitenmale, ob ich nichts von den Andern vernähme? Daſſelbe eintönige Geräuſch wie zuvor, ſonſt tiefſte Grabesſtille. Ich fuhr mit der Hand über die Stirn. Schweißtropfen? In dieſer naßkalten Tiefe? — Bebte ich wirklich? Hatte ich Urſach zu beben? Es iſt ja kaum eine Möglichkeit, daß — doch dieſe Möglichkeit, wenn auch in fernſter Ferne iſt ein entſetzenvolles Geſpenſt, das uns die Adern mit Eiskälte durchrinnt. — Und iſt ſie denn ſo fern? Dieſes Flämmchen im Luftzug hin und her ſchwankend, — es erliſcht und dann iſt die Rettung nur noch eine ferne Möglichkeit!!

Es lag mir bleiſchwer in den Füßen, — doch vorwärts, vorwärts! — Eine falſche Scheu feſſelte mir die Zunge, ich kämpfte mit mir, ob ich laut um Hülfe rufen ſollte! Um Hülfe, und vielleicht hätte man mich verlacht. So iſt es, wenn uns nicht wirkliche Gefahren, ſondern unſichtbare Geſpenſter jagen. Und doch iſt die gefährliche Wirklichkeit von ſo viel geringerer Macht auf das Gemüth des Menſchen, als die Schreck

geſtalten die die fiebernde, gährende Phantaſie ausbrütet. —

Ich konnte ja doch nur um wenige Minuten zurückgeblieben ſein, und doch ſchien es mir ſchon eine Ewigkeit. Die ſauſenden Flügel der Zeit hatten ſich in bleierne Hemmſchuhe verwandelt! — Mich dünkte, ich trüge ſelbſt bleierne Hemmſchuhe an den Füßen; immer haſtiger und unſicherer eilte ich vorwärts, da gleitete ich auf einem ſchlüpfrigen Felsſtück, ich ſchwankte, die Lampe fiel mir aus der Hand, ſie erlöſchte, undurchdringliche Finſterniß umgab mich. Die Nacht fiel gleich einer Lavine auf meine Bruſt, ſie preßte ſich zuſammen, der Athem verſagte mir, ich wollte rufen, — jetzt vermochte ich es nicht, wie ſchwerſtes Alpdrücken erſtickte es mir den Laut. Dumpf, betäubt, taumelte ich einige Schritte vorwärts, ich verlor den Pfad, mein Fuß fand keinen Boden, ich ſtürzte abwärts, die Sinne vergingen mir———

Ich bin von der ruhigen Vernünftigkeit meiner Leſer überzeugt, daß ſie dies Alles für ein Phantaſieſtück halten werden. Wenigſtens muß ich doch lebendig aus der Höhle herausgekommen ſein, da ich ihre Schrecken hier ſo wohlgemuth ſchildere. Ich darf auch auf Ehre verſichern, daß keiner meiner Reiſegefährten etwas von meinem Abentheuer bemerkt hat. —

Im Gegentheil wir wanderten mitſammen dem Ausgange zu, wirklichen Staunens voll über das was wir

geichen hatten. Doch hatte die anderthalbſtündige Wanderung in dem dunkeln Geklüft uns auch völlig geſättigt. Selbſt das Gewürz was der ruſſiſche Baron an den Genuß that, indem er ein Piſtol abfeuerte um ein Echo zu erzeugen, reizte nicht länger mehr, als Blitz und Knall dauerten. Zumal da das Echo ausblieb, und kaum ein ſauſendes Nachhallen ſich erzeugte. Wir ſchritten nun die Stufen wieder hinab, die zu der Brücke über den ſchwarzen See, einen wahren Styx, leiteten, jenſeit ſtiegen wir bedeutend höher wieder aufwärts. — Nun verengte ſich der Schlund gegen den Ausgang zu. Da ſchimmerte es bläulich, kryſtallenklar, ſaphirartig von ferne herein: es war das goldene Licht des Tages das dieſe magiſche Wirkung erzeugte. Der wärmere Hauch der Lüfte wehte uns entgegen. Wie aus einem Munde ſprachen Mehrere von uns die Worte:

„Es freue ſich wer da athmet im roſigen Licht!“

Noch nicht zwei Stunden hatten wir es entbehrt, und wie erquickte, beſeligte uns ſeine Wohlthat! Ich konnte nicht umhin, da mein Blick auf den ruſſiſchen Reiſegefährten fiel, an Sibirien, an die Opfer der polniſchen unglückſeligen Vaterlandsliebe und Freiheitsträume zu denken.

Ihr dort, in dem Lande das erſtarrt in dem ewigen Leichentuche liegt, die Ihr vergraben ſeid in den vergif-

teten Blei- und Arſenikſchlünden — Ihr die Ihr ſeit langen Jahren keinen Tag mehr ſeht, den Tag der Erlöſung nimmer ſehen werdet — könnt Ihr denn da, wo ein Tag wird wie tauſend Jahre, die Jahre, dieſe hundertfältigen Ewigkeiten überdauern? Durch welchen Lichtſtrahl der Hoffnung wird das Unbegreifliche möglich? Ach nur durch den reinſten, der Hoffnung des Jenſeits, der ewigen Gnade und Vergeltung.

Adelsberg. Das Karſtgebirg.

Suſanna. Gewitter. Opchina. Ankunft in Trieſt.

Adelsberg, das Städtchen, iſt ein kleines, kalkgraues Neſt, wo uns jedoch ein leidliches Mittageſſen und vortreffliche Früchte ſehr erquickten. Auch eine drollige Scene über Tiſch, die ich leicht einmal in einem Luſtſpiel anbringe. Rurik nämlich, (ſo will ich unſern ruſſiſchen Reiſegefährten der Kürze halber ein für allemal nennen,) obgleich durch Campagne in der Türkei an harte Koſt und Strapazen gewöhnt, war doch ein Mann der gut zu leben wußte, und gut leben wollte, wo es irgend zu erlangen war. Er erhob bittere Klagen über die vernachläſſigte Koch-

kunst in Krain, über das saftlose Rindfleisch, die wässrigen Gemüse, und anderes Elend. Zum Troste dafür erzählte ihm ein Triestiner Kaufmann, der sich seiner und unserer sehr annahm, von allen den köstlichen Leckerbissen, die er in Triest erhalten könne, wo See und Land wetteiferten, ihr Bestes zur Ernährung der Reisenden herzugeben. Als ein guter Ordonnanzoffizier war Rurik sofort mit der Brieftasche bei der Hand, und trug jeden leckern Fisch, jede Seemuschel, Sauce und Frucht schnell in sein Reiseportefeuil ein. Er schrieb mit der Aemsigkeit eines Banquiers, der unmittelbar nach Empfang einer Staffette seine Ordres expedirt. Ich glaube, er schriebe noch, wenn der Triestiner noch diktirte, und das Hornsignal des Schwagers nicht dem Speisezettel ein Halt, uns ein Marsch zugerufen hätte.

Ich hatte es bis jetzt nicht gewußt, daß das steinige Arabien am adriatischen Meer, nördlich von Triest liege: doch Reisen bringt Kenntnisse, nun weiß ichs. In der That eine Steinwüste ist es die wir von Adelsberg bis Opchina, dem Punkt wo der Fels steil gegen das Meer abfällt, zurückzulegen haben. Dies ist das öde Karstgebirg, oder der Karst, der sich von Fiume bis Görtz erstreckt, auf dessen Höhen alle Vegetation erstirbt, das uns nur mit graufahlen Augen anblickt, im Sommer heiß, lechzend, tödtlichen Staub aufathmend, im Winter

kalt und ſtarr wie ein Leichnam, ein unter dem verwehten Schnee hervorragendes Gerippe! —

Die Sonne ſchoß glühende Pfeile herab; der Staub hüllte uns in eine bewegungsloſe Wolke, verbarg uns oft die Vorderpferde. Ich ſaß neben meinem liebenswürdigen Reiſegefährten im Cabriolet, und wir konnten uns gegenſeitig nicht genug thun an Ausrufungen über dieſe Steinöde. Stundenlang war alle Vegetation völlig erſtorben, bis auf einiges dürre Gras, das mühſam zwiſchen Schutt und Felstrümmern hervorkeimte. Wie koſtbar ſolche Weideflecken hier ſein müſſen, ſah man daran, daß ganz kleine Räume durch ſtarke Felsſtücke eingezäunt waren, um ſie gegen die Ueberſchüttung durch herabrollende Steine und Geröll, was im Frühjahr wohl vorzüglich der ſchmelzende Schnee herunterführen mag, zu beſchützen. In der Nähe der Hütten die ſpärlich in dieſen Steinklüften zerſtreut ſind, findet man ſolche eingezäunte Wieſenſtückchen; erblickt man die einen, ſo kann man daraus auf die andern ſchließen. —

Nur einige kleine aus wenigen Häuſern beſtehende Ortſchaften entdeckten wir auf der ungemein langen Station bis Suſanna, dem letzten Ort vor Orchina. Sie zogen ſich in den Schluchten hin, die ſich zur Seite öffneten, in welchen auch oaſenartig einiges Grün ſchimmerte, ſich verſchiedene Obſtbäume und krüppelhaft gewachſene Eichen, mit wenigem Laub wahrnehmen ließen.

Ich vermuthe, daß die Bäume hier, wie auch in der Umgegend von Triest, und an vielen Punkten in der Lombardei, nur zum Halbwuchs gelangen können, weil der Boden zu steinig ist, um ein Tiefgreifen und nährendes Vollsaugen der Wurzeln zu gestatten. Daher natürlich auch in eben dem Maaße keine markige Fülle und Wuchskraft des Stamms, keine Ueppigkeit des Gezweiges und Blätterschmucks in der Krone.

Die Sonne begann zwar schon sich merklich gegen den Horizont zu neigen, doch blieb es noch immer drückend schwül. Mein Gefährte und ich, wir spähten forschend und vermuthend nach dem Punkte wo sich das Gebirg endlich gegen das Meer hin öffnen werde, und suchten ihn aus allerlei geognostischen und sonstigen Terrainconjuncturen zu bestimmen. Bald schien es uns als fingen die fernen Höhenzüge jetzt schon an sich promontorisch zu gestalten, durch hintereinander perspektivartig vorspringende Bergabhänge, die in Zungen gegen das Meer auslaufen mußten, wie man es in Gemälden von der illyrischen und dalmatischen Küste häufig sieht; bald glaubten wir sogar schon Seeluft zu empfinden, und aus dem Gewölk die Nähe des weiten Wasserspiegels vermuthen zu dürfen. Indeß alle unsre gelehrten und terrainscharfsinnigen Observationen täuschten uns; die Straße wandte sich nach einer ganz andern Stelle, als wo wir den Ausgang vermutheten, und die ver-

meintliche Seeluft war nur Regenduft von einem Gewitter das ſich bereits in einiger Ferne vor und neben uns zu entladen begonnen hatte. Als wir nahe bei Suſanna waren, regnete es ſchon ſtark, und in dem Ort ſelbſt goſſen die Himmelsſtröme wie aus einem Wolkenbruch herab. Für mich war dies die köſtlichſte Erfriſchung, ſo wenig regenfeſt unſere Cabrioletleder ſich auch zeigten; doch da es zugleich gewaltig donnerte und ſtark blitzte, und in dieſen Felsklüften das Getöſe tauſendfach wiederhallte, ſo wurde den Damen im Wagen (auch wohl einigen Herren) etwas bang, und ſie meinten man müſſe anhalten oder wenigſtens langſamer fahren. Dies war aber unſre Meinung, die wir noch vor Abend den Abhang des Gebirgs erreichen wollten, keineswegs, und wir waren ungalant genug, der unbegründeten Furcht der Damen keine Rechte einzuräumen, ſondern auf ein ſchnelles Vorwärts zu dringen. Beim Anhalten in Suſanna ſprangen wir indeſſen, um unſre Kleidung die noch ganz auf glühende Hitze berechnet war, beſſer auf Regen und Abendkühle einrichten zu können, vom Wagen, und ſuchten Obdach in einem Kramladen gegenüber. Der Weg von wenigen Sekunden durchnäßte uns aber faſt bis auf die Haut. Wir hörten hier, daß dies ſeit ſechs Wochen die erſten Regentropfen waren, die man fallen ſah! Und in Deutſchland und Böhmen hatte das düſtre Nebel- und Regengewölk die Bergrücken

fast nicht verlassen, so daß sonnige, himmelblaue Tage seltner waren, als weiße Raben. Und diese ungleiche Vertheilung der Gaben erlaubte sich die Natur trotz der Entdeckung eines ausgezeichneten neueren Physikers, daß das Wetter von der Constellation der Planeten, insbesondere vom Merkur glaube ich, abhange. Der Entdecker ist uns die Erklärung schuldig geblieben, weshalb derselbe Planetenstand jenseit der Alpen furchtbare Dürre, diesseit unabläßige Regengüsse erzeugt; ja weshalb es in Dresden einen schönen, in Berlin einen schlechten Sommer gab bis zum 1. August 1841. Ich vermuthe, daß blos weil er sich darüber noch nicht erklärt hat, die Natur noch in diesem reinen Eigensinn fortfährt, der auch das Unmögliche möglich macht. Leider giebt es noch keine Ursach, wo man Beschwerde über dergleichen vö[illegible] Rechtswidrigkeiten mit Erfolg anbringen könnte, und daher müssen wir und die sonst unfehlbare Wissenschaft, uns noch immer von der wetterwendischen Laune des Wetters tyranniſiren lassen. Diesmal aber war uns die üble Laune des finster schmollenden Regengewölks aufs höchste willkommen; denn ihr verdanke ich einen unvergeßlichen Anblick.

Die Luft wehte uns würzige Balsamdüfte entgegen; selbst in dieser Steinwildniß mußte doch ein überreicher Kräutervorrath aufgesproßt sein, um diesen aromatischen

Hauch zu erzeugen. Der heftige Regen ließ nach; die tief ſtehende Sonne warf ihren Goldblick ſchon wieder zwiſchen das zerfließende Wettergewölk hindurch, und ließ die grauen Tropfen zu Diamanten verklärt herabfallen. Das reinſte Blau wurde ſichtbar zwiſchen den verduftenden Wolken, die als Nebelgeſpenſter an den fernen Berghäuptern hinzogen, immer entſchiedener ſiegte das Licht über die finſtre Verhüllung des Himmels. Unſre Sorge, daß uns der Blick von Opchina hinab auf das Meer durch die Ungunſt des Wetters verloren gehen würde, verwandelte ſich immer mehr in die freudigſte Hoffnung, daß wir ihn verklärt durch alle Hülfen der Beleuchtung, auf das Herrlichſte genießen würden.

Und ſo geſchah es. Die Häuſer des Oertchens lagen vor uns; die Dächer und Giebel wurden angeſtrahlt von jenem goldgelben Flammenſchein, den die ſinkende Sonne nach ſchweren Gewittern unter den ſchwarzen Wolkenrändern hindurch zu werfen pflegt. Das Rebengrün, mit dem ſich die Mauern umzogen war röthlich überſchimmert. So wurde ſchon dieſer Vordergrund der Landſchaft von einem zauberiſchen Glanz umwebt, der uns entzückte. Hier ſollte ſich das Meer vor uns ausbreiten; noch ahnten wir nicht wo und wie. Da plötzlich rollte ſich der Vorhang dieſes Prachtgemäldes der Natur auf, und es ſtand, wie aus der Erde gezaubert

in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor uns. Mit einer Wendung des Weges um ein Gehöft nämlich, waren wir hart am Rand des Gebirges, das ſich hier plötzlich, ſteil bis zu dem Meeresufer hinabſenkt. In wenigen Sekunden wird man aus der Steinwüſte in das reichſte Paradies der Farben und Formen geführt, und zu dem weiten Himmelshorizont geſellt ſich eine eben ſo weite Meeresfläche und ein Vergampybitheater, das zu unſern Füßen ausgebreitet iſt. Eine Spitzſäule auf dem freien Platz vor dem Gaſthauſe von Opchina bezeichnet dieſen wundervollen Punkt, den wir in der wunderbarſten Verherrlichung die das Licht einer Landſchaft verleihen kann, erblickten. Zuerſt traf der Blick mit halb erſchreckendem Staunen auf die weite blauduftende Fläche des adriatiſchen Meeres in ſchwindelnder Tiefe unter uns. Es floß mit dem Horizont durch einen dunkelveilchenblauen Rauch faſt zuſammen; das Feuerauge der Sonne leuchtete unter der Pforte einer ſchweren Wetterwolke hervor, und goß eine goldene purpurne Flut in flockigen Wellen und zitternden Strahlen durch die Meer- und Wolkennebel. Triest, weiß glänzend, wie aus Marmor gehauen, tauchte aus dem Schooß der dunkelblauen Flut und ſtreckte den langen Arm der Mole mit dem Leuchtthurm weit ins Meer. Schon flimmerte, wie ein röthlich bleicher einſamer Stern die eben angezündete Flamme des Lichtbeckens aus der Tiefe herauf; ein früher, leiſe deutender Wink

der Nacht. In brennender Pracht der Farben strahlend, umschlossen die starren Thurmmauern des Gebirgs im Halbkreis die sanftwallende Meeresfläche; es lag wie eine wonneathmende Braut in der glühenden Umarmung ihres geharnischten Beschützers. Vorzüglich nach der östlichen dalmatischen Küste zu, war das Gebirg in die wundervollsten Farben getaucht. Der grauröthliche Grundton des Gesteins erhöhte sich brennend durch die Abendglut; sie mischte sich mit den violetten Schatten der Schluchten, und den wolkigen Dünsten die nach dem warmen Regen aufstiegen. Die unteren Abhänge bedecken sich mit mannigfachem Grün, doch nur leicht, so daß der Fels vielfach zwischen dem Gebüsch hervorschimmert. Gärten mit tausendfältig verschlungenen Weinranken und Lauben spinnen ihr grünes Netz über die Felsterrassen. Von der leisesten Purpurröthe, bis zum schwarzvioletten Rauch, vom flimmernden Hellgold, bis zur düsterrothen Glut durch alle Wechselstufen leuchtenden Grüns, duftigen Blaus, überwebten die Farben Küste und Himmel. Die schwarzen Wolkeninseln schwammen in einem blendenden Goldmeer, der Schaum sanft brechender Wellen zog einen Purpursaum um die grünen Uferlinien. Villen mit Thürmen und Terrassen leuchteten marmorhell aus der dunkeln Umbüschung empor, und ihre goldblinkenden Fenster blitzten wie helle Feuer in den Bergen auf.

Dieſes Farbenwunder verdankten wir freilich dem ſelten günſtigen Augenblick in dem wir vor das Gemälde geſtellt wurden; doch auch die Umriſſe, Maſſen und Stoffe der Landſchaft, die zu jeder Zeit dieſelben bleiben, bauen eins der prachtvollſten und durch die Plötzlichkeit imponirendſten Panoramen auf, die ich jemals geſehen. — Mit welchen Augen mögen die Reiſenden davor geſtanden haben die es ſo wenig der Beachtung werth fanden, daß man oft hören muß, Trieſt ſei ein unbedeutender Punkt, kaum zu Italien zu zählen, der nichts darbiete! Was auch die Stadt ſelbſt bietet, werden wir weiter hin betrachten. — Ob aber der gegenwärtige Reiſende von dem Obelisken zu Opchina nur ein Phantaſieſtück gemacht hat, wobei ſeine eigene, freilich ſehr erregbare Landſchaftsmaler-Phantaſie ihm ſelbſt einen Streich ſpielte, darüber iſt ihm ein vollgültiges Purificationszeugniß geworden, das er dem Leſer auch zu deſſen Beruhigung und Sicherſtellung hier mittheilen will. Schinkel nämlich — den leider jetzt ein düſteres Verhängniß uns entriſſen, — hat ſeinem kunſtverwandten Freund Rauch oft geäußert, er nehme einzig dieſes Anblicks von Opchina halber, ſeinen Weg vorzugsweiſe gern über Trieſt, um ſich immer wieder daran zu erfriſchen, weil ihm ganz Italien nichts gleichzuſtellendes in dieſer Gattung biete. So waren Rauchs eigene Worte zu mir, als ich ihm

den Eindruck schilderte, den ich empfangen. Ich denke der Leser wird diese Doppelbürgschaft für die Triftigkeit meines Entzückens wohl annehmen, und darauf hin ohne Bedenken das Postgeld an die Reise durch Steiermark und Krain wagen. Ich garantire ihm nochmals für richtige 27 Gulden 15 Kreuzer Genuß, allein in Opchina, und gebe ihm Triest selbst als Agio für Nebenunkosten der Reise.

Hauptsächlich aber den Weg von Opchina abwärts. Der Karst mag seine Steinpyramide hier wohl gegen drittehalb tausend Fuß hoch gebaut haben. Denn die Chaussee nach Triest läuft in einem endlosen Zickzack an der steilen Mauer hinab, so daß es trotz des schnaubenden Trabes der Postsonnenrosse, denen der Wagen immer dergestalt auf den Fersen nachrollt, daß sie Mühe haben ihm nur zu entlaufen, doch zwei Stunden dauerte, bis wir vor dem Posthause in Triest hielten. Doch jede Wendung der hundertfach gekrümmten Wegschlange, gab uns neue Detail- und en gros Bilder der Landschaft, an denen ich ein halbes Leben hindurch malen könnte, wenn ich mich befleißigen wollte, die Treue der Donnerlöpfe bei diesen landschaftlichen Portraits in Anwendung zu bringen.

Ein Glück für den Leser, daß die Sonne an diesem Tage nicht durch einen neuen Jesua zu einem Stillstand von zwei Stunden gezwungen wurde, denn sonst skizzirte

ich ihm hier noch drei Bogen voller Landſchaften. So aber entwand mir — ein ſchönes Gleichniß — die Dämmerung den Pinſel, und der Glanz der Laternen in Trieſt als wir einfuhren, reichte eben nur hin, um zu ſehen, daß es abermals regnete. Von neuen Landſchaften und Seeſtücken war dabei nichts zu erhaſchen. Doch ohne alle Mühe bot ſich mir ein Genrebild dar. Die Halbordnung der öſtreichiſchen Schnellpoſt war uns ſegensreich geweſen, weil wir ihr die Höhlenwanderung zu danken hatten. Hier wurde ſie uns aber ſehr fatal; denn von dem Durcheinander und Untereinander des Gepäcks im Poſtüberwege, läßt ſich ohne beigefügte Handzeichnung nicht wohl eine Beſchreibung geben. Jede Minute der Säumniß dünkte uns unerſetzlich, da wir noch die friſche Erinnerung an Laibach hatten, wo wir die Straße auf und ab wandern mußten, um ein Unterkommen zu finden. In Trieſt fürchteten wir daſſelbe, was in Betracht des Regens, der größeren unbekannten Stadt und fremden Sprache, eine unangenehmere Unannehmlichkeit geweſen ſein würde. Zwanzigmal verwünſchte ich es daher, daß für eine Poſt mit drei oder vier überfüllten Reiſewagen, nur zwei Abpacker da waren, die den zuſtürzig zugreifenden Paſſagier- und Facchinohänden, unmöglich ſteuern konnten. Ich weiß nicht ob damals ſchon die Teltheurung des Winters 1841 angefangen hatte, ſonſt würde ichs damit entſchuldigen, daß nur eine

düstre Lampe im Postthorweg brannte. Wenn aber bei Nacht alle Katzen grau sind, so sind es vollends alle Nachtsäcke und Felleisen die sich schon bei Tage in ein unterschiedsloses Grau kleiden, bei denen nur die genauste Okular-Inspektion den Verwechslungen vorbeugt. Wie daher einem Reisenden zu Muth war, der zweimal seinen Nachtsack aus fremder Hand rettete, und über das Schicksal seines Felleisens eine volle halbe Stunde lang nichts erfahren konnte, das frage und beantworte sich jeder Leser selbst. Der Conducteur theilte ganz meine Ansicht über den Zustand der Dinge, denn er stand, die Laterne in der Hand, mitten unter den Trümmern des großen Ordnungsschiffbruchs, und rief einmal über das andere aus: „Wie das heut wieder hergeht! Was daraus werden soll! Was das für eine Ordnung — lucus a non lucendo! — ist!" Man sieht gegen die unpartheiische Selbstbeurtheilung des Mannes war nichts einzuwenden.

Endlich hatten doch sechs bis sieben Karren ihre Fracht für eben so viele Wirthshäuser eingenommen, und konnten auscklarirt werden. Wir gingen denn in See, und steuerten der Locanda grande zu, da uns mehrere Einheimische (auch jener Triestiner Kaufmann) dringend gewarnt hatten, nicht das neu eingerichtete Hotel Metternich zu besuchen, das uns von Wien aus eben so dringend empfohlen war. Denn es sei zwar

ſehr glänzend, aber über alle Begriffe theuer, und daher ſo wenig beſucht, daß man kaum noch auf Fremde gefaßt ſei, und es bald ganz ſchließen werde. Ich führe dies abſichtlich an, weil es, wie wir nachher ſahen, eine offenbare Verläumdung war; ob eine abſichtliche oder zufällige, laſſe ich dahin geſtellt ſein, glaube aber das letztere. Ich bin aber dadurch beſtimmt worden, dem Hotel Metternich einen eigenen Artikel zu widmen, worauf es als eine wahrhafte Reiſemerkwürdigkeit, und als das beſt eingerichtetſte Gaſthaus das ich in Italien, und vielleicht überhaupt geſehen, auch die gegründetſten Anſprüche hat. — Uebrigens waren wir in der **Locanda grande** ganz wohl aufgehoben, doch, obgleich **nicht unbillig, theurer als wir es im Hotel Metternich** geweſen wären. — Doch davon ſpäter. —

Die Beſorgniß keinen Platz mehr zu finden, war ungegründet. Wir alle die wir eintrafen, erhielten gute Zimmer, einige mit der wunderſchönen Ausſicht nach dem Hafen, andre, zu denen ich gehörte, mit der gleichfalls wenigſtens ſehr lebhaften und dem Fremden mehr Unterhaltung darbietenden nach dem Markte.

Für dieſen Abend hatten wir nichts mehr zu thun, als zu eſſen, und dann zu Bett zu gehen. Vier oder fünf unſerer Reiſegeſellſchaft, wobei Rurik, trafen ſich in dem Gaſtzimmer an der Tafel, wo

nach der Karte, la lista, wie der Italiener ſagt, geſpeiſt wurde. Es ſtand, einen mir unbekannten Fiſch ausgenommen, in der That nichts darauf, was nicht in jedem gewöhnlichen Weinhauſe Berlins, ja in jedem gewöhnlichen Speiſehauſe einer deutſchen Provinzialſtadt ebenfalls vorräthig zu ſein pflegt; ein Beefſteak, Kalbs-, Rinds-, Gutenbraten, Reis und Aehnliches. Rurik, der einen ſpähenden Blick auf den Fiſch den ich genoß, warf, runzelte die Stirn indem er die Karte las; ſein Zorn wuchs je näher er dem Schluß des Verzeichniſſes kam, und auch nicht eine der Delikateſſen darauf fand, die er zu Adelsberg ſo ſorgfältig zu Protokoll genommen. Endlich machte ſich ſein Unwillen in Worten Luft: „O" rief er aus, „wäre ich nur in den Metternich gegangen, dort würde man gewiß Alles haben, wornach ich hier vergeblich frage!" Denn in der That er hatte ſchon nach dieſem Fiſch, nach jener Seeſpinne, ja ſogar nach Meerläuſen gefragt, und der betroffene Cameriere wagte kaum noch ſein unglückliches „Nein" herauszuſtottern. Jedes Nein aber brachte unfehlbar wie ein Echo, den Refrain zum Vorſchein.

„Im Metternich hätte ich das gewiß bekommen. — Ich werde Morgen Mittag dort ſpeiſen, nicht hier," ſetzte er drohend hinzu, hielt aber nicht Wort.

Mein Fiſch war zuletzt das Einzige was ihm eßbar ſchien; er beſtellte ihn, und erhielt — die letzte, ſehr

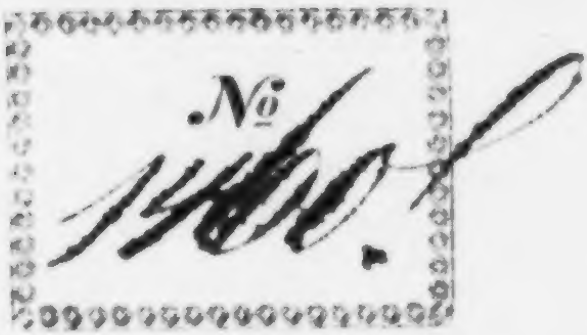
unscheinbare Portion! Gut daß er nicht russischer Minister des Auswärtigen mit einer Gewalt von Thiers oder Palmerston war, sonst hätte er noch leichter wie diese in ihrer diplomatischen Laune, die Ruhe Europas aufs Spiel gesetzt, und auf der Stelle den Krieg gegen Oesterreich erklärt, das eine so völkerrechtwidrige Mißhandlung der Fremden in seinen Staaten dulde.

Ein schwereres Unwetter auf der Stirn, als das was uns bei Sufanna getroffen, verließ er endlich den Saal und ging zu Bett. — Wir thaten desgleichen! —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

14.
1

№ 1460.



Bei gefälliger Benützung meiner Bibliothek bitte ich, nachstehende billigst gestellte

Bedingungen,

auf deren Erfüllung ich der nöthigen Ordnung wegen streng halten werde, zu beachten:

§ 1. Die Bibliothek ist an Wochentagen von Morgens 8 bis Abends 7 Uhr geöffnet, an Sonntagen aber nur um 10½ bis 12 Uhr Vormittags.

§ 2. Personen, die mir nicht bekannt sind, haben für den gewählten Band eine Einlage von fl. 2. 42 kr. zu machen, welcher Betrag bei Rückgabe des Buchs zurückerstattet wird.

§ 3. In's Abonnement kann jeden Tag eingetreten werden, und beträgt das einfache Abonnement für je einen Band, der nach Belieben gewechselt werden kann:

Für ein Jahr	fl. 4. 24 kr.	Vorausbezahlung.
„ „ halbes Jahr . .	„ 2. 24 „	
„ „ Vierteljahr . .	„ 1. 15 „	
„ einen Monat . . .	— 27 „	
„ „ halben Monat .	— 18 „	

§ 4. Bei doppeltem oder mehrfachem Abonnement, wo der Leser zwei oder mehrere Bände zumal erhält, steigen die Preise verhältnißmäßig.

§ 5. Wer nur einzelne Bücher liest und also die Vortheile des Abonnements nicht zu benützen wünscht, bezahlt für einen Band täglich 1½ kr. Lesegebühr.

§ 6. Auswärtige Leser erhalten im Verhältniß ihrer Entfernung von hier je mehrere Bände zumal, und haben die Kosten der Hin- und Hersendung zu tragen.

§ 7. Um stets wohlconditionirte und reinliche Bücher liefern zu können, bitte ich um schonende Behandlung derselben, und behalte mir vor, für irgendwelche Beschädigung die betreffenden Reparaturkosten in Anrechnung zu bringen.

§ 8. Wer ein Buch verliert, hat dasselbe nach dem Ladenpreise zu vergüten; handelt es sich um den Band eines größern Werkes, wovon einzelne Theile nicht zu haben sind, so ist natürlich das ganze Werk zu ersetzen.

§ 9. Es wird gebeten, ein Buch nicht länger als 14 Tage bei Handen zu behalten.

Reutlingen am 1. Januar 1852

Reise-

Berichte und -Gedichte.

Reise-
Berichte und -Gedichte

Erinnerungen

aus den

Sommerwandertagen 1841

von

L. Rellstab.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von K. F. Köhler.
1842.

W.

UNIVERSITY

Wanderungen in Trieſt.

Erwachen. Der Fruchtmarkt. Eiſenbahndigreſſion. Straſſenleben Trieſts. Der Landsmann. Die Villa. Das große Theater. Architektoniſche Abhandlung. Die Kirche Santa Antonia. Der König von Württemberg. Das Hotel Metternich. Table d'hote. Die deutſchen Schauſpieler. Theater Maurener. Winkelmanns Grab. Sonnenuntergang. Die Veſtalin. An Bord!

Nach einem tiefen erquickenden Schlaf, — denn die Anſtrengung der letzten Tage, zumal bei der glühenden Hitze, war wirklich nicht gering geweſen, — erwachte ich bei hohem Morgen, von dem Geräuſch zahlloſer verworrener durcheinander brauſender Stimmen, die mir ganz dicht am Ohr zu ſein ſchienen. Verwundert blickte ich um mich her; die Fenſter waren offen geblieben, und ich hörte das Getümmel eines Markts, eines italieniſchen Marktes, der ſeinen Verkehr dicht unter meinen Fenſtern hatte. Durch die leichtflatternden Vorhänge wehte eine ſo erfriſchende Luft, und zugleich ein ſo ſüßer Duft von Orangen und andern Früchten, daß ich mit der wohl-

thuendſten Empfindung von der Welt gleich völlig munter vom Lager aufſprang. Der Morgengruß Italiens — Viele wollen freilich Trieſt gar nicht dazu rechnen, doch die Natur hat ihm dem ächten Nationalſtempel aufgedrückt — war gar zu anmuthig. Ich kleidete mich raſch an, und zog dann die Vorhänge zurück, um mich an dem lebendigen Anblick, von dem das Ohr mir bisher nur eine ahnende Vorſtellung gegeben, zu erfreuen. Es war ein trüber Himmel, und regnete leicht; doch die Luft war ſo lau, ſo duftig, und das Bild das ſich vor mir ausbreitete, ſo farbenreich und lebhaft, daß ich nur den Eindruck des ſchönſten, heiterſten Morgens empfand. Der Markt von Trieſt lag zu meinen Füßen. Dicht unter meinen Fenſtern und gegenüber ſah ich elegante Kaffeehäuſer, deren Vorplatz, durch große Marquiſen geſchützt, ſchon von vielen Leſern und Kaffeetrinkern beſetzt war. Häuſer älterer und neuerer, oft höchſt eigenthümlicher Bauart, umgaben das anſehnliche Viereck des Platzes, das durchweg mit breiten Quadern gepflaſtert, im hohen Grade den Eindruck der Stattlichkeit und Wohlhabenheit hervorbrachte. In geordneten Reihen ſaß auf dem Platz die Schaar der Verkäufer, oder vielmehr meiſtentheils Verkäuferinnen; Fiſche, Fleiſch und Obſt waren es hauptſächlich, die hier feil gehalten wurden. Das letztere aber gab dem Bilde den Reiz. Jede Verkäuferin hatte ihre Waaren in zierliche Gruppen

geordnet; hohe Pyramiden der ſchönſten Pfirſich, Citronen, Orangen, Granatäpfel waren aufgeſchichtet. Körbe mit den köſtlichſten Trauben, halb mit dem Grün der Blätter gedeckt, prangten in unüberſehbarer Zahl. Beſonders auffordernd war mir eine Menge großer runder Früchte in allen Abſtufungen röthlicher und bläulicher Schattirung vom hellſten roſenfarb bis zum dunkelſten violett, ungefähr wie der geſtrige Abendhimmel. Es waren Zwiebeln, Kürbiſſe, Melonen; ſie bildeten ganze Wälle um die Verkäuferinnen.

Von jeher habe ich gar zu gern müßig in das Getreibe des Markts und der Straßen geſchaut; es iſt ein ungemein angenehmes dolce far niente, wobei doch der Geiſt und die Phantaſie immer leicht angeregt und beſchäftigt werden. So blieb ich denn auch länger im Fenſter liegen, als vielleicht erlaubt war, und ergötzte mich an den wechſelnden Bildern und Geſtalten. Plötzlich gewahrte ich einen Mann mit etwas breitkrempigem runden Hut, in ſchwarzem Ueberrock, der ſich geſchäftig durch die Menge drängte; hinter ihm ſchritt eine langbeinige Pierrot ähnliche Geſtalt; die weiße Schürze und Mütze bezeichneten ſie als einen Koch. Wie erſtaunte ich aber in dem Fremden, als er zufällig den Kopf emporrichtete, Freund Murik zu erkennen. Er ging mit eilfertiger Geſchäftigkeit kreuz und quer über den Markt; jeden fremdartigen Fiſch, jede Frucht, jedes Ge-

müſe, was er nicht kannte, beſichtigte er genau, befragte den Koch, und kaufte es zumeiſt. Ein Küchenjunge ſchleppte einen anſehnlichen Korb nach, in den die ſämmtlichen Einkäufe des Mannes vom Nevaſtrande aufgeſtapelt wurden. Mit Verwunderung ſah ich dieſem Schauſpiel zu, bis er, nach Verlauf einer guten Viertelſtunde, Koch und Küchenjunge hinter ſich, ſeinen Weg wieder in die Locanda grande nahm. Der Knoten des Dramas löſte ſich ſo: Er hatte, unermüdlich in ſeinen gaſtronomiſchen Studien, und überdrüſſig ſtets vergeblich nach den anempfohlenen Leckerbiſſen zu fragen, als praktiſcher Mann einen Entſchluß gefaßt, den Koch des Hauſes beim Arm genommen, und ihn aufgefordert, mit ihm zu Markt zu gehen, um ihm dort alles Delikate und Eigenthümliche der Trieſter Erzeugniſſe einzukaufen, und ſogleich ein Frühſtück davon bereiten zu laſſen. Leider erfuhr ich den letztern Umſtand zu ſpät, ſonſt hätte ich mich ſchon aus Neugier zu Gaſt gebeten, um zu ſehen, welche Ströme von Scheltworten dem Nevaſohn wieder entrollen würden, wenn er die erkauften Leckerbiſſen unter ſeiner Erwartung fände. — Das Merkwürdigſte dabei war mir der Umſtand, daß der unternehmende Gaſtronom auch nicht eine Sylbe Italieniſch verſtand. Wie er alle ſeine Handelsabſchlüſſe gemacht hat, iſt mir noch ein Räthſel, wie überhaupt der ganze Akt. Mir wäre es leichter ſechs Bände zu ſchreiben, als eine einzige ſolche

Handlung sonderlingsartiger Dreistigkeit, noch dazu in einem ganz fremden Lande, zu Stande zu bringen.

Es regnete stärker; auch erhob sich der Wind ziemlich lebhaft. Ich setzte mich, da das Wetter zum Ausgehen nicht angethan war, an den Schreibtisch, und sendete Grüße und Gedanken in die Heimath. — Es klopfte; ein barbiere trat ein; ein schmächtiges galantes Männchen, von ungemeiner Höflichkeit. Sein Anblick weckte mir die beste Laune; während er die Vorbereitungen zum Rasiren machte, fing ich eine italienische Conversation mit ihm an, wozu ich fast so dreist sein mußte, wie Nurik, da ich fast eben so fertig sprach, als er. Mein barbiere lächelte, ließ sich aber doch auf meine Unterhaltung ein, und ich erfuhr durch ihn, daß man drei Hauptwinde in Triest habe, den **bora**, den **borino**, und den **scirocco**; der heutige war ein **borino**, als ein leichter Nordost zur Fahrt nach Venedig besonders günstig. Auch ließ sich heiteres Wetter dabei hoffen; es waren nur noch die Nachwehen des Gewitters, die herabtröpfelten. Mit dieser Kenntniß und Hoffnung bereichert, und mit einem so glatten Kinn wie eins in Triest, stand ich vom Stuhl auf, und kleidete mich nun an, um die Stadt zu durchwandern. —

Wo mich nicht besondere Zwecke bestimmen, einen Lohndiener mit mir herumzuschleppen, behelfe ich mich

gar gern ohne dieſe Zugabe, und laſſe am liebſten den Zufall meine Schritte leiten. Man wirft ſich dann in den Jugendtraum Entdeckungen zu machen! Nachdem ich den Markt quer durchſchritten, wandte ich mich dem Hafen zu. Da lag das Kühlung hauchende, wundervolle Meer in unabſehbarer Weite vor mir. Der Himmel zerfloß in flockig gekräuſeltes Gewölk, von durchbrechenden Sonnenſtrahlen gelichtet; die Schiffe wiegten ſich leicht auf den ſanftbewegten Wellen, und kreuzten ihre Maſten und Raaen in verwirrender Vergitterung. Die Küſten ſtiegen im prächtigen Amphitheater hinter der Stadt auf. Trieſts Lage iſt in der That entzückend! Zwar ſchien uns der Hafen im Verhältniß zu dem Aufſchwung den der Handel der Stadt genommen hat, weder durch Bevölkerung und Verkehr noch durch die Zahl der Schiffe ſo belebt wie ich erwartete; Hamburg, Amſterdam, Rotterdam bieten in dieſer Beziehung ein ungleich impoſanteres Schauſpiel dar; ſelbſt Stettin, dünkt mich, entwickele ein reicheres Marineleben. Doch an Schönheit des Anblicks ſiegt der Hafen von Trieſt über alle jene. Das vollgeſättigte Grün des Meeres, der reine Hauch der Luft, die herrlichen Küſten mit ihren perſpektiviſch vorſpringenden Gebirgen, und vor allem die wundervoll gebaute Stadt, die mächtigen Quais und Molen deren eine auf weit in die Fluth hinausgeſteckter Spitze den Leuchtthurm trägt, ſtellen ein Ge-

mälde zuſammen, das eben ſo reich als reizend iſt. Die Stadt ſieht wie friſch aus den Wellen emporgeſtiegen aus; ſo rein, ſo klar in den Formen ſind alle Gebäude. Eine der ſchönſten Straßen iſt die contrada dei pescatori; ſie zieht ſich dicht am Ufer des Meeres hin, deſſen Wellen den breiten von Quadern gebauten Quai unmittelbar beſpülen. Alle Häuſer hier haben eine edle Front, oft durch Säulen, oder andere architektoniſche Verzierungen verſchönert; es iſt kein einziges ärmliches oder unanſehnliches darunter. Das untere Geſchoß iſt ſelten bewohnt, ſondern faſt überall war es nur von hohen Thorwegen gebildet. Ich ſahe einige derſelben offen ſtehen, trat hinein und fand mich in weiten, hellen, herrlichen Gewölben, ſo ausgedehnt, daß ich in einem Zeughauſe, oder ſonſt einem öffentlichen Gebäude zu ſein glaubte, das zu Vorräthen beſtimmt ſei, wie ſie nur eine Staatsanſtalt haben kann. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß ich in einem Privathauſe ſei, und dieſer Raum das Waarenlager des Kaufmanns dem es gehöre. Und in gleicher Art ſind alle dieſe Wohnhäuſer eingerichtet; ſie haben Raum zur Aufnahme vieler Schiffsladungen. Alle Schätze welche die Levante uns liefert, werden hier aufgeſpeichert; hier bekommt man eine Ahnung von dem großartigen, von Jahr zu Jahr wachſenden Speditionshandel Trieſts. Man ſieht woher dieſe Caravanen von Frachtwagen die uns von Wien ab, auf dem Söm-

mering durch ganz Steiermark begegnen, ihre unermeßlichen Ladungen schöpfen! Man begreift wie sich der colossale Entwurf, eine Eisenbahn von hier nach Wien anzulegen (unter der Voraussetzung, daß sich die Kettenglieder anderer deutschen Eisenbahnen von Hamburg an, ununterbrochen daran hängen werden) trotz der unermeßlichen Schwierigkeiten und Kosten rechtfertigt! Was man aber nicht begreift, ist die Ansicht welche die Regierungen von der Wichtigkeit dieser Unternehmungen, von dem Einfluß derselben auf Wohlstand der Bevölkerung und Entwickelung der Gewerbthätigkeit haben, wenn sie es den Privatkräften überlassen, und ihnen das Wagestück zumuthen, diese ungeheure Last allein auf ihre unzureichenden Schultern zu laden, während doch die Früchte davon in jedem Fall der Allgemeinheit verbleiben müssen, für die nur der Staat zu sorgen hat! Zwischen Wien und Triest wenigstens ist an einen unmittelbaren Ertrag bei einem so riesenhaften Bau, mitten durch die Alpen kaum zu denken; der Aktionair muß also wagen, und verlieren, aber das Ganze gewinnt. Die Verpflichtungen die sich daraus für den Staat ergeben, wie dessen Vortheile, scheinen so klar, daß man sogar was die Frage des Rechts und der Billigkeit dabei anlangt, sich aller Discussion darüber enthalten kann. Und doch sind sie nur in Belgien erkannt worden *). Wo wäre Deutschland in dieser wichtigsten, ersten Auf-

gabe der Zeit, ohne die Einſichten der Privatunternehmer, welche die Eiſenbahnen von Leipzig und Dresden, Magdeburg, Berlin, Stettin und Frankfurth, München und Augsburg, Wien, Brünn und Ollmütz, Wien-Raab, Cölln-Achen, Düſſeldorf-Elberfeld, und viele andere in ſo wenigen Jahren ins Leben gerufen haben, meiſt unter den entſchiedenſten Hemmungen und Hinderniſſen durch die Regierungen, oder wenigſtens ihrer untergeordneten Organe, der Provinzial- und Kreis-Verwaltungen, Landräthe, Forſtmänner, u. ſ. w. Doch wohin gerathen wir von meinem Spaziergange durch Trieſt! Sitzt man aber einmal auf den Eiſenſchienen, ſo rollt man, der Henker weiß wie, kreuz und quer in die Welt hinein, und kann ſogar aus der ſchönen Contrada dei Pescatori zu Trieſt im Umſehn in die gemächlichen, doch etwas verſandeten Heerſtraßen der Bureau-Weltregierung gerathen, die uns ſo glücklichen Zeiten entgegen-

---

*) Jetzt auch in Oeſterreich: wie ſchon oft mit Dank und Ruhm anerkannt. Ich laſſe aber abſichtlich meine polemiſchen Digreſſionen ſtehen, die als ich ſie geiſtig concipirte, und als ich ſie niederſchrieb völlig begründet waren, und für viele Staaten noch ſind. Sie dienen mir jetzt nur zum Beweiſe wie raſch unſre Zeit fortlebt, und wie ein Reiſebeſchreiber zuletzt beſſer thut ſeine Reiſe ein Jahr früher als er ſie macht drucken zu laſſen, da ein halb Jahr ſpäter ſchon um zehn Jahre zu ſpät iſt' —

führen ſollen! Bis wir daſelbſt anlangen, haben wir noch Zeit uns etwas weiter in Trieſt umzuſehen.

Es iſt der Leuchtthurm der mich anlockt; von ſeiner Spitze muß ſich das Amphitheater der Stadt und Küſte, und die ungeheure Weltbühne, das Meer, wundervoll überſchauen laſſen. Wenn ich die Contrada dei Pescatori verfolge, die ſchöne Piazza Giuseppina gelegentlich kreuze, dann oſtwärts ſteuere, muß ich den Anfangspunkt der Mole gewinnen, die mich zum Ziele führt. —

Unterweges habe ich noch manches Anziehende und Schöne zu beſchauen. In nachläſſiger Bequemlichkeit, doch Gelenkigkeit und Leben in allen Gliedern und Zügen, liegen die Gruppen der Hafenarbeiter, Matroſen und Gondelführer auf dem Quai. Hier leuchtet die italieniſche rothe Mütze, dort die ſchwarze ſlavoniſche; Griechen mit braungelbem Antlitz, offner Bruſt und unbedecktem Haupt, Türken gegen die Hitze durch Einhüllen in einen weiten Kaftan geſchützt, verkehren ohne Feindſeligkeit miteinander. Fremdartige Trachten überall; doch wer kennt ſie? Wer ſchildert die Abweichungen, den Schnitt, die Formen der Gewänder bei Frauen und Männern, wofür wir oft gar keinen Namen aufzubringen wiſſen? Dieſes bunte Gemiſch muß man ſelbſt ſehen, um Anſchauungen des Einzelnen davon in ſich aufzunehmen

Die See trägt auf ihrem gefälligen Rücken hier Alles zu, die Nachen tanzen leicht über die Wellen, die ſchwerbeladenen Kauffartheiſchiffe furchen ſie mit rauſchender Schnelligkeit. Nicht ſo gefällig iſt die Erde. Sie erſchwert dem Menſchen die Arbeit, fordert ihn aber dadurch zur Rüſtigkeit heraus. Hier wo jeder Weg ſich nach kurzem Hinziehn vom Strande ſteil bergauf zu den wilden Höhen wendet, wird die flüchtige gelenke Kraft des Pferdes entbehrlicher, und der ſchwerfällige aber rieſenſtarke Stier tritt für das Roß ein. Die belaſteten Wagen mit Getraide, Gemüſen, Früchten, Kohlen, Bauholz, ſind ſämmtlich von Stieren gezogen; ſelbſt vor die Reiſewagen der Landleute und andern Gebirgsbewohner, wird der graue, breitgehörnte, muskelkräftige Stier geſpannt, mit ſtarken Holz- oder Lederjochen vor der Stirn. Die Wagen beſtehen größtentheils in großen, viereckigen Karren, oft nur zweirädrig. Die Führer haben meiſt das wilde, ſlaviſche Anſehn; braune Geſichter, funkelnde Augen. Der Anblick dieſer verſchiedenartigen Geſpanne und Fuhrwerke iſt oft ſehr maleriſch, und bildet einen charakteriſtiſch mitwirkenden Beſtandtheil zur Belebung der verkehrreichen Straßen Trieſts.

Wir müſſen noch einen Blick auf die Erdgeſchoſſe der Häuſer werfen. Nicht überall dienen ſie zu Magazinen; öfters findet man ſie auch zu geſunden hellen, ge-

räumigen Werkſtätten eingerichtet, die uns wahre Luſt zur Arbeit machen. Hier iſt das Loos des Handwerkers wirklich ein heiteres. In hochgewölbten, luftigen Räumen, ſo gut, ja beſſer wie im Freien, da er gegen Sonne und Regen geſchützt iſt, verrichtet er ſeine Arbeit, ſingend, pfeifend, ſchwatzend. Richtet er den Blick in die Höhe, ſo liegt das weite Meer vor ihm mit hundert Nachen und Schiffen, umfaßt von dem Arm der weit vorſpringenden Küſte. Und es giebt Fülle der Arbeit, alſo auch des Lohnes. Ich ſah Tiſchlerwerkſtätten hier, wo zwölf, funfzehn Leute in rüſtiger Thätigkeit waren. Und noch zahlreicher waren die Arbeiter in den Werkſtätten der Handwerker deren Thätigkeit ſich zunächſt auf den Schiffsbau bezieht. Eigenthümlich und mir neu war darunter die Werkſtätte eines Schiffs-Verzierers, der außer andern gelegentlich anzubringenden Zierrathen die Figuren macht, welche auf dem Vordertheil prangen; alſo ein Bildhauer in Holz. In der That ſah ich hier eine Menge ſehr geſchickter Arbeiten, Frieſe, Arabeskenformen, Adler, Löwenköpfe; nur mit dem Alpha und Omega der geſammten Kunſt, mit dem menſchlichen Leibe, wie Göthe dieſen bezeichnet, ſah es freilich etwas bedenklich aus. Doch ſtufenweis ſchreitet man zum höchſten Gipfel vor, und Thorwaldſen iſt aus einer ſolchen Werkſtätte in Island zum Prieſter ſeiner römiſchen Marmortempel geworden.

Ich bin die Straße hinunter, und noch immer nicht an dem Molendamm der zum Leuchtthurm führt. Trieſt iſt hier noch im Bau begriffen, die Quadern lagern ungeordnet am Ufer, erſt ein Theil iſt gelegt. Durch jenes große Gebäude ſcheint der Eingang zu dem Damm zu ſein, doch eine Schildwacht verbietet ihn uns. Sie ſpricht weder italieniſch noch deutſch; vielleicht ein Ungar oder Böhme, den man, weil man ſeiner vaterländiſchen Begeiſterung und Treue ſo gewiß iſt, möglichſt fern von der Heimath zum Dienſt verwendet. Ohne mich in eine Abhandlung über dies Völkerglück einzulaſſen, verfolge ich, da die Schildwacht mich nun einmal nicht einlaſſen will, meinen Spaziergang weiter. Ich ſtehe nun vor der Stadt, betrete den Strand, wie die Natur ihn gebildet. Zur Rechten rauſcht das Meer, zur Linken ſteigen die Höhen grau empor, und eine Villa vom edelſten Bau ſchimmert durch das Gebüſch. Das Gebäude reizt mich zu näherer Betrachtung. Die Conſtruktion iſt höchſt einfach; ein Oblongum, in der Mitte ein vorſpringendes Säulenrund, das eine kühle Grotte bildet. Aber wie ſchön iſt die Wirkung bei dieſer Einfachheit; wie rein und edel ſind alle Verhältniſſe! Wahrlich man bekommt Ehrfurcht vor den italieniſchen Architekten hier in Trieſt. Keine einzige Front des neuerbauten Hauſes, die uns nicht durch die würdigſten Verhältniſſe erquickt, bei großer Einfachheit, große Mannigfaltigkeit, Statt-

lichkeit, ja Pracht. Wie selten sehen wir in Deutschland, in Holland, wo man so viel auf Landhäuser wendet, eins, bei dem der Geschmack in der Bauart uns wohlthuend berührt. Wahrlich, den Architekten thut es eben so Noth als den Malern und Bildhauern nach Italien zu gehen, um auch an den Neubauten, wo Zweckmäßigkeit für das Behagen oder die Geschäfte des Lebens das erste Gesetz ist, ihre Kunst zu studiren. Triest mindestens wird darin eine Schule bilden wie wenige. —

Ich stand vor der Villa, und war unschlüssig, ob ich hineingehen sollte. Indem ich mich umschaute, nach irgend einem Pförtner oder Führer, den ich befragen könnte, sahe ich einen schwarz gekleideten Herrn am Meeresufer stehen, der wie ich, sich an der Landschaft ergötzte. Das kann kein Eingeborner sein; der hat in der thätigen, belebten Handelsstadt nicht Zeit zu so müßigem Verweilen am äußersten Ende derselben. In der Hoffnung einen Landsmann zu finden, gehe ich näher; auch die Physiognomie verspricht einen Deutschen, ich rede ihn an, ich habe mich nicht geirrt. Nichts suchen wir so verlangend auf fremdem Boden, als die Spuren des heimischen. Gegenseitig erfreut, sind wir rasch mit einander bekannt. Es war der Graf L.... aus der Lausitz, den ich angeredet hatte; er befand sich schon seit

einigen Tagen in Trieſt, wußte ziemlich Beſcheid, und erbot ſich, mich zu führen. Die Villa hatte er noch nicht beſucht; wir traten in das offene Gartenthor, befragten einen Gärtner oder Portier, und erhielten gegen einige geſpendete Soldi die Erlaubniß uns nach Belieben im Garten umzuſchauen, da die Herrſchaft verreiſt ſei. Hätte der thörichte Menſch uns nur ſogleich den Namen der Beſitzerin genannt, ſo erfuhr ich es erſt ſpäter, daß es die Napoleonide Cäcilia Bajocchi ſei, etwas das doch noch eine beſondere Art von Würze an das allgemeine Intereſſe mit dem wir den Garten beſichtigten, gethan haben würde.

Es giebt viel ſchönere Gegenden als die um Trieſt; doch wie ich meinen Sinn kenne, wenige die mich ſo anſprechen würden, als die Lage dieſer Villa. Ich weiß nicht, iſt es ein Keim der griechiſchen Haupttugend, der Sophroſyne in mir, aber ein hochgeſteigertes Maaß — ich darf es nicht einmal Zuviel nennen, — von Ausſchmückungen und Ausſtellungen der Zimmer wie der Landſchaften, thut mir, wenigſtens auf die Dauer, nicht wohl. So möchte ich lieber am ſtillen, von grünen Hügeln umgebenen Vorſee des Bodenſees, als an deſſen ſchönſtem, hochgebirgigſtem Theile, wo er zugleich am breiteſten, und tiefſten iſt, wohnen; und doch noch lieber dort, als an dem noch reicheren Genferſee. Solche Landſchaften

würde ich nur wie Feſtgerichte, zum Beſuch aufſparen. Neapels üppige Küſten würden mich dauernd nicht ſo feſſeln, als dieſe einfacheren Umgebungen Trieſts. Namentlich aber dieſe Villa. Sie liegt auf einer ſanften Anhöhe, vielleicht kaum vierzig Fuß über dem Meeresſpiegel; hinter ihr ſteigt der Hügel weiter, doch nicht ſteil hinauf. Rings umgiebt ſchattiges Gebüſch das Haus. Hohe alte Bäume fehlen leider; ſie ſcheinen in dem felſigen Boden nicht tief genug Wurzel ſchlagen zu können. Nur ein Mittelwuchs von Platanen, Ahorn, ächten Kaſtanien ſieht man. Doch herrliche Rebengelände durchkreuzen den Garten, in langen überwölbten Gängen. Der Herbſt hatte hier ſchon am 17. Auguſt ſeinen ziemlich entſchiedenen Einzug gehalten, denn er hing in einer die Spaliere beugenden Fülle herab, und beſchattete die Pfade mehr als das ſchon ſpärlich gewordene, großentheils röthliche Laub. Auch in den andern Laubgängen hatten die Bäume ſchon eine Menge bunter Blätter geſtreut, und ſahen, ſelbſt etwas verarmt, auf den früheren Reichthum hinab. Doch die lauen, faſt ſchwülen Lüfte, ſpielten leiſe in den Zweigen. Der Himmel hatte ſich im Süden ganz entwölkt, und das Meer durch ſeine Abſpiegelung rein blau, lag wie ein ſtiller See, nur in trägen Wellen ſich ſanft gegen das Ufer brechend zu unſern Füßen. Das Geräuſch des Hafens und der Stadt verſchwindet hier; tiefe Ruhe,

Einſamkeit, ja ein Schimmer der Wehmuth, hauchte ſich in das Colorit des Bildes. So genoſſen wir einen jener Augenblicke, deren Erinnerung uns durch das ganze Leben begleitet.

Mein freundlich ernſter Begleiter ſchlug mir jetzt einen Spaziergang durch die Stadt vor, wobei er mir die Hauptgebäude zeigen wolle. Wir kehrten einen Theil des Weges den wir gemacht hatten zurück, und drangen dann ein wenig tiefer in das Innere. Der Reichthum der edle Stil der Bauart entwickelte ſich immer mehr; alle Straßen ſind neu, als wären ſie geſtern fertig geworden. Der ältere Stadttheil liegt höher nach den Bergen hinauf, völlig geſondert. Im neueren findet man das herrliche Quaderpflaſter in allen Straßen, es deckt alle Plätze; neben der außerordentlichen Bequemlichkeit für den Fußgänger, erzeugt ſich dadurch ganz beſonders das Gefühl der Wohlhabenheit. Wir hatten bald den Platz vor der Locanda grande wieder erreicht, und gingen von dort nach dem Börſengebäude, welches durch ein von Säulen getragenes Frontiſpiz verziert wird. Nahe dabei liegt das Theater. Ich fragte meinen Begleiter ob er es ſchon beſucht habe; er erwiederte: „Nur als nicht geſpielt wurde; man kann es auch am Tage ſehen. — Es giebt auch noch ein zweites Theater hier, das ſogenannte Amphitheater, oder Theatrino; dort werden die Opern gegeben.“ Auch hier hatte er

keiner Vorſtellung beigewohnt. Das fiel mir auf, ſpäter glaubte ich zu bemerken, daß er aus Grundſatz überhaupt kein Theater beſuche. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, mir mit großer Freundlichkeit ſeine Führung zur Beſichtigung beider Gebäude anzubieten. Wir gingen auf das große Haupttheater zu, das ſeltſam genug, das kleinere iſt, während das Theatrino einen ungeheuren Zuſchauerraum, doch eine etwas kleinere Bühne enthält. Das Schauſpiel, deutſches und italieniſches abwechſelnd, findet im Haupttheater ſtatt. Wir fanden den Eingang offen, doch niemand zugegen, der uns hätte weiter führen können. Da aber die Thüren noch weiterhin unverſchloſſen waren, ſuchten wir unſern Weg ſelbſt, geriethen bald auf die Corridors der Logen, und ſtanden ehe wirs dachten auf der Bühne. Kein Menſch ſchien im ganzen Hauſe gegenwärtig zu ſein, und es ſtand ſo offen, als ob es ein allgemeiner Spaziergang ſei. Ein völlig leeres Theater, bei Tageslicht, entbehrt freilich aller Magie des Anblicks, und hat ſogar etwas Verödetes. Dennoch machte dieſes Trieſtiner Schauſpielhaus den günſtigſten Eindruck auf mich. Der Bühnenraum war ſehr anſehnlich, doch ohne Uebermaaß, und edel in den Verhältniſſen; eben ſo der Zuſchauerraum. Die Abtheilung in Logen hatte nichts Kleinliches, ſondern erſchien ganz natürlich. Es waren deren ſechs Reihen. Das Gebäude hatte etwas ſo durchaus Anſprechendes,

das gehörige Maaß war darin ſo glücklich getroffen, daß wir es, ſo weit dieſer Ueberblick zu einem Urtheil berechtigen kann, zum Muſter empfehlen würden. Bei allem Glanz des neuen Dresdner Theaters, das ich im Anfange dieſer Blätter geſchildert, hat daſſelbe doch eine Menge Ungehörigkeiten und Unzweckmäßigkeiten, die ſehr gegen die einzelnen Schönheiten abſtechen. Das Gebäude zu Trieſt giebt uns nirgend Pracht oder Luxus, doch überall zeigt es wohlthuende Verhältniſſe, dem Zweck entſprechende Einrichtungen, und zuverläſſig iſt es, was ſchon den Verhältniſſen nach unter denen es errichtet worden, gar nicht anders ſein kann, bei weitem nicht ſo koſtbar. Es gab mir alſo ein neues vollgültiges Motiv, den Architekten Italien und deſſen neuere Bauten zu empfehlen. Denn, entſage ich der äußeren Pracht, gehe ich allein auf die Beſtimmung des Gebäudes, auf den Eindruck den es dem darin Verweilenden macht, ſo wüßte ich in Deutſchland kaum ein Theater zu nennen, das ich im Ganzen nicht gern mit dem dieſer italieniſchen Provinzialſtadt vertauſchte. Und wie viele ähnliche beſitzen die Mittelſtädte Italiens; z. B. Brescia, deſſen Bühnengebäude mir noch von meiner früheren italieniſchen Reiſe in beſter Erinnerung iſt.

Es war zu ſpät geworden, um noch Vormittag das Amphitheater, Theater Mauroner wie es von dem Unternehmer heißt, zu beſuchen. Wir richteten unſern Weg

nach einigen näher liegenden Gebäuden. Zuerſt beſuchten wir die in der Perſpektive einer ſchönen Kanalſtraße erbaute Kirche **Santa Antonia**, deren edle Säulenfront uns ſchon aus weiter Ferne aufmerkſam macht.

Es geht mit den Kirchen wie mit den Bildern; gewiß ſind die **älteren** im Allgemeinen die **ſchöneren**: doch eben ſo iſt man auch ungerecht gegen die neueren. Faſt jedes ältere Gebäude ſieht man nur mit dem Beſtreben an, das Schöne, Eigenthümliche darin aufzufaſſen, und zu würdigen; das Gefühl, welches uns dabei leitet iſt das durchaus natürliche der Ehrfurcht die uns das Alterthum erweckt. Doch gewiß mißleitet uns daſſelbe auch nicht ſelten, und wir bemühen uns nicht ſelten an alten Bildern und Bauwerken das ſchön zu finden, was wir einem neueren Meiſter gar nicht vergeben, was wir völlig unbegreiflich finden würden. Die Symmetrie gehört zum Weſen der Baukunſt; ſowohl ihre äußere Beſtimmung ſtellt mehr oder weniger die Forderungen der Regelmäßigkeit, als auch das innere Geſetz dem ſie gehorcht. Hegel hat in ſeiner Aeſthetik zwiſchen ihr und der Sculptur ein dem Verhältniß der kryſtalliniſchen Bildungen zu den organiſchen entſprechendes gefunden, und an dieſem ſinnreichen Gleichniß, (eigentlich mehr als ein Gleichniß, faſt eine Definition) die Grundgeſetze derſelben mit großer Schärfe entwickelt. Wie nur offenbar in den Kryſtalliſationen ein mathematiſches Ge-

ſetz, eins der Winkel und Linien, vorherrſcht, und die Schönheit hauptſächlich in der ſchärfſten Regelmäßigkeit beſteht, ſo vermag die Baukunſt dieſen Beſtimmungen ebenfalls nie ganz zu entgehen. Sie hat auch ihre Ausnahmen, ihre Freiheiten davon, aber nur da, wo ſie als landſchaftlicher Beſtandtheil gewiſſermaßen in die organiſche Natur übergeht. Bei einer Ruine, die das Haupt eines Berges ſchmücken ſoll, werden wir die Symmetrie nicht nur aufgeben, ſondern wir müſſen ſie verbannen; aber nur aus der Totalität des Baues, in den einzelnen Theilen, in Fenſtern, Pforten, Säulen, bleiben ihre Rechte ſtets gültig. Ein halb eingeſunkenes Portal, eine angelehnte, gebrochene Säule iſt maleriſch; nimmermehr aber ein von vorn herein ſchief gebautes Thor, eine gegen das Geſetz des Senkbleis aufgeſtellte Säule. Wir können alſo die gewaltſame Aufhebung des Geſetzes, durch Naturkräfte, nicht die willkührliche ertragen; denn durch jene wird das überlegte Werk des Menſchengeiſtes der Herrſchaft der Natur unterworfen, der es ſich als Beſtandtheil (als landſchaftlicher) einverleiben ſoll: durch dieſe, die willkührliche Aufhebung, fällt es der reinen Zufälligkeit, der Anarchie der Formen, wenn man ſich ſo ausdrücken will, anheim, es verliert die Vernünftigkeit ſeiner Exiſtenz, und wird dadurch beleidigend. Nimmermehr kann es daher ſchön ſein, und vertheidigt werden, wie eigenſinnige Künſtler

dies dennoch versuchen, wenn wir in alten Bauwerken oft die gröbsten, und durch nichts begründeten Verstöße gegen die Gesetze der Symmetrie finden, obgleich im Uebrigen herrliche, wunderbare Meisterschöpfungen diese Flecken an sich tragen *). Es sind dies nur die Zeichen des noch nicht völlig zum klaren Bewußtsein durchgedrungenen Gesetzes, die Spuren einer künstlerischen Barbarei, die aus den rohen Entwickelungszuständen in die verfeinerten übergegangen ist. Das künstlerische Gesetz braucht eben so lange Zeit wie das sittliche um den

*) So der Dogenpallast in Venedig, bei dem zwei Fenster der Hauptfront durchaus ohne erklärbares Motiv um mehrere Fuß aus der Höhenlinie der übrigen gerückt sind. Eben so das herrliche Rathhaus in Brüssel, dessen Eingang sich in einem unsymmetrischen Verhältniß zu den Fenstern befindet. Der gesunde Volksverstand hat dies so entschieden als einen Fehler erkannt, daß er sogar eine Sage darauf gegründet hat. Man zeigt nämlich einen Pfeiler neben der Eingangspforte, an dem sich der Baumeister vor Beschämung aufgehangen haben soll, als ihm nach Vollendung des Baues ein Gesell den Fehler nachwies, indem er ihm zeigte, daß er rechts mehr Fenster zähle, als links. — — Für jeden, der nur zum hundertsten Theil weiß, welche Meßungen und Rechnungen vorangehen, bevor ein Bau ausgeführt wird, natürlich eine Anekdote, aber voll innerer Wahrheit, wegen des gesunden Urtheils, das daraus hervorleuchtet. —

Organismus bis in ſeine innerſten Verborgenheiten und äußerſten Grenzen zu durchdringen. Daher ſehen wir neben dem höchſten veredelndſten Gedanken, z. B. im Hellenismus die ſchroffſte Rohheit beſtehen; die Lehren eines Sokrates und Platon, die Kunſt eines Phidias, Sophokles und Ariſtophanes vertrugen ſich in Athen mit dem Akt der Barbarei, wodurch den gefangenen Aeginеten die Daumen abgehauen wurden, damit ſie zur Führung des Ruders untüchtig, nicht mehr Nebenbuhler der Athenienſer ſein könnten. Jene Verſtöße ſetzten alſo die hohe ſchöpferiſche Kraft der Kunſt in der Zeit wo ſie begangen wurden, nicht herab, ſie ſollen aber dennoch für nichts anderes gelten als für Irrthümer, die aus unvollkommener Auffaſſung *weſentlicher* Geſetze entſprungen ſind.

Zu dieſer kleinen Abhandlung — die der Leſer leſen oder überſchlagen muß, bevor er mit mir in die Kirche Santa Antonia tritt, — hat mich ein einziges Wort verleitet, das mir ein ſonſt geiſtvoller und gelehrter Reiſender ſagte, als ich ihm von meiner Freude in Trieſt, von dem wohlthuenden Eindruck den es auf mich gemacht, ſprach. Er erwiederte: „Allein es iſt ja gar nichts dort zu ſehen; nur eine Münzenſammlung'" Ich antwortete: „Haben Sie die Kirche Santa Antonia nicht beſucht? Iſt ſie nicht außerordentlich ſchön!" „Es iſt doch nur eine *neue* Kirche'" Das unterſtrichene Wört-

chen neu bestimmte mich zu meiner Abschweifung. — Treten wir nun in die Kirche ein. Sie ist, wie alle Gebäude hier, von den schönsten Quadern erbaut, in welchen sich die architektonischen Formen, die Gesimse, Vorsprünge, Stufen, so herrlich ausprägen. Ein von Säulen getragenes einfaches Schiff, mit zwei kreisrunden Kuppeln bildet den innern Raum. Alle Verhältnisse sind edel, natürlich, die Ausschmückung einfach, die Anordnung zweckmäßig. Mich dünkt, daß das Werk dem Erbauer große Ehre macht, wenn es auch keinen hervortretend eigenthümlichen Charakter hat. Allein es ist gesund in allen seinen Theilen, — und wie selten ist das Gesunde in Menschen und Dingen! Nirgend trafen wir Ueberladung, nirgend Affektation, die auch, wie seltsam es klinge, oft genug in Stein gehauen oder gemauert auftritt. Drei größere Oelgemälde geben dem Gebäude den farbigen Schmuck. Ich habe mich an einem andern Orte (bei der Schilderung meiner Reise nach Copenhagen) darüber ausgesprochen, wie die Sculptur durch nächste Verwandtschaft mit der Architektur verbunden ist, und daher einen natürlicheren, mit dem Organismus der Gebäude enger verbundenen Schmuck gewährt, als die Mahlerei. Deshalb ist diese letztere nicht ausgeschlossen, wenn sie auch den Bau nicht in der Weise ziert wie dessen eigene Blüthe, sondern mehr als ein in seinen Zweigen aufgehangener Kranz, oder durch

ſeinen Stamm umziehende Blumengewinde. So erzeugt denn auch zu Santa Antonia der Schmuck durch die Malerei eine ſehr ſchöne Wirkung.

Die Meiſter der drei Bilder konnte mir mein Begleiter nicht nennen; am meiſten ſprach mich eine Chriſten-Verfolgung an, doch fühle ich hier die Unzulänglichkeit meines Urtheils zu ſehr, um auch nur mein ganz individuelles auszuſprechen. Auch beſorge ich faſt, daß ich, zu wenig gebildeten Sinnes für dieſe Kunſt, mehr durch den Steff als durch die Form beſtimmt wurde.

Wir verließen Santa Antonia, um ein Gebäude ganz anderer Gattung zu betrachten, das ſchon oben erwähnte Hotel Metternich. Bevor wir uns dahin begaben, machten wir einen Gang durch das alte Trieſt. Es ſtellt ſich zu dem neuen noch in ſchrofferen Gegenſatz als dies mit den alten Theilen anderer Städte gegen ihre Neubauten der Fall zu ſein pflegt. Winklige, kleine, dunkle Straßen, ſchmutziger Verkehr, widerwärtige Weiber, übler Geruch, genug alle jene Schattenſeiten der großen Städte, empfangen uns hier. Wir eilten daher dieſen unheimlichen Schauplatz wieder zu verlaſſen. Doch iſt der Geſammtüberblick der alten Stadt, in ſofern ſie einen landſchaftlichen Theil der Gegend bildet, nicht ohne Eindruck; beſonders durch das Kaſtell

was ſich auf grünen Anhöhen über derſelben erhebt. Durch einen Schwibbogen tritt man auf den Markt, wo die Locanda grande liegt, und deſſen Gebäude einen Uebergang des alten Bauſtils zu dem neueren bilden. So ſind Altſtadt und Neuſtadt gewiſſermaßen durch ein Thor geſchieden.

Das Hotel Metternich iſt ganz neu gebaut; es hat die wundervollſte Lage am Hafen, unfern der großen, breiten Mole, an der die Dampfſchiffe anlegen, wo die meiſten andern Fahrzeuge ankern. Indem wir hier vorübergehen wollten, tönte ein Kanonenſchuß von dem Meere her, ganz in unſerer Nähe; der donnernde Hall ſchwang ſich majeſtätiſch über die Wogen, durch die Lüfte, und rollte in den Bergen weiter. Wir horchten auf! Ein zweiter Schuß erſchallte! Ein dritter! Jetzt donnerte es auch über unſern Häuptern, von dem Kaſtell her. Die Menge ſtrömte eilig der großen Mole zu; die Dampfwirbel wälzten ſich vom Kaſtell her über die Stadt, und ſtiegen von der Seeſeite zwiſchen dem Gegitter der hunderte von Maſten empor. Auch wir eilten mit dem Volksſtrom, der ſich auf der Mole zu einer dichten Maſſe zuſammendrängte. Es war der König von Württemberg der eben auf dem Dampfboote von Venedig eintraf. Man hatte ihn ſchon am frühen Morgen erwartet, doch der Vorino, der uns ſeine Gunſt zur

Fahrt gewähren ſollte, war, in der Nacht bis zur Heftigkeit eines Vereas, ja zum wahrhaften Sturm geſteigert, der Fahrt des königlichen Reiſenden entgegen geweſen. Ich bin kein Bekenner des droit divin; doch empfinde ich ſo gut wie Einer, daß es etwas Großes ſei, ein König zu ſein; ein Haupt, ein Herrſcher zu dem ſich Aller Blicke, Aller Hoffnungen, Aller Vertrauen, aber auch, und mit Recht Aller Forderungen wenden. Die Laſt iſt durch die letzte Bedingung offenbar größer als das Glück, und ſo wollen wir den gekrönten Häuptern gern das Gewicht, den Glanz, die Verehrung gönnen, womit ihr Daſein ſtets umgeben iſt. So frei ich geſinnt bin, ſo ſehr ich nur das Geſetz, nie die Perſon für das Höchſte in der Welt achte: ſo bewegt mich dennoch jeder feierliche Akt, in dem die Würde und Hoheit fürſtlichen Weſens ſich geltend macht, durch eine eigenthümlich gehobene Stimmung. Auch hier war mir das Beſchreiten fremder Erde durch einen König meines Vaterlandes ein feierliches Ereigniß. Wie ſehr ich das Proſterniren der goldgeſtickten Hofleute verachte, das ſich zugleich immer wie ein hochmüthiger Schlagſchatten auf das Volk, dieſen geduldigen, mächtigen Träger königlichen Glanzes wirft, ſo ſehr achte ich ein Anerkennen des Großen, ſelbſt in der äußeren Erſcheinung. Daher kein Feſtzug, kein Einholen einer Königsbraut, kein öffentlicher königlicher Akt, der nicht mit dem Ge-

fühl des Widerwillens den er mir allerdings von manchen Seiten macht, auch eins der Begeisterung, der freudigen Hingebung und Aufopferung in mir weckt. Seid wahrhaft groß Ihr Fürsten und in jeder edeln Brust wird sich diese Pflicht der Aufopferung, der Hingebung aller Kräfte für den Gedanken der Eurer Existenz in der Geschichte und Welt zum Grunde liegt, mit begeisternder Kraft regen. Eure Größe ist die, der lebendige, persönliche Schlußpunkt alles Gesetzlichen zu sein.

Es ist seltsam, daß ich gerade auf dem Wege zum Hotel Metternich auf diesen Seitenweg von meiner Hauptreiseroute gerathe.

Der König von Württemberg stieg ans Land, und im Metternich ab. Viele Herren in Uniform, einige Generale, höhere Regierungsbeamte, waren ihm entgegengegangen, einige Wagen entgegengesandt worden. Nur der König fuhr den kurzen Weg nach dem Hotel; die Andern gingen sämmtlich zu Fuß dahin. —

Ich hatte mich schon früher von meinem Begleiter getrennt, und folgte jetzt dem Zuge der Menge. Da aber eben in dem glänzenden Gasthause die größte Aufregung herrschte, wegen des hohen Gastes, so beschloß ich die nähere Besichtigung für den Nachmittag auszusetzen. Doch kann ich gleich hier die kurze Beschreibung geben. Das vier Stockwerk hohe Gebäude gleicht einem

Pallaſt. Herrliche Steintreppen führen in einem zweifachen eleganten Treppenhauſe mit großen Spiegeln geziert, von beiden Seiten aufwärts. Die Corridors ſind prächtig. Klingelzüge leiten durch das ganze Haus, zu allen Zimmern; eine Einrichtung die in den meiſten italieniſchen Gaſthäuſern zur großen Unbequemlichkeit der Fremden faſt gänzlich fehlt, wie denn überhaupt die Bedienung der ſchlechteſte Theil der Gaſthausverwaltung in Italien iſt. — Im untern Geſchoß befindet ſich ein geräumiger, ſchöner Speiſeſaal, den ich jedoch zu beſichtigen, keine Gelegenheit fand. Die einzelnen Zimmer die ich ſah, waren ſämmtlich in edlem Geſchmack; alles in äußerſter Eleganz, doch die Wände mehr architektoniſch als durch Malerei verziert. Das Zimmer meines Führers des Grafen L.... lag im dritten Stockwerk, es hatte halb die Ausſicht auf den Hafen, halb nach einer Seitenſtraße. Alle Meubles darin waren höchſt elegant, das Bett, ein Doppelbett wie ſo häufig in Italien, das aber doch nur für einen Einzelnen gegeben wird, von einem weiten Bettthimmel überbaut, der geſchmackvoll mit Gaze drappirt war, was hier wie in Venedig, wegen der Seemücken ſehr vortheilhaft iſt. Gegen die Zimmer die ich in der **Locanda grande** geſehen, waren dies fürſtliche Prachtgemächer. Abgeſehen von allem Vergleich, blieb die Einrichtung wenigſtens auf keine Weiſe hinter der Eleganz die die Gewohnheit

der Vornehmeren mit ſich führt, zurück. Dies Alles würde die theuren Preiſe, durch welche man uns, wie wir oben geſehen, abſchreckte in dieſem Hotel abzutreten, wohl rechtfertigen. Ich hatte aber ſogleich Grund, dieſe Angabe in Zweifel zu ziehen, und wollte mich davon überzeugen. Der Graf L.... ſagte mir ſchon, daß die Rechnung für einen ſeiner Bekannten ſehr mäßig geweſen ſei; ich bat ihn mir die ſeinige (wir reiſten zugleich nach Venedig ab) mitzutheilen, und gebe ſie hier als einen praktiſch nützlichen Beitrag für nachfolgende Reiſende

Wohnung (täglich)	2 Frks.
Frühſtück (Kaffee u. ſ. w.)	½ Frk.
Diner (mit Wein, 8 — 10 Schüſſeln)	3 Frks.
Bedienung	1 Frk.

(Trinkgelder werden im Hotel Metternich nicht gezahlt.)

Die tägliche Zehrung eines Reiſenden der vortrefflich wohnt, frühſtückt und zu Mittag ſpeiſt, beträgt alſo einſchließlich der Bedienung 6½ Frks., mithin etwa 1 Rthlr. 22½ Sgr. nach preußiſchem Gelde, oder nicht ganz 3 Gulden rheiniſch, oder 2½ Gulden Conventionsgeld. In welchem ähnlich eingerichteten Gaſthauſe großer Städte Deutſchlands würde man überhaupt wohlfeiler leben, geſchweige bei gleicher Vorzüglichkeit des Dargebotenen! — In der Locanda grande hatte ich

um ein Geringes, aber doch etwas theurer gelebt. Ich empfehle daher allen Reiſenden die Triest beſuchen, den Fürſten Metternich, und will wünſchen, daß die gegen dieſes treffliche Hotel gerichteten Vorurtheile (vielleicht auch Feindſeligkeiten, da es eine Aktien-Unternehmung iſt) es nicht früher zu Grunde richten, als bis ſich die Reiſenden von der Wahrheit meines Berichts überzeugt haben. Doch freilich muß auch die Verwaltung des Hotels die obigen Preiſe inne halten, die ich ſelbſt nach der Rechnung copirt habe, alſo nicht auf einem Irrthum beruhen. — Doch auch dem Hotel empfehle ich eins, was der Reiſende in ganz Italien vermißt. Es ſorge für einen freundlichen, zuvorkommenden Empfang der Gäſte, für eine entgegenkommende Bereitwilligkeit der Dienerſchaft. Das ſoll wirklich noch fehlen; und es fehlt in ganz Ober-Italien, ja wie ich früher bereits bemerkt, ſchon von Prag und Wien ab, ich weiß nicht ob aus Grundſatz oder ſchlechter Angewöhnung. Der anlangende Reiſende wird in Italien entweder von oben bis unten betrachtet, und man wartet ab, was er wohl thun werde, ob bleiben, oder gehen: oder man giebt ihm auf ſeine Anfrage ob Zimmer zu haben ſeien, eine Antwort die durch Ton und Miene äußerſt unangenehm iſt, und ihn faſt in die Kategorie eines Darlehnerbitters verſetzt. Ob es vornehmen Reiſenden eben ſo geht, weiß ich nicht; uns, Schnellpoſtfahrern, die nicht mit eigenen

Equipagen und Bedienten anlangten, ging es überall ſo. Aber auch an Orten wo niemand eben in anderer Weiſe ankommen kann, z. B. in Venedig, wo Jeder in der Gondel vor ſein erwähltes Gaſthaus fährt. Sollte eine Claſſification der Reiſenden dieſe Unannehmlichkeit erzeugen, (was ich aber faſt nicht glaube) ſo wäre es noch ſchlimmer. Denn erſtlich iſt unſre Gattung bei Weitem die Mehrzahl von der die Gaſthausbeſitzer eigentlich leben, und der ſie daher doppelte Aufmerkſamkeit ſchuldig wären; zweitens pflegen Reiſende unſerer Art im Ganzen ſogar mehr zu verzehren und weniger zu beläſtigen als ſogenannte vornehme Reiſende die dabei oft bis zum ſchmutzigſten Geiz ſparſam und unhonnet ſind, nicht zu gedenken, daß ſie in vielen Fällen außer dem Hauſe ſpeiſen, während der Mittelreiſende faſt ſtets im Hauſe bleibt; endlich iſt eine allgemeine Unſitte doch leichter zu dulden, als eine beſondere Verletzung der Achtung, die aus der rein äußerlichen Erwägung der Rang- oder Geldverhältniſſe entſpränge. Wie anders ſind darin die Gaſthäuſer in den meiſten Theilen Deutſchlands, beſonders am Rhein eingerichtet! Dort iſt jeder Reiſende der willkommene Gaſt. Es miſcht ſich eine gewiſſe Gutmüthigkeit in die Begrüßung, die dennoch nie ihre Grenze überſchreitet, und etwa in eine unpaſſende Vertraulichkeit überginge. Wie oft bin ich als Heidelberger Student, mit dem Tornißter auf dem Rücken in

den größten Gaſthäuſern des reichen Frankfurth zu Fuß eingetroffen; und der beſtäubte Fußreiſende fand durch Wirth und Oberkellner, (deren erſter vielleicht der Beſitzer eines Vermögens von einer halben Million Gulden, der andere der lernende Sohn eines gleich reichen Mannes war) eine ſo zuvorkommende Aufnahme, als ſei es ſein Wanderſtab, der das Glück und den Wohlſtand ins Haus führe. Und genau genommen iſt es auch ſo; Der Gaſtwirth am Rhein dankte, beſonders damals der Schaar fußreiſender Jünglinge, den vielen kaufmänniſchen Reitern und den Schnellpoſtreiſenden ſeinen Wohlſtand eben ſo ſicher als den ſeltneren Extrapoſten oder Engländern. Der fröhliche Student, der lebensluſtige Kaufmann, trank auch öfter eine Flaſche über das gebräuchliche Maaß, und mag nicht ſelten eine anſehnlichere Zeche für Tiſch und Keller zu zahlen gehabt haben, als der Lord mit dem Spleen, der die Beine der Kellner durch hundert Launen zum perpetuum mobile machte, und am Ende den Thee trank, den er ſelbſt bei ſich führte. Für den Gaſtwirth entſteht daher eine Art Volksſouveränität durch die Maſſe der Reiſenden, und dieſe Souveränität will reſpektirt ſein. — Dies möge der Metternich ſich zu Herzen nehmen, und er wird bald ein eben ſo aufgeſuchtes Haus in Trieſt ſein wie es früher Reichmann in Mailand war, wo ſich jetzt auch manches nicht eben vortheilhaft geändert hatte.

Uebrigens iſt dieſes Haus, wie wir hören, ſeit dem September dieſes Jahres (1841) ganz in fremde Hand übergegangen. —

Nach einem ſolchen Abſchweifungscapitel über die Gaſthäuſer, ziemt ſich nichts beſſer, als ſelbſt in eins zu gehen, nämlich in die Locanda grande, und dort beim Mittagsmahl von den Wanderungen durch die Stadt auszuruhen. —

Die Tafel war reich beſetzt mit Gäſten und mit Speiſen. Der Sohn Rurik's fehlte nicht, trotz ſeines ermarkteten Frühſtücks, und ſeiner geſtern mehrfältig ausgeſprochenen Drohung, er werde zuverläſſig im Hotel Metternich ſpeiſen. Allein auch der Grund zum Zorn fehlte ihm nicht. Seine unermüdlich forſchende Gelehrſamkeit in allen gaſtronomiſchen Fächern hatte ihn nämlich einen neuen Wein entdecken laſſen, den er ſchon zu ſeinem Frühſtück koſten wollte. Eine Art Champagner, nicht ſo ſtark, ſondern perlender mouſſirend. Die gaſtronomiſche Leſewelt muß mirs vergeben, daß ich den Namen nicht behalten habe. Doch der gedachte kühle Trunk mußte um ganz ſeiner würdig zu erſcheinen, nicht blos ein kühler ſondern ein eiskalter ſein, und daher lange zuvor in Eis geſtellt werden. Dies hätte für das Frühſtück zu lange gedauert, der Wein ſollte daher Mittags genoſſen werden, und war von unſerm vorſichtigen

Trinker auch mehrere Stunden zuvor beſtellt werden. Jetzt aber fehlte er auf der Tafel! Tod und Hölle! Und keine Leibeigenſchaft hier, keine Machtvollkommenheit des Kantſchuhs, wodurch ein ſolches Verbrechen geſtraft werden konnte! Ein Lamm wäre dabei grimmig geworden! Vollends unſer nordiſcher Wanderer, der, hätte ihn Gott für das Thiergeſchlecht beſtimmt gehabt, gewiß nicht als Lamm auf grünen friedlichen Auen weiden würde. Giebt es eine Seelenwanderung, die uns unſerm Charakter entſprechend in Thierleiber führt, oder aus Thierleibern in die menſchlichen befördert hat, ſo ſtehe ich dafür, der Nevaſohn war weder eine Taube geweſen, noch wird er eine werden. Genug er zürnte, wie der eifernde Kronion, am Oberende der Tafel; wenigſtens donnerte er gleich dieſem mehrmals mit der Fauſt (doch nur halb verſtohlen, wie murmelnder Donner) auf den Tiſch und rief: „Dieſes Italien! Dieſe Italiener! (Es waren jedoch meiſt deutſche Kellner im Hauſe, wir können alſo die Apoſtrophe gegen die Nationalität auf uns ziehen!) Dieſe Kerle! Um eilf Uhr habe ich den Wein beſtellt! Jetzt iſt es zwei Uhr, und er iſt noch nicht hier! Ich bitte Sie" wandte er ſich in einer ſanfteren, die Theilnahme für ſeine Leiden weckende Tonart übergehend, zu mir, „ich bitte Sie, was iſt das für eine Ordnung! Der Wein muß auf Eis ſtehen! Es iſt klar, man hat es vergeſſen! Hier ſollte ruſſiſche

Ordnung eingeführt werden! — Nach Tiſch mag ich den Wein nicht trinken; bei Tiſch! Die Suppe iſt ſchon gegeſſen; das Rindfleiſch wird ſchon herumgegeben! Wir werden aufſtehen, ohne den Wein geſehen zu haben!" In dieſem Ton ging das Klagelied Jeremiä, das er übrigens nicht mit Unrecht anſtimmte, da die Vergeßlichkeit der Kellner in Italien wirklich eine paganiniſche Stufe der Virtuoſität erreicht hat, fort und fort, und jedes Gericht bildete gewiſſermaßen nur den Refrain zu einer neuen Klageweiſe! Endlich kam der Wein! Die Züge des Leidenden erheiterten ſich, er ſah mit wohlgefälligem Blick den Kork ſpringen. Die Gläſer wurden gefüllt! Er trank! „Infames Zeug!" rief er mit verzerrten Geſichtsmuskeln, und ſchluckte mühſam hinunter!"

Viel hätte ich nämlich darum gegeben, wenn das Drama dieſen Ausgang gehabt, und ſich durch ſolche ironiſche Wendung erſt zur wahren Tragödie oder zum ächten Luſtſpiel geſtempelt hätte. Allein der Wahrheit die Ehre! Der Wein wurde ganz gut befunden, und der Nordlandsmann, der überhaupt doch gutmüthiger Natur war und nicht lange zürnte, hatte mit dem erſten Glaſe Leid und Grimm hinuntergeſpült, und wurde nun der fröhlichſte Gaſt. Nur wenige finſtere Gewölke zogen noch über ſeinen Himmel; ein zu weich geſottener

Fiſch, ein nicht fein genug gewürztes Fricaſſee, u. ſ. w. —

Das Geſpräch war belebt. Es ertönte in vier oder fünf Sprachen, worunter die eigentliche Landesſprache, das krainiſche, ſlaviſchen Urſprungs, mir die unverſtändlichſte, oder beſſer durchaus unverſtändlich blieb. Dagegen faßte das Ohr allgemach die italieniſchen Klänge, die nicht in Aller Munde Wohlklänge ſind, klarer auf, deutſch, franzöſiſch, engliſch, ſchwirrten von verſchiedenen Seiten her dazwiſchen. Ich ſaß von der einen Seite neben meinem Reiſegefährten aus Steiermark her, von der andern hatte ich einen Offizier zum Nachbar, der mit dem Könige von Würtemberg auf dem Dampfſchiff geweſen war. Er erzählte mir, daß, ihn ſelbſt ausgenommen, die ganze Reiſegeſellſchaft von der heftigſten Seekrankheit befallen geweſen ſei, und zumal der König. Dieſe Ausſicht, die der auf ein Dutzend Stunde auf Stunde einzunehmende Vomitive glich, war äußerſt unerfreulich; förmlich dankbar wurde ich dafür dem jungen Offizier, als er ſeiner lebhaften Schilderung den ſehr wohlklingenden Coda anhing, daß die See ſich ſchon am Vormittag völlig beruhigt habe, und der jetzt wehende Wind uns die ſicherſte Aſſekuranz gegen das mal di mare darbiete. Furcht und Sorge verwandelten ſich in Hoffnung und Freude, und ich ſchaute mit wahrem Behagen in meiner Brieftaſche nach, ob ich auch die bereits

gelöſte Dampfſchiffahrtskarte (8 Gulden 50 Kreuzer koſtet ſie beiläufig) auf dem erſten Platz, mit Wett) nicht verloren habe. —

Nach Tiſch holte ich den Grafen L.... aus ſeinem Hotel Metternich ab, um mit ihm noch einige Wanderungen durch die Stadt zu machen. Unſer Weg führte uns zuerſt durch den lebhafteſten Theil derſelben, den Corſo, der ſpäter auf eine Promenade, eine Allee von nicht ſonderlichen Bäumen (halbwüchſig wie alle die ich hier geſehen) führt, welche ſich gegen die Anhöhen die Trieſt umgeben, hinaufzieht. In der That gewährt die Stadt hier überall die wohlthuende Empfindung (die man bei anderen italieniſchen Städten ſo ſehr vermißt) des friſchen Lebens, und Aufblühens, der Thätigkeit, der Wohlhabenheit. Wie traurig ſind dagegen die meiſten andern Städte, wo man nur den Spuren des Verfalls, des Verarmens, und der dadurch herbeigeführten Unthätigkeit und Trägheit begegnet! — In Trieſt überall reiche Läden, Verkehr in denſelben, auf den Straßen; buntes Gewühl der verſchiedenſten Trachten; viele Türken, Griechen, Armenier, Slovaken, Juden. Selbſt die Kaffeehäuſer, die in handeltreibenden Seeſtädten nicht bloße Vergnügungsorte, Wohnplätze des Müßiggangs ſind, ſondern als Verſammlungspunkte manches Geſchäft abſchließen und den Verkehr erleichtern helfen, tragen dieſe Phyſiognomie der Thätigkeit, der regen, wachſen-

den Lebenskraft der Stadt. Man ſieht ſie gefüllt; es ſind, (für das was überhaupt hier geſtattet iſt) zahlreiche Zeitungen ausgelegt; die Beſucher gruppiren ſich zu lebhaften Geſprächen, und man ſieht daß ſie nicht blos müßig ſchwazzen, ſondern daß ihre Unterhaltung mit zu ihren Geſchäften gehört. —

Der Levantiniſche Verkehr iſt, wie ich ſchon bemerkt, äußerſt lebhaft in Trieſt. Er erſtreckt ſich nicht blos auf Waaren, auf anlangende Schiffe von Smyrna und Alexandria, ſondern auch auf Perſonen. Die Türken ſind ſo zahlreich hier, daß ſie ſogar ihre eigenen Kaffeehäuſer haben. Eins derſelben liegt in der Nähe des Corſo. Es gewährte einen eigenthümlich, ſtattlichen Anblick. Die Orientalen mit ihren ſchwarzen langen Bärten, den weiten Kaftans und Beinkleidern ſaßen, lange Pfeifen mit koſtbaren Bernſteinſpitzen im Munde, behaglich an den kleinen Marmortiſchchen die vor dem Hauſe zwiſchen Blumen unter der Zeltbedachung ſtanden, und tranken (dies iſt der geſtempelte Ausdruck) den köſtlichen Tabaksrauch. Doch ſie ſaßen auf europäiſche Weiſe, auf gewöhnlichen Seſſeln; ein Beweis, daß ihnen das Sitzen nach unſerer Art leichter wird, als uns das ihrige. Einige ſpielten an einem Damenbrett; Schachſpieler ſah ich nicht. Das Schachſpiel ſoll auch in der Türkei ſehr vernachläſſigt ſein, es giebt Wenige die es kennen, und dieſe ſpielen, wie man verſichert, meiſt ſehr ſchlecht. —

Meine Aufmerkſamkeit wurde auf eine traurige Weiſe von den Türken auf meine deutſchen Landsleute zurückgelenkt. Ich ſah einen Anſchlagszettel an einem der nächſten Häuſer, der „Deutſches Theater" überſchrieben war. Er enthielt ungefähr Folgendes: „Die deutſche Theatergeſellſchaft befindet ſich hierſelbſt im tiefſten Elende. Alle ihre Hoffnungen ſind fehlgeſchlagen. Es iſt ihr unmöglich das zu bezahlen, was ſie hier ſchuldig geworden, und überdies fehlen ihr alle Mittel um die Stadt zu verlaſſen, und anderweitig Unterkommen und Erwerb für ihre Mitglieder zu ſuchen. Sie wendet ſich daher mit hoffnungsvollem Vertrauen an die edle Geſinnung der Bewohner Triests. Im Lauf dieſer Woche wird ſie drei Vorſtellungen im großen Theater hieſelbſt geben, zu dem Eintrittspreiſe von 20 Kreuzern. Sie richtet die dringende Bitte an die Einwohner dieſer Stadt, dieſe Vorſtellungen mit ihrer Gegenwart zu beehren, und auf ſolche Weiſe den unglücklichen Mitgliedern die Mittel zu gewähren, in ihr Vaterland zurückzukehren." — Ich geſtehe daß mich das Leſen dieſer Zeilen tief bewegte und erſchütterte. Eine der Vorſtellungen war ſchon vorüber; die andere ſollte am nächſten Tage ſtatt finden, wo ich ſchon in Venedig ſein wollte. Sonſt hätte ich das Theater gewiß beſucht, nicht ſowohl um den bedrängten Landsleuten meinen Obolus von 20 Kreuzern darzubringen, ſondern um überhaupt die Geſellſchaft kennen zu lernen,

und etwas Näheres über ihre Zuſtände zu erfahren. Wer hätte nicht dabei an Wilhelm Meiſter gedacht? Wer nicht vermuthet, oder doch den leichten Traum gehegt, daß ſich hier ähnliche Abentheuer erleben ließen, wie Göthes Roman ſie ſo reizend ſchildert! — Wer aber, der ein deutſches Herz in ſich ſchlagen fühlte, und deutſche Künſtlerzuſtände kennt, hätte nicht auch die ernſte Seite des Verhältniſſes tief empfunden! Vielleicht verzehrte ſich hier das Herz eines Vaters, einer Mutter in drängendſten Sorgen! Vielleicht ſtanden junge Leute, junge Mädchen an dem entſcheidenden Punkte ſchwerer Verirrung, die die traurigſten Nachwehen für das ganze Leben brachte! Endlich, Künſtler dieſer Art ſind ſelten die talentloſeſten! Es hätte ſich in dieſer Beziehung vielleicht eine intereſſante Entdeckung gemacht! — Von allen Seiten alſo bedauerte ich es wahrhaft, daß mir mein Aufenthalt ſo kurz zugemeſſen war, und ich, wenn ich nicht meinen ganzen Reiſeplan zerſtören wollte, durchaus dieſen Abend fort mußte.

Wir ſetzten unſern Spaziergang nach dem Theater Maurener, oder dem Amphitheater fort, indem wir daſſelbe gleichfalls bei Tage beſichtigen wollten, weil Abends die Vorſtellung erſt nach acht Uhr begann, und ich ihr daher meiner Abreiſe halber, nicht mehr beizuwohnen gedachte.

Wir fanden die Leute mit Inſtandſetzung der Räume für den Abend beſchäftigt. Sie waren ſtattlich genug, und hatten, wie alle Einrichtungen italieniſcher Vergnügungslokale, etwas Dichteriſches. Mit dem eigentlichen Bühnen- und Zuſchauerplatz, der eine außerordentliche Geräumigkeit hatte, war noch eine Art Vorſaal oder Vorhof, mit Orangerie beſetzt, verbunden, und an denſelben ſtieß eine Anzahl von Sälen und Zimmern, die zu Buffets und zum Reſtaurationslokal benutzt wurden. Ueberall edle architektoniſche Verhältniſſe, Säulen, Schwibbogen, genug eine Einrichtung der nur ein wenig äußerer Aufputz fehlte, um eine prachtvolle genannt zu werden. Wie alle Theater bei Tageslicht, ſah auch dieſes allerdings etwas kahl, abgenutzt, oder vielmehr nüchtern aus. Der Vorhang war aufgezogen; man ſah die Dekorationen einer antiken Stadt, die in der hellen Tagbeleuchtung ausgeblaßt, farblos erſchienen. Doch die Zeichnung und Perſpektive war imponirend; auch hatte man eine beſondere Sorgfalt darauf gewendet, denn das architektoniſche Bild ſollte Rom darſtellen, und die Oper die man für den Abend gab, war die Veſtalin — jedoch nicht von Spontini, ſondern von Mercadante; ein noch neues Werk, welches aber jetzt gerade in ganz Italien en vogue war. In der That wurde ich begierig, gerade dieſe Oper zu hören; mein Muſſe, ein praktiſcher Mann, hatte geäußert, er werde

ſein Gepäck an Bord ſchaffen laſſen, und dann noch eine Stunde in die Oper gehen, unmittelbar aus dieſer aber aufs Schiff. Mir war das anfangs nicht wohl ausführbar erſchienen, doch jetzt ſiegte die Neugier, und ich beſchloß, mich an ihn anzuſchließen. Einigen Einfluß darauf hatte auch, ich geſtehe es frei, das ſchöne Lokal ſelbſt. Der Zuſchauerraum, von dem ich noch nicht geſprochen, mußte in der Lampenbeleuchtung, und von Menſchen erfüllt, einen impoſanten Eindruck machen. Denn er beſtand in einem geräumigen Parterre, das rings von amphitheatraliſchen Sitzen, einer Arena gleich, umgeben war. Alle Einrichtungen waren höchſt bequem und reich. Acht Reihen Sitze umzogen das Oval des Parterres; durch breite Treppen waren ſie in eben ſo weite Abtheilungen getheilt. Zu jeder Sitzreihe führte ein bequemer Zugang, jeder Platz war leicht zu erreichen, von einem jeden mußte man vortrefflich ſehen, ſowohl die Bühne wie den ganzen übrigen Theil des Hauſes. Logen gab es nicht; die Räume vor dem oberen Theil des Baues gingen dadurch freilich ganz verloren, und nur da, wo man auf Raumerſparniß gar nicht zu achten braucht, iſt eine ſolche Bauart ausführbar. Doch eine glänzendere und behaglichere möchte es ſchwerlich geben. Ich verließ das Gebäude mit dem Beſchluß, Abends noch einmal dahin zurückzukehren. —

Wir gingen jetzt nach dem Hafen zurück. Nun muß ich eine Anklage gegen mich richten, zu der mich kein Tag ernster machen kann, als der heutige, der 9. December, an dem ich dieſe Worte niederſchreibe. Denn er iſt Winkelmanns Geburtstag, und ich bin zu dem Feſt geladen, welches die beiden Künſtlervereine Berlins zur Feier deſſelben veranſtaltet haben. Muß ich es daher nicht als eine eigenthümliche Schickung anſehen, daß ich gerade heut an dem Punkte meiner Reiſebeſchreibung ſtehe, wo ich zu bekennen habe, daß ich es vergeſſen und verſäumt Winkelmanns Grab in Trieſt zu beſuchen? Bei den Notizen, die ich mir aus meinem italieniſchen Itinerario gemacht, hatte ich dieſe überſehen; ſomit waren alle meine Gedanken für Trieſt auf ganz andere Gegenſtände gerichtet, und ich vergaß darüber, was ich in meiner frühſten Knabenzeit ſchon mit tiefer Erſchütterung aus der lebendigen Erzählung meines Vaters ſo oft gehört, wie der große Mann hier ſein Ende gefunden. Erſt jetzt an den Hafen zurückgekehrt traf ich mit einigen andern deutſchen Reiſenden zuſammen, die eben von dem Denkmale unſeres berühmten Landsmannes, das ſich bei der Kirche San Giusto unfern von dem Caſtell befindet, herkamen. Nun war es aber zu ſpät geworden, das Vergeſſene gut zu machen! Zur Sühne will ich heut, an des großen Mannes Geburtstage, wo ich durch ein ſonderbares Spiel des Zu-

falls diese Beichte abgelegt, mit desto wärmerer Ehrfurcht seiner gedenken.*) — —

Nach eingezogener Erkundigung auf dem Dampfschiff fand ich, daß der Plan, alles Gepäck an Bord schaffen zu lassen, und das Schiff erst im Augenblick der Abfahrt zu betreten, ganz leicht ausführbar war. Ich eilte daher in die Locanda grande, bezahlte, ließ sämtliches Gepäck fortschaffen, und begleitete es selbst aufs Schiff. Erst jetzt gewährte der Hafen ein wahrhaft wundervolles Schauspiel. Wie es immer in südlichen Städten Abends lebendiger wird, so war auch der mächtige steinerne Hafendamm in diesen Stunden von zahlreichen Spaziergängern belebt. Die Sonne stand schon dicht am Rande des Meeres; die Schiffsleute saßen müßig und singend auf den Verdecken, Frauen und Mädchen lustwandelten am Ufer, besuchten auch wohl einen Freund an Bord. Nachen schaukelten sich auf den grünen Wellen des Meeres, der Leuchtthurm strahlte im röthlichen Sonnengold, und schon fing auf seiner Höhe der Kranz der Lampen die zur Nacht angezündet wur-

*) Bei der Feier dieses Geburtsfestes durch Winkelmanns Landsleute, die Altmärker (er ist zu Stendal 1717 am 9. Decbr. geboren) in Berlin, wurde der Antrag gemacht, ihm ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten, und durch eine erste Sammlung dazu den Grundstein zu dem ehrenvollen nationellen Unternehmen gelegt. —

den, matt zu blinken an. Möven und andere Seevögel flatterten um die Maſten und Wimpel, und wiegten ſich mit den weißgrauen Flügeln in den letzten Sonnenſtrahlen. Die Küſtengebirge glühten im Purpurhauch; der hellſte Aether umfloß ihre zackigen Linien; man erkannte deutlich den Obelisk zu Dychina auf der Spitze der Straße. Die finſtern Maſſen der Vorgebirge ſtreckten ſich weit in das Meer hinein. Jetzt berührte die Sonne den Rand des Horizontes, und alle Wellen krönten ſich mit goldenem Schimmer, der gegen das Grün der Fluten, und gegen den weißen Schaum gebrochen, das wundervollſte Farbenſpiel erzeugte. Immer glühender wurde der Horizont, der goldene Duft ſtieg bis an den Zenith hinauf, und im Oſten überhauchte die matte, ſanfte Purpurabſpiegelung des Abendroths Himmel und leichtes Gewölk. Das Meer zeigte wie ein Chamäleon hundert wechſelnde Farben je nachdem es Himmel und Licht zurückſtrahlte. Hier war es ein Strom flüſſigen Goldes mit funkelnden Smaragden und Perlen, dort ein tief purpurner Blutſee, in den ſich das düſtre Wind- und Abendgewölk in verdunkelnder Spiegelung hinabtauchte.

Die Küſten geben der Pracht des Meeres nichts nach, und ihr Farbenſpiel wuchs mit dem der Flut. Das Gebirg ſchimmerte in ſeinen Abhängen goldig grün, bläulich dämmernd, violett, ſchwarz, und die Gipfel brannten in leuchtendem Gold! —

Tauſende von Menſchen ſtanden auf der Mole und blickten in das Prachtſchauſpiel das Erde, Himmel und Meer aufführten, hinaus. — Auch wir blieben, bis die glühende Kugel der Sonne in den ſchwarzblauen Meeresrand eintauchte, und die Farben und Lichter verduftten, leiſe eingehüllt in die grauen Schleier des Abends.—

Die Laternen am Leuchtthurm brannten jetzt im hellen Sternkranz; am Quai wurden ſie auch ſchon entzündet; es war Zeit, wenn wir noch etwas von dem Theater ſehen und hören wollten, daß wir dahin gingen.

Die Vorſtellung hatte ſchon begonnen, als wir eintraten. In den weiten italieniſchen Räumen gewinnt Alles eine edlere Erhebung. Das Orcheſter, die Stimmen klingen anders; ſind es die guten Inſtrumente oder die trefflichen Spieler, deren Italien auf der Geige immer noch viele zählt, die uns ganz unbekannt bleiben, und doch unſern beſten wenig nachgeben? Schon im Vorſaal unter den Orangenbäumen empfand ich dieſe Wirkung der veredelten Klänge. In den Hauptſaal eingetreten, überraſchte mich der in der That blendend prächtige Anblick. Der ſehr große Raum, — ich ſchätze ihn bedeutend größer als das Berliner Opernhaus, und wenig kleiner als die Scala zu Mailand, war ſtrahlend hell erleuchtet. Doch noch glänzender die amphitheatraliſchen Sitze von dem eleganten Reichthum der Verſammlung. Man ſah faſt lauter Damen, nur wenige

einzelne, ältere Herren, und dieſe meiſt in den oberſten Reihen; alles war in geſchmackvollſten Sommerkleidern, in weißen, oder doch hellfarbigen Gewändern, im bloßen Kopf, mit ſorgfältig geordnetem, durch Blumen, Perlen oder andere Zierden geſchmücktem Haar; die jungen Damen in unbedecktem Hals, nur mit leichter, mehr zur Verſchönerung als zur Bedeckung dienenden Hülle, genug, die Kleidung ganz, wie wir ſie auf Bällen oder in größeren Geſellſchaften zu ſehen gewohnt ſind, nur daß Alles im höchſten Maaße ſommerlich war. Tauſende von Fächern bewegten ſich in ſchönen Händen, und fächelten den in blühendſten Farben ſtrahlenden Wangen Kühlung zu. Dies war in der That nothwendig, denn ſo luftig, hoch, und freigebig vertheilt der Raum auch war, die italieniſche Hitze ließ ſich nicht verbannen. Eine Temperatur von 28 Graden herrſchte gewiß in dem Saal. Daher auch die lebhafte Farbe der Wangen, wenn ſie nicht wie dieſe feurig blitzenden Augen mit in den Landesverhältniſſen überhaupt lag. Ich geſtehe, einen reichern Anblick weiblicher Schönheiten niemals beiſammen geſehen zu haben; keine Phyſiognomie war unbedeutend; wenige häßlich, die meiſten edel, charakteriſtiſch, anregend, einige in der That wunderſchön. Und nicht alle dieſer letzteren hatten die nationelle Schönheit der Italienerinnen, ſchwarzes Haar, ſchwarze Augen und tiefgeſchnittene Linien, ſondern auf den mehr deut-

ſchen Geſichtszügen ſah man viele (Trieſt iſt auch von vielen Deutſchen bewohnt) und eine Blondine die zur Linken auf der zweiten Reihe der amphitheatraliſchen Sitze ihren Platz hatte, trug nach unſerer einſtimmigen Meinung den Sieg der Schönheit über Alle davon. Den nächſten Preis erkannte man einer Orientalin (ſo ſchien ſie uns wenigſtens) zu, die mit glänzend ſchwarzem Haar, Perlenzähnen und Granatlippen, auf denen das anmuthigſte Lächeln ſchwebte, neben einem Manne in levantiniſcher Tracht ſaß, deſſen ſchwarzer Bart und Haar ihn jünger ſcheinen ließen als ſeine Züge. Doch iſt die Färbung des Haares im Orient, wie ich geleſen, ſo allgemein, daß auch dieſe wohl durch die Kunſt die wunderſchöne Natur ſeiner Nachbarin — ob Tochter, Gattin, Schweſter, blieb uns verborgen, — zu erreichen geſucht haben mochte. —

Der innere Raum des Saales war ganz von Männern beſetzt, die dort wie in einem öffentlichen Garten mit dem Hut auf dem Kopf, frei hin und her gingen, laut miteinander ſprachen und ſcherzten. Nur ſelten ertönte ein St! um der Muſik und Handlung eine momentane Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Deſto aufmerkſamer war ich darauf. Ich verſpare mir eine kritiſche Abhandlung noch einige funfzig Meilen, bis nach Mailand, wo ich dieſelbe Oper hörte, um mich dann des Ausführlicheren über das was ich vom jetzigen Stand-

punkt der italieniſchen Muſik in Italien wahrgenommen, auszulaſſen. Hier kann ich vorweg nur ſagen, daß mir das Material viel beſſer erſchien, als ich erwartet hatte. Wohl zu beachten, aber nur im Stoff. Die Stimmen nämlich waren ſo weit man ſie hören konnte, nicht übel, das Orcheſter rein, äußerſt wohlklingend, auch die Muſik nicht arm an guten, bisweilen ſogar ſchönen Zügen, endlich auch die ſceniſchen Einrichtungen würdig und geſchmackvoll. Doch der ungeheure Raum den die Sänger bei dem ungeheuren Lärmen der Blech-Inſtrumente, beſonders der Banda auf dem Theater erfüllen, und dabei noch die Unruhe des Parterres übertönen ſollten, macht es unmöglich ſie anders als in Maſſe zu beurtheilen. Nur an einigen wenigen Stellen, wo der Zufall oder eine augenblickliche Anwandlung von Aufmerkſamkeit im Parterre größere Stille erzeugten, ließen ein Urtheil über das zu, was die Sänger eigentlich thaten. Sonſt war das Ganze nur als Muſik an einem öffentlichen Orte, wo ſie Nebenſache iſt, wie in einem Garten, zu betrachten, und man hörte ſie nur in der Ferne. —

Eine Stunde etwa hatte ich in dieſem ſeltſamen Kunſtgenuß, der mir jedoch durchaus nicht den zurückſtoßenden Eindruck des Wiener Theaterbeſuchs machte, wie viel hoffnungsloſer für die Kunſt ſelbſt dieſer Zu-

ſtand auch ſein mag, zugebracht. Es wurde Zeit an Bord zu gehen.

Es wäre eine leichte Sache geweſen, das Dampfboot zu erreichen, allein es war durch einen Zufall den ich übergehe, ſo ſpät geworden, daß auch nicht eine Minute zu verſcherzen blieb. So eilte ich denn nach der Richtung die ich mir genau gemerkt hatte, vorwärts; bald aber mußte ich doch ſtutzen, und wurde unſchlüſſig. Zum Glück traf ich zwei Herren, die mir ſehr gefällig, auf italieniſche Anſprache deutſch Beſcheid gaben, (ſo hatten ſie den Raben unter den Pfauenfedern am Accent erkannt) und mich bis zu der Stelle geleiteten, von wo ich nicht mehr fehlen konnte. Sie ſelbſt ſpornten mich zur Eil an, weil es ſchon drei Viertel geſchlagen habe, und das Dampfſchiff mit dem Schlag zehn Uhr abgehe. Ich lief trotz der noch immer drückenden Schwüle der Luft, aus allen Kräften. Allein der Henker weiß es, wie im Dunkeln dem Myops eine Stadt anders erſcheint, als bei Tage. Ich lief und lief, und kam nicht an! Niemand in der Nähe, um zu fragen! Schon ſchlug die Beſorgniß meiner Seele höhere Wellen als das Meer! Ich hatte Hafen und Schiffe neben mir, doch die Mole wo ich das Schiff betreffen ſollte, fand ich nicht. Endlich fragte ich einen Kohlenträger. „Santo Dio!“ rief er, „der Herr iſt ſchon weit vorbei.“ Ich mußte umdrehen! Da tönte mir die Glocke des Schiffs zur Linken! Jetzt

ging ich dem Schall nach, und im Moment wo die Zugbrücke die an Bord führte, aufgezogen werden sollte, flog ich noch hinüber, und konnte, während gerettete Schiffbrüchige „Land, Land!“ ausrufen, den Rettungsruf Xenophons erheben: „Thalatta, Thalatta!“ —

Fahrt nach Venedig.

An Bord des Dampfschiffs fand ich Alles in der musterhaftesten Ordnung. Mein Gepäck war eingeräumt, mein Nachtsack und Mackintosch lagen auf meinem Schlafplatz in der Kajüte. Es wäre zu wünschen, daß die italienische See-Ordnung auch eine italienische Land-Ordnung veranlaßte, doch über diese werde ich meine Jeremiaden noch zu singen haben!

Die kleine Besorgniß die mein Blut etwas in Wallung gebracht hatte, war bald vergessen, als ich die Bewegung des Schiffs unter mir, und mich mit bewegt fühlte. Jetzt erst machte sich der Unterschied einer italienischen und deutschen Nacht bemerkbar. Ich war besorgt gewesen, daß die Kühle auf der See empfindlich sein möchte, und hatte mir zur Vorsicht noch einen wärmeren Oberrock handrecht gehalten, um so wenig als

möglich genöthigt zu ſein, die Zeit in der Kajüte zuzubringen. Doch die Vorſicht bewies ſich als völlig unnöthig; ſo erhitzt ich durch den eiligen Weg war, hauchten mich die Lüfte doch keineswegs empfindlich, ſondern nur wohlthätig kühlend an, und nachdem ich ruhiger geworden, fand ich es eher zu warm, als zu kalt im bloßen Sommeroberrock. Wir waren wohl ſchon anderthalb Stunden weit ins Meer hinausgefahren, als ich, weniger aus Bedürfniß als aus Vorſicht den Mackintoſch anzog, ohne ihn jedoch zuzuknöpfen. Ich kann es nicht beſchreiben, wie wohlthuend, wie ſüß dieſer linde Hauch der Nacht, dieſe Wärme und ſanfte Kühlung zugleich, war. Das Einathmen der Luft wurde eine wahre Seligkeit. Der reinſte Himmel wölbte ſich über uns; am äußerſten Meeresrande glomm die Abendröthe purpurn fort: die Sterne tanzten hellblinkend auf allen Wellen. Die Gebirgsküſten ſtreckten ſich ſchwarz ins Meer hinaus. Die Laternen des Quais und Hafens von Trieſt, das Feuer des Leuchtthurms glühten hinter uns, allmählig fern und ferner verglimmend. Graf L.... war mit auf dem Dampfſchiff; noch einige andere deutſche Reiſende; ſo entſpannen ſich bald heitere Geſpräche; die Zahl der Paſſagiere war nicht zu groß, man war einander nicht hinderlich. Leicht fand jeder einen angenehmen Platz, und durfte nicht ängſtlich ſein, daß er ihm genommen werde, wenn er ihn verlaſſe. Man fühlte endlich einmal

die Wohlthat eines ruhigen, durch keine Hast und Eile gedrängten Genusses, das Recht sich selbst zu gehören. Dazu die schöne Hoffnung für den nächsten Morgen, wo wir die durch tausendfältigen Zauber der Phantasie und der geschichtlichen Erinnerung verherrlichte königliche Handelsstadt begrüßen sollten, im Purpurglanze des Morgens von der See aus, aus der sie majestätisch, als die Beherrscherin des gehorsamen Elements vor uns aufsteigen sollte. —

Sogar Rurik war zufrieden, und lobte Schiff, Einrichtung, Wetter, Wind, See, kurz Alles. Nur nicht die Kajüte, und das Trinkwasser, welches man daselbst erhält. (Im Uebrigen war auf dem Schiff nichts zu haben.) Und bei diesem Tadel mußte man ihm Recht geben. Denn in der Kajüte war eine Höllenatmosphäre, sowohl was die Hitze als was den schwefelpfuhlartigen Dunst anlangt; natürlich mußte das Wasser, welches hier in der Karaffe stand, gleichfalls eine Temperatur von 28 bis 30 Grad annehmen.

Wie es daher sechs bis acht Personen vorziehen konnten, in der Kajüte in den engen Wandhöhlen zusammengekauert, im eigenen Schweiß gebadet, stöhnend und schnarchend die Nacht zuzubringen, statt auf dem Deck, wo jeder Athemzug Wollust und Erquickung war, das bleibt mir unbegreiflich, war aber erfreulich. Denn nur durch diese diametral entgegengesetzten Richtungen

der menſchlichen Natur, Wünſche und Bedürfniſſe erklärt ſich's, daß wir nebeneinander Platz haben auf der Erde; griffe Alles nach Einem, nach dem wahrhaft Guten und Beſten, — wer könnte deſſen theilhaftig werden? —

Mitternacht war vorüber, als wir anfingen das Bedürfniß des Schlafes zu empfinden. Indeß war es noch ſo mild, ja ſchwül, aber nicht drückend ſondern erfriſchend, auf dem Deck, daß ich den Oberrock nicht anders gebrauchen konnte, als zum Polſter des Nachtlagers, das ich auf einer Bank am Kajütenfenſter aufſchlug. Der Nachtſack war mein Kopfkiſſen; ich trug Sorge mich ſo zu legen, daß ich den Wind von der Kopfſeite her hatte, und ſo entſchlief ich auf dem zwar ziemlich harten, aber doch ſo geſunden und reinlichen Nachtlager, daß ich es dem in einem ſchlechten Gaſthauſe hundertmal vorziehen würde, unter freiem Himmel ſehr bald. Nurik hatte ſich eben ſo gebettet; hier zeigte er ſich als Soldat und ohne Umſtände, und ich muß es ihm zum Ruhm nachſagen, auch kameradſchaftlich. Ein Beweis, daß der Kriegsdienſt nicht zur Rohheit erzieht, ſondern ſie vielmehr abſchleift, wie ich hundertmal unter gemeinen Soldaten zu ſehen Gelegenheit gehabt habe, die ſich einander mit Treue und Redlichkeit, ſelbſt mühſelige Dienſte leiſten, weil ſie im Kriege die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Gegendienſtes ſchätzen gelernt haben,

und so mehr Liebeswerke unter einander üben, als oft eine ganze Corporation von Gelehrten und Geistlichen. Denn nirgend ist der kleinliche Personalitäts-Egoismus größer als in diesen Ständen, denen das Wissen zwar die bessre Erkenntniß des Rechten giebt, aber selten die Willenskraft zur Ausübung stärkt. Daher ist in jedem Offizierkorps unbedingt mehr Gemeinsinn, Kameradschaftlichkeit, Treue und Liebe anzutreffen, als ich jemals bei der Gesammtheit der Professoren einer Universität und unter den Mitgliedern des Clerus einer bedeutenden Stadt getroffen; die gelehrten wie die heiligen Herren leben leider meistens in nicht einmal offenem sondern hinterlistigem Kriegszustande. Man versuche es zu läugnen, und ich will die exempla, die ich für jetzt als odiosa annehme, rasch genug herbeischaffen! — —

Ich schlief herrlich, wenngleich nicht fest. Die Härte des Lagers, die ich, obwohl ich mich nie auf Betten bette, sondern stets auf Matratzen, doch nicht ganz gewohnt war, weckte mich zu Zeiten. Aber dieses Erwachen war wohlthuend; ich schlug die Augen einmal auf, sah die Sterne über mir flimmern, hörte das Rauschen der Wellen an der Brust unseres Schiffes, wurde mir des milden Hauchs der Luft wieder bewußt, und legte mich mit erneuter Empfindung des Behagens auf die andere Seite.

Erſt gegen Morgen erwachte ich von einem kühlen Anhauch, ganz leicht von der Morgenfriſche berührt. Etwas hatte ſich der Wind, etwas unſere Richtung geändert, ſo daß mir jetzt der Luftſtrom kühl ins Angeſicht wehte. Er ermunterte dafür auch deſto raſcher. Ich ſprang auf, der Tag glimmte an den Bergen, er röthete ſich hinter uns in den Wellen des Meeres. Leichte, weiße Nebelſchleier [illegible]ten um die Küſte, die wir deutlich zu unſerer Rechten erblickten, und gewiß auch die ganze Nacht hindurch nicht aus den Augen verloren haben würden, falls es hell geweſen wäre. Die Umriſſe des graublauen Gebirgs liefen zwiſchen den Wolken hin, bald hinter ihnen leicht ſchimmernd, bald verhüllt, bald in klarer Schärfe hervortretend. Mein Auge ſuchte Venedig; noch lag es halb in der Dämmerung, halb in den Nebeln des Meeres, halb auch wohl noch hinter dem Horizont ſelbſt verborgen. „In einer Stunde werden wir es ſehn" ſagte mir einer der mitreiſenden Paſſagiere. Indeſſen klärte ſich der nördliche Horizont auf, je höher die Sonne ſich im Oſten hob; die Nebelſtreifen verflogen, die Alpenmauer zackte ſich immer zuſammenhängender, immer ſchärfer aus. Die Gebirge Kärnthens, Salzburgs, Tyrols umgürten die See, aber ſteil und wild geklüftet gegen Süden abfallend. Ich richtete das Fernglas auf die Rieſen. Da ſah ich ihre tief geſpaltenen, chaotiſch zerriſſenen Fels-

glieder, den mächtigen Knochenbau auf dem sie ruhen; schwarze Klüftungen öffneten sich; lange Schneerinnen liefen darin abwärts; einzelne Gipfel schimmerten wie Marmor so weiß; nicht nur war es der Schnee der dieses blendende Licht zurückwarf, sondern vielfältig auch der glänzende weiße Kalkstein, aus dem sich diese Gebirge zum größten Theil bilden. Es gewährte einen eigenen Reiz, so von dem ruhigen schönen Meere aus in die schauerlichen Geheimnisse des Gebirgs hinein zu schauen. — Jetzt zitterten die ersten Sonnenstrahlen über die Fluth, wir hatten uns kaum zu ihnen gewandt, als der Ruf: „Venedig!" unser Auge rasch nach der andern Seite lenkte.

„Wo? Wo?" riefen wir, und folgten dem Finger des Zeigenden. Weit hinaus in der blauen Ebene des Meeres leuchteten rosig glühende Spitzen auf; es waren die Thürme der weltberühmten Stadt, vom ersten Strahl der Morgensonne begrüßt.

Die jugendliche Spannung und Bewegung beim Anblick berühmter Gegenstände und Orte hat mich längst ungetreu verlassen, wie manches andere Glück der Jugend! Plötzlich kehrte sie wieder. Venedig! In dem Laut ist etwas das die Brust bewegt! Geschichte und Poesie haben sich die Hand gereicht um die Mächtige zu verherrlichen, um sie mit Glanz und Schrecken zu umgeben! Venedig! Bei dem Klang dieses Namens

tauchen tauſend Zauberbilder der Lieblichkeit und Furchtbarkeit aus der Tiefe der Erinnerung auf! Wir ſehen eine Stadt mit Paläſten, die ſich im Meeresſpiegel verdoppeln, wir hören den Klang der Barcarolen, die bunten Gondeln ſchaukeln ſich, wir ſchauen die Pracht des Dogen, das Gewühl auf San Marcus — doch plötzlich zuckt ein eiſiger Schauer durch die Empfindungen unſerer ſtaunenden Freude! Unſer Blick fällt auf den Dogenpalaſt, den mächtigen Steinrieſen, der ſich aus den Wellen erhebt, und mit ihm ſteigen alle Bilder des Schreckens aus dem Dunkel der Vergangenheit empor. Die Gerichtsſäle mit den verlarvten Höllenrichtern, die Seufzerbrücke, deren ſteinernes Joch nicht einbrechen wollte unter der Laſt des unermeßlichſten Jammers und Grauens, die Kerker, die ſich bis unter die Wellen des Meeres ſtrecken, um den letzten Hoffnungsſchimmer zu begraben! Venedig! Ja dieſer Name weckt und erſchüttert Elemente in der Bruſt, wie kein anderer auf der Landcharte Europas! —

Die roſenfarbenen Flämmchen hatten ſich jetzt in weiße, leuchtende Thurmſpitzen verwandelt; wir durchflogen das Meer mit raſchem Kiel; ein günſtiger Morgenwind kam dem arbeitenden Dampf zu Hülfe. Zuſehends ſtiegen die Kuppeln und Paläſte der wundervollen Stadt höher hinauf aus dem Schooß der blauen Wellen; immer weiter und herrlicher entfaltete ſich das

Zauberreich. Mit dem Fernrohr unterſchied ich ſchon deutlich die Formen der Kirchen, der Paläſte. Ich ſah die Spitzbogenfenſter des Dogenpalaſtes, die mächtigen Kuppeln der Markuskirche. — Die ganze Schiffsgeſellſchaft hatte ſich nach dem Vordertheil begeben; alle Blicke hefteten ſich begierig auf das Ziel der Reiſe; die Kundigen machten die Erklärer; nach jeder Thurmſpitze, jedem golden glühenden Knopf, jedem hervorragenden Gebäude wurde gefragt, man wollte die Namen Aller wiſſen. Jetzt wurden auch die näheren Umgebungen der Stadt ſichtbar. Wer in Venedig von der Waſſerſeite her eintrifft, hat den Vortheil manches im Hineinfahren zu ſehen, was von der Stadt aus nicht leicht abzureichen iſt. So ſtreiften wir längs den berühmten Murazzi hin, dieſen ungeheuren Dämmen aus Werkſtücken, die viele Meilen weit in das Meer geführt ſind (ſie erſtrecken ſich bis Chioggia) um die Gewalt ſeiner Wellen von Venedig abzuhalten. Wenn man ſieht, welcher Kräfte die Stadt bedurfte, um ſich nur gegen das Meer zu ſchützen, ſo wird die Anlage derſelben immer von Neuem unbegreiflich. Nicht genug, daß man ſich in ungeſunden Sümpfen anbaute, wo jeder Fuß breit feſten Bodens durch Kunſt gewonnen werden mußte, wo jedem Hauſe der Raum mit kärglichſter Enge zugemeſſen iſt, wo die dreifachen Anſtrengungen und Mittel erforderlich waren, die der Bau auf feſtem Erdreich verlangt

hätte, ſo mußte noch der Werth einer zweiten Stadt daran gewendet werden, um die erſte vor dem Untergang in den Sturmfluthen zu retten! —

Wir ſteuerten auch am Lido vorüber, durch die Porta di Lido, welche der an der Südküſte Venedigs ſich öffnenden Porta di Malamocco entſpricht. So ſahen wir gewiſſermaßen die Außenwerke der Seeſtadt, die ſich nördlich hin erſtreckenden Kanäle, Inſeln und Anlagen im Hereinfahren. Auch an den Gärten, die Napoleon dem Anſchein der Unmöglichkeit, wie ſo oft trotzend, hier am äußerſten Ende der Stadt angelegt hat, ſtreiften wir hin. Jetzt that ſich die volle Pracht der Paläſte, Kirchen, Säulen, Plätze, Quais, des Hafens, der Inſeln, Kanäle und Schiffe vor uns auf. Ein Panorama, zu reich um es in eine Schilderung zu faſſen, überdies von Jedem gekannt, wenn nicht durch eigene Anſchauung, doch durch hundert und aber hundert Bildniſſe. Denn welcher Maler, der vor dieſen labyrinthiſchen Wundern geſtanden, hätte nicht verſucht ſie zu feſſeln? Die Glocken Venedigs tönten in unſer Ohr. Der Dogenpalaſt ſtand in rieſiger Pracht vor uns, die Kuppeln der Markuskirche wölbten ſich majeſtätiſch, das Gewühl des Hafens umbrauſte uns, tauſend Gondeln flogen pfeilſchnell an unſer Fahrzeug um uns an Bord zu nehmen! —

Ueber das ganze, alle Sinne, Gedanken und Gefühle aufregende Schauspiel, wölbte sich der Himmel im tief-klaren Blau, und die Sonne leuchtete die Wunderstadt des Meeres mit goldnen Strahlen prächtig an, und zeigte sie uns im glänzendsten Feierkleide des Tages! —

Wanderungen durch Venedig.

Ankunftsleiden. Staberl. Frühstück. Der Markusthurm. Die Markuskirche. Der Dogenpalast. Bleidächer, Seufzerbrücke und Kerkerhöhlen. Gondelfahrten.

Bevor ich meine Wanderungen beginne, lege ich dem Leser ein offenes Bekenntniß ab. Nach dem beschränkten Maaß meiner Reise bleiben mir für Venedig nur zwei Tage. Jedermann ruft aus: Es ist unmöglich in zwei Tagen Venedig zu sehen. Ich erwiedere zwei Minuten sind unendlich mehr als gar nicht. Vollends aber zwei Tage geben eine Fülle von Eindrücken und Anschauungen die die Mühe der weitesten Reise aufwiegt. Würden vier Tage, sechs, vierzehn erschöpfend sein für eine Stadt, in der jeder Stein ein geschichtliches Document bildet, die fast nur aus Palästen besteht, in deren jedem fast ein Herrscher gewohnt hat, eine Stadt,

die an Kunſtſchätzen aufgeſammelt hat, was das Studium eines ganzen Künſtlerlebens ausfüllen, in den Bibliotheken und Sammlungen vielfältigſter Art dem Forſcher unerſchöpflichen Stoff darbieten? — Jeder hat ſich hier auf individuelle Zwecke zu beſchränken. Ich wollte weder die Gallerien noch die Bibliotheken ſtudiren, weil zu dem einen eine künſtleriſche Gabe und Vorbildung gehört, die ich nicht beſitze, und das andere Zeit und Zwecke bedingt, die ich beide nicht hatte. Aber ich wollte mir eine lebendige Anſchauung der berühmten Stadt gewinnen, ich wollte den Grund und Boden den ich ſchon vor Jahren zu beſondern Arbeiten genauer durchforſcht hatte, ſelbſt betreten, die durch Bücher und Karten vermittelten Eindrücke unmittelbar empfangen. Für dieſe Abſicht vermochte ich in zwei Tagen viel zu thun. Allein nun komme ich erſt an das eigentliche Bekenntniß. Es ergreift mich zu Zeiten auf Reiſen eine Unruhe, eine Haſt, ein Widerwillen gegen Alles, eine Sehnſucht nach der Heimath — (ein Arzt mit dem ich den Leſer ſpäter bekannt machen werde, ſagte zu mir: bei Ihnen lerne ich eine neue Form der Noſtalgie kennen) die mich für den Augenblick ſtumpf gegen jeden Genuß und Eindruck macht. Ich weiß das mit Sicherheit vorher, wenn ich abreiſe, und gehe daher an jede, noch ſo ſchöne Reiſe zum Theil nur wie an eine ſchwere mühſelige Arbeit, welche zu verrichten mir jedoch Pflicht

iſt; eben ſo ſicher weiß ich aber auch, daß ſich in der Erinnerung alle Eindrücke in mir verwandeln, und mir das oft reizend erſcheint, was ich in der Gegenwart kaum zu ertragen vermochte. Schilderte ich daher meine Reiſen unmittelbar während denſelben, ſo fürchte ich, würde ein Reſultat herauskommen, an das ich ſpäterhin ſelbſt nicht mehr glauben könnte. Andererſeits aber ſchwächt ſich doch dadurch mancher Eindruck, ja mancher geht gänzlich verloren. Die Gewalt der Gegenwart iſt ſo groß über mich, daß ich mir die Genüſſe, nach denen ich ich von fern her geſtrebt, ſämmtlich abkämpfe, endlich gar leicht etwas völlig aufgebe, in dem Augenblick wo es mir dargeboten wird. Faſt nie aber hat mich dies Gefühl ſtärker beherrſcht als in Venedig. Die Stadt drückte förmlich auf mich, ſie belaſtete mich ſo, daß ich mir kein härteres Geſchick denken konnte, als durch irgend einen Zufall, Krankheit oder dergleichen genöthigt zu ſein, eine längere Zeit daſelbſt zuzubringen. Dieſe Empfindung machte mich für manche Eindrücke ganz unzugänglich; ſie glitten völlig an mir ab; es war als redeten ſie zu mir in einer fremden Sprache, von der ich keinen Laut verſtand. Die bloße Gedächtnißkraft aber reicht nicht hin, eine ſolche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden feſt zu halten, wenn ſie nicht lebendige Empfindungen und Anſchauungen erregt haben. Daher ſitze ich jetzt vor manchen meiner Tagebuchsnotizen wie

vor einem Buch mit ſieben Siegeln. Ich ſehe Namen genug, doch kein Bild will ſich mir dazu auffriſchen, keine Empfindung in mir wach werden. Andere Eindrücke dagegen ſtehn mit unverlöſchlicher Feſtigkeit vor meiner Seele. Deshalb nehme der Leſer hier noch mehr wie irgend wo in dieſen Blättern, mit einer ganz ſubjektiven Betrachtung vorlieb; es iſt ja auch viel weniger der Zweck derſelben ein Führer auf ähnlicher Reiſe zu ſein, als einige lebendige Anſchauungen zu wecken, die Luſt zu gleichem Ausflug zu reizen, endlich dem Leſer im einſamen Winterzimmer eine Gallerie von bunten Reiſebildern vorzuführen, die ihm über die rauhen Monate und düſtern Abende mit angenehmer Täuſchung hinweghelfen. — So vergebe man mir jetzt die flüchtigen Striche und Skizzen, wo ich vielleicht einige Eindrücke verwirre, verwechſle. Nichts wäre leichter als mit einer genauen Beſchreibung Venedigs, mit Karten und Plänen neben mir, jedem meiner Schritte die völligſte topographiſche Sicherheit zu geben. Doch ich will kein Buch aus Büchern, ich will eins rein aus meiner Seele ſchreiben. Darum, wer mit mir wandert, muß ſich auch mit mir verirren, und wie es ſchon der Titel meines Büchleins ſagte, mit mir dichten und träumen! —

Ich war mit Ruelf, mit dem ich für den Aufenthalt in Venedig einen Alliance-Tractat geſchloſſen

hatte, in eine Gondel geſtiegen. Wir ließen uns nach dem Hôtel Europa rudern.

Jedes Haus in Venedig hat ein Waſſerthor und eine Landpforte; die letzte iſt nur das Hinterpförtchen. Von dem Waſſerthor gehn breite Steinſtufen zu dem Kanal hinab; neben denſelben ſtehn Pfähle zum Anſchließen der Gondeln, hier iſt die Anfahrt in der Front, der Haupteingang. Wir legten mit unſerer Gondel in der Nähe des Hôtels an, das in dem ehemaligen Palaſt einer der berühmteſten Familien der Nobili, doch habe ich vergeſſen welcher, angelegt iſt. Nach italieniſcher Sitte kümmert ſich niemand um uns; es iſt kein Kellner zu erreichen. Endlich erſcheint ein Hausknecht, der uns unſer Gepäck abnimmt, mit einer Miene, als gewähre er zwei überläſtigen Bettlern aus beſonderer Gunſt ein Obdach. — Wir fragen nach Zimmern; Rurik handelt um den Preis. Er will zuerſt die Zimmer ſehn. Wir werden eine ſteinerne Treppe hinaufgeführt, eine, zwei, — „Was Teufel warum ſo hoch, haben Sie keine Zimmer in der Bell-Etage?“ ſchnaubt er den Kellner an. Dieſer antwortet nicht, ſondern führt uns noch eine Treppe höher. „Hier bleibe ich nicht! Soll ich unter den Bleidächern wohnen? Ich will eine Ausſicht nach dem Meer!“ — Ich hatte ſtill beſchloſſen in jedem Fall in dieſem Hotel zu bleiben, obwohl es mir anfangs ſelbſt nicht

ſonderlich behagte. Deshalb nahm ich von dem erſten Zimmer das mir gezeigt wurde Beſitz; die Folge war, daß er nun das nächſte Zimmer, welches eher ſchlechter als beſſer gelegen war, bezog; denn das Haus war im Uebrigen gefüllt. Wir wohnten — die allgemeine Unreinlichkeit, die ignobilis aerugo von Staub auf Tiſchen und Stühlen z. B. abgerechnet, — in der That ſehr gut. Denn unſre Zimmer ſtießen dicht an den Speiſeſaal, deſſen Balcon nach dem Canal hinausging, und eine herrliche Ausſicht über die Giudecca, den großen Canal, und einen bedeutenden Theil der Stadt darbot. Die Höhe hatte ihr Unbequemes aber auch ihr Schönes. — Der Erfolg lehrte uns, daß ich Recht gehabt hatte, zu bleiben, denn Mitreiſende vom Dampfſchiff welche in andern Hotels z. B. die Villa Lubbiana (Stadt Laibach) gegangen waren, ſchilderten den Aufenthalt dort als grauenvoll, ſpeiſten bei uns, und zogen nachmals auch ins Hotel de l'Europe ein. — Wir beſchloſſen jetzt auszugehn, um ſogleich unſre Beſichtigung der Stadt anzufangen.

Indeß habe ich noch einen Augenblick Zeit um die Einrichtung unſres Gaſthauſes zu ſchildern, welches von einigem Intereſſe ſein dürfte, weil es ziemlich der Typus der meiſten Paläſte Venedigs iſt, und ſich daraus anziehende Reſultate für die klimatiſchen und geſelligen Verhältniſſe ergeben. Das Haus hat vier Etagen; die

Front geht nach dem Waſſer hinaus. Der vorliegende Hauptzugang führt auf etwa acht bis zehn Steinſtufen in eine tiefe Halle, welche das Gebäude in ſeiner ganzen Länge theilt. An beiden Seiten derſelben liegen die Wohngemächer, größeren Theils mit den Fenſtern nach Seitengäßchen, die in Venedig bekanntlich äußerſt eng ſind, hinaus, dadurch in dem untern Geſchoſſe freilich ſehr dunkel, doch auch ſehr kühl. Dieſe Seitenräume theilen ſich nach Verhältniß des Bedarfs verſchieden ein, in größere und kleinere. Dieſelbe Einrichtung nun wiederholt ſich in allen Stagen. Man muß geſtehn, daß dabei für Bequemlichkeit und Glanz eines hohen Hauſes aufs treflichſte geſorgt iſt. Der das Haus theilende Mittelſaal iſt von anſehnlicher Größe; es können leicht hundert Perſonen darin ſpeiſen. Durch ſeine große Tiefe bleibt er kühl, obgleich ſeine Fenſter und Balcons (denn dieſe hat er in allen Stagen) nach der Mittagsſeite liegen. Die Räume ſind im Ganzen ſo hoch, daß auch ſelbſt bei der großen Länge oder Tiefe des Saals kein Mißverhältniß entſteht. — Da alle Thüren nach den Seitengemächern auf ihn, wie auf einen Corridor auslaufen, ſo dürfen dieſe nur geöffnet werden, um ein glänzendes Geſellſchaftslokal für einige hundert Perſonen herzuſtellen; und will man dieſe ſämmtlich an Tafeln ſpeiſen laſſen, ſo kann die Zurichtung dazu eine Etage höher oder tiefer mit der

größten Bequemlichkeit geſchehn. Auf ſolche Weiſe kann der Palaſt, obwohl er in ſeinem Fundament nur die Größe eines mittleren Hauſes hat, dem Empfang ſo zahlreicher Geſellſchaft genügen, wie wir ſie ſelten, ſelbſt in den höchſten Kreiſen bei uns ſehn. Denn wollte man die beiden Mittel-Etagen zu Tanz und Spiellokalen benutzen, ſo könnten in der obern und unteren zuſammen gewiß 5 — 600 Couverts gelegt werden. Dabei hatte unſer Hotel de l'Europe ungefähr eine Breite und Tiefe von 80 Fuß. Was einem venetianiſchen Nobile einen ſo glänzenden Haushalt aber ſehr erleichtern mußte, iſt freilich der Umſtand, daß er für Stallung und Wagenremiſen nicht zu ſorgen brauchte. Seine Equipagen beſtanden und beſtehn in ſeinen Gondeln, und für dieſe dient ihm der Kanal. — Auch zu einem Gaſthauſe iſt dieſe fürſtliche Einrichtung des Lokals ſehr brauchbar. Der untere Saal dient als große Hausflur; hier iſt die untergeordnete Dienerſchaft, Hausknechte, Lohndiener u. ſ. w. beiſammen; hier erwartet ſie die ausgehenden und nach Haus kommenden Herrſchaften. Ein Seitenzimmer dient zur Reinigung der Kleider und Stiefel. In dem zweiten Stockwerk hat der Wirth ſein Centralbüreau aufgeſchlagen; hier ſchreibt er ſeine Rechnungen, von hier aus, gewiſſermaſſen ſeinem Hauptquartier giebt er ſeine Befehle; er iſt recht eigentlich im Centrum des Hauſes

Die hier Wohnenden haben die Bequemlichkeit nur die Zimmerthür öffnen zu dürfen, um mit der Dienerſchaft zu communiciren. — Im dritten Stockwerk (wo wir wohnten) dient der Saal zum Speiſe- und Verſammlungsſaal. Man nimmt daſelbſt auch das Frühſtück ein; auf dem Balkon mit dem Blick über Stadt und Meer, was jedenfalls viel behaglicher iſt, als auf dem ungereinigten, ungeordneten Zimmer. Uebrigens herrſcht dabei gar keine Etikette. Man tritt in der Morgentoilette aus ſeinem Schlafgemach, und macht ſichs im Salon ſo bequem als man will. Er iſt gewiſſermaßen ein bedeckter Garten, eine Promenade, um friſche Luft zu genießen, die Zeitungen zu leſen u. ſ. w. Auch hat dieſe Einrichtung den geſelligen Vortheil daß man die Mitbewohner des Hauſes raſch kennen lernt, und mit ihnen in Berührung kommt, ohne dadurch in irgend ein bindendes Verhältniß zu gerathen. Im oberſten Stockwerk endlich wiederholt ſich die Scene und Einrichtung des dritten. Da in den Sälen faſt den ganzen Tag irgend jemand der Dienerſchaft zu thun hat, ſo dienen ſie auch zur leichtern Vermittelung alles deſſen, was ein Gaſt bedarf oder wünſcht. Sonſt würde bei der Höhe des Hauſes, bei der Unordnung in dem Dienſt der Leute, bei den faſt immer mangelnden Schellen in den Zimmern, allerdings ein Reiſender oft nur allzu iſolirt ſein, wie er es denn ohnehin ſchon genug iſt.

Doch die bauliche Einrichtung muß, wenn ein geſchickter Wirth ſie benutzen, und zur förmlichen Organiſation einer Art Wachtpoſtens, und telegraphiſchen Mittheilungen von Etage zu Etage einrichten wollte, von dem größten Vortheile ſein, d. h. für Italien, wo das Klima dieſe großen Saalräume bedingt und benutzbar läßt, und vielleicht nur in Venedig, wo bei dem Verfall und der Entvölkerung der Stadt die Räume ſo unglaublich wohlfeil ſind, daß man einen ganzen Palaſt (nach Verſicherung des Lohndieners) für vier Zwanziger täglich miethen kann; — alſo für 350 Thaler jährlich, was bei uns nicht für den ſechs und zehnfachen Preis zu erhalten wäre.

Inzwiſchen iſt mein Alliirter Rurik marſchfertig geworden, und wir verlaſſen das Haus. Ich will einen Lohnbedienten haben; er ſträubt ſich mit Händen und Füßen dagegen. Das ſei eine verwünſchte Race von Betrügern, ich ſolle mich auf ihn verlaſſen, er werde mir ſchon zeigen, wie man ohne einen Lohndiener fertig werden könne. Da wir vorläufig nur nach dem Markusplatz und der Kirche wollen, willige ich für den Augenblick ein, um ſo mehr, da im ganzen Wirthshauſe, wie es denn in Italien öfters ſo zu gehen pflegt, auch nicht ein dienendes Subject ſichtbar iſt.

Kaum haben wir hundert Schritt in den gewundenen, zwei Schritte breiten Gaſſen gethan, ſo werden

wir deutſch angeredet: „Befehlen die Herren einen Lohnbedienten?“ Die Landsmannſchaft wittert ſich förmlich. Ich war äußerſt froh über den Zufall. Rurik fragt: „Wie heißen Sie?“ „Staberl.“ „Richtig, Sie ſind mir empfohlen!“ (Er war überhaupt mit guten praktiſchen Notizen verſehn) „Was verlangen Sie für ihren Dienſt?“ „Die Taxe, gnädiger Herr, fünf Franken!“ — „fünf Franken? Sie wollen uns prellen! Marſch fort, wir wollen ſchon einen andern finden!“ — Staberl, ein gutmüthiges und demüthiges Männchen, machte ſeinen tiefen Diener, und wollte ſich empfehlen! Die Forderung ſchien mir indeß nicht zu hoch, ich wußte daß wir in Venedig keinen Schritt gehn könnten ohne einen Lohndiener, daher rief ich das kleine Männchen zurück und ſagte: „Wenn Sie genau Beſcheid wiſſen, und uns gut und gewiſſenhaft führen wollen ſo gehn Sie gleich mit uns.“ Staberl ſchwur, alle ſeine Herren ſeien zufrieden mit ihm geweſen, er kenne jeden Stein und jede Merkwürdigkeit in Venedig, und wir würden gewiß auch zufrieden mit ihm ſein. Das ſind wir vollkommen geweſen, und ſomit ſetze ich für alle nach mir reiſenden Landsleute ſeine Adreſſe ſogleich hieher.

„J. Nicol Staberl, Stadtführer unter dem Markusthurm Nr. 137 in Venedig, zu erfragen im Hotel de l'Europe.“

Der Name Staberl iſt, wie er uns nachmals berichtete, nur ein Sobriquet, durch Ueberlieferung entſtanden, aber ſo gäng und gäbe, daß der ächte Familienname Riedt ſo gut wie verklungen iſt. Als Staberl wird der gutmüthige, gewandte kleine Mann von einem deutſchen Reiſenden dem andern überliefert, und ich überliefere ihn hier en gros. Er hat auch noch einen Bruder, den er zum Führer angelernt hat, dies iſt der unächte Staberl, aber in Ermangelung des ächten auch ſehr brauchbar. Daß ein deutſcher, gutmüthiger immer gefälliger Führer einem Deutſchen in Venedig ſehr nützlich ſein kann, und ſogar eine Art vaterländiſcher Verbindung mit ihm ſtatt findet, die ihn zu einem willkommenen Begleiter macht, das wird mir Jeder aufs Wort glauben der zwei Stunden in Italien geweſen iſt, und ein einziges Mal mit dem verwünſchten Lumpengeſchlecht der Facchino's und anderer Schmeißfliegen-Racen zu thun gehabt hat. —

So traten wir denn mit Staberl unſre Wanderung an, denn Rurik hatte ſeine Anſicht auch geändert, und überzeugte ſich nach den erſten funfzig Schritten, daß er ohne Führer auch nicht einmal nach dem Markusplatz gefunden hätte, ſo nah dieſer bei unſerm Hotel lag. Denn daß Venedig ſtreng nach dem Muſter des ächten Labyrinths gebaut iſt, wird niemand bezweifeln wollen. —

Staberl führte uns, da die Nacht auf der See uns hungrig gemacht hatte, vorzüglich auf meines Reisegefährten Begehr, zuvörderst in ein Restaurationslokal in der Nähe des Markusplatzes, welches er für das beste der Stadt erklärte. Es sah nicht sehr einladend aus. Einige dunkle kleine Zimmer, zu denen man auf einer ganz finstern Treppe gelangte, ein mehr als einfaches Ameublement, und auf den Tellern der gedeckten Tische so grobe Servietten wie man sie bei uns freilich kaum in den schlechtesten Speisehäusern findet.

„Singe mir Muse den Zorn des Peleiaden Achilleus!"

Wenig fehlte, so hätte Rurik den erschrockenen Staberl am Kragen gepackt, und auf solche Art wieder hinausbefördert. „Sehn Sie" rief er, „Sehn Sie was das für ein Kerl ist? Hieher führt er uns! Er will uns weiß machen, daß dies die beste Restauration von Venedig sei! Solch eine Diebshöhle! Vermuthlich ist der Wirth sein Gevatter! Ich denke mir, daß hier die Gondoliere und Lazzaroni und Lohnbedienten und anderes Gesindel frühstücken!" — Staberl schwur hoch und theuer, das sei die beste Restauration, hier äßen Mittags die vornehmsten Offiziere und Beamten! Rurik gebot ihm Silentium rigorosum und hieß ihn, uns sofort an einen bessern Ort führen. „Nun gut" sagte er, ich will Sie zu dem andern Restaurateur bringen, wo sich auch feine Gesellschaft versammelt, aber Sie

werden sehn, es ist nicht besser!" — Nach einigen Minuten standen wir vor einer großen Garküche, die gleichfalls einer dunkeln Höhle glich; indeß konnte man hier im Freien unter einem Baldachin, wiewohl in sehr enger Straße speisen. Rurik brach wieder in Zorn aus, und ich bekenne es, in gerechten; allein Venedig hatte nun einmal keine Pariser Restaurants, ich trug also darauf an hier zu frückstücken, was es zunächst gebe; man dürfe die Zeit nicht länger verlieren. Mürrisch setzte er sich; ich aß eine Cotelette, die bis auf die Knoblauchswürze ganz wohlschmeckend war, er ging auf gastronomische Entdeckungen aus, und erhob einen Weheruf nach dem andern über die vermaledeite Küche! „Ein kalter Fisch mit Rosinen und Mandeln! Ist Ihnen so etwas schon vorgekommen! — Und der Fisch selbst ist gut. — Aber dies Brot! Ich bitte Sie, das Gebäck! Das gäbe man bei uns keinem Hunde!" Inzwischen er hatte nicht Unrecht!

Ich beeilte die Beendigung des Frühstücks. Wir brachen auf um nun zunächst den Markusplatz und seine Umgebungen zu besuchen. —

Zuerst bestiegen wir, um einen Ueberblick der Stadt, ein Panorama aller ihrer Schönheiten zu gewinnen, den Markusthurm; nicht einen Thurm der Markuskirche, sondern einen einzeln stehenden Spitzthurm, dem Dogenpalast gegenüber, der gewissermaßen im

Herzen aller venetianiſchen Merkwürdigkeiten ſteht, den Angelpunkt bildet, um den ſie ſich drehen. Angenehm iſt es, daß dieſe Thurmbeſteigung ohne alle läſtigen und zeitraubenden Ceremonien geſchehen kann; man braucht nicht wie in Deutſchland zu einem Küſter, oder gar Pfarrer zu gehn, und deſſen Erlaubniß und die Schlüſſel einzuholen, und hat nicht eine halbe Stunde zu warten, bis die Tochter oder die Frau ſich herausgeputzt hat, um die kokette Fremdenführerin zu machen. Sondern die kleine Thurmpforte iſt offen, man geht hinein, die gewundenen Stiegen hinauf, und zahlt der Pförtnerin beim Weggehn ein kleines Trinkgeld, deſſen Genügen uns Staberle auf zehn Kreuzer angab. — Droben in der Laterne des Thurms findet man auch einige Männer, die ſich nach etlichen Kreuzern umſehn, dafür aber auch Fernröhre und Erklärungen über jegliche Frage des Fremden, der ohne Lohndiener hinaufkommt abgeben. Hier, vom Markusthurm entwirft man ſich am beſten die Generalcharte ſeiner venetianiſchen Wanderungen, denn jede Kirche die man beſchauen ſoll, jeder Palaſt in dem man eine Gallerie beſichtigen will, jeder größere Kanal, die Inſeln, die vor der Stadt nach dem Meere hinausliegenden merkwürdigen Punkte, werden uns hier namhaft gemacht, und in weniger als einer Viertelſtunde iſt man in der ganzen verworrenen Stadt über die Hauptpunkte völlig orientirt. Das iſt

der Nutzen der Besteigung. Allein die Schönheit, der unmittelbare, großartige Genuß, überbietet ihn hundertfach. Alle Architekturmaler, haben die Ansichten Venedigs, des Markusplatzes, der Piazetta, des Dogenpalastes, u. s. w. gemahlt. Hier hat man diese wundervolle Vereinigung der eigenthümlichsten und imposantesten Architektur auf einem Rundbild, vermehrt durch die Pracht der Kuppeln von hundert Kirchen, die sich über der Häusermauer erheben, herrlich gehoben durch die blitzenden Wellen der Kanäle, durch die Inseln, (die Giudecca liegt uns gerade gegenüber,) durch das weite, schwarzblaue Meer. Die Markuskirche mit ihrem fünffachen Kuppelgebirge, steht uns schräg gegenüber; eben so der Dogenpalast in seiner kühnen Unregelmäßigkeit, in seinem gothischen Säulenbau voller reicher, das Auge verwirrenden Einzelnarbeiten. Wir blicken die prachtvollen von Quadern gemauerten Quais hinab, sehen die symbolischen Mast-Säulen Venedigs mit dem Löwen und dem heiligen Markus dicht unter uns. Vor uns lagert sich die stolze Pracht der Schiffe — freilich jetzt sehr erstorben und geschwunden, gegen einst — die Ströme der Volksmassen drängen sich an den Ufern hin — wir überschauen den weiten Markusplatz mit den Säulengängen der Procuratien, welche den ganz mit Quadern gepflasterten Boden gleich einem gigantischen Spiegel mit ihrem Rahmen umfassen — wir

verfolgen die grüne Schlange des Hauptkanals welcher ſich durch die Stadt windet, und ſehn ihn von leichten Gondeln bedeckt die an den Reihen der Paläſte welche ſich in ſeinen Wellen beſpiegeln, dahin ſchwimmen! —

Doch dies Alles ſind Anſichten Venedigs die wir einzeln, oder in mehr und minder reicher Zuſammenſtellung ſchon auf unzähligen Gemählden geſehn haben. Was ich aber nirgend ſah, und was doch den Gemählden, die letzte, imponirendſte Abſchließung verleiht, das iſt die Landſchaft, der Blick nach dem feſten Lande hinüber, und die Thurmmauer der Alpenkette die ſich in erhabenſter Pracht um die Hälfte des Horizontes baut, während die andere Hälfte ſich in die Fernen des Meeres dämmernd verliert. Es muß die Pracht Venedigs ſelbſt, es müſſen die künſtleriſchen und geſchichtlichen Mächte ſein die uns hier zunächſt umgeben, welche uns vergeſſen machen, daß das größte Wunderwerk der Natur, das Amphitheater der Alpen, ſich um den Horizont jenſeit der Lagunen eben ſo gewaltig aufbaut, wie man es von Turin oder Bern überſchaut. Meine Göttin iſt und bleibt die Natur, ihrem Tempel weihe ich ſtets die Erſtlinge meiner Verehrung; deshalb ſchweifte auch mein Blick über das prächtige Chaos von Paläſten, Thürmen, Kuppeln, Plätzen, Quais, Kanälen, Schiffen, Meer und Inſeln immer hinweg nach den Eis- und Felſenpaläſten des Gebirgs, nach

fernen glänzenden Schneekuppeln und Granitthürmen, die ihr einsames Haupt bald in finsteres Gewölk verschleiern, bald es emporheben in den reinen blauen Aether, wo — —

Staberl zupft mich am Rock, und fragt mich, ob wir nicht jetzt vom Thurm hinabsteigen, und die Markuskirche besuchen sollen. Ich falle in der That von höhern Gipfeln herunter als von dem nur 300 Fuß hohen Markusthurm, gebe aber doch der halben Umkehrung meines Namens Recht, die mich daran erinnert, daß Venedig groß und der Tag hier nicht länger ist, als anderwärts. Er hatte übrigens während meines träumerischen Versinkens in den Total-Anblick auch völlig seine Pflicht gethan, indem er auf meines Reisegefährten Fragen: Wie heißt der Thurm, die Insel, jene Kirche, dieser Pallaßt? — die Antworten Santa Maria della Salute, Giudecca, San Giorgio Maggiore, Palazzo Rezzonico, Balbi, u. s. w. so prompt bereit hatte wie ein guter Schüler dem man das Einmaleins abhört. Mein nordischer Alliirter ging wenigstens um hundert Einzelheiten besser unterrichtet als ich die Treppen hinunter; ich hatte nur einen Eindruck mitgenommen. —

Wenige Schritte über den Platz führen uns in die hochberühmte Kirche. Den großartigsten Eindruck in derselben machte mir das Licht oder vielmehr die

Dunkelheit; denn das ganze Gebäude, ein wunderſames Syſtem von Rundmauern und Kuppeln, iſt mit einer grauen Dämmerung erfüllt, welche nicht dem eigenthümlichen Dunkel gleicht, das durch Glasmalereien erzeugt wird, ſondern aus dem Farbenton des Ganzen hervorgeht. Dieſe Lichttemperatur, das geiſtige Klima des Gebäudes, möchte ich es nennen, iſt der charakteriſtiſche Zug ſeiner Phyſiognomie, wenigſtens derjenigen welche ſo am meiſten zu meiner Individualität paßt, daß er ſich mir am feſteſten eingeprägt hat. Wenn ich jedoch behaupten ſollte, daß ich aus dem Geſammteindruck, wie aus dem der Einzelnheiten, den mir die berühmte Kirche des heiligen Markus gemacht, den Ruhm deſſen ſie genießt, völlig zu begreifen vermöchte, ſo würde ich die Unwahrheit ſagen. Auf die Gefahr hin ein ſtrenges Urtheil zu erfahren, muß ich erklären, daß ich das Staunen und die Begeiſterung, mit der ſich alle Reiſende ſchriftlich und mündlich darüber ausgelaſſen, Empfindungen die auch meine zugleich mit mir in Venedig anweſenden Landsleute als die ihrigen angaben, nicht theilen kann. Es mag dies einmal in meiner Beſonderheit überhaupt, auf welche der in Kirchen aufgehäufte Reichthum nun ein für allemal den ungünſtigſten Eindruck macht, andererſeits aber auch in der beſonderen Stimmung liegen, die mich in Venedig beherrſchte, und von der ich oben ſchon geſprochen.

Mir erſchienen Pracht, Fleiß und Kunſt in dieſer Kirche gewiſſermaßen chineſiſch. Ich habe eine eingewurzelte Abneigung gegen Moſaikbilder, ſobald ſie mehr als Arabesken oder Aehnliches darſtellen ſollen; die aus dieſen Farbenatomen zuſammengeſetzten Bildniſſe ſind mir ſtets zuwider geweſen; man erreicht dabei meines Erachtens, auf den ungeheuerſten Umwegen der Mühſeligkeit nur unſchöne Reſultate, während die Malerei, ſelbſt wo nur mittelmäßige Talente in ihren Dienſten ſind, in frei natürlichſter Bewegung die ſchönſten gewährt. Das Chineſiſche darin, iſt die mechaniſche Mühſamkeit, die mich auch in Schnitzarbeit mit einem an ein halbes Grauen grenzenden Widerwillen erfüllt. Dazu laſtet auf mir ſtets der Gedanke an die ungeheure Verſchwendung irdiſcher Mittel und geiſtiger Kräfte, die eine ſolche Aufhäufung von Arbeiten gefordert hat. Nicht daß die „erfindſamen Kräfte der Menſchen" ſich nicht überhaupt auf Gegenſtände und Kunſt- oder künſtliche Werke dieſer Art hätten richten ſollen, wiewohl es ungleich edlere und höhere Richtungen in der Kunſt, und fruchtbarere im Leben giebt: aber dieſe überlaſtende Maſſe auf einem Punkt iſt es, die mich drückt. Staberle ſagte in einer ächten Lohndienerphraſe: „bei jedem Schritt treten Sie auf ein Kunſtwerk, auf unermeßliche Schätze!" Dem iſt in der That ſo, aber leider! Der Fußboden beſteht aus Moſaiken; alle Wände

ſind damit bedeckt; eine ganze Gallerie von Bildniſſen daraus zuſammengeſetzt. Eine Sonderbarkeit des Baues, die ich ſelbſt jedoch nicht wahrgenommen, ſoll es ſein, daß der Fußboden ſich an einigen Stellen ungleich, wellenähnlich hebt. Es äußerte mir jemand, man ſei der Anſicht, der Erbauer habe dadurch die Herrſchaft der Republik über das ſchwankende Wellengebiet des Meeres ausdrücken wollen. Iſt dem ſo, ſo hätte er gerade etwas Umgekehrtes ausgedrückt. Denn der wellengehobene Fußboden würde eine Nachgiebigkeit, alſo Gehorſam, gegen die Wellen anzeigen, während der ſtarre unbewegliche — der auch zugleich der natürliche und vernünftige wäre, — allenfalls andeuten könnte, daß die Gewalt der Wellen nichts über ihn vermöge. Das Ganze iſt aber wohl nur eine ſtädtiſche Fabel, und die Ungleichheit des Bodens einer zufälligen Urſach zuzuſchreiben. — Die Moſaiken ſind übrigens nicht der einzige Reichthum dieſer überreichen Kirche. Sie iſt voller Arbeiten in Alabaſter, Marmor, Porphyr und Granit; unzählbare Kapellen und Monumente, erfüllen ihr düſter labyrinthiſches Innere; man zählt über fünfhundert größere und kleinere Säulen die ſie tragen und ſchmücken. Der ganze Bauſtil iſt gemiſcht; wir ſahen griechiſche, macedoniſche, byzantiniſche Conſtruktionen in ſeltſamer Verbindung. Ein Beweis daß die Jahrhunderte an dem coloſſalen Werk gearbeitet haben,

deſſen Alter übrigens ſehr hoch hinaufreicht, da als der Gründer der Kirche, der Doge Orſeola angegeben wird, der den Bau derſelben im Jahr 976 begann. Sie wird alſo im Jahr 1976 ihr tauſendjähriges Jubiläum feiern können. —

Uebrigens bleibt aus dem erdrückenden Detail doch zuletzt ein ſolcher Geſammteindruck übrig, daß man die unbehaglichen Berührungen welche uns Einzelnes verurſacht, leicht vergißt. Man ſollte das Werk nicht allzu genau betrachten, ſondern ſich an dem größeren Geſammteindruck genügen laſſen. Indeß wer kann der Herrſchaft ſeines Lohnbedienten entgehn? Und die Sucht unmerkwürdige Merkwürdigkeiten endlos zu zeigen, bleibt dieſem dienenden Herrſchergeſchlecht in allen Zonen gleich eigenthümlich. —

Aus der Markuskirche ſetzten wir den Wanderſtab in den Dogenpalaſt; aus dem Gotteshauſe in das des Teufels könnte man ſagen, wenn der Teufel, und zwar in ſeiner ſchwärzeſten Geſtalt nicht leider in der Kirche eben ſo heimiſch geweſen wäre, wie in den Paläſten der weltlichen Macht.

Wer vermag die Räume des Dogenpalaſtes zu betreten, ohne von kalten Schauern, denen aber doch eine gewiſſe Erhabenheit nicht zu nehmen iſt, bis ins Innerſte durchdrungen zu werden? Ein ſolches Wunder menſchlichen Wahnſinns wie die Anlage dieſer ganzen

Stadt, war auch ihre Verfaſſung! Eine Republik, die jeden Gedanken, jedes Wort in Ketten legte, in der jeder Bürger unter den Schrecken der Tortur und des Schwertes athmete; die qualvollſte Sklaverei zur Bewahrung der Freiheit. Und, des Wunders höchſter, wunderbarer Wahnſinn, daß dieſe eherne Gewalt, dieſe furchtbare Tyrannenmacht Niemandem zu Gute kam, zum Genuß diente, daß ſie gewiſſermaßen ein freiwillig übernommenes Joch war, von dem der Höchſte wie der Niedrigſte eisern gebeugt wurde. Ja die Höchſten trugen den Druck am ſchwerſten, und auf dem Herrſcher ſelbſt, dem Dogen, laſtete er mit dem vollſten Gewicht. Wie immer war der Niedrigſte, der im Dunkel der Maſſen Verſchwindende, der Sorgenloſeſte, wenn auch nicht der Beglückteſte. — Und woher dieſes ſchauerliche Räthſel? Aus einem falſchen Grundfactor, der noch jetzt das Loos der Menſchheit oft bis zur Unkenntlichkeit verfälſcht, entſprang das ganze ungeheure Reſultat, in dem ſich die Tugend zum Verbrechen, das Verbrechen zur Tugend geſtalten, alles Menſchliche, Wahre, Aechte, Reine, Heilige in ſeine Umkehrung ausſchlagen mußte. Hier, wie in der Kirche, wo ſich daſſelbe Ergebniß herausſtellte. Und worin beſteht dieſer falſche Faktor? In der irrenden Beſtimmung über das was das Recht des Einzelnen am Ganzen, das Recht des Ganzen am Einzelnen iſt! —

Doch es wäre zu weitläuftig das hier vor dem Thor des Palaſtes verhandeln zu wollen, in deſſen weiten Sälen der ganze venetianiſche Senat Jahrhunderte lang nicht darüber einig werden konnte. Wohl mir aber, daß ich nicht vor hundert Jahren mit ſolchen Gedanken in den Palaſt getreten bin, denn ſchwerlich hätte ich den Fuß jemals wieder hinausgeſetzt, um der Welt zu erzählen, wie es hier ausſieht! Wir ſtiegen die Rieſentreppe hinan, auf deren Podeſta Marino Faliero ſein Haupt verlor. Durch einige Corridors gelangt man ohne weitere Förmlichkeiten in die großen Säle, welche das mittlere Geſchoß des Gebäudes einnehmen. Hier verſammelte ſich der Senat, hier hielt der furchtbare Rath der Zehn ſeine Sitzungen, den der Doge mit ſeinen Beiſitzern auf ſiebzehn vermehrte. Hier endlich ſchlug das höchſte und gefürchtetſte Tribunal, das der drei Staats-Inquiſitoren ſeinen Höllenrichterſtuhl auf, von dem es keine Berufung gab, als an den Richterſtuhl des Ewigen! Die Macht der Erinnerungen in dieſen Sälen iſt von unwiderſtehlicher Gewalt; wenigſtens war ſie es mir. Es war heller Tag, wir konnten das blaue, wallende Meer, die Kanäle und Inſeln der reichen Stadt überſchauen, an den Wänden hingen Gemälde von Paolo Veroneſe, Titian, Palma, Tintoretto und andern Meiſtern der venetianiſchen Schule, wir ſahen die reiche Bibliothek von St. Mar-

kus um uns aufgestellt — doch alles dies verwischte in mir nicht das Andenken an die entflohenen Jahrhunderte, an die Thaten und Beschlüsse, deren Schauplatz diese Mauern waren. Ich sah nur die Versammlung der verlarvten Richter; die schwarz ausgeschlagenen Wände, die in Ketten schlotternden Angeklagten vor mir. Ein unwiderstehliches von geheimem Grauen zu höherer Reizung gesteigertes Verlangen trieb mich fort aus diesen Räumen des Urtheils in die der Vollstreckung. Wir wurden zuerst zu den Bleidächern geführt. Sie wurden zerstört durch die Franzosen! Für diesen einen Dienst wäre die Menschheit ihnen zum ewigen Dank verpflichtet! Jetzt zeigen sie uns nur noch wüste halb verfallene Bodenräume, wo ehemals die engen Zellen der Qual sich befanden.*) Auf den Fußböden sieht man noch die Spuren, wie die Wände sich gekreuzt haben, und immer je vier Gefängnisse bildeten, von denen zwei ohne Licht blieben. Zunächst unter dem durchglühten Dach lagen sie freilich nicht; doch wenn man die heißen Nächte dieses Klimas in hohen, durch jede Erfindung der Gemächlichkeit beschützten Zimmern zugebracht hat, so ahnt man doch einen Grad der Verschmachtungsqual, welche die Opfer

*) Die Gefängnisse dieser Gattung von denen Silvio Pellico spricht mussen in dem Theil des Gebäudes jenseit der Seufzerbrücke liegen, der noch zu Staatsgefängnissen dient.

hier oben ohne freie Lüftung, und jedenfalls nah genug unter dem Bleidach, um deſſen nachwirkende Hitze zu empfinden, ausgeſtanden haben, und zumal wenn man ihnen, wie es bei der erfinderiſch grauſamen Strenge der venetianiſchen Strafen, gewiß nicht ausblieb, den Aufenthalt durch Art der Speiſen und Mangel des Getränkes (iſt es doch noch jetzt den wohlhabenden Reiſenden ſchwer kühles, gutes Waſſer zu erlangen) erſchwerte. Weiß man doch, daß diejenigen, welche in den kalten Schachten unter dem Meere begraben werden ſollten, erſt unter den Bleidächern gedörrt wurden, damit ſich ihre Qual durch die geſteigerte Empfindlichkeit, und den Contraſt des Wechſels erhöhe! So wird man denn auch wohl Mittel gefunden haben, die natürliche Glut der Bleihöhlen künſtlich zu ſchärfen! —

Nun hinunter in die Brunnen oder Schachten, in die Mauerlöcher ohne Licht und Luft, wo die Kröte niſtet, wo der Molch ſich ſchlängelt, und tiefer hinab in die, welche unter dem Spiegel des Meeres lagen, in deren einigen die Waſſer bis zur Kniehöhe der Gefangenen eindrangen! —

Wir müſſen an der Seufzerbrücke vorbei. Hinüber darf man nicht mehr wandeln, denn ſie iſt noch eine Seufzerbrücke, weil jenſeit Gefängniſſe liegen, die noch jetzt benutzt werden. Doch man wird in die Wohnung

eines Unterbeamten geführt, der ſie aus ſeinem Zimmerfenſter dicht vor ſich hat. Hier konnten wir ſie faſt berühren. Es rann mir erſtarrend durch die Glieder, bis in die Füße hinab, wenn ich mir dachte, wie viele Opfer dieſen ſchmalen Weg, durch die enge Eiſenthür gewandelt ſind, das Entſetzen in der Bruſt, vor der grauenvollen Zukunft! Denn es gab keinen Rückweg; wie Charons Nachen trug ſie nur nach einer Seite hinüber zum lebendigen Begräbniß!

Wir wurden jetzt zu einem andern Bewohner des Palaſtes geführt, wo man uns ein Licht gab um in die unterirrdiſchen Gefängniſſe hinabzuſteigen. Eine enge Pforte öffnet ſich; eine gewundene finſtre Steintreppe führt uns tief, tief hinab. Welcher Verurtheilte hatte noch die Kraft in den ſchlotternden Knieen, dieſe Stiege hinabzuſteigen?

Mich dünkte ich begegnete geiſterblaſſen Geſichtern, mit Tropfen des Angſtſchweißes auf der Stirn, hohläugig, mit blauen bebenden Lippen, nicht mehr fähig, das Wort „Erbarmen" auszuhauchen — das vergeblichſte was die Sprache beſaß für Venedigs Richter! —

Eine Mauerſpalte etwa drittehalb Fuß breit, öffnet ſich; ſie bildet den Corridor der Gefängniſſe. Zur Rechten und Linken desſelben entdeckten wir beim trüben Schein unſeres Lichts kleine Thüren mit Eiſen beſchlagen, die in die einzelnen Zellen führen. Einige

derſelben ſtehn offen; nur gebückt kann man hineinſchreiten. Ein enger, lichtloſer, dumpfer Raum, drei oder vier Schritt im Geviert, ein Sarg für Lebende! Das war die Wohnung die Mancher in der Jugendblüthe betrat, um ſie als frühzeitiger Greis (durch Qualen, Gram, Angſt und Sehnſucht nach Licht, Leben und die Lieben dort außen,) nur mit dem kalten Bett des Canal Orfano zu vertauſchen, in dem der Sage nach, die Leichen verſenkt, oder die Lebenden, die man geräuſchlos verſchwinden laſſen wollte, ertränkt wurden.

Eine der Zellen wird als die des Scharfrichters bezeichnet, der, ſelbſt ein Verurtheilter, die Hinrichtung der Unglücksgenoſſen übernehmen mußte. Der Todesblock, die Rinne zum Ablauf des Blutes, werden gleichfalls noch gezeigt. Dieſe Hinrichtungen im tiefſten Schooß unterirdiſcher Nacht tragen nur das Gepräge ſchauerlicher Ermordungen an ſich; daher erfüllen uns dieſe Stätten mit ſolchem Grauen. Unſer Rabenſtein mit ſeinen ekeln Umgebungen und Zurichtungen, iſt in ſeiner freien Lage unter dem Himmel, ein Ort der Erhebung und der Freude gegen dieſes Labyrinth ewig finſterer Marterkammern.

Von Tortur-Anſtalten ſieht man indeſſen hier, in ſo weit die Gefängniſſe ſelbſt nicht ſchon die furchtbarſten waren, keine Ueberreſte. Allein Daru erzählt in ſeiner Geſchichte Venedigs, daß man den Unglücklichen

in ihrem Gefängniß der Lagerſtätte gegenüber (jetzt wird eine hölzerne Britſche als ſolche gezeigt, die indeß offenbar neueren Urſprungs iſt) die Marterwerkzeuge aufhing, mit denen ſie gefoltert werden ſollten, damit ſie ihr Schickſal beſtändig vor Augen hätten, und jedes Erwachen aus einem gnadenvollen Traum, der ſie einige Augenblicke über ihr Schickſal getäuſcht hatte, ſie gleich mit ſchärfſtem Hohn in die grauenvolle Wirklichkeit zurückrüttelu möchte! — Hier nun, ſieht man freilich keine Marterwerkzeuge mehr, doch hat Venedig deren noch aufbewahrt. So wurde uns unter Andern (ich glaube es war am folgenden Tage auf dem Arſenal) eine eiſerne Verhörmaſchine gezeigt, d. h. eine Art Harniſch, ſo eingerichtet, daß er einen Knieenden die Arme eng am Körper haltenden Mann trichterförmig bedeckte. Das Haupt wurde von einem feindurchlöcherten Helm eng umſchloſſen, der nur für Mund und Augen Oeffnungen hatte. In dieſer Maſchine wo der Unglückliche kein Glied regen konnte, wurde er vernommen, und wenn ſeine Ausſagen nicht den Erwartungen oder Forderungen des Richters entſprachen, gab dieſer den anweſenden Schergen Befehl und Erlaubniß ihn mittelſt feiner Stacheln die durch die Helmlöcher in den Kopf geſteckt wurden, zu martern. — Erſtarrend bleibt man vor der Unbegreiflichkeit ſtehn, daß jemals das Menſchengeſchlecht ſo von Wahn befangen ſein

konnte, um in ſolchem Geſtändniß ein wahrhaftes, oder ein glaubwürdiges Zeugniß zu entdecken! Wir denken dabei an die finſterſten, fanatiſchſten Jahrhunderte — aber iſt denn die Abſchaffung der Tortur ſo alt? — Unſre Väter, ja wir ſelbſt, hätten noch in manchen Staaten Europa's (z. B. in Neufchatel, wo die Tortur erſt nach 1815 abgeſchafft iſt) ein peinliches Verhör erdulden können. Naumann, der liebenswürdige harmloſe Komponiſt der Italien durch ſeine Opern entzückt hatte, ſtand noch vor dem Rath der Zehn in Venedig, und erfuhr alle die Schauer die ſich an eine ſolche Vorladung knüpften. Seine verſtändigſten Freunde baten und beſchworen ihn vorher zu flüchten, wenn er ſich auch nur des leichteſten unvorſichtigen Worts erinnern könnte; ſeine Wirthin die ihn lieb gewonnen, rang die Hände in Verzweiflung vor ihm, und flehte ihn mit Thränen an, ſich dem Entſetzlichen nicht auszuſetzen. Doch der redliche, ſeiner Schuldloſigkeit bewußte, fromme Deutſche ſagte: „Ich will durch eine Flucht nicht den Schein des Unrechts auf mich laden, und ſtellte ſich.“ Aber auch er wurde mit verbundenen Augen durch weite Gänge und Säle geführt, er trat vor verhüllte Richter, und erduldete alle Schauer des Grauſens, welche dieſe geheimen Richter einflößten. Freilich wurde er, da man nur ſein Zeugniß über einen Theaterbrand haben wollte, frei wieder entlaſſen, doch der

geringſte Schein der Schuld, wäre vor dieſem Tribunal, der Schuld gleich geachtet worden. So gar entfernt liegen uns alſo die Zuſtände deren Trümmer wir hier mit heimlich ſchleichendem Grauen betrachten, noch nicht, und ohne den ſegenvollen Vulcan der franzöſiſchen Revolution, mit den furchtbaren Nachwirkungen ſeiner Aſchen- Feuer- und Blutregen, niſtete der Drache vielleicht noch heut in dem ſteinernen Geklüft, und der Menſch taumelte noch in dem Wahn fort, es könne und dürfe nicht anders ſein.

Wir ſtiegen wieder zu Tage. — „Heil dem, der da athmet im roſigen Licht!“ — Wiederum gingen wir an der Seufzerbrücke vorüber; jetzt erſt begriff ſich die Schwere dieſes Ganges ganz. Nein, ganz begreifen wird ſie nur der, der mit hoffnungsloſen Schritten hinüber wankte! Auch hatten wir die entſetzlichſten Grüfte (die Schachten oder Brunnen genannt, von ihrer unterirdiſchen Einſenkung) nicht geſehen; ſie liegen noch ein und zwei Stockwerke unter denen die wir betraten, tiefer als der Spiegel des Kanals der unter der Seufzerbrücke hinfließt; ſie ſind verſchüttet. — „Dort unten“, ſagte unſer Führer, und ſeine Rede war eine Art von Troſt, „hielten die Gefangenen nicht lange aus; in der giftigen Luft ſchwoll ihr Körper an, und nach einigen Wochen waren ſie todt.

Dann wurden die Leichen in den Kanal geworfen. — Das war doch eine Verkürzung der Martern, gegen die Decennien lebendigen Begräbniſſes in den Höhlen die wir betraten! — —

Der Dogenpalaſt iſt ein wundervolles Gebäude, durch machtvollen Charakterausdruck; Reichthum und Schönheit verſchmelzen ſich in dem Bau. Er ſtand jetzt wieder im hellſten Sonnenlichte vor uns, erhaben würdig und reizend zugleich! Nein! Es iſt ein Anblick des Abſcheus! Eine verſteinerte Lüge, eine glänzende Heuchlerlarve! Dieſe Außenſeite, die uns mit königlicher Würde anſchaut, wenn wir uns ihr von dem Meere nähern: — die uns entzückt wenn ſanfter Mondesglanz dieſe reichen, ehrwürdigen Säulenhallen umſtrahlt, und das Silberlicht aus jenen hohen Bogenfenſtern zurückblickt, wo die Väter zu Rath ſaßen; — dieſe königlich ehrwürdige Geſtalt, welche der eines greiſen Herrſchers gleicht, auf deſſen Stirn die Hoheit und milde Weisheit wohnt: und im Innern, wenige Schritte hinter dieſer Macht und Hoheit der ſchwarze Abgrund des Entſetzens, die Höhlen des Grauens, die Marterkammern der Menſchheit, ein halbes Jahrtauſend hindurch erfüllt mit dem dumpfen Schrei der Qual, der Boden benetzt mit dem Angſtſchweiß des Entſetzens, mit den blutigen Thränen die vergebens um Erbarmung

ſtehten, — die Wände angeſtarrt von dem hohlen Auge der Verzweiflung!

Fort, fort — zu Schiffe! —

Gondelfahrten.

Was biſt Du für ein Wunder, Du Seele des Menſchen — was biſt Du für ein Nichts! In dir kann ſich gatten, was ein Weltkreis nicht nebeneinander beherbergen ſollte! Das Neſt der Turteltaube, neben der Steinkluft in der die Hyäne hauſt, verträgt ſich natürlicher, als die Gedanken und Gefühle die im Raum einer Minute, einer Sekunde, in Dir beieinander wohnen, o menſchliche Seele! —

Hier außen iſt die Lagunenſtadt ſo ſchön, ſo lieblich! Sie war es hier auch vor hundert und zweihundert Jahren, und mehr als jetzt! Der Staatsinquiſitor, der in dieſem Augenblick einen Unglückſeligen der zermalmenden Folter, und der ewigen Gruft in den Schachten übergeben hatte, ſtieg im nächſten in ſeine geſchmückte Gondel, und ließ ſich an der Seite einer ſchönen Gefährtin im Mondlicht auf den Wellen ſchaukeln und hörte ihre Lieder zur Zither mit bebendem Entzücken. Nur hundert Schritte von Dir tönt der Angſtſchrei des Gemarterten, dem der Henker die Gelenke in die Eiſenſchrauben preßt — aber Du hörſt nur den ſüßen Laut von Liebchens Munde! —

Warum ſollten wir nicht, wenn wir aus den ſchwarzen Grüften heraufgeſtiegen ſind an das Tageslicht, die ſchwarzen Gedanken unten laſſen, und uns den heiteren Genüſſen der ſonnigen, ſchönen Welt hingeben? —

Nun erſt ſind wir wahrhaft in Venedig, da wir uns in die Gondel ſetzen, und ſeine Waſſerſtraßen durchſchiffen.

Wir ſind ſo lange in den finſtern Wolkenregionen düſterer Phantaſieen, in fernen geſchichtlichen Räumen umhergeirrt, daß wir jetzt zur Abwechslung wieder recht feſt auf den Boden der Wirklichkeit treten können. Ich will daher auch hier ein praktiſches Kapitel voranſchicken, das von Geld und Zeit handelt.

Venedig iſt nicht theuer, obgleich man überall zu zahlen hat; denn die üblichen Preiſe und Trinkgelder ſind mäßig. Freund Staberle, der als täglich wandernder Lohndiener ſich gewiß die zahlloſen Portiers und Thüröffner nicht zu Feinden macht, gab uns als Gaſſenführer überall den Tarif an. Man zahlt im Dogenpalaſt zwar an drei oder vier verſchiedenen Abtheilungen, doch für zehn Kreuzer' erhielten wir überall ein freundliches Geſicht und Verbeugung Eben das zahlten wir an den verſchiedenen Kirchen, zu deren Beſichtigung uns der Leſer noch folgen ſoll. Eine einruderige Gondel für den ganzen Tag koſtet, wenn ich nicht irre vier Zwanziger, eine zweiruderige ſechs. Nimmt man ſie auf Stunden,

ſo koſtet die erſte Stunde einer zweiruderigen Gondel dreißig Kreuzer, jede folgende zwanzig; bei den einruderigen Gondeln die erſte Stunde zwanzig, jede folgende zehn Kreuzer mehr. Dies ſind indeß nur die ungefähren Sätze; ich kann für die genauere Richtigkeit nicht einſtehen, weil die Notizen die ich mir darüber mit Bleiſtift in der Brieftaſche gemacht, nicht ganz leſerlich ſind, ich alſo mehr aus der Erinnerung ſchreibe, als nach der Aufzeichnung. — Eine kleine Abgabe muß man noch an die Gondelhalter zahlen. Nämlich an jeder Kirchen- oder Palaſttreppe wo man landet, ſteht ein armer zerlumpter Schlucker, und hakt mit ſeinem gebogenen Stabe in den Vorderbord der Gondel, um ſie dicht an die Stufen zu ziehen, und ſie zu halten, während wir ausſteigen. Die Gondelführer könnten das eben ſo gut thun, doch wer wollte den armen Schelmen, die den ganzen Tag in der glühenden Sonnenhitze hier auf dem Anſtand lauern, ihre kleine Jagdgebühr von zwei, drei Kreuzern nicht gern zahlen? — Nur in den Paläſten und Gallerieen, wo die Liberalität der Beſitzer oder der Regierung die reichſte Gemäldeverſammlungen zur Schau geſtellt hat, war der übliche Satz des Trinkgeldes den uns Staberle angab, etwas höher, zumal da wir zu vier Perſonen, wie ich gleich erzählen werde, wanderten und ſchifften. Doch auch hier betrug er nicht über zwei Zwanziger, ſo daß im Ganzen der Aufenthalt in Vene-

dig, obwohl wir unſre Zeit nutzten, und von früh bis Mittag ununterbrochen auf der Beſchauungsreiſe blieben, ein ſehr wohlfeiler war.

— — Gleich nachdem wir den Kerker des Dogenpalaſtes verlaſſen hatten, und die goldene Freiheit athmeten, beſchloſſen wir zur Beſichtigung einiger der ſchönſten Kirchen und der Stadt ſelbſt, eine Gondel zu nehmen. Für uns zwei würde eine einruderige Barke genügt haben; allein wir begegneten auf dem Wege zur Gondelbude, die dicht bei unſerm Gaſthauſe war, einem ältern Herrn und einer Dame, die uns ſofort als Deutſche erkannten und begrüßten. Da kein deutſcher Lohnbediente mehr zu haben war, wünſchten ſie ſich unſern Wanderungen anzuſchließen, was mir ſehr willkommen, meinem Alliirten Rurik wenigſtens nicht entgegen war. Es war der ſächſiſche Obriſt v. G..., ein alter würdiger Militair, höflich und wohlwollend, der ſich mit ſeiner Gattin uns anſchloß. Wir nahmen alſo eine zweiruderige Gondel. Bekanntlich ſind alle dieſe Schiffchen ſchwarz und das Ueberdeck mit ſchwarzen Behängen verſehen. Weniger bekannt dürfte es ſein, daß dieſe einfach düſtere Ausſtaffirung der ſonſt ſo muntern Fahrzeuge auf einem Senatsbeſchluß beruht, der damit in früherer Zeit ganz unbegrenzten Luxus welcher mit der Aufputzung der Gondeln getrieben wurde, ſteuern wollte. Jetzt ſieht man nur äußerſt ſelten ein anders eingerich-

tetes etwas eleganteres Fahrzeug, und dann gehört es einem Fremden, der auf längere Zeit in Venedig anſäſſig iſt. Ob die ſchwarzen Gondeln noch heut die einzig geſetzlich geſtatteten ſind, welche die Einheimiſchen benutzen dürfen, weiß ich nicht, allein die Sitte hat ſie ganz allgemein gemacht. Der ſonſtige Bau dieſer Schiffchen erſcheint an ſich ganz unzweckmäßig, doch er wird durch Lokalität, Gewohnheiten und Klima bedingt. Sie ſind ganz ſchmal, haben eine leichte Bedeckung, die nicht viel höher gewölbt iſt, als ein ſehr großes Faß. Dieſe iſt mit ſchwarzem wollenen Zeuge überzogen, und hat auch Vorhänge von demſelben Stoff. Die hintere Wand iſt feſt, vor derſelben befindet ſich ein kleines Kanapée, ſo niedrig, daß es einem Türken bequemer ſein würde, als einem Europäer, und im Ganzen ſo eingerichtet, daß man ſich in halb liegender, halb ſitzender Stellung darauf befindet. Es hat Raum eben für zwei, und iſt, ſo benutzt, allerdings ein ganz behaglicher Aufenthalt, deſſen man ſich völlig ungeſtört erfreuen kann, weil der Gondoliere hinter dieſer Kajüte ſteht. Bei der großen Hitze dünkte uns der Aufenthalt darin erſtickend, und wir zogen es vor, uns außerhalb auf ſehr weichen Federkiſſen niederzulaſſen, welche auch nicht den angenehmſten Sitz gewähren. Allein bald zeigte es ſich, daß die Venetianiſche Sonne auf dem breiten Waſſerſpiegel doch noch unerträglicher war, als die Schwüle unter dem

Deck. Trotz der aufgespannten Regenschirme war sie kaum zu ertragen, obgleich wir nur kurze Strecken hintereinander fuhren. Weshalb die Barken auf flachen Böden, nicht auf dem Kiel gebaut sind, vermag ich nicht anzugeben. Es schien mir durch nichts in der Lokalität bedingt. So schmal wie sie sind, müssen sie aber sein, um einander in den engen Kanälen besonders unter den Brücken ausweichen zu können. Daß Venedig so reich an Barken und Gondelliedern sei, erklärt sich übrigens von selbst, wenn man den muntern Verkehr dieser leichten Schiffchen in den schöneren Stadttheilen nach den Inseln hinüber betrachtet. Und in einer lauen Mondscheinnacht mag sich nichts Süßeres denken, als eine Spazierfahrt im Nachen durch die Lagunen, das Liebchen traulich an der Seite, beim Klang der Zither oder jener holden Melodieen die einst vielleicht im Munde des Volks lebten! Jetzt habe ich freilich von den übrigens schlanken, gewandten, oft schönen Gondelführern nichts gehört als lauten, rauhen Zuruf, Geschrei, Gezänk, wildes Lachen, genug ganz unsre deutsche Schiffersprache, nur in italienischen Worten und Kehllauten.

Wir wollen zuerst eine Fahrt durch den großen Kanal machen, der die Stadt in zwei fast gleiche Theile scheidet, die in der Mitte durch die berühmte Rialtobrücke verbunden werden, die sich in einem kühnen Be-

gen über den Kanal wölbt. Wenn der Blick von dem Markusthurm uns einen Gesammtüberblick der ganzen Lage Venedigs und seiner äußeren Gestalt giebt, so giebt uns die Fahrt durch den großen Kanal eine Generalcharte der inneren Schönheit der Stadt. Die größten und reichsten Paläste, Kirchen und andere Gebäude, liegen an diesem Kanal. In der That ist der Ueberblick aus einiger Ferne, ein wahrhaft staunenswürdiger. Palast reiht sich an Palast; keiner derselben ist von jener gigantischen, mehr unheimlichen als wohlthuenden Größe, unserer deutschen Fürstenschlösser; doch jeder hat eine architektonisch schöne, oder wenigstens merkwürdige Front, bei welcher Höhe und Breite des Gebäudes in einem sehr angemessenen Verhältniß stehen. Balcons, Säulenfronten, durchbrochene Steinarbeit, maurische, römische, neuitalienische Formen verzieren wechselnd die Façaden; der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Fronten sind erstaunenswürdig. Doch wohl beachtet, man muß diese Architektur aus einer gewissen Ferne betrachten. So wie unsre Gondel den Gebäuden näher gleitet, verschwindet ihr Reiz fast allemal, denn sie sind im tiefsten Verfall, und entstellt durch die mannigfachste Ungebühr der Zeit. Die Fenster vieler jener herrlichen Gebäude sind mit Brettern verschlagen, andere halb zertrümmert; Spinnweben haben ihr schmutzig graues Netz darüber gezogen; das Glas der Scheiben ist erblindet,

mit dichtem Staub bedeckt. Der Verfall der Gebäude erſtreckt ſich darauf nicht allein. Die ſchönen Verzierungen in Stuck oder Stein ſind zerbrochen, zum Theil herabgefallen; der Mauerſtein iſt entblößt vom Anwurf, die Stufen welche von den Hauptportalen in den Kanal hinabführen, ſind halb zertrümmert, mit grauem Schlamm und Moos bedeckt. Doch nicht allein die zufällige, durch die Zeit verübte Zerſtörung wird ſichtbar, ſondern auch jene ſorgloſe, die die Mißachtung ausdrückt. Wir ſehen die ſchönen Balcone mit Wäſche behangen, mit ausgelegten Betten bedeckt, die dort gelüftet werden ſollen. Aus den Fenſtern der reichſten Paläſte, an die ſich geſchichtliche Namen des edelſten Klanges knüpfen, hängen ſchmutzige Bettücher herab, ausgeſpreizte Beinkleider trocknen zwiſchen Marmorſäulen und verſtecken die Relief-Arabesken. Jede Art des niedrigſten Hausgebrauchs entweiht die Wohnungen vormaliger Herrſcher Venedigs, und aus demſelben Fenſter, wo einſt ein tapferer Balbi, Cornaro, Foscari, hinausſchaute, gießt jetzt eine widerwärtige Magd den Unrath in den Kanal hinab. Das iſt Venedig jetzt! In dieſen äußeren Formen ſprechen ſich ſeine inneren Zuſtände aus. Zwar im Innern der Stadt, in den kleinen Gaſſen und Kanälen iſt noch Verkehr genug; aber es iſt der eines kleinlichen Bürgertreibens. Aus den „königlichen“ Kaufleuten, die ihre belaſteten Schiffe über das Weltmeer

ſandten, ſind Krämer geworden. Die Republik ſtürzte, ſie mußte ſtürzen, mit ihr die geſchichtliche Gewalt und Bedeutung des Adels. Doch es mußte nicht Alles in dieſer tiefen Schmach und Erniedrigung begraben werden; in andern Formen und Geſtalten konnte der Geiſt fortleben! Weshalb es nicht geſchehn? — Auf dieſe Frage ließe ſich durch ein Buch kaum genügend antworten. Wir haben hier nur die traurige Pflicht darzuſtellen, wie es iſt. — Man ſagt uns, der venetianiſche Adel ſei noch immer reich, könne noch immer mit Macht und Glanz auftreten; doch er wolle nicht. Er verſchmähe es, als Bürger und Unterthan auf dem Erbe ſeiner Väter zu wohnen, die nur des Verdienſtes bedurften, um den Purpur der Herrſchaft in der Stadt zu erlangen, die einſt einem mächtigen Königreich gleich geachtet war. Darum flüchte er aus den Paläſten, dieſen Zeugen verälterlicher Herrlichkeit, und laſſe ſie verfallen, wie die Herrſchaft Venedigs ſelbſt. Zurückgezogen auf ſeine Landhäuſer, auf die ſchönen Villen an der Brenta, oder höher im Lande hinauf, dem Gebirg zu, — Diſtrikte die meiſt ſämmtlich dem Scepter Venedigs gehorchten, — bringe er ſeine Zeit in finſter unwilliger Thatloſigkeit hin. Zu ſtolz, — vielleicht auch zu entnervt und erſchlafft, — um einem mächtigen Staat zu dienen, während es ſeinen Ahnen vergönnt war, einen mächtigen Staat zu beherrſchen. —

Dem ſei wie ihm wolle; ſo viel iſt gewiß, daß Venedig alle Grade des Verfalls durchgegangen iſt. Der erſte erregt uns eine erhabene Wehmuth; tiefer greifend erweckt er das Gefühl des Schauers, der Oede; im letzten Grade, wo ſich alles mit Schutt, Staub und Schmutz des Gemeinen bedeckt, tritt Unwille, ja Widerwille ein. — An dieſer Grenze ſteht die einſt ſo mächtige Stadt. An die Stelle der Pracht und Hoheit ſind Schmutz und Ekel getreten. Auf dem großen Kanal geht das Auge über dieſe widerwärtigen Spuren leichter hinweg, weil ſie noch ein Gegengewicht in mancher alten Herrlichkeit haben; doch man darf nicht tiefer eindringen in die Seitengaſſen und Kanäle, nicht in die Paläſte ſelbſt, wo uns der Anblick des großen Ganzen verſchwindet! Da hat das Widerwärtige ſo die Oberhand, daß mehr als ein Sinn dadurch beleidigt wird, und der Ekel ſich oft auf den höchſten Grad ſteigern kann. —

Ob uns aber ſo traurig zu Muth geweſen, bei unſerer Fahrt durch den Kanal, wie es nach dieſer Schilderung ausſieht? O nein! Denn der Menſch nimmt leicht das Widerſtrebendſte in ſich auf, und verweilt bei dem was er vorzieht. So ließen auch wir uns die Geſtalten dieſer herrlichen Paläſte noch immer mit freudigem Staunen erfüllen, und vergaßen den Verdruß über ein mit Brettern vernageltes Prachtportal, oder ein Paar zum Trocknen aufgehangner Hemden gar gern. — Mit

eigenem Gefühl betrachtete ich den edlen Palaſt der Foscari, weil ich dieſen Geſchlechtsnamen in einige meiner Dichtungen verwebte, und er die Urſache war, daß ich Venedigs Geſchichte und Verfaſſung zu einer gewiſſen Zeit genauer ſtudirte; ein Studium das, ſo viel mir auch im Lauf eines Luſtrums wieder davon entſchwunden iſt, doch jetzt eine erneute Vertrautſamkeit für mich gewann, und das Intereſſe meines Aufenthalts in mancherlei Art ſteigerte. Zu den ſchönſten gehören ferner noch: die Paläſte Rezzonico, Balbi, Contarini, Piſani, Barbarigo, und viele andere; faſt lauter Namen, die auch in der Dogenzahl Venedigs nicht einzeln ſondern mehrfach vorkommen.

Doch wir haben uns nicht mit vergangener Größe allein zu beſchäftigen, ſondern auch die Gegenwart bietet noch des Anziehenden genug. Dahin gehört das bunte Leben auf dem Kanal; auch das mag in früheren Jahrhunderten glänzender geweſen ſein, — mannigfaltig und fröhlich iſt es aber auch noch heut. Die Flüſſe welche andere Städte theilen, geben kein Gleichniß für die Kanäle Venedigs; denn neben jenen laufen Quais hin, der eigentliche Verkehr iſt neben ihnen. Doch Venedigs Kanäle haben keine Fuß- und Fahrſtraßen neben ſich, ſie ſind die Straßen ſelbſt; aller elegante, und ein großer Geſchäftsverkehr findet auf den Kanälen ſtatt. Daher eine Anzahl kleiner Schiffchen mit einzelnen Ver-

ſonen, mit kleinen Geſchäftsladungen u. dgl. die hin und her gleiten; die bekannten Schiffer grüßen ſich bei der Begegnung mit frohem Zuruf; jeder hat dem andern eine Neuigkeit mitzutheilen; es wird wie auf einer Promenade geſcherzt, gelacht im Vorüberfliegen. Oft auch wird ein Handel gemacht; die Nachen mit Milch, Obſt, Käſe, Geflügel, Gartengemüſen, u. ſ. w. ſind zahllos, beſonders des Morgens: Venedig muß ja ſeine täglichen Bedürfniſſe von dem feſten Lande beziehen; dieſe Waaren- oder Produktenſchiffchen ſetzen ihre Ladung an die mit leerem Nachen fahrenden Gondoliere ab, oder ſie folgen dem Wink und Ruf von irgend einem Balken herab, und führen die Ladung vor die Thür des Hauſes. — Auch Geſang hört man hie und da, doch ſeltener, auch müßte ich lügen, wenn ich ihn reizend hätte nennen ſollen. —

Das Waſſer ſtellt ſo ſehr die eigenthümlichſte Seite Venedigs dar, daß es angemeſſen ſcheint hier an einige andere Abweichungen dieſer einzig in ihrer Weiſe daſtehenden Stadt zu erinnern. Da mit Ausnahme einiger wenigen grünen Stellen, und einiger kleinen Fleckchen, die zu größeren Gebäuden, als Kirchen und Klöſter, beſonders auf den Inſeln gehören, gar kein Garten in Venedig vorhanden iſt, ja die Häuſer keinen Hofraum haben, und die Straßen, (durchweg mit Quadern gepflaſtert,) ſo eng ſind, daß ſie nur für die nothwendi-

gen Zwiſchenräume um die Häuſer zu trennen, und den Ein- und Ausgang von der Landſeite möglich zu machen, gelten können: ſo hat ſich die ganze Lebensweiſe und Einrichtung der Bewohner nach dieſen Lokalitäten geſtalten müſſen. Faſt kein einziges Hausthier iſt in dieſer volkreichen Stadt zu treffen; man ſieht keinen Hund, kein Huhn, keine Gans, keine Ente, nicht einmal eine Taube. Einzeln mögen dieſe Thiere indeß vorhanden ſein, ja ich habe ſogar ein Hündchen auf dem Markusplatz geſehen; aber ſie kommen nur als ſeltenſte Ausnahmen vor. Daß es buchſtäblich genommen, nicht ein einziges Pferd, alſo auch keinen Wagen, keinen Karren giebt, eben ſo wenig andere Zug- und Laſtthiere als Stiere, Eſel, Maulthiere, iſt eine allgemein bekannte Thatſache. Der Eindruck aber, der daraus hervorgeht, die Folgen die ſich daran knüpfen, befremden dennoch, und man kann ſich nicht durch das bloße Wiſſen von der Sache darauf vorbereiten. So iſt z. B. eine lebendige Stadt, an manchen Theilen trotz des Verfalls gegen früher, ſogar von höchſter Regſamkeit des Treibens, und doch ohne Geräuſch und Lärmen gewiß eine auffallende Sache. Ich wußte anfangs nicht, worin die Behaglichkeit beruhte, in der ich mich beim Durchkreuzen der engſten und von Menſchen gedrängteſten Gaſſen, die mir ſonſt ſo widerwärtig ſind, dennoch befand, bis ich entdeckte, daß die Urſach davon eine negative ſei, das

Nichtleiden des Ohrs. Selbſt das bei den Italienern ſo übliche laute Ausrufen der Waaren, das gegenſeitige Anſchreien beim Begegnen iſt hier nicht ſo arg; es mag darin liegen, daß die engen Gaſſen, in deren Mehrzahl man ſich mit Bequemlichkeit die Hände aus den Fenſtern gegenüber reichen kann, dieſe Anſtrengung der Kehle als ganz etwas Unnützes und durch die Beſchränkung des Raums allzu Läſtiges erſcheinen laſſen. — Man hat ja hier niemals nötbig, jemanden weit über die Gaſſe hinweg anzurufen, da man ſich ſtets Arm an Arm befindet. So wächſt denn der eingeborne Venetianer auf, ohne das Stampfen und Wiehern eines Roſſes zu hören; und er könnte leicht den erſten Reiter den er ſähe für einen Centauren halten, falls nicht einige Reiterſtatuen in ſeiner Stadt ihn mit der Erſcheinung vertraut machten. Eben ſo wenig hat er je das Brüllen eines Stieres gehört, noch eine Kuh melken ſehen. Er weiß nur, daß die Milch ihm des Morgens in aller Frühe von Meſtre und Fuſine auf leichten Nachen zugeführt wird; denn innerhalb der Stadt giebt es keinen Tropfen dieſes Getränks, und ich hatte am zweiten Morgen in Venedig nur die Wahl ſchwarzen Kaffee zu frühſtücken, oder eine Stunde mit dem Frühſtück zu warten, weil noch keine Milchgondel einpaſſirt war. —

Dies hat manches Unangenehme, aber auch manches Angenehme. Wie wohlthätig ſchon, daß man

nie einen Hund bellen hört, noch weniger von einem dergleichen in die Beine gezwickt oder gar noch ernstlicher gepackt wird, wie bei uns! Auch kein Staub steigt in der Gondelstadt auf, denn auf den Quadern erzeugt er sich nicht, und Roß und Wagen zerreiben den Stein nicht. Dafür freilich giebt es Sumpf- und Fieberluft und Seemücken; doch ich bin in Beziehung auf diese letzteren die manchen so gar arg zurichten, daß er sich eher in die Unterwelt wagen, als zum zweitenmal nach Venedig kommen möchte, in der That ein Sohn des Glücks gewesen, denn auch nicht eine einzige hat mich gestochen. —

Daß diese Stadt also in Beziehung auf Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise, Art des Verkehrs und der Vergnügungen durchaus die Gesetze von ihrer Lokalität empfangen hat, leuchtet Jedem ein, der nur eine Stunde dort gewesen ist. Allein einem großen Theil nach dürfte auch die Verfassung, das politische Leben, endlich der Volkscharakter davon abzuleiten sein, und sich auf solche Art manche jener unheimlichen Ausgeburten erklären, die wir in der Geschichte und Staatseinrichtung Venedigs finden. Namentlich ist es das in neuerer Zeit mit Recht so verrufen gewordene heimliche Regime, dieses Beschleichen, Beobachten, das Verbrechen durch Verbrechen hindern, was unmittelbar aus der Natur dieser Oertlichkeiten hervorgegangen ist. Denn man denke sich die Schwierigkeit einer polizeilichen Verwaltung und Ord-

nung, in einer Stadt die ein wahrhaftes Stein-Labyrinth iſt, wo man keine Straße hundert Schritt weit hinabſehen kann, wo jede vielmehr ein wahrer Engpaß iſt, in dem ein entſchloſſener Mann einen ganzen Trupp aufzuhalten vermag; in einer Stadt, wo der Rachſüchtige ſeinem Opfer in der Thür auflauern, den Vorübergehenden mit ausgeſtrecktem Arm erreichen, ihn in der Blitzesſchnelle des Augenblicks niederſtoßen kann, ohne daß er einen Fuß aus dem Hauſe ſetzen darf. Wo ferner jedes Haus von der andern Seite an einen Kanal ſtößt, der die Leiche eines Ermordeten noch warm aufnehmen kann. Man füge zu dieſen jede That heimlicher Tücke begünſtigenden Oertlichkeiten noch den Charakter der Nation, ſo leidenſchaftlich, ehrgeizig, rach- und eiferſüchtig, zum Theil auch boshaft, meuchleriſch-feig, man erwäge alle dieſe Dinge und Umſtände, und frage ſich dann, ob man in Zeiten roherer Sitten, wo die Gewalt noch ſo oft alle Schranken des Rechts durchbrach, wo die Religion nicht ſchützend, ſondern das Verbrechen fördernd wirkte: mit polizeilicher und Staatseinrichtung unſerer Art hätte zu dem Reſultat der Ordnung und des Gehorſams, zu dem Grade der öffentlichen Sicherheit gelangen können, den, die Republik Venedig, das muß man ihr, wie ſehr man vor vielen ihrer Zuſtände und Grundſätze zurückſchaudern mag, doch zugeſtehen, in der That erreicht hatte. —

Allein wohin hat uns die heitre Gondelfahrt geführt! Doch das iſt nicht anders in dieſer Stadt, die auf jeden Stein eine Seite ihrer Geſchichte geſchrieben hat, in der jede Welle ein Spiegelbild ſeltſamer Sitten, befremdlicher Vergangenheit zurückwirft, wo im flüchtigſten Vorbeiſtreifen des Augenblicks die Jahrhunderte uns in ſtolzen und verfallenden Denkmalen ihre ernſten Geſtalten vorüberführen! — Vielleicht gelingt es uns beſſer bei der Sache zu bleiben, wenn wir Kirchen und Gemälde-Gallerien beſuchen. —

Venetianiſche Kirchen.

Meine Empfindungen bei dem Beſuch überreicher, prachtvoller Kirchen habe ich ſchon mehrfach in dieſen Schilderungen eingeſtanden. Sie konnten ſich in Venedig dadurch nicht vermindern, daß man aus einer mit Pracht und Reichthum überfüllten Kirche in die andere tritt, und dieſer todte Reichthum daſelbſt im grellſten Gegenſatz zu der Verarmung und dem herabgekommenen Zuſtande alles Uebrigen ſteht. Ich will mich auch nicht lange bei dem Einzelnen verweilen, weil hier nur das ganz genaue Eingehen auf alle Details, und die Betrachtung derſelben aus kunſtwiſſenſchaftlichem Standpunkte etwas frommen würde, eine Aufgabe der ich von vorn herein entſagen muß; eine oberflächlich

genauere Schilderung würde aber in der acht- oder zehnfachen Wiederholung, um so gewiſſer höchſt ermüdend für den Leſer werden, als ich aufrichtig verſichern darf, daß ſchon die Wirklichkeit der Betrachtungen im hohen Grade abſpannte und überſättigte. Alſo nur einige Andeutungen über den Geſammteindruck, die nur dazu dienen mögen, einem nachfolgenden Reiſenden die Hauptpunkte einigermaßen zu bezeichnen, wo er bei größerer Muße länger zu verweilen hat, als wir. —

Zuerſt ſteuerten wir nach der Kirche Santa Maria della Salute, welche in Folge eines Dank-Gelübdes nach der Peſt 1630 erbaut iſt. Es befindet ſich daſelbſt ein der Jungfrau Maria beſonders gewidmeter heiliger Leuchter, und eine Marmorgruppe ſtellt das Anflehen dieſer Beſchützerin um Befreiung von der Krankheit dar. Das Gebäude imponirt durch ſeine Verhältniſſe, hat jedoch keinen beſtimmten Eindruck in mir zurückgelaſſen. —

Die zweite Kirche welche wir beſuchten, war die der Santa Maria gloriosa dei Frari, ein Gebäude das ſich nicht nur durch ſeine architektoniſche Pracht auszeichnet (es iſt von Nicoló Pisano erbaut) ſondern auch durch reiche Kunſtſchätze, Sculptur-Arbeiten wie Gemälde. Doch mehr als die künſtleriſchen Schönheiten der Kirche, wurde ich meinerſeits durch die Denkmäler der großen und berühmten Männer welche ſich in der-

ſelben befinden, bewegt. Wir nennen zuerſt das prachtvolle Grabmahl des Dogen Peſaro der ſich von dem Handwerk eines Böttchers, mehr noch durch Liebe als durch vaterländiſche Glut getrieben, zur höchſten Würde im Staat emporrang. Neben derſelben befindet ſich das Grabmal Canovas, von mehreren Schülern deſſelben ganz dem ähnlich ausgeführt, welches er ſelbſt in Wien für die Gruft der Erzherzogin Albrecht (wenn ich nicht irre) gearbeitet hat. Ein Werk deſſen Geſchmack mir nicht zuſagen wollte. Zum dritten treffen wir in dieſer Kirche das ganz beſcheidene Denkmal des größten Mannes — Titians. Es hat keinen andern Schmuck als ſeine Inſchrift. —

Von dieſem Tempel aus, der uns nur mit erhebenden Gedanken erfüllen konnte, nahmen wir unſern Weg nach der Barfüßler-Kirche (degli Scalzi) aus der mir beſonders die ſchöne Wirkung des Plafonds, von dem das Gewölk maleriſch herniederwallt, erinnerlich iſt. Das Licht wird in dieſer Kirche (wie in den meiſten Venedigs) durch die Art der Vorhänge noch beſonders gedämpft, und gefärbt, und ſo zu ganz eigenthümlichen Wirkungen benutzt. — Endlich beſuchten wir noch die Jeſuiterkirche, ein von außen unfreundliches, innen aber durchaus reiches Gebäude, und die Kirche San Redemtore, in Form eines lateiniſchen Kreuzes von Palladio erbaut.

Dies Alles war die Aufgabe eines Tages, oder genauer geſprochen, eines langen Vormittages geweſen; nämlich die Beſteigung des Markusthurmes, der Beſuch der Markuskirche, des Dogenpalaſtes mit ſeinen über- und unterirdiſchen Schönheiten und Schrecken, die Fahrt den großen Kanal entlang, und die Beſichtigung dieſer fünf Kirchen.

Es iſt unmöglich, daß ſich dabei alle Einzelnheiten feſthalten laſſen, ſo unmittelbar ich mir auch Vieles darüber aufgezeichnet. Doch ein Geſammt-Eindruck iſt geblieben, den mir keine Schilderung erſetzen könnte, und aus der überreichen Fülle habe ich doch ſo viel für mich ausgewählt, daß mir dieſer Tag die reichſte Ausbeute gab.

Alle die genannten Kirchen ſind im römiſchen oder neueren italieniſchen Stil, der mehr der Pracht als der Erhabenheit und Würde entſpricht, erbaut. Zu dem ſonſtigen Schmuck derſelben ſchickt ſich auch dieſe Architektur ſehr gut. Faſt in allen wird das Licht durch farbige Vorhänge, meiſt dunkelrothe, gedämpft. Alle enthalten eine Menge der ſchönſten Gemählde, edler Sculpturen, künſtlicher Arbeiten in Metall, Marmor, Alabaſter, Serpentin, Porphyr, Elfenbein u. ſ. w. Titian und Paolo Veroneſe ſind die beiden Maler denen man auf jedem Schritt begegnet, und wahrlich nie ohne Freude, wenngleich beide in der Kunſt eine Richtung gewähl

haben, von der ich nicht wünschte, daß sie ein allgemeines Vorbild würde. —

Die vorherrschende Empfindung welche ich nach und von diesen Kirchenbesuchen in Venedig mitbrachte, war ein unwilliges Staunen über die ungemeinen Reichthümer die hier in den steinernen Prachtsärgen vergraben sind. Von den künstlerischen Schätzen möchte dieser Ausdruck freilich nicht in seiner Strenge zu nehmen sein, obwohl auch von diesen Vieles durch die Vereinzelung wie durch ungünstige Plätze, Verwahrlosung u. s. w. verloren geht. Von den materiellen Reichthümern aber ist dafür das Wort auch in der strengsten Bedeutung zu nehmen, denn die Millionen welche sich hier aufhäufen sind so todt, daß jeder Unterschied des Werths dabei verloren geht. Ob diese Massen Goldes und Silbers ächt sind, oder bloßer Schein, das bleibt sich völlig gleich. Indeß, der Tage Abend ist noch nicht da! Kommen wird die Zeit aber gewiß, wo die Welt sich zurückfordert, was der Welt ist, so gut wie dem Kaiser gebührt, was des Kaisers ist. —

Wenn übrigens auch ganz abgesehen von diesen Betrachtungen meine kirchlichen Wanderungen wenig fromme Empfindungen in mir geweckt hätten, so wäre dies eben nicht sehr zum Verwundern gewesen. Denn mein Freund Rurik war noch weit antagonistischer gestimmt als ich, und legte seine Gesinnung so aufrichtig dar, daß

mir zuweilen etwas bange wurde. So viel darf ich behaupten, daß der hundertſte Theil ſeiner Redefreiheiten, ihn vor hundert Jahren in Venedig um alle ſeine übrigen gebracht hätte; in Rußland vielleicht noch heut. Er würde wahrſcheinlich dann nicht mit einem ſo kurzen Beſuch der Bleidächer und Schachte davon gekommen ſein, als der den wir ihnen im Lauf des Vormittags abgeſtattet hatten. Zum Glück verſtanden die Kirchendiener und Pförtner, die uns führten, kein Wort deutſch, und wollten vielleicht manchen mimiſchen und pantomimiſchen Ausdruck nicht verſtehen. Daß übrigens der Sohn des Nordens in den meiſten Fällen Recht hatte, will ich nicht beſtreiten, nur hatte er nicht das Recht, Recht zu haben, weil er an die Stelle deſſen, was er angriff nichts Höheres ſetzte. Er hatte alſo mit Leſſing zu ſprechen, ſehr Unrecht — Recht zu haben. (Was beiläufig eine Regel für alle Frauen iſt.)

Da die bekannten Zuſtände Venedigs dadurch mit Entſchiedenheit bezeichnet werden, will ich auch ein kleines Ereigniß nicht verſchweigen, welches ſich in unſre Kirchenwanderungen verflocht. Bei der drückenden Hitze, — wir verſchmachteten faſt auf dem die Sonnenſtrahlen zurückwerfenden Waſſerſpiegel, — war uns der Genuß der Früchte, beſonders der köſtlichen Pfirſich ungemein erquickend; jedoch nicht eben ſo heilſam, da wir nicht die Vorſicht, vielleicht auch Mäßigkeit des

Italieners beobachteten, der mit Früchten wie mit Gefrornem irgend etwas Magenſtärkendes zuvor oder zugleich nimmt, und dadurch die Folgen abwendet, die uns in arge Verlegenheit ſetzten. Staberl, mit dem wir eine Lokal-Conſulation hielten, fand nichts gerathener, als was uns höchſt bedenklich erſchien, geradhin der via publica das onus unſerer privatissima aufzubürden; und er meinte noch in überflüſſigem Maaße ceremoniel geweſen zu ſein, wenn er uns irgend einen angiportus deſignirte, wo man allerdings mit eben dem Recht vestigia terrent wie vestigia animum faciunt (ein germanismus falso suspectus) ausrufen konnte! — Inzwiſchen war dies unſer ultimum refugium!

Es war über dieſen Wanderungen vier Uhr geworden. Wir befanden uns nicht weit von unſerm Hotel; der Weg führte uns an einer Badeanſtalt vorüber. Es konnte bei der brennenden Hitze keine größere Lockung geben, als ſich in die Wellen zu tauchen. Ich ließ mich daher ausſetzen, bat, mir einen guten Platz an der Tafel aufzuheben, und verſprach nicht allzuſpät nachzukommen. Der Badewärter ſagte mir, da unſre Uhren nicht ganz präcis venetianiſch gingen, daß man die Tiſchglocke des Hotel de l'Europe hier hören könne, und er mich dann benachrichtigen wolle. Eilig begab ich mich in eine Zelle, und in zwei

Minuten ſtürzte ich mich mit dem Kopf voran in die heilige Salzfluth. Die laue Kühle des Waſſers erzeugte eine wahre Körperſeligkeit; es war faſt ein warmes Bad zu nennen, aber doch unbeſchreiblich erquickend. Beiläufig erfreute michs auch, daß die Italiener die nordländiſche Tauch- und Schwimmfertigkeit mit einiger Verwunderung betrachteten, obwohl ich bei weitem kein Meiſter der Kunſt jemals geweſen, noch viel weniger jetzt bin. Wie neu geboren, nur mit einem etwas ſehr ſalzigen Geſchmack im Munde entſtieg ich den Wellen, und kam noch gerade zur rechten Stunde im Speiſeſaal des Hotels an, wo wir trotz einiger begründeten, ſcharfzüngigen Kritiken Kurifs im Allgemeinen doch ganz vortrefflich bewirthet wurden.

Abendſpaziergänge. Der Markusplatz.

Wie ich es nach dem unheilvollen Tage in Trieſt, nach der immer nur halben Nachtruhe auf dem Dampfſchiff, (ſie dauerte ſogar nur von Mitternacht bis zur erſten Morgendämmerung) nach den ſo äußerſt anſtrengenden Wanderungen durch Venedig bei der abſpannendſten Hitze, und in dem eben angedeuteten status quo, der während der fortdauernſten Schweißkur auch noch ſeinen Antheil Kräfte verzehrte: wie ich es nach allen dieſen Strapatzen angefangen habe, keine Sieſta

(mir ſonſt das dringendſte Bedürfniß) zu halten, zumal da ſich die ſtärkſte Verſuchung dazu, ein reichliches, anderthalb Stunden währendes Mittagsmahl mit nicht ſpärlichem Weingenuß dazu geſellte: das weiß ich noch heut nicht. Es muß in der zugleich mit eingetretenen wahrhaft fieberhaften Aufregung in welcher ich mich befand, und die während meines ganzen Aufenthaltes in Italien anhielt, gelegen haben. Genug ich blieb auch nach Tiſch, wo ſich meine Wandergefährten ſämmtlich zum Schlummer niederſtreckten, trotz entſchiedenſter Mattigkeit völlig munter, und ſetzte mich zum Schreiben nieder.

Nachdem ich meine Briefe nach Hauſe vollendet, und mir das Herz wehmüthig und glückſelig zugleich geſchrieben hatte, ging ich mit Staberl nach der Poſt um ſie ſelbſt abzugeben. So fatal es dem ermüdeten Reiſenden auch ſein mag, ſelber einen weiten Weg zurücklegen zu müſſen, eine anziehende Beſichtigung zu verſäumen, um einen Brief ſicher an die Behörde zu liefern, ſo möchte ich doch Jedem rathen in Italien ſtets, und meiſtens auch an jedem andern Ort, ſein eigner Briefträger zu ſein. — Ich verſäumte viel deshalb, denn ich hoffte noch zum Sonnenuntergang zurück zu ſein, um den Markusthurm zu beſteigen, und Stadt und Meer und Himmel in der Glut der Abendröthe leuchten zu ſehn. Allein ich wurde durch mancherlei

aufgehalten, unter Andern durch die völlige Unwiſſenheit eines Poſtbeamten über den Abgang der Poſt nach Verona; derſelbe erklärte ſich zuletzt dahin, daß er nicht genauen Beſcheid (über eine täglich abgehende Poſt nach einer ſo nahen wichtigen Stadt!) zu geben wiſſe, und veranlaßte mich, am nächſten Morgen wieder zu kommen. So war denn die Sonne geſunken, und die Dämmerung hatte ſchon angefangen, als ich an den Hafen zurückkehrte; ich verſchob alſo das Feſtſchauſpiel auf den nächſten Abend. Doch man wird ſehn, wie es uns erging, wie das Schickſal uns lehrte den horaziſchen Zuruf: Carpe diem! beſſer zu beachten!

Inzwiſchen wandelte ich in der Abenddämmerung den Molo auf und nieder. Jetzt erſt ſchien die Stadt lebendig geworden zu ſein, Tauſende wogten hin und her, ſich an der kühleren Abendluft zu erquicken. Wir gingen über die Brücke des kleinen Kanals der ſich hinter dem Dogenpalaſt hinwegzieht, über den ſich die Seufzerbrücke wölbt. Ich warf einen Blick hinauf; der graue geheimnißvolle Bogen war von dem Widerſchein der Abendröthe angehaucht; doch die beiden finſtern Maſſen der Gebäude die ſie verbindet ſtanden ſchwarz, ſtarr, unerbittlich da. In dem einen wohnen noch jetzt Gefangene; ihnen dringt kein Hauch jenes ſanften röthlichen Abendglanzes in die Zelle; nur die ſchwüle Sumpfluft von dem Kanal ſteigt hinauf, und ſchleicht

durch die Gitter. — Das fröhliche Leben und Treiben bewegt ſich unter den finſtern Mauern hin, und Niemand denkt der bangen Seufzer der Unglücklichen die dort ſchmachten, und die, trotz aller ſtrafenswerthen Thaten doch vielleicht nicht ſchlechter ſind als die Tauſende, die hier unten luſtwandeln! — Das Alles ſind noch Brandflecken der Menſchheit, über die ſpätere Jahrhunderte vielleicht eben ſo urtheilen, wie wir über Fauſtrecht, Tortur, Inquiſition und Auto da Fe's! —

Es iſt ein Unheil daß, wo man in Venedig geht und ſteht, dieſe Gedanken des Grauens ſich uns unabweisbar immer wieder anheften. —

Ich ging weit hinauf bis in die Gegend des Arſenals; es wurde mit der ſinkenden Nacht immer lebendiger auf dem Quai; unzählige Gondeln gleiteten wie leichte ſchwarze Schattenbilder durch den Purpur der Fluth neben uns hin.

Die Sterne blinkten ſchon lange hell; der Himmel wölbte ſich rein über den Kuppeln von San Markus. Nun mochte es Zeit ſein den berühmten Platz zu beſuchen, wo ſich auch der Glanz der feineren Welt Venedigs entfalten ſollte. — Lebendig genug war es, doch von dem was wir eine Verſammlung der ſchönen Welt nennen, unterſchied ſich dieſe doch bedeutend. Wenige Frauen zeigten ſich; faſt nur Männer wandelten in den

Säulengängen, oder ſaßen auf den Stühlen vor den Kaffeehäuſern. Alle Läden waren noch offen und hell erleuchtet, auch mannichfaltige Waaren zu Kauf geſtellt. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo dieſer Bazar durch ſeinen Reichthum einzig in Europa war; doch jetzt bietet er nichts Anderes dar, als was wir in jeder großen Stadt, und in vielen ungleich reicher finden. Die reichſten Gewölbe waren kaum ſo glänzend mit Verkaufsgegenſtänden aufgeſchmückt, wie unſre Läden zweiten und dritten Ranges. Man mag in Venedig ſchönere Goldarbeiten verfertigen als bei uns; in größerer Auswahl, und ungleich mannichfaltiger weiſen unſre Gewölbe ſie auf. Indeſſen trägt Vieles zu einem eigenthümlichen Geſammteindruck bei. Die Miſchung von Spaziergängern, Käufern, Verkäufern und Kaffeehausbeſuchern; die langen, erleuchteten Bogenwölbungen; der imponirende Platz mit den herrlichen Gebäuden die man näher und ferner erblickt, und ihre dunkeln Umriſſe gegen den lichtblauen Himmel abzeichnen ſieht; die Milde der Luft, welche den empfindlichen Reiz unſerer Abendkühle gar nicht ahnen läßt; der Verkehr von Blumen- und Fruchtverkäufern, Hauſirern, Guitarrenſpielern, Sängern und Sängerinnen, Rednern, Juden; endlich das Gefühl in Venedig zu ſein, auf der Stelle des Ruhms, Glanzes, Reichthums, der Macht einer vergangenen Zeit. —

Nichts angenehmer, dem Klima entſprechender als die leichte, ſchnelle, wohlfeile Bewirthung welche uns die italieniſchen Kaffeehäuſer darbieten. Auf irgend einem Seſſel im Freien, vor der Thür des Etabliſſements nahmen wir Platz; im Augenblicke iſt ein aufmerkſamer Cameriere da, ſtellt ein kleines Marmortiſchchen vor uns hin, und fragt nach unſern Befehlen. Kaffee, Chokolade, jede Art kühlender Getränke, kleine Brote, Zuckerbäckereien, Orangen, feine Liqueure ſtehn zu unſern Dienſten, vor allen aber das trefflichſte durch Eis gekühlte Waſſer, ſo klar und friſch als ſprudle es eben aus einem Alpenquell hervor. Die ſpäte, reichliche Mahlzeit läßt ein ſtärkeres Bedürfniß gar nicht zu, als der Genuß dieſer leichten Erfriſchungen befriedigt. Man fühlt ſich ſehr wohlbehaglich dabei, und niemals durch etwas beſchwert. Ein ganz kleines Glas ächten Maraſchino's, oder Cyperweins, iſt ein treffliches Vorbeugungsmittel um die ſtärkere Begier, nach dem köſtlichen Eiswaſſer, Limonaden oder Früchten unſchädlich zu machen; man verſäume dieſes Präſervativ ja nicht! — Indem wir hier ſitzen treibt ſich die müßige Welt an uns vorüber. Auch an allerlei Unterhaltungen fehlt es nicht, welche die Lebendigkeit des Volks bezeichnen. Die Sänger mit der Zither treten hier ſelten ohne Aktion auf; ſie führen uns kleine dramatiſche Scenen vor. Der Geſang iſt nichts weniger als

künſtleriſch, doch das Geſchick des Italieners, die Anlage, das Genie dafür prägt ſich auch faſt immer in dieſen Straßenſängern aus. Beſonders aber ergötzt ihre, durch eine, bei uns höchſtens den kleinſten Kindern eigenen Grad der Naivetät erzeugte lebendige Darſtellungsweiſe. Sie beſitzen noch das Glück der Illuſion wodurch ihnen der Schein zum Sein wird. Ich ſah ein junges Mädchen mit ihrem älteren Begleiter eine muſikaliſche Scene ausführen, in der der Mann um die Schöne wirbt, ihr tauſend Dinge, Gold und Ehre verſpricht, während ſie immer auf Liebe und Schönheit beſteht, welche nur ihr Geliebter nicht dieſer „vecchio“ gewähren könne; dieſe ganze Darſtellung war ſo lebhaft und zwanglos, daß man hätte ſchwören ſollen, es ſei beiden Theilen völligſter Ernſt, und nur der Zufall mache uns zu Beobachtern eines wirklichen Vorganges. —

Wenn ſich übrigens die italieniſchen Börſen ſo oft öffnen, wie die unſrigen, ſo wird ein Platz vor dem Kaffeehauſe doch nachgerade etwas theuer, denn nicht fünf Minuten vergehn, ſo iſt irgend ein anderer Spekulant da, der einige Soldi erwiſchen möchte.

Unterhaltend ſind auch die zahlloſen umherwandelnden Verkäufer. Sie ſind zwar leichter abgewieſen, als die unſrigen, d. h. jede verneinende Bewegung entfernt

ſie faſt auf der Stelle; aber nur wie die Fliegen die man verjagt, und die im nächſten Augenblick wieder da ſind. Ein Jude bot uns wenigſtens zum zwanzigſten Male im Laufe einer halben Stunde Pantoffeln zu Kauf an, die ganz ſauber und zierlich erſchienen. Zwar hatten wir ihn abgewieſen, endlich entſchloß ſich Rurik, dem dieſe Reiſebequemlichkeit fehlte, ein Paar zu kaufen, und erhielt ſie für 25 Kreuzer! Von dieſem Augenblick an, ließ ſich der Händler nicht mehr blicken. Wir unterſuchten jetzt die Waare näher, und konnten auch nicht einen einzigen Stich daran entdecken; die Beſtandtheile waren an einander geklebt, und Rurik durfte ſicher ſein, daß ſobald ſein Fuß nur in dem Schuh warm wurde, die Sohle unaufgefordert am Boden liegen bleiben werde. — Mir ging es am folgenden Abend nicht beſſer mit dem Ankauf einiger ſehr großen Orangen; kaum hatte ich ſie für ein Nichts erhandelt, als der Verkäufer ſich lachend entfernte und der deutſche Cameriere der hinzutrat mir ſagte: „O, dieſe hätten Sie nicht kaufen ſollen; ſie ſind ganz ungenießbar'" — Einen ganzen Kramladen hätte man in wenigen Minuten von dieſen Hauſirern zuſammenkaufen können. Bernſteinwaaren, Handſchuhe, Seife, Pomaden, Kämme, Heiligenbilder, Ringe, Ketten, Pfeifen, Strümpfe, Schuhe, Alles wird uns, und oft von ſehr freundlichen, aber ſelten jungen und hübſchen Ver-

käuferinnen, mit einem wohllautenden „Signore?“ dargeboten. Der ganze Verkehr behält etwas Anſtändiges, ja Graziöſes und Anmuthiges, weil er immer nur anſtreifend bleibt, und man ſein „Grazie“ eben ſo ſchnell und leicht hinwirft als der Verkäufer ſein „Signore?“ während unſre Händler dieſer Gattung uns wahrhaft belagern, ſich förmlich anſaugen, und wie Schmeißfliegen oder Blutigel, nicht wegzuſcheuchen, ſondern nur mit Gewalt zu vertreiben ſind. —

Doch es war ſpät und ſpäter geworden, und obgleich wir bis Mitternacht mitten im lebendigſten Gewühl auf dem ſchönen Platz geſeſſen haben würden, ſo brachen wir doch endlich auf, denn die Natur hatte auch ihre Rechte, und die Abſpannung nach dem heißen, vielfach benutzten Tage war groß. — Wir hatten nur einige Schritte nach Haus. — Mein Zimmer war leider nicht ſo kühl, wie ich es von einem italieniſchen Gemach erwartet hätte; alle Fenſter waren geſchloſſen geblieben. Der venetianiſche Erbfeind, die Seemücken mögen die Urſach davon geweſen ſein, wenn es nicht in einer Vergeßlichkeit lag. Hier, däucht mir, wären unſre ſogenannten Fliegenfenſter beſſer angewandt als irgend wo, ich habe ſie indeß nirgend geſehn. — Man hat allerlei Hausmittel um ſich gegen die Mücken zu ſchützen; man ſoll kurz vor dem Schlafengehn Papier verbrennen, das Licht dicht ans offene Fenſter ſetzen,

damit ſie ſich dorthin ziehn, und dann eine große Treibjagd anſtellen, um ſie ſämmtlich aus dieſer Pforte hinauszujagen, u. dergl. mehr. Durch die Erfahrung belehrt, daß all dergleichen mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit hilft, beſchloß ich nichts von dem Angerathenen zu thun, aber mit möglichſter Vorſicht in mein ganz mit Gaze überhangenes Bett zu ſteigen. Wer mich perſönlich kennt, wird mit Recht vermuthen, daß die Aufgabe nicht ſo ganz leicht für mich war, dergeſtalt durch eine Oeffnung zu kriechen, daß keine Mücke neben mir ſich einſchmuggelte. Ich bilde mir daher etwas darauf ein, ſie wirklich gelöſt zu haben. Wenigſtens hat mich die ganze Nacht hindurch keine einzige geſtochen. Das Lager war ſehr behaglich; rein, elaſtiſch; ich war geiſtes- und körpermüde; zugleich aber auch ſo aufgeregt, daß der Schlaf ſich nicht leicht finden wollte; ſo fühlte ſich das Ruhen mit mehr Bewußtſein, mit doppelter Süßigkeit. Ich hatte die Thür des Nebenzimmers und dort ein Fenſter geöffnet; die Luft im Gemach erfriſchte ſich nach und nach. Es liegt ein unbeſchreibliches Wohlgefühl in dem Einathmen der milden italieniſchen Nachtluft! Ein holdes Dunkel umgab mich; die Sterne ſandten freundliche Blicke durch die hohen Fenſter; draußen ertönte noch immer das ſanfte Geräuſch des Ruderſchlages, ich hörte das Anrufen der Gondoliere, hie und da auch fern an-

klingenden Geſang, Accorde auf der Guitarre — — die Dämmerung des Bewußtſeins umwölkte mich tiefer — die bunten Bilder des Tages ſchwebten mit verwirrtem, leiſen Flügelſchlag der Erinnerung vorüber — — die graudüſtere Markuskirche, — — die Paläſte — — und wie die Gondeln ſich auf dem grünen Kanal kreuzen, — wie ſüß wiegt der leiſe Ruderſchlag ein, — das Abendroth glimmt, — die Sterne blinken, — Zitherklang — — ſüßer Hauch der Abendlüfte! — — — Schwebt um mich her, wiegt mich ein Ihr holden Traumbilder, — tragt mich in Euren wolkigen Schooß — dort hinten in der Ferne, da winken noch andere liebende, liebliche Geſtalten, — Engelsköpfchen — — Ade! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

So biſt du auch hereingeſchlichen mit deinen ſanften Strahlen lieber Mond? — Das ganze Gemach iſt erhellt! Dein klares Auge weckt mein ſchlummerndes! Eine Mondnacht in Venedig! Die Reihe der Paläſte und Kirchen vom Silbernebel Deines Dämmerlichtes umfloſſen, welch ein zauberiſcher Anblick muß es ſein! Wie ermüdet die Augenlieder immer wieder hinabſinken! Ihr müßt Euch öffnen, das müßt Ihr ſchauen! — —

Horch! Der Gondoliere ſingt ſchon ſein melancholiſch ſüßes Liebeslied, um uns zu mahnen, daß er bereit

ſei! Ich verſtehe es nicht, die Worte verſchwimmen mir, ich höre nur die milden Tenortöne, und die ſüßen Liebeslaute: amor — lagrime — piante — sospiri — es verhaucht ſich alles im leiſen Spiel der Lüfte! —

Laßt uns hinab, die Barke liegt ja vor der Pforte an den Marmorſtufen!

Eine glockenhelle Mädchenſtimme grüßt mich mit einem freundlichen „Signore.“ Ein ſchwarzer Frauendomino tritt auf mich zu im Vorſaal, eine weiße, runde Hand wird ſichtbar und ergreift die meinige. Warum ſind die ſchönen Wangen verlarvt, reizende Signora? — Weshalb du holdes Kind, willſt du mir nur dein liebliches Kinn zeigen, und den Glanz der Augen die hinter der Larve leuchten, aber nicht die friſche Lippe, die Roſenwange? — Wie? Der ganze Vorſaal hat ſich mit Masken gefüllt?“ — „Es iſt eine Carnevalsnacht, Signore.“ Wollt Ihr mein Begleiter ſein?“ — Sie fragte italieniſch, ich hörte deutſch und ſprach mein wallend bewegtes „si“ in ſtaunender Ueberraſchung. — An ihrer Seite eilte ich die Treppen hinab, die Gondel nahm uns auf in ihr trauliches Gemach.

Der Gondeliere ſtand hinten, das Ruder, das ihm zugleich Steuer war, in der Hand, mahleriſch darauf gelehnt; er trug eine blaue Mütze mit weißer Feder: ein blaues knappes Jäckchen, weiße linnene Beinkleider,

die Schärpe mit Silber geſtickt. Wie ziert dieſe Tracht den ſchlanken gelenken Körper! Wie blitzen ſeine ſchwarzen Augen, welche Stirn, welche Zähne zeigt der feurige Knabe! Mit Grazie drückt er die Gondel gegen die Stufen, und reicht meiner Begleiterin die Hand, ihr beim Einſteigen zu helfen. Sie wirft ihm einen gar freundlichen Blick zu! Hätte ich ein Recht, ich würde eiferſüchtig werden. Nun ſingt er mit ſchöner Tenorſtimme, „O pescator dell' onda“ und mit leichtem Ruderſchlag ſchwebt die Gondel über das flüſſige Silber hin. Erſt jetzt bemerke ich's, es iſt nicht die ſchwarze ſargähnliche Höhle, nein, blau und Silber, wie die des Gondoliers ſind auch ihre Farben: es ſind die Farben meiner holden Begleiterin; nur ſie ſelbſt iſt als Venetianerin in ſchwarzer Seidenhülle verborgen, und entgegnet lächelnd auf meine Frage: „Ich bin die Nacht!“ — Welch wonneathmende ſüdliche Nacht mit zwei leuchtenden Liebesſternen! — Wir ſitzen in den blauen Kiſſen, ein leichter Seidenbaldachin mit Silberfranzen wölbt das luftige Dach über uns; die Vorhänge zur Seite wehen flatternd. O, das Plätzchen iſt heimlich und abgeſchieden, kein Auge belauſcht den verſtohlenen Kuß, den ich auf die weiße Hand drücke, kein Ohr das ſüße Flüſtern von Lippe zu Lippe. —

Wir ſchwimmen auf dem Kanal! Die Marmorſchlöſſer ſteigen von beiden Seiten aus der Fluth!

Welche Pracht der Gondeln! Dort kommt der reiche Foscari; vier Mohren in türkiſcher Tracht rudern ſein goldblinkendes Fahrzeug, er ſteht, ſtolz, aufrecht, den ſchwarzen Mantel umgeſchlagen, den Hut tief in das finſtere Auge gedrückt. — Die weiß verſchleierte Geſtalt unter dem Baldachin von dunklem Carmoiſin, iſt ſeine einzige Tochter, die reizendſte Jungfrau Venedigs. — Im Palaſt Rezzonico flimmern alle Fenſter; tauſend Kerzen erleuchten die Reihen der Säle und Gemächer. Fröhliche Muſik ſchallt herab. Hundert Gondeln liegen am Eingang vor Anker, und die müßigen Gondoliere ſchwatzen mit einander. Iſt das Maskenfeſt oben oder hier unten im Freien? Denn auch alle dieſe ſehn wir in reichen ſpaniſchen, türkiſchen, italieniſchen Trachten; Mohren mit goldblitzendem Turban, den Dolch im Gürtel, ſcherzen mit jenen ſchönen Knaben, welche die Zither am Bande um den Hals tragen, — es ſind Contarinis berühmte Lautenſpieler und Sänger! Siehe dort, — die ſechs venetianiſchen Geſtalten, mit Feſſeln an den Händen? Das iſt eine Siegesbeute; Andreas Cornaro hat ſie zu Gefangenen gemacht, als er das Schiff Juſſuf Paſchas enterte, und mit dem Schwert in der Fauſt der erſte am feindlichen Bord war. — Der Reigen tönt weit durch die Nacht! Sie tanzen munter droben, — aber ſie wiſſen auch zu fechten!

Zahlloſe Fackeln werfen ihr rothes Licht über den Kanal, und miſchen es mit dem ſilbergrauen des Mondes! Auf allen jenen reichen Gondeln die dort heranſchwimmen um Gäſte zu Rezzonicos Feſt herzuführen, ſtehen Fackelträger am Steuer. Wie blitzten die Fahrzeuge von Gold und Farben! Der Sechsruderer mit den Purpurteppichen, gehört dem ſtolzen Balbi, der drei Dogen in ſeinen Ahnen zählt. Gleich nach ihm ſteuert Peſaro heran; er zahlte zehntauſend Zechinen für ſeine Prachtgondel, die faſt reicher von Gold- und Silberſtoffen glänzt, als der Bucentaurus, die Prachtgaleere des Dogen, die wir dort unten in der Giudecca vor Anker liegen ſehn. Schöner noch iſt jenes Zauberſchiffchen mit Purpurwimpeln, und Roſenketten, das Bild der Liebesgöttin in Marmor auf dem Vordertheil. Ach, es führt uns auch die Liebesgöttin Venedigs heran, die ſchöne Angelica Grimani, eine neunzehnjährige Wittwe! Dort ſitzt ſie in ihren Schleier gehüllt, die Duenna an der Seite! O ſie wird heut der reichſte Edelſtein in Rezzonicos Gemächern ſein! — Gondel folgt auf Gondel! Die edelſten Geſtalten in reichſten Trachten gleiten an uns vorüber! Ueberall tönen muntre Lieder, Zitherklang! —

Der Mond verhüllt ſich einen Augenblick in düſtres Gewölk. Jetzt, ſüße Begleiterin, laß uns hier zwiſchen den beiden Palaſten einbiegen aus dem lauten Kanal

in den ſchmalen Seitenſtrom, der tief im Schatten der hohen Gebäude liegt. — Nein, nein weshalb wollten wir das Liebespaar ſtören, welches dort die nächtliche Zuſammenkunft hält? Die Gondel hat ſich unter den Balkon geſchmiegt, die leichte Strickleiter iſt angehangen, der Liebende hat ſich emporgeſchwungen zu der Freundin, die lauſchend hinter den grünen Jalouſien ſeiner harrte. Doch, wehe ihm, wenn der Späherblick der Eiferſucht ihn entdeckt! Eine ſchwarz verhüllte Geſtalt drückt ſich mit dem Nachen in den tiefen Schatten hin, wir ſehn nichts als ein mattes Blinken iſt es der Widerſchein des Meeres auf entblößten Stahl? —

Laß uns unter dem ſtolzen Bogen der Rialtobrücke hindurch, und dann durch die Seitenkanäle nach San Markus ſchiffen, denn dort iſt das regſte Leben beiſammen, dort miſchen wir uns in die zu Tauſenden wogende Menge. — —

Jetzt gönnt uns der Mond wieder ſeinen vollen Glanz; ſein Silberduft umfließt die Zinnen der Paläſte, der hochgewölbten Kuppeln. Wie edel, wie ſtolz erſcheinen dieſe Bogen und Säulen! Blumengärten auf allen Balkonen und Altanen. Die Granate ſchimmert dunkelglühend im Laub, die Orange leuchtet, die Jacetten und Anemonen blühen und duften. Schöne Frauen ſitzen in den Gebüſchen, Männer in ritterlichen

Tracht ihnen zur Seite. Die Hallen ſind erleuchtet, überall Leben, Reichthum, Glanz, Gröſſe. —

Du ſtolzes, mächtiges Venedig! Du Wunderſtadt voll Zauberbilder, voll höchſter Genüſſe, heimlicher Liebeswonne, düſter lauernder Rache! — Schwimme weiter leichtes Schiffchen, tanze zurück auf der Welle, wiege dich dem ſtolzen Palaſt des Dogen, der kuppelreichen Kirche des Schutzheiligen der Stadt zu. — Süßlockendes Kind, die Du mich um meinen Schlaf getäuſcht, in welches Zauberreich haſt Du mich geführt? Die Müdigkeit iſt entflohen, nur der Luſt und Freude ſchlägt mein Herz entgegen, — verſage mir die ſüße, brennende Lyrre nicht! — Doch die ſtrenge, ſanfte Hand wehrt die Umarmung. Wir legen an den Stufen des Dogenpalaſtes an! — Welche Pracht, welcher Glanz! Tauſende von Lampen flimmern in unüberſehbaren Reihen; mit Tagesbelle überſchüttet ihr Licht den weiten Platz! Sie frotten Deiner Du bleicher Mond! — O nein! Denn in der Höhe bleibſt Du der Sieger! Dein zauberiſcher Duft umfließt die hohen Kuppeln von San Marco, die gothiſchen Bogen des Palaſtes! — Im Goldglanz der Kerzen wandeln die Maskenſchaaren, ein buntes Weltall von 'Völkern' Doch die Golen im ſchwarzen Mantel, Hut und Federbuſch ſchreiten finſter durch die Volksmenge. Jubelt nicht zu laut, ſcherzt nicht zu frei' Dieſe ſchwarzen

Geſtalten erinnern Euch, daß hinter jenen Bogenfenſtern das furchtbare Gericht ſeine Sitzungen hält, des bloßer Namen Euch mitten aus der warmen Umarmung der Freude aufſchreckt, und mit eiſigem Entſetzen durchdringt! — Streift nicht zu nahe an die Pforte des Palaſtes hin! Inwendig gähnt der Löwenrachen, der Euch mit dem tödlichen Hauch der geheimen Anklage tödtet! — Ihr wirbelnden Tänze, Ihr ſcherzenden Masken, nehmt mich in Eure Mitte, gaukelt mir die düſtern Bilder hinweg! Betäubt mein Ohr mit dem Tamburino und der Zymbel, daß der markdurchzuckende Schrei des Gefolterten nicht bis zu mir dringt! —

Wie? Sinkt der Mond ſchon hinunter? Es wird dunkel, ganz finſter! Holdſelige Begleiterin verlaß mich nicht! Wohin entſchweben dieſe Geſtalten, ſie fliehen und verſchwinden in der Nacht wie geſcheuchte Geſpenſter! Ach ſchließe Dich dichter an mich, mich überfällt ein Grauen — der Platz iſt einſam, erſtorben, was ſoll das?! „Lieber“ flüſtert ihre bebende Stimme mir zu, „die Feſtſtunde iſt vorüber, wir haben uns verſpätet! Komm eilig herein, bevor wir den nächtlichen Spähern begegnen. Heilige Jungfrau, dort nahen ſie — laß uns in die Bogengänge der Procuratien flüchten, jener Pfeiler wird uns verbergen!

Wir ſtanden aneinander geſchmiegt; ſie zitterte wie ein Reh, das den Pfeil des Jägers über ſich hinſchwirren hört. Dunkle Geſtalten ſchritten über den Platz, dem Thor des Palaſtes zu. Es öffnet ſich, drei Männer, ſchwärzer eingehüllt als die Nacht des Grabes, treten ein! Das ſind die drei Höllenrichter! Wehe dem, welchen ihr Blick trifft. — Was iſt das, — düſtre Geſpenſter ſteigen aus dem Boden um uns auf. — Ketten raſſeln! „Weh mir“ ruft meine ſüße Begleiterin, „Sie ergreifen mich! Sie ſchleppen mich vor die Richter! Ich habe geſündigt — ſie kennen kein Erbarmen! Rette mich — rette mich“ — — — Man reißt uns fort, dem Palaſte zu, — das Thor öffnet ſich, ein blutrother Feuerſtrom quillt heraus, er blendet das Auge — es ſieht nichts als Feuer und Blut — krampfhafte Todesangſt ſchnürt mir die Bruſt erſtickend zuſammen, — Ach — Luft — Luft! — — — —

Dank dem blendenden Feuerſtrom der mich weckt! Es iſt die Sonne die eben hinter der Inſel San Giorgio-Maggiore aufſteigt, und mir ihre vollen glühenden Morgenſtrahlen gerade ins Angeſicht wirft! — Dank Dir, die Du mich befreiſt aus den grauenvollen Banden des Traums! Noch liege ich nicht in Venedigs Kerkern, noch ſchleppt mich keine eherne Fauſt vor die ehernen Richter! —

Aber meine holde Begleiterin? Du biſt mit verſchwunden? Und ich liege allein hier auf dem Lager im Hotel de l'Europe, unter der Gazehülle, und kein lebendes Weſen iſt in meiner Nähe als die eine ſummende Mücke dort, die ich glücklich ausſperrte aus meinem Käfig? — Verwünſcht!

Der Traum begann ſo ſchön! — Ja, ſo glänzteſt Du einſt, Du ſtolze, reiche Stadt! Jetzt biſt Du nur eine Leiche! Doch wie ſchön Du wareſt, welche Zauber Dich ſchmückten, dennoch preiſe ich mein Schickſal das mich zweihundert Jahre ſpäter zu Dir führte, als meine holdſelige, nächtliche Begleiterin! Denn alle Fülle Deines Glanzes und Reichthums, alle Pracht und Schönheit, aller Zauber der Dich umgab, — ſie gleichen doch nur einem heſperiſchen Garten, über unterirdiſchen Felſenklüften, wo im nächtlichen Grauen der Drache lauert, um die Luſtwandelnden zu verſchlingen, — ein Paradies, das den Schlund des Tartarus umblüht! —

Zweiter Tag in Venedig.

Es iſt ſehr gut, wenn uns nach ſolchem Traum Kaffee und Zwieback gebracht wird, zum Zeichen der völligen Verſöhnung und des neuen Bündniſſes mit der Erde. Mir ward das Glück nicht zu Theil,

weil — ich glaube, ich hab es ſchon erzählt, — die Milchſchiffe noch nicht vom Lande herein gekommen waren; mein ſchwarzes Schickſal verurtheilte mich daher zu ſchwarzem Kaffee. — Aber im luftigen Vorſaal, mit dem Blick über den großen Kanal, die Giudecca und die Inſel San Giorgio Maggiore, auf ſtolze Maſten und Kuppeln, und noch immer trotz des ſchweren Traums, (mit deſſen aktenmäßig getreuer Wiedererzählung man es nicht allzu genau zu nehmen hat) ſehr gut zugebrachten Nacht, ſchmekt auch dieſe ſchwarze ſpartaniſche Morgenſuppe vortrefflich. In der That, ſchwarz oder weiß, es kann ſich nicht leicht angenehmer in Europa frühſtücken, als in dieſem Hotel de l'Europe. —

Staberl erſchien um unſere Befehle einzuholen.

Unſer Dispoſitionsplan für den heutigen Tag begann mit der Beſichtigung des Arſenals. Obriſt v. G . . . , Rurik und ich fuhren in einer Gondel allein dorthin. Will man ſehn, was Venedig nicht mehr iſt, ſo wird dieſer Beſuch lohnend ſein; einigermaßen ſieht man auch, was es einſt geweſen iſt, doch nur bedingterweiſe. Seit Venedig viele Schiffe, insbeſondere ſeine kreuzenden Galeeren baute, hat ſich die Kriegsſchiffbaukunſt ſo ausgedehnt, daß die Docks und Schiffsbauanſtalten auf großen Werften heut zu Tage ſchon nach ganz andern Dimenſionen zugeſchnitten ſind.

Selbſt in vollſter Thätigkeit würde Venedigs Arſenal heut wenig imponiren, vollends aber im jetzigen Zuſtande. Berühmt iſt die Corderie durch ihre ungemeine Größe. In der That iſt der Saal in dem ſie ſich befindet 1000 Fuß lang, und wird von 92 Säulen geſtützt. Kaum möchten die zu gleichem Zweck beſtimmten Räume irgendwo ſo groß ſein. Allein das Gebäude iſt eine gigantiſche hohle Nuß, denn es war kaum ſo viel Vorrath an Tauwerk da, daß ein anſtändiger Gentleman der den Spleen bekommen, ſich ſtandesmäßig damit hätte aufhängen können. — In verſchiedenen Sälen werden ſchöne alte Waffen, geſchichtliche Trophäen, Rüſtſtücke berühmter Männer, u. ſ. w. gezeigt. Das ſind Merkwürdigkeiten für ſich, welche den Beſuch allerdings verlohnen, die aber mit dem Weſen des Arſenals nichts mehr zu thun haben. — Die Modellkammer gehört dieſem allerdings an, allein ſie iſt in nicht viel glänzenderem Zuſtande als die Corderie. Nichts glich der Geringſchätzung mit welcher Rurik, und freilich mit Recht, dieſes Arſenal betrachtete. Bei jedem Schritt äußerte er ſeine Reue darüber, ſich den undankbaren Weg hieher gemacht zu haben. Und doch war er die hauptſächliche Veranlaſſung geweſen, während ich, im Allgemeinen über den Zuſtand des Inſtituts unterrichtet, die genauere Beſichtigung einiger andern Merkwürdigkeiten vorgezogen hätte.

Allein ihn zog die Neugierde auf eine gewiſſe, ganz unſcheinbare Curioſität an, welche diejenigen meiner Leſer, die das Arſenal beſucht haben, leicht errathen werden, die welche es nicht beſucht haben, ihrer aber noch leichter entrathen können.

Sehenswerth iſt in der Modellkammer übrigens das Modell des Bucentaurus, jener ganz von Gold und Purpur ſtrahlenden Pracht-Galeere in welcher der Doge ſeine berühmte Vermählung mit dem adriatiſchen Meere feierte, alſo gewiſſermaßen die Brautkammer, die zu dieſer Hochzeit mit der kühlen Geliebten zugerichtet wurde. Obgleich in einem ſehr verjüngten Maaßſtabe gearbeitet, giebt dieſes Modell doch noch einen recht anſchaulichen Begriff von der Pracht des Fahrzeuges.

Die Bildſäule des Generals Grafen Schulenburg und die des venetianiſchen Feldherrn Angelo Emo (der 1792 ſtarb) von Antonio Canova, ſind dem Fremden in künſtleriſcher wie in geſchichtlicher Hinſicht von Intereſſe.

Der Umfang des ganzen Etabliſſements iſt außerordentlich groß, wenn auch die Einrichtung heutigen Forderungen nicht mehr entſprechend ſein könnte. So ſind z. B. die Ueberdachungen (der Kunſtausdruck dafür iſt mir unbekannt) unter denen die Zimmerung der Schiffe geſchieht ſo niedrig, daß große Kriegsſchiffe

dort unmöglich gebaut werden könnten. Es iſt aber die Frage ob dies überhaupt hier möglich wäre, da der Hafen Venedigs bekanntlich kein günſtiger iſt, eine geringe Waſſertiefe beſitzt, und trotz vielfacher daran gewendeten Arbeiten häufig verſandet, wenigſtens die fahrbaren Stellen ſich bedeutend ändern. So möchte denn die Einrichtung auf kleinere Fahrzeuge wohl eine lokale Nothwendigkeit ſein. — In allem Uebrigen ſind die Vorkehrungen oft großartig; ſo befinden ſich in der Menge von Gebäuden zu den verſchiedenen, ſämmtlich zu einem Zweck ineinander greifenden Thätigkeiten allein fünf Bauanſtalten zu Geſchützen.

Ob ſie noch in Thätigkeit ſind, weiß ich nicht anzugeben; vertraut genug mit dieſen Manipulationen um der allgemeinen Kenntniß daran und der Neugier genügt zu haben, ſind ſie mir doch im Lauf der Zeit wieder zu fremd geworden, um in der Vergleichung einzelner Abweichungen ein Intereſſe zu finden, oder irgend einen Nutzen für mich daraus ziehen zu können, deshalb gab ich in unſerm Kriegsrath mein Votum mit dahin ab, die nähere Beſichtigung zu unterlaſſen. — Ganz aufgehört hat die Thätigkeit der Anſtalt übrigens nicht, ſondern in verſchiedenen Werkſtätten fanden wir noch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Handwerkern beſchäftigt. Einige Arbeiten wurden auch mit beſonderem Geſchick getrieben, ſo die ſogenannte Bildhauerarbeit

an den Schiffen (der italienische Kunstsinn tritt dabei offenbar hervor) die ich schon zu Triest mit näherem Antheil betrachtet hatte.

Endlich sind auch einige kleine Nebenbeschäftigungen hier im Gange. Uns begegnete nämlich eine Anzahl Arbeiter, welche mehr oder weniger schwer gefesselt waren. Also Verurtheilte. Die wilden Gesichter mit den schwarzen rollenden Augen, dem verwachsenen Bart und Haar, bildeten den ächten Typus unserer romantischen Räuberphysiognomieen. Der Lohndiener zeigte uns einen der Kerle, der wegen vielfältigen Straßenraubs und zahlreicher Mordthaten, deren ihm jedoch keine bestimmt erwiesen werden konnte, zu dreißig Jahren dieser Galeerenarbeit verdammt war. Seine Gesichtszüge drückten jedoch eine so verbrecherische Wildheit nicht aus, sie hatten sogar etwas Gutmüthiges. Dieser Räuberhauptmann nun bot uns kleine Arbeiten, die er selbst gefertigt, zum Verkauf, Nadelbüchschen, Dosen, Schächtelchen, mit venetianischen Glasperlen überstrickt oder überwickelt, Jahrmarktsgalanteriesächelchen! So zahm also war die Hand geworden, die so lange den Dolch und die Feuerwaffe geführt! Der Mörder, der auf offener Landstraße manchem Vornehmen den vollen Beutel mit furchtbaren Drohungen abgenommen hatte, bettelte jetzt um ein paar Kreuzer, mit demüthiger Freundlichkeit! Per carità Signore! Ah per carità! Man hätte ihn für einen

armen Teufel halten ſollen, der nie das Waſſer getrübt, gewohnt überall ſich zu bücken, zu dienen, der gefällige Laſtträger aller Welt zu ſein! — Solche Contraſte geben zu einigen Betrachtungen Anlaß! Seltſam daß uns ein ſolches Individuum doch gewiſſermaßen imponirt. Ich kaufte ein Büchschen lieber von ihm als von ſeinen andern geketteten Geſellen, und ſah ihm mehrmals nach, als der Zug an uns vorüber war! —

Wir ſtiegen wieder in die Gondel, um nun, (nachdem wir inzwiſchen einige kleine Douanen- und Paß-Scherereien abgethan,) unſre Dame aus dem Hotel abzuholen, und mit ihr die Gallerieen in dem Palaſt Manfrine und in der Academia delle belle arti zu beſuchen. — Bei der Kürze der Zeit die mir für dieſe Kunſtſammlungen blieb, war es von großem Werth für mich, daß ſich uns ein landsmänniſcher Freund und Führer anſchloß, der beide Gallerieen ſehr genau kannte, und mich zu einer Auswahl von Bildern leitete, die zu den ſchönſten gehören, was ich, ſo weit mein Laienurtheil reicht, geſehen habe.

Ich widerſtehe dem Reiz, auf nähere Schilderungen einzugehen; denn bin ich nur zu geringer Erkenntniß in den maleriſchen Künſten gelangt, ſo habe ich doch die gewonnen, daß die Urtheile der nicht entſchieden Sachverſtändigen ſich in den ſeltenſten Fällen auf dasjenige zu ſtützen vermögen, worauf es eigentlich in dem Werke

ankommt, und daher, wenn auch für den Leſer von ſcheinbarer Belehrung, doch für den Künſtler ganz unfruchtbar bleiben. Ueberdies ſind ja dieſe Gallerieen von den Malern ſo gekannt, wie die Dresdner und Florentiner, und alle Welt weiß es, daß ſich ein unſchätzbarer Reichthum von Bildern erſten Ranges in Venedig befindet. Sowohl in dieſen Sammlungen wie in allen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, u. ſ. w. deren ſelten eins iſt, was nicht durch ein Meiſterwerk Titians, Paolo Veroneſe's oder deren trefflichſten Schülern geſchmückt wäre.

Nur einiger Bilder möchte ich erwähnen, als ſolcher die neben dem hohen Kunſtwerth, auch die Eigenſchaft haben, das ungeübtere Auge des Liebhabers zu feſſeln, und durch ihren erhabenen oder ſüßen Reiz die Seele zu bewegen. Dieſe Eigenſchaft eines Kunſtwerks den Durchgebildeten mit Bewunderung zu erfüllen, und demjenigen der ſich der bloßen Empfindung überläßt die künſtleriſche Freude und Anregung zu gewähren, iſt keine allgemeine, und keine nothwendige. Es giebt Werke die ſich nur dem Kenner aufſchließen; andere, die dieſe zurückſtoßen dagegen die Mehrzahl unbedingt für ſich haben; die wenigſten erfüllen beides. Unter den Malern nimmt Raphael, unter den Muſikern Mozart die höchſte Stufe der allgemeinen Zugänglichkeit bei der unerreichbarſten Höhe und undurchdringlichſten Tiefe ein.

Beide Namen möchten faſt den Beweis liefern, daß ein Kunſtwerk an welches man auch die letzten und äußerſten Forderungen ſtellt, dieſer Doppelgewalt nicht entbehren werde. In der Muſik möchte Sebaſtian Bach derjenige ſein, der am ausſchließlichſten die muſikaliſche Durchbildung fordert, auf Popularität, ſein evangeliſch frommes Gebiet abgerechnet, faſt gar keine Anſprüche hat. Ihm zunächſt würde ich noch lieber Gluck als Händel nennen; letzterer hat mehr volksthümliche Elemente, während der erſte nicht ſowohl eine muſikaliſche als überhaupt eine äſthetiſche, ja ſittliche Reinigung des Kunſtgeſchmacks vorausſetzt, die ihn auf einen ſehr geringen Kreis der Auffaſſenden beſchränkt, und ihn jetzt für ganze Völker und Städte völlig verloren gehen läßt. So findet Händel in London (und England überhaupt) bei kirchlichen Muſikaufführungen auch in Wien, noch immer eine Heimath, während Gluck in beiden Hauptſtädten, und auch in ſeiner urſprünglichen Heimath, Paris, ein völliger Fremdling geworden iſt. — Es iſt ein großer Irrthum mancher Halbkenner, die allgemein anſprechende Eigenſchaft des Kunſtwerks für eine dasſelbe herabziehende zu halten. Auch die Maſſen ſind für das ächt Schöne zu begeiſtern, wenn man weiß wie und wo man ſie angreifen ſoll. Nicht alles freilich iſt Gold was glänzt, aber das Gold ſoll auch die Eigenſchaft des Glanzes haben. Aechter Lokaier wird Ken-

nern und Kindern munden, der herbe Ungar nur den erſten; jener iſt darum nicht geringer an Werth. —

Doch, wohin bin ich gerathen! Wie leicht iſt man verführt, von einem Felde auf dem man nicht heimiſch iſt, auf ein anderes überzuſpringen wo man ſichreren Boden unter ſich fühlt.

Ich wollte einige Bilder näher bezeichnen, die auch dem nicht künſtleriſch geſchärften Auge feſſelnde Reize zeigen. Dahin gehören im Palaſt Manfrino die Magdalena und Cäcilia (die viel copirte) von Carlo Dolce, die Sibylla (deren ſchon der uns zu früh entriſſene Pirch mit beſonderem Enthuſiasmus gedenkt) eine kleine Magdalena von Correggio, vielfältige Werke von Guido Reni, Tintoretto, Paolo Veroneſe, Titian, Raphael. — Intereſſe wird ein Portrait der Mutter Titians erregen; ferner die ſchönen Aquarellen gleich im erſten Saal, die Moſaiken im letzten. Sehr bequem für den Fremden iſt die einfache Einrichtung der Cataloge. In jedem Saal oder Gemach (da die Räume nicht ſehr groß ſind) befindet ſich ein gezeichneter Katalog d. h. ein Umriß der vier Wände mit den Rahmen der daran hängenden Gemälde, den Namen der Meiſter und der kurzen Bezeichnung des Gegenſtandes. Dadurch iſt man mit einem Blick orientirt; und da ſich die Zahl der Beſucher insgemein ſehr vertheilt, ſo daß nur wenige zugleich in einem Gemach befindlich

ſind, ſo iſt auch die gemeinſame Benutzung kein Hinderniß. —

Ungleich reicher iſt allerdings die berühmte Academia delle belle arti, beſonders an wundervollen Bildern Titians. Indeß iſt auch die deutſche und holländiſche Schule beſſer bedacht, als ich vermuthete, und, wie ſo oft das Fremde ſich vorzugsweiſe geltend macht, ſo ſchien es mir, als legte man auf den Beſitz dieſer Bilder einen verhältnißmäßig größeren Werth als auf den der vaterländiſchen Meiſterwerke.

Man verſtatte mir auch hier einige flüchtige, nur zu Fingerzeigen für den ſo flüchtig als ich ſelbſt Reiſenden beſtimmte Bemerkungen.

Auf einem Bilde das ich aus gewiſſen Gründen nicht näher bezeichnen, auch den Meiſter nicht nennen mag, iſt eine Anzahl von Geiſtlichen in der Compoſition angebracht. Man ſchneide die Köpfe heraus, ohne irgend etwas von der Tracht wahrnehmen zu laſſen, ſo wird es dem Unkundigſten und Ungeübteſten ins Auge ſpringen, welchem Stande dieſe Phyſiognomieen angehören. Daß der Stand dieſe phyſiognomiſche Eigenthümlichkeit bildet, lehrt uns die Praxis; und heut muß noch dieſelbe Einwirkung ſtatt finden, wie vor zwei und dreihundert Jahren; denn die hier mit Abſicht widerwärtig dargeſtellten Geiſtlichen zeigen uns ganz die Miſchung von Stumpfheit, Bosheit, Faulheit, Feilheit,

Geilheit, die wir noch jetzt in den Gesichtern unwürdiger Mitglieder dieses Standes, finden. Die durchsichtige ekle Larve der Gleißnerei bildet den Firniß derselben. Sagt mir aber Ihr Maler, welcher Grundzug eigentlich den Typus dieser Physiognomieen bildet, da Ihr mit Stumpf- und Habichtsnasen, mit fetten und hagern Leibern, mit klugen und dummen ja sogar mit schönen Gesichtern, denselben Eindruck zu erzeugen vermöget. — Es muß sich, anders kann ich es mir nicht erklären, aus den widernatürlichen Elementen *) des Priesterthums in der **Wirklichkeit** dieses unbezeichenbare Etwas erzeugen, von dem ich nur einzelne Eigenschaften anzudeuten, dem Ganzen keinen Namen zu geben weiß. Sind also in der That diese Geistlichen auch noch heut im Jahre **1842**, was sie vor zwei- und dreihundert Jah-

*) Unter den **widernatürlichen** Elementen verstehe ich hauptsächlich zweierlei: 1) die Nothwendigkeit die der Geistliche hat, sich in seinen Prinzipien immer höher zu stellen, als es menschlich zu erreichen ist, was **alle** Geistlichen aller Confessionen trifft, und 2) seine der Natur und dem Recht des Menschen widerstrebende Stellung zum Leben durch das Cölibat. Beides gleicht sich nur in jenen **äußerst seltenen** Charakteren und Organisationen aus, die wirklich durch einen höheren Beruf ihrem Stande, der an sich allerdings der höchste der Menschheit ist, angehören, und so ihre Individualität mit den allgemeinen Forderungen ihres Berufs aufs innigste zu verschmelzen wissen.

ren waren? — Ich glaube faſt, — wenigſtens könnte ich aus meiner eigenen Bekanntſchaft leicht ein halbes Dutzend Originale aufgreifen, die recht gut zum Einſchub in das Bild quaestionis dienen könnten, falls die gemalten Confratres ausblaſſen, oder auf ſonſt eine Art verſchwinden ſollten. Man wende ſich, eintretenden Falls getroſt (aber poſtfrei) an mich; ich ſpedire ſechs Heilige (denen es nicht am Schein fehlt, ſondern denen er vielmehr vorangeht) nach Venedig, und habe nichts dawider wenn man ſie, nachdem ſie in der Academia geſeſſen (zum Portraitiren) und nachmals daſelbſt hängen in effigie, auch hinter der Seufzerbrücke etwas ſitzen und allenfalls auch hängen läßt, aber nicht in effigie!

Aber heißt das Fingerzeige für Bilder geben? eher Bilder an den Schandpfahl ſchlagen! —

Nun aber deſto kürzer. — Jedermann wird ſich an dem edlen Stil in den Bildern des Bonifacius erheben; nicht minder an den reichen Compoſitionen des Palma Giovine, namentlich an dem Geſicht des heiligen Johannes, wo der Tod zu Roß im Schlachtgewühl hinſprengt. — Von Titian iſt neben vielen Meiſterbildern auch ſein erſtes und letztes Bild hier. Schon für den Laien, blos hiſtoriſch genommen, eine ſehr anziehende Zuſammenſtellung, vollends aber in kunſtgeſchichtlicher Beziehung, für das Auge welches den weiten Zeit-

raum an dem künſtleriſchen Abſtande zu meſſen im Stande iſt. —

Ehe ich den Leſer vor das große Werk Titians, Mariä Himmelfahrt, zu dem man mit einer gewiſſen Feierlichkeit zuletzt geführt wird, ſtelle, muß er mit mir vor ein anderes für die Geſchichte der Erbauung Venedigs anziehendes Bild treten. Es iſt dies eine Darſtellung der alten Rialto-Brücke; die jetzige ließ der Doge Pasquale Cigonia erſt 1588 auf ſeine Koſten durch den Architekten da Ponte erbauen, nachdem er, wie eine Volkserzählung beſagt, (deren geſchichtliche Wahrheit ich jedoch nicht verbürgen will) lange Zeit ſo arm geweſen, daß er in der Gegend der Rialto-Brücke auf einer andern Querpaſſage ſich von den Gondolieren überſetzen ließ ohne ſie bezahlen zu können, dieſen Dienſt aber durch ſeine Freundlichkeit und gute Laune von ihnen zu erlangen wußte. Dabei verſprach er ihnen ſtets, wenn er dereinſt ein reicher Mann geworden ſein werde, ihnen an die Stelle jener alten Holzbrücke (die man hier noch im Bilde ſieht) eine prachtvolle Steinbrücke zu erbauen, ſo daß kein Pfeiler davon im Waſſer ſtehen und die Gondelfahrten hemmen ſolle. Er wurde reich, gelangte zur Macht, und — hielt Wort. Etwas das man nicht von allen Machthabern ſagen kann, die in der Noth oft genug Verſprechen geben, die ſie nachmals zu nichts benutzen, als zum Brechen.

Nun zu dem Machthaber Titian, der auch zu den Werthaltenden gehört; in jedem ſeiner Bilder verſpricht er uns durch das Große was er giebt, Größeres für das was er geben wird, und ſein Verſprechen durch die That täuſcht uns nicht. — Am Schluß der Wanderung durch die Academia werden wir denn vor Titians berühmteſtes Bild in dieſer Sammlung „die Himmelfahrt Mariä" geführt. Wer hier eins jener weichen ätheriſchen Bilder erwartet, die wir nicht ſowohl „weiblichen Geſchlechts" als „himmliſche Geſtalten darſtellend" bezeichnen wollen, Geſtalten die das Irdiſche abgeſtreift haben, es nur noch als Schein ihrer Exiſtenz mit ſich führen, gewiſſermaßen nur als Andeutung, Bilder wie Raphael in ſeinen höchſten Begeiſterungen deren einige geſchaffen hat: der würde ſich täuſchen, und durch dieſe Täuſchung vielleicht das reine Gefühl für Werth und Größe des Bildes irre führen. Dem möchten dieſe Zeilen, ſo weit es in den Kräften des Verfaſſers liegt, gern vorbeugen. Dieſer Titian iſt ein Bild der Kraft; es iſt ein knochiger Raphael, Rubens Vetter; nicht die Liebe herrſcht darin vor, ſondern der Ernſt, die Würde des Glaubens; es iſt mehr ſtrenge Sonderung durch Compoſition und Zeichnung, als Verſchmelzung des Colorits; doch brennen die Farben darin, und das Reich blendenden Lichts kämpft mit dem tiefen Schattenreich in mäch-

tigſten Contraſten. Deshalb iſt die Gruppe der Männer im Vordergrunde, als dem Charakter des Ganzen am nächſten verwandt, von wundervoller Wirkung, dagegen die aufſchwebende Maria, dem Grundaccord des Bildes am meiſten widerſtrebend, eine zu irdiſche, faſt männliche Geſtalt. Den ſtärkſten Beweis dafür gab ein Irrthum Rurik's, der den Gegenſtand des Bildes mißverſtanden hatte, eine Himmelfahrt Chriſti zu ſehen glaubte, und mir ſagte: „Der Chriſtus iſt mir zu weiblich!“ — der Fall iſt ein gewiß treffendes Beiſpiel, wie auch der Irrthum durch ſein falſches Zeugniß zur Erkenntniß des Wahren leiten kann. — Wir haben das Bild hier nur *charakteriſiren*, nicht beurtheilen wollen. Denn ſelbſt wenn dieſe energiſch-männliche Auffaſſung ein Fehlgriff wäre, ſo könnte ſich doch auch in dieſem die höchſte Meiſterſchaft offenbaren, deren Maaß das Nichtkünſtler-Auge nicht zu würdigen vermag. — —

Wir verlaſſen nun dieſe reiche, edle Sammlung, ohne ihre anſehnlichen inneren Schätze miteinander zu betrachten, weder die Mohren von Ebenholz, noch die umfaſſende Sammlung der Gypsabgüſſe, welche in den edelſten Räumen aufgeſtellt iſt. Doch ich hoffe, auch das Wenige, was ich aus dem Vielen wählte und berührte, wird Leſern, die meine Reiſenachfolger werden, die Vorſicht einflößen, ſich für Venedigs Kunſtſchätze von vorn

verein einen größeren Streifen zuzuschneiden, als ich nach meinem Generalfeldzugsplan vermochte. Venedig iſt eine Stadt, die ein guter Reiſefeldherr eine Zeit lang belagern und blokiren, ſie ordentlich ausbungern und ausſaugen muß. Ich habe ſie nur als ein Partheigänger überfallen, der über Nacht eilig kommt und geht; aber auch dieſer Streifzug iſt beutereich genug, und reut mich nicht. —

Ich vollende ihn durch einen flüchtigen Kirchenraub, den ich noch auf der Rückfahrt meiner Gondelflottille unternehme. Zuerſt ſpringen wir bei San Giovanni e Paolo ans Land. Noch ehe wir eintreten, begrüßt uns ein würdiges Werk, die bronzene Reiterſtatue des Feldhern der Republick Venedig, Bartolomeo Colleoni, im Jahr 1495 über das Modell des Andrea Verrochio von Aleſſandro Leopardi gegoſſen. Die Bildſäule giebt ein entſcheidendes Zeugniß über den hohen Grad der Vollkommenheit den die Kunſt des Erzgießens in dieſer Zeit bereits in Italien erlangt hatte. Ob dieſelbe nicht in gewiſſem Betracht damals vollkommener, wenigſtens verbreiteter und vielfältiger geübt geweſen als jetzt, möchte kaum zu bezweifeln ſein.*) Die herrlichen Glockengüſſe ſind eine

*) Nur die neueſten Leiſtungen, vorzugsweiſe die Münchener dürften weſentliche Fortſchritte bekunden, wenn auch in der Verbreitung frühere Jahrhunderte den Vorzug haben.

Frucht dieſer und noch früherer Zeit, während jetzt dergleichen Werke nur in den ſeltenſten Fällen gefertigt werden. Von jeher iſt es dieſer Kunſt eigen geweſen, ſich in Geheimniß zu hüllen, vielleicht auch, weil ſie ſich nicht wohl übertragen läßt. Daher ſind die Metallgießer auch jetzt noch ſo hochgeſchätzt und ſelten. Eine bedeutende Geſchützgießerei Preußens iſt gegenwärtig in Verlegenheit um einen Stückgießer, da der erfahrne Mann, den ſie bis dahin beſaß, verſtorben iſt, und ſeine Kunſt weder auf eine Anzahl von Offizieren, die eigends dazu befehligt waren, ſie zu erlernen, noch auf ſeinen eigenen Sohn übergegangen iſt. Ob er ſie nicht lehren konnte, oder es nicht wollte, bleibt zweifelhaft. —

Die Kirche San Giovanni e Paolo gehört durch Bauart und Reichthum an Kunſtſchätzen zu den ſchönſten Venedigs. Sie iſt alt, ſchon im Jahre 1246 erbaut, und die herrlichſten Werke der Mahlerei und Sculptur ſchmücken ihr Inneres. Außer den Arbeiten eines Tintoretto, Palma, Bonifacio, Paolo Veroneſe, Bellini, Viverini, Baſſano, Giovanni da Udine, enthält dieſelbe ein berühmtes Bild Titians „San Pietro Martire.“ Sie iſt ferner dadurch merkwürdig, daß ſie die einzige Venedigs iſt, in der ſich Glasmalereien befinden. Beſonders ſchön ſind die in dem Chor der Capitularen befindlichen Haut-Reliefs. Mir ſind vorzugsweiſe eine

Vermählung Marias mit Joseph, und Christus als Knabe im Tempel lesend erinnerlich geblieben. Der Ausdruck des Christuskopfes ist ein wahrhaft begeisterter; es leuchtet eine edle Verklärung aus den Zügen die in diesem kleinen Maaßstabe gewiß äußerst schwer erreichbar gewesen ist. Auch das Beiwerk ist auf allen diesen Tabletten mit ganz besonderer Kunst gearbeitet; so z. B. ein Teppich auf dem ersterwähnten Relief, der Vermählung Josephs und Marias; ferner die Gewänder, deren Stoffe sich scharf unterscheiden, einzelne Verwicklungen der Gruppen, Glieder u. s. w. Ueberall neben genialer und schöner Erfindung jener unermüdlichste Fleiß, der die Künstler des Mittelalters so auszeichnete, diese Gewissenhaftigkeit, immer mit der Anstrengung der höchsten, letzten Kraft zu arbeiten; eine edle, den Künstler auch als Menschen würdig hinstellende Eigenschaft, die leider in unsern Tagen jetzt mehr und mehr verloren geht.

Unser letzter Kirchgang führte uns nach San Giorgio maggiore, dieser schönen Kirche auf der Insel gleiches Namens, die wir aus den Fenstern unseres Gasthaussalons stets gegenüber hatten, und uns an ihrer prächtigen Kuppel erfreuten. Sie ist von Palladio in edler Kreuzesform erbaut; besonders ausgezeichnet ist der Chor und Capitelraum.

Unſre Vormittagsaufgaben waren gelöſt; wir waren ſämmtlich faſt erſchöpft. Die Sonne brannte glühend herab, es war drei Uhr vorüber. So ſteuerten wir denn von San Giorgio maggiore nach Hauſe. — Ich kann nicht läugnen, daß ich eine Ueberſättigung empfand, die mich im Augenblick ſelbſt für das Genoſſene weniger dankbar machte. Jetzt aber empfindet ſichs nach, wie viel reiche, ſchöne und großartige Eindrücke ſich doch in ſo wenigen Stunden zuſammendrängen laſſen, und wie trotz allem dem, was ich in Venedig unbetrachtet laſſen muſte, die Wanderung doch ihren vollen Lohn trug. — —

Letzte Ereigniſſe und Abentheuer in Venedig.

Ermattet kamen wir zu Haus an. Gern hätte ich vor Tiſch noch eine Stunde geruht, allein es waren zu viele Eindrücke feſtzuhalten, für die wenigſtens erſt die nothwendigſten Notizen zu machen waren. So kam der Mittag heran, und die Tiſchglocke fand mich noch ſchreibend, im Schweiß meines Angeſichts. — Ich kleidete mich an, und ging zur Tafel, wo ich mich, da ich meinen Platz neben dem Obriſten G. hatte, ſehr angenehm und behaglich fand. Ich machte die Erfahrung, daß, ſo ermüdend ein Diner auch ſonſt iſt, doch das Sitzen und die Erquickung des Körpers wieder

neue Kräfte gewährt. Wir speisten vortrefflich, und hatten unter andern auch Wachteln. Dies gab uns Anlaß einen scherzhaften Triumph über unsern russischen Begleiter wegen einer verunglückten gastronomischen Expedition desselben zu feiern. Die Tafel war ihm nämlich doch nicht gut genug gewesen, und er hatte sich mit Staberl auf Entdeckungsreisen in die Trattorien begeben, um venetianische Delicatessen, besonders aber Wachteln zu essen. Allein zürnenden Antlitzes kehrte er zurück, denn alle seine Hoffnungen waren entflattert, besonders aber die Wachteln, die nirgends aufzutreiben gewesen. Boshafterweise schilderte ich nun unser Diner mit ansehnlichen poetischen Ausschmückungen, zumal aber die zarten, saftigen Wachteln, so daß seine Zornspringfluth gegen die Restaurants von Venedig noch ansehnlich höher stieg. —

Doch die Nemesis schlummerte nicht; ich sollte erfahren, daß es eine Schickung giebt in Venedig! Unsere Abreise sollte Nachts um 12 Uhr statt finden. Man wird sich über diese Abgangszeit einer täglichen Post wundern, allein sie stimmt ganz mit den sonstigen italienischen Gewohnheiten. Nachts um 12 Uhr ist nicht eben später für Venedig, als bei uns Abends um 9 Uhr. Wir würden auch mit dieser Einrichtung sehr zufrieden gewesen sein, wenn nicht der Teufel es gefügt hätte, daß Venedig im Jahr 1826 zum Freihafen er-

klärt worden ſei. Dieſer leidige Umſtand bewirkte, daß wir als „außer Landes" betrachtet wurden, und abermals unter die Tyrannei der Douanen geriethen. Wir ſollten zwiſchen 6 und 7 Uhr unſer Gepäck auf die Poſt ſchaffen, wo zugleich das Douanenbureau war, um es daſelbſt viſitiren und plombiren zu laſſen. Ich beeilte das Geſchäft nach Möglichkeit, um noch vor Sonnenuntergang wieder am Markusplatz oder vielmehr auf dem Markusthurm einzutreffen, um eines letzten göttlichen Anblicks der Stadt, des Meeres und der glühenden Alpenkette zu genießen. Wir ſchifften in der Gondel nach der Poſt, in der Hoffnung die einfache Ceremonie in wenigen Minuten abzuthun. Doch wie täuſchten wir uns! Vielleicht wäre es geſchehen, wenn wir die erſten geweſen; allein zwei Engländer waren uns zuvorgekommen. Konnte oder wollte ſich der italieniſche Chef des ſchwarzen Kabinets, wie ich dieſe Packkammer ziemlich ſchmeichelhaft bezeichne, nicht mit ihnen verſtändigen — genug, eine Viertelſtunde nach der andern verſtrich, ohne daß unſre Angelegenheit nur im Mindeſten vorwärts rückte! Anfangs hatte ich eine innerlich kochende Ungeduld empfunden, und mehrfältige Beſchleunigungsverſuche gemacht, denn ich ſahe die Sonne tiefer und tiefer ſinken — im Poſthauſe war ſchon völlige Dämmerung, — und jede Minute wurde unbezahlbar für die Ausſicht vom Markusthurm, mit der ich Ab-

ſchied von Venedig nehmen wollte. Doch als dieſe Hoffnung nun einmal gänzlich mit der Sonne verſunken war, legte ſich meine innere Gährung, ich fügte mich in das herbe Geſchick, und ſuchte meine Geduld durch humoriſtiſche Auffaſſung des Leidweſens zu ſtärken. Dabei kam mir Rurik vortrefflich zu Hülfe durch ſeinen immer höher ſteigenden Zorn! Denn je heftiger die Leidenſchaft meines Gefährten in ſolcher Fatalität ward, je leichter ward es mir als glänzendes Beiſpiel geduldiger Gelaſſenheit voranzuleuchten, und ſo noch einigen Ruhm aus der gemeinſamen Niederlage zu erbeuten.

Wir wurden nicht einmal in die eigentliche Plombir und Viſitirhöhle eingelaſſen, ſondern lagerten vor derſelben mit unſerm Gepäck auf der Hausflur. Nach italieniſcher Sitte hatte ſich ein Fliegenſchwarm von Facchinos um uns verſammelt deren jeder uns durch Ergreifen eines Stück Gepäcks, falls es endlich dazu kommen würde, daß wir es die drei Schritte bis zur Thür zu bringen hätten, einen kleinen Schröpfkopf zur Erpreſſung etlicher Soldi oder Quarantani anzuſetzen hoffte. Wohl zehn hatten ſich ſchon mit der mündlichen Petition um en Dienſtantrag an mich oder Rurik gewandt, unſre Beſitzthümer drei Ellen weiter vor den Unterſuchungsrichter befördern zu dürfen, und waren abſchläglich beſchieden worden. Ein junger Supplikant von etwa dreizehn Jahren mochte denken: „Beati pos-

sidentes! Wer nichts wagt, gewinnt nichts!“ Er richtete alſo das landübliche „Signore!“ nebſt einem prüfenden und bittenden Blick an Nuriks wild auf und niederſchreitende Majeſtät, und ergriff ohne das barſche Nein abzuwarten oder zu beachten, eines ſeiner Felleiſen, um ſich in ſymboliſchen Beſitz des Rechts zu ſetzen, daſſelbe durch die Thür zu tragen. Das war zu viel für den gereizten Löwen des Nordlandes. Er ſprach mit plötzlicher Geläufigkeit im Italieniſchen, das Wort: „Bestia“ mit einem Accent aus, den ich als acutus und gravis zugleich bezeichnen möchte, und, mit dieſer ſcharfſchweren Accentuation nicht zufrieden, fügte er noch einen plaſtiſchen Circumflex hinzu, den er ohne Weiteres auf die Backe des jungen Facchino ſetzte. Wer aus der Chemie weiß, daß ſich beim Abfeuern einer Piſtole einige zwanzig Operationen von Reibung, Auflöſung, Zerſetzung, u. ſ. w. in einen Moment zuſammendrängen, der glaubt mir vielleicht, daß auch hier ſowohl das complicirte Accentſyſtem, als eine lange Gedanken- und Schlußfolgenkette, ſich in den Raum einer Terzie condenſirte, und, um es kurz und populär auszudrücken, Donner, Blitz und Schlag in Eins fielen, und die Wirkung dazu, nämlich der von der Ohrfeige betroffene und getroffene, beſtürzte und geſtürzte, ordentlich rund um gekugelte und gekegelte Induſtrielle, der mit Verluſt jeglicher Macht ſeinem Lauf zu ſteuern,

zwiſchen die Scheerenklippen der Pakete und Cameraden hineinflog — die Springfeder des Schrecks ſchnellte ihn wohl noch mehr als die Ohrfeigen-Balliſta — mit Steuerbord und Backbord überall anrannte, und ſomit bedeutende Haverei ſowohl erlitt als anrichtete.

Rurik athmete nach dieſer elektriſchen Schlagableitung ſeiner gefüllten Zornbatterie leicht auf als ſei ihm ein Gebirge vom Herzen gefallen; ich dagegen etwas ſchwer, als ſei mir, wenn auch nicht die ganze Bergkette des Ural oder der Cordilleren, ſo doch ein anſehnlicher Felsblock davon, auf mein individuelles Herz gerollt. Denn ich ſetzte in Eil folgenden höchſt logiſchen Kettenſatz an: Der wüthende Junge, erzeugt zehn wüthende Bachinos, — zehn wüthende Bachinos fallen über einen wüthenden Rurik her, — dies fordert als unerläßlichen Ehrenpunkt mein und Staberles wüthendſten Anmarſch als Alliancemächte heraus, — daraus entſteht eine wüthende Völkerſchlacht, wo weder Ruhm noch Beute zu gewinnen iſt! — Allein ſo verkettet uns die Nothwendigkeit des Zufalls, ich kann mich trotz dieſer höchſt ſchlechten Perſpective aus dem Kettenſatz nicht heraus laſſen, wenn nicht Rurik an der Newa und Wolga mit Recht behaupten ſoll, ein preußiſcher Reiſegefährte habe ihn den Italienern gegenüber in der Noth im Stich gelaſſen. — So rolle denn Rad des Schickſals, dachte ich, und ſchwur wenigſtens mei-

nen Posten vor den Mantelsäcken zu halten wie Horatius Cokles die Tiberbrücke. Doch der Kettensatz hatte einen Fehler, der wüthende Junge erzeugte auch nicht einen wüthenden Facchino! Die Standes- und Nationalehre schien nicht überaus verletzbar bei ihnen; es gab keine Aufruhrscene aus der Stummen von Portici; die Facchinos hielten fest am Grundsatz der Nicht-Intervention, und überließen es ihrem hinters Ohr geschlagenen Bundesgenossen sich auch hinters Ohr zu kratzen, was er mit allem Anstand eines Italieners that. — Rurik triumphirte natürlich: „Sehn Sie" sagte er mir, „so muß man diese Kerls behandeln! Ach, wenn wir in Rußland wären!" Ich fühlte das ganze Gewicht dieses Seufzers und dankte im Namen aller italienischen Rücken für die Nichterfüllung des Wunsches, zugleich aber auch in meinem Namen für die unbezahlbare (auch unbezahlt gebliebene) Ohrfeige, die er durch Ruriks Hand zur Sühne der beleidigten nördlichen Nationalität austheilen ließ. Auch dem tapfern Rurik votirte ich einen innerlichen Dank, den ich hiermit nach sechsmonatlicher Ablühlung doch vollständig wiederhole und ratificire. Es war eine Ohrfeige aus innerlichster Seele!

Rurik triumphirte mit Recht, aber nicht lange! —

Endlich, nach mehr als einstündigem Warten, kam der glückliche, doch halb mit List und Gewalt von mir

errungene Moment, wo wir in das Heiligthum der Viſitationskammer eingelaſſen wurden. Entſchloſſen durch Höflichkeit zu ſiegen, wandte ich mich an den ſchreibenden Chef, mit der Frage ob er franzöſiſch ſpreche. Er antwortete im ſchneidend unangenehmſten Tone: „No signor! Italiano, niente che Italiano, sempre Italiano!“ Die Antwort hatte etwas Empörendes, und wahrlich in dem Augenblick wo ich ſie erhielt, lachte ich nicht darüber, wie jetzt über den ganzen Vorfall. Daß der Mann nur Italieniſch ſprach und wir nicht, war nur unſre Schuld, obgleich es wohl von einem Beamten, der in einer Stadt wie Venedig, wo die Zahl der fremden Reiſenden ſich gegen die Einheimiſchen, bis jetzt noch vielleicht wie zehn zu eins verhält, die Abfertigung gerade der Fremden zu beſorgen hat, zu verlangen wäre, daß er mindeſtens die allgemeine Verſtändigungsſprache, das Franzöſiſche, verſtehe. Allein ſeine Worte hießen eigentlich: „Ich will nichts anderes ſprechen als Italieniſch, wenn ich es auch könnte.“ In der Form, in dem Ton der Erklärung lag die Beleidigung. Da wir indeß völlig in ſeiner Gewalt waren, und die Möglichkeit unſere Abreiſe in der Nacht zu bewerkſtelligen durchaus von ihm abhing; war nichts dabei zu thun, als hinzunehmen was nicht zu ändern ſtand. Ich ſtellte mir, um meinen Theil Nutzen aus der Sache zu ziehen, jetzt die Aufgabe der

Selbstüberwindung, nicht nur den Ton der Höflichkeit keinen Augenblick zu verlieren, sondern sogar die bittre Pille durch guten Humor zu versüßen. Dies wurde mir durch Muriks härteres Schicksal erleichtert. Denn den Unglückseligen traf die Nemesis Schlag auf Schlag! Welche Proceduren eigentlich die Visitation so unendlich in die Länge zogen, ob es die große Geschäftsverwirrung, oder böser Wille, oder was sonst war, weiß ich noch heut nicht. Doch hätte ich mich getraut, alles was mit uns vorgenommen wurde, in fünf Minuten abzuthun, während es jetzt so lange dauerte, daß selbst Muriks außerordentliche Mißgeschicke keine Verkürzung herbeiführten. —

Als nämlich unsere Sachen durchsucht werden sollten, ergab sich daß er seine Kofferschlüssel vergessen hatte! Auf diese Entdeckung fiel die rothglühende Temperatur seines Zorns plötzlich dergestalt, daß der Thermometer die behaglichste Milde der Höflichkeit zeigte. Der Barometer dagegen stieg vom tiefen Sturmstande auf den höchsten des schönsten Wetters! Doch die Nerven der Zollbeamten blieben völlig unempfindlich gegen diesen gewaltigen Temperaturwechsel, und begehrten den eisernen Schlüssel, obgleich Murik ihnen einen silbernen unterschieben wollte. Es blieb nichts übrig als Staberle in einem Tempo furioso nach dem

Hôtel de l'Europe zu jagen, und den Schlüſſel zu holen.

Die Formalitäten, die man inzwiſchen mit mir vornahm, dauerten noch ſo lange, daß Staberle längſt zurückgekehrt war, bevor man mich abgefertigt hatte, der ich in dieſer Zeit meine Angelegenheiten in ſo ſchlechtem Italieniſch als möglich, und mich ſelbſt darüber auslachend, betrieb. Und was war die große Schwierigkeit? Ich hatte einen Revers zu unterſchreiben, daß ſich nichts Steuerbares in meinem Gepäck befand. Um dies zu können, mußte die Identität meiner Perſon durch den Paß feſtgeſtellt werden. Ich zog ihn hervor, er wurde mir abgenommen. Jetzt wurde Rurik vom Donner getroffen, denn den Paß hatte er auch zu Hauſe gelaſſen. Er ſchnob eine wahre Wetterwolke ruſſiſcher Zornausdrücke vor ſich her, als das unnatürliche Anſinnen an ihn geſtellt wurde „Einen Paß bei ſich führen zu müſſen um ſeinen Koffer aufſchließen zu können. Iſt ſo etwas erhört," rief er, „o, wenn wir in Rußland wären!"

Ich bekenne, daß ich dieſen Wunſch doch nicht theilte, ſo ſchlecht es mir auch eben in Italien erging und ſo ſehr ich ihm in ſeiner Ausrufung Recht gab. Doch den geheimen Wunſch Ruriks, welchen ich nur errieth, daß die ſämmtlichen Zollofizianten nur auf eine Viertelſtunde ſeine Leibeigenen ſein möchten,

machte ich, ich geſtehe es gern, mit Vergnügen zu dem meinigen. Da er uns indeß nicht erhört wurde, und keine Bitte, Proteſtation oder Bürgſchaft von meiner Seite etwas fruchtete, blieb kein anderer Ausweg übrig, als daß der Sohn des Nordens unter Staberles Geleite ſelbſt nach dem Hôtel de l'Europe einen kleinen Courierritt machte, um den Paß unter andern Papieren herauszuſuchen. Zweihundert Verwünſchungen und Flüche, daß nun in dem verdammten Venedig auch nicht einmal ein Wagen zu haben ſei, und man bei 28 Grad Wetter- und bei 80 Grad Blutſiedhitze die Höllenfahrt auf ſeinen eigenen Beinen hin und her machen müſſe, erſpare ich dem Leſer.

Auch dieſe zweite Reiſe ins Hotel verzögerte, incredibile dictu! meine Geſchäfte noch nicht; ein Beweis, wie langſam ſie geführt wurden. Inzwiſchen übte ich mich in meinem Nebenſcherz, inwendig zu kochen vor Zorn, und äußerlich der ſpaßhafteſte bon homme zu ſein; ich ſank moraliſch beträchtlich dadurch, denn ich konnte zu mir ſo gut, wie der Aal zur Schlange in der Fabel ſagen:

Auswendig gleißeſt Du
Inwendig biſt Du Gift und Galle! —

Der Leſer ſoll mich aber zu Pulver ſtampfen, und meine Atome in alle zwei und dreißig Winde zerſtreuen dürfen, wenn ich ihm das Was, Wie und Warum

unſeres Aufenthaltes ſagen kann. Denn das Einzige, was einigermaßen im Adagio vor ſich gehn konnte, die Viſitation der Helleiſen, und die Anlegung der Plombe, wurden bei mir Preſtiſſimo abgemacht; und ſelbſt bei Rurik, der nach einer kleinen halben Stunde außer Athem wiederkehrte, ging die Angelegenheit in einem hübſchen Allegro assai vor ſich, obgleich er 10,000 Bagatellen hatte, die in einem Freihafen gefährlich waren. Endlich hatte man auch ſeinen Koffern und Mantelſäcken den bleiernen Orden verliehen, und nach längerem als zweiſtündigen Aufenthalt, gegen neun Uhr, waren wir ſo weit, daß wir hinüber ins Poſtbureau konnten, um unſre Sachen dort abzuliefern. — Ich muß es Rurik zum Lobe nachſagen, daß er noch einige kleine Plänklergefechte für mich lieferte, gegen verſchiedene beutelluſtige Facchinos, die allerdings gegründete Rechtsanſprüche an uns hatten. Nr. 1, hatte die Pakete in die Plombirſtube getragen, Nr. 2, ſie auf den Tiſch gehoben, Nr. 3 eine Schnalle beim Oeffnen gelöſt, Nr. 4, ein dito, Nr. 5 hatte durch hülfreiche Blicke den Viſitatoren Eile und Mäßigung empfohlen, Nr. 6 beim Plombiren aufmerkſam zugeſchaut, daß uns nichts zu Schaden käme, Nr. 7 einen Mantelſack geſtreichelt um ihn glatt zu machen, Nr. 8 — — der Henker weiß was jeder bis Nr. 20 oder 30 ſich für Verdienſte um uns erworben hatte, und ich muß

ernſtlich glauben, daß ohne die Hülfe dieſer wackern Leute, unſre Angelegenheit noch heut nicht zu Ende wäre, da ſie mit derſelben ſchon drittehalb Stunden gedauert hatte. Rurik empfand dies lebhaft und gab dafür auch Jedem — keine Ohrfeige, ſondern nur die ſchmeichelhafteſten Reden, deutſch, ruſſiſch, franzöſiſch, und außerdem an baarem Gelde erheblich nahe an Nichts oder darunter. Ich war und bin noch jetzt ganz einverſtanden mit ſeiner Geſchäftsführung. Der Poſtbeamte war ein wohlwollender, vernünftiger Mann, dem ich gern, nachdem ich ſo lange ſcherzend aber ernſtlichſt geklagt, eine ernſtliche Lobrede halte. — Er begrüßte uns mit den Worten: „Sie werden reich an Papieren von uns abreiſen! Damit ſind wir ungemein freigebig! Iſt es Ihnen drüben ſehr ſchlimm ergangen?“

Dieſe unvermuthete Theilnahme öffnete uns das Herz, und nun ſtrömte es über! Wir wurden ganz zutraulich, und erzählten ordentlich empfindſam unſer Elend. „Ja mein College quält (ſeckirt, ſagte der Beamte auf gut öſterreichiſch) die Herren bis aufs Blut. Wenn es viele Reiſende ſind, dauert es oft bis Mitternacht. Sie können noch von Glück ſagen, daß Sie ſo früh fertig geworden ſind. Wenn ſich nur einmal Jemand recht ernſtlich darüber beklagte!“

Das gelobte ich mir im Stillen, und habe es hier gehalten. Um den Leſer nicht ähnlich zu peinigen wie mich, habe ich der Sache ein Harlekinsjäckchen angezogen. Doch das darf ich verſichern, in Venedig war mir anders zu Muth. Denn das Benehmen war empörend, in der Sache, wie in der Form. Ich zitterte vor Zorn, und war innerlich zuletzt ſo aufgerieben, daß mein Zuſtand an das Fieberhafte grenzte. — Meine Beſchwerde iſt nun geführt, vor dem Forum das ich ſtets als das höchſte anerkannt habe, und anerkennen werde, vor dem öffentlichen Urtheil! — — Wenn ich aber durch irgend einen Zufall hörte, die Beſchwerde habe Abhülfe gebracht, und dem wohlwollenden, freundlichen Poſtbeamten ſei etwa der Leopoldsorden oder das goldne Vließ verliehen worden, ſo will ich es dem Publikum mit wahrem Jubel erzählen. —

Man verſtehe mich aber richtig; nicht das Unterſuchen und Plombiren des Gepäcks will ich abgeſchafft wiſſen, denn das iſt erſt die Sache der Jahrhunderte wenn vereinſt nicht Venedig allein, ſondern die ganze gebildete Erde ein Freihafen iſt, was ſie nothwendig werden muß, ſondern die Willkühr, Nachläſſigkeit oder Unfähigkeit der Beamten, die dem Reiſenden aus einer kleinen Unannehmlichkeit eine große Beſchwerde machen, welche ihm alle Luſt am Reiſen nehmen könnte, wünſche ich abgeſtellt zu ſehen, und gewiß mit mir die

Regierung ſelbſt, die in dieſem Punkte wohl nur von der Gerechtigkeit meiner Beſchwerde überzeugt ſein darf, um die Abhülfe ſogleich eintreten zu laſſen. —

In Schweiß gebadet — denn man vergeſſe nicht, daß in dem kleinen Zimmer voller unglückſelig Harrenden eine Höllentemperatur war, und nur der Dirigent des Unheils das Vorrecht hatte in Hemdsärmeln zu ſitzen — alſo in Schweiß gebadet, ganz erſchöpft, verließen wir das Poſthaus. Wir wollten es kaum glauben, daß die Quälerei wirklich ein Ende genommen hatte, und uns nun Niemand mehr ſcheeren könne. Erſt als wir den Markusplatz erreicht hatten, und das vergnügte Venedig unter den Colonaden der Procuratien luſtwandeln ſahen, als uns die hundert hellen Lichter der Gewölbe und Kaffeehäuſer wieder entgegenſtrahlten, und die ſüße Ausſicht winkte, uns auf einem Seſſel von den überſtandenen Drangſalen ausruhen, und zugleich mit irgend einem Labſal erquicken zu können, — da erſt wurde der Glaube in uns lebendig, daß der bittere Kelch ausgeleert ſei. — Wir ſetzten uns daran, nun auch den ſüßen zu leeren. Am Marmortiſchchen, vor dem Café Florian, angehaucht von den milden Lüften der Abendkühle empfanden wir die venetianiſche Glückſeligkeit jetzt verdreifacht. Ein Maraſchino, und eine Taſſe Kaffee zur Vorſicht, trotz der glühenden Hitze in uns, dann ein Glas Eiswaſſer zur Erquickung, dazwiſchen einige

Paſticcie — — rechts eine Guitarriſtin — links einen Deklamator — vor uns einen wandelnden Bazar, einen Hauſirer-Parade-Vorbeimarſch — mit jedem Tropfen kühlen Waſſers auf der Zunge ein neues Labſal empfangend — was gleicht dieſer Wonne? —

Nur nach dem Markusthurm hinüber ſah ich mit Trauer, denn die dort untergegangene Sonne der herrlichſten Reiſefreude brachte mir nun Niemand wieder herauf! — Wenn die Kuppeln der Markuskirche gebrannt hätten — die Alpen roſenroth geglüht, — das Meer und die Kanäle mit tauſend goldenen Blitzen und Sternen geflammt, — daß der Teufel die Erfindung der Freihäfen hole, und das Plombiren dazu! —

Noch einen Maraschino! —

Kleine braune Hexe mit Deinem Notenblatt, ſing wo Anders, ich bins ſatt! — Fort Jude mit Deinen Pantoffeln für 25 Kreuzer! — Was iſt die Uhr Cameriere? — Halb eilf! — Nun denn zu Haus, um eilf Uhr iſt der treue Staberle beſtellt; dann fort nach der Poſt, die um Mitternacht zu Waſſer abgeht. —

Ich ging allein nach Haus! Rurik blieb noch ſitzen, in Geſellſchaft der Zigarre. — In meinem Zimmer ordnete ich die letzten nothwendigen Kleinigkeiten, und ſchrieb dann den Grundtext zu meiner Plombir-Jeremiade nieder. — Der Cameriere brachte die Rechnung: ſie war ſehr billig. Ich hatte über keinen Punkt ir-

gend eine Convention geſchloſſen, und zahlte genau eben ſo viel wie Rurik. Daß man in keiner Art auf das Ueberſchätzen des Reiſenden einging, möge der Umſtand beweiſen, daß man uns unſer Zimmer nur für einen Tag, mit drei Franks, angerechnet hatte, obwohl wir es von Morgens ſieben Uhr bis zur zweiten Mitternacht inne gehabt, alſo für volle zwei Tage dem Wirth anderweitig unbenutzbar gemacht, wenngleich wir nur eine Nacht daſelbſt geſchlafen hatten! Würde man ſich in Deutſchland ſo leicht ähnlich behandelt finden? Auch Rurik geſtand, daß dieſes Verfahren ſehr anſtändig ſei, und beſchloß es durch größere Trinkgelder anzuerkennen, wie er ſich denn überhaupt in ſolchen Fällen oft ganz auf dem Fleck zeigte. —

So ſchieden wir denn aus dem Hotel de l'Europe mit durchaus verſöhnlichen Geſinnungen über die Inſelſtadt, obgleich wir unſern Weg nach dem Ort unſerer Leiden, dem Poſthauſe richteten. — Ich war beſorgt geweſen, falls Staberle nicht pünktlich ſein ſollte, in der einſamen Nacht in größter Verlegenheit zu ſein, wie man nach der Poſt gelangen könne. Doch dieſe Beſorgniß war völlig unnütz. Venedig war noch ſo lebendig, wie bei uns eine Stadt Abends um ſieben Uhr. In allen Läden wurde verkauft, in allen Werkſtätten gearbeitet. Ja ſogar Ausrufer ließen ſich noch vernehmen. Ein Viertel vor zwölf Uhr erreichten wir die Poſthalle. Die

Gondel lag ſchon gepackt an dem Waſſerthor. Bald ſtiegen wir ein, nahmen unſere Plätze und gleiteten vom muntern Ruderſchlag gefördert den Kanal hinab, über die Lagunen hin. — Doch war es zu dunkel, und die Gondel zu bedeckt, um nur die mindeſte Vermuthung über die Gegend zu gewinnen. Die Gondoliere ſangen und fuhren luſtig, oft auch etwas unvorſichtig um die Wette, denn die morſchen Fahrzeuge trafen einigemale dergeſtalt krachend gegeneinander, daß ich in der That glaubte, wir würden noch zu einem Wettſchwimmen verurtheilt werden. — Inzwiſchen hatte ich Zeit nachzudenken, was ich Alles in Venedig nicht geſehen; kein Theater, keine Bibliothek, kein Inſtitut anderer Art, nicht die berühmte Perlenfabrik, — halt, wir ſind in **Mestre**! Ein wahres Glück, ſonſt könnte ich noch einen Bogen lang mit meinem Nichtgeſehen fortfahren! —

Fahrt durch die Lombardei.

Mestre. Padua. Abſchied von Rurik. Vicenza. Verona. Blick auf den Gardaſee. Peschiera. Desenzano.

In tiefer Nacht waren wir in **Mestre** angelangt. Trotz den vorbereitenden Duanen-Umſtändlichkeiten in Venedig hatten wir hier doch noch eine anſehnliche Zeit

auszuhalten, bevor wir wieder reiſefertig wurden. Doch die Annehmlichkeit fehlt nie in Italien, daß ſich in oder zunächſt der Poſt, ſelbſt mitten in der Nacht ein offenes Kaffeehaus zeigt, wo man außer einer der beliebten kleinen Erquickungen auch noch, und das iſt die Hauptſache, ein ganz behagliches Obdach findet. Die Nacht war überdies ſo lau, daß wir im Freien ſaßen, und ſo die Umſtändlichkeiten des Packens und Viſitirens die hier mit vielen Gegenſtänden ſtatt fanden, gemächlich abwarten konnten. Daß die Plackerei in Venedig wiederum ſehr unnütz in Beziehung auf den Zweck geweſen war, erwies ſich hier, wo jeder Praktikus ſein Paket oder Reiſetäſchchen, das er der Duane nicht hatte öffnen oder zum Plombiren geben wollen, bei ſich trug, und es, ohne daß Jemand davon Notiz nahm, in den Poſtwagen ſchaffte. Selbſt Murik hatte ein dergleichen Contrebande-Poſtſtück bei ſich, allerdings ſehr unſchuldiger Art, doch unangenehm zu produciren; es war aber ein Volumen anſehnlich genug, um eine beträchtliche Quantität ſteuerbarer Gegenſtände aus dem Freihafen enthalten zu können.

Etwa nach einer Stunde Aufenthalt, wurden wir in einen Wagen geladen. Hier erneuerten ſich die ſchönen Erinnerungen der ſchon erlebten Poſtwagen-Unordnungen. Jeder wollte im Cabriolet ſitzen, Niemand hatte ein erweisliches Recht, oder vielmehr ſechs bis acht ein

gleich erweisliches. Rurik wurde von mir verſchlagen; ich gerieth in ein Cabriolet nach hinten, eine wahre Unglückserfindung im Wagenbau, bei der man rückwärts in die Welt hineingeſchleift wird, keine Spur eines friſchen Luftzuges erlangen kann, und zugleich in die dichteſte Staubwolke der dreifachen Potenz der Pferde, Vorder- und Hinterräder gehüllt wird. — Inzwiſchen für die Nachtſtunden ließ ſichs ertragen. Wäre nur der Wagen nicht ſo überaus eng und plump zugleich geweſen. Die Italiener, die ihre Häuſer dem Klima ſo entſprechend zu bauen wiſſen, laſſen ſich mit Wagen fortſchaffen, die allenfalls für Kamtſchatka brauchbar wären. Nicht die mindeſte Anſtalt zu leichterer, friſcherer Lüftung, ja lange nicht ſo viel als in den meiſten unſerer nordiſchen Wagen. Kleine Schlagfenſter aus denen man kaum den Kopf ſtecken kann, enge Sitze wo drei ſchlanke Mädchen gepreßt ſitzen, geſchweige drei teutoniſche wohlgenährte männliche Geſtalten meiner Gattung! — Ueberhaupt ſind Mittelplätze eine halbe Hölle, vollends aber in Italien! Dazu kommt ein Schmutz, eine Unordnung der Wagen, die unbeſchreiblich ſind. Faſt alle Riemen ſind abgeriſſen, was irgend zur Bequemlichkeit eingerichtet war, das war auch gewiß, denn kaum ſind noch die Spuren davon zu entdecken. In den Taſchen ein Schmutz, der es faſt zur Unmöglichkeit macht, etwas darin aufzubewahren, die Wagenkiſſen ſo, daß man ſich nur nie-

verzuſetzen braucht, um in eine Staubwolke verhüllt zu ſein, wie ein homeriſcher Gott. Dazu kommt, daß die Reiſeluſt in Italien, die erſt im Werden iſt, nicht nur von den unterſten Ständen, ſondern auch von den unterſten Abtheilungen aller lebenden Weſen zu beginnen ſcheint; die Inſekten ſind die zahlreichſten Paſſagiere, und unter ihnen vorzüglich ſolche, von denen man glauben möchte, ſie kämen auf eignen Füßen hüpfend viel leichter, ſchneller und bequemer auf der Landſtraße fort, als in den ſchwerfälligen, erſtickenden Diligencen. — Wenn ich dieſe letzten daher kleine Höllenpfule auf Rädern, transportable Fegefeuer nenne, ſo habe ich ſchwerlich Unrecht. Gewiß aber nicht gegen das Diligence-Individuum dem ich in Meſtre als Leibeigener verkauft wurde, und gegen die, mit denen ich auf der Reiſe bis Como wechſelte. —

Wir erreichten Padua, die alte berühmte, gelehrte Stadt bei frühem Morgen. Wenn ich dem Leſer auch eine ſo lange Schilderung derſelben gäbe, als mein Aufenthalt darin gedauert hat, ſo würde er doch nur eine ſehr kurze erhalten. Ich hatte dieſen Theil der Lombardei vorweg aus meinem Reiſeplan ſtreichen müſſen; hätte ich ihn mit einem Satz überſpringen können, ſo würde ich es gethan haben. Ich darf daher eigentlich wohl annehmen, daß ich gar nicht in Padua geweſen ſei, denn das Durchfahren einiger öden, unrüſtigen Gaſſen

in frühſter Morgenzeit, das Einnehmen einer Taſſe Kaffee in einem eleganten Kaffeehauſe der Poſt gegenüber, und das eben ſo ſchnelle Wegfahren nach viertelſtündigem Aufenthalt iſt Alles was ich von der altberühmten Stadt gewann. Nicht einmal das neuerbaute Kaffeehaus, von welchem der Mund aller Reiſenden nicht Rühmens genug machen konnte, habe ich geſehen; nur deſſen ſeltſame Geſchichte gehört. Ein Einwohner der Stadt der durch Gewinnſt oder Erbſchaft, dies habe ich vergeſſen, plötzlich zu einem großen Reichthum gelangt war, wußte nichts Geſchickteres und Angelegentlicheres mit ſeinem Gelde anzufangen, als daß er das glänzendſte Kaffeehaus in der Welt zu erbauen beſchloß, und dies ſoll dies berühmte Paduaniſche ſein, welches ich nicht geſehen, weil ich zuvor nichts davon gewußt. —

Ein Freianiß war mir indeß für meine Reiſe von Wichtigkeit. Ich trennte mich hier von Rurik, oder vielmehr er ſich von mir, indem er einen Vetturino nach Florenz nahm. Der Abſchied war nicht ſonderlich empfindſam, und ich im Grunde froh, wieder ganz mein freier Herr zu ſein, wiewohl drei Tage gemeinſamer Reiſeleiden und Freuden doch, für mich wenigſtens, immer ein gewiſſes Band knüpfen, wenn ſie nicht dazu dienen, jedes zu zerreißen. Rurik fuhr nach Florenz, ich nach Vicenza; ſo gingen wir rechtwinkelig auseinander; ſchwerlich kreuzen ſich unſere Reiſe- oder andern Lebens-

wege jemals wieder, ſollte es aber doch der Fall ſein, ſo würde ich wenigſtens einen Moment lang recht vergnügt ſein, dem Spender der denkwürdigen Ohrfeige zu Venedig einmal wieder zu begegnen. Nur nicht auf ſeines Vaterlandes Grund und Boden, den ich, ſo hoffe ich zu Gott, niemals zu betreten Veranlaſſung haben werde. Mir iſt ſchon unſer Klima zu kalt und ſtreng, geſchweige das von Archangel oder — — — Kaſan und Aſtrachan. —

Der Poſtillon blies. Wir ſtiegen wieder ein, und fuhren nach Vicenza. Das Glück beſcheerte mir einen Cabrioletplatz. Ich machte es mir ſo gut zu Nutze als möglich. So müde ich war, hielt ich doch die Augen hell offen, und ſchaute hinaus in das blühende, reiche, oft ſo reizende Land, der Schauplatz ſo bedeutungsvoller geſchichtlicher Ereigniſſe in älteſten und neueſten Zeiten, die Stätte ſo großartiger Entwickelungen in Kunſt und Wiſſenſchaft. Wahrlich, ich bin weder ſo unwiſſend noch ſo fühllos, um es nicht zu erkennen, daß es eigentlich ein halbes Verbrechen iſt, die Lombardei nur zu durchfliegen! Dieſe korn- und fruchtreiche Ebene am Fuße der Alpen zwiſchen zwei Meeren, was hat ſie nicht alles geſehen, ſeit Hannibal die Krieger und Elephanten der afrikaniſchen Sandwüſte durch den Schnee der Hochalpen führte, ſeit die Cimbern und Teutonen ihre eherne Fluth von den Bergen ergoſſen, ſeit Cäſar dies-

ſeit und jenſeit ſiegte, die Völkerwanderung hier ihre Ströme ineinander brauſen und kämpfen ließ, die deutſchen Kaiſer zu ihrer Demüthigung nach Rom zogen, die Hohenſtauffen mit den ſtolzen Städten ihre blutigen Kämpfe führten, — bis zu der Zeit des jüngſten Cäſars, der hier ſeine Thaten vollbrachte, deren Glanz und Ruhm ſo weit hinausragen wird in die Jahrtauſende der Zukunft, wie wir jetzt in die der Vergangenheit mit ihren großen Ereigniſſen auf dieſen Stätten zurückblicken! —

Und das Land blüht heut wie zu Hannibals Zeiten! Die Maisfelder bedecken weithin die Ebenen; die Rebe ſchlingt ſich um jeden Baum; in den tieferen feuchten Flächen wächſt der Reis; die Nuß- und ächten Kaſtanienbäume heben hohe Kronen empor, und ſtrecken ihre fruchtbeladenen Zweige weit über den Weg; ein reiner Himmel wölbt ſich über uns, und zur Rechten giebt die blaue wolkenumgürtete Thurmmauer der Alpen mit ihren glänzenden Schneezinnen uns das fortdauernde Geleit durch die oberen Flächen. Doch bleiben dieſe hier nicht ſo völlig gleichförmig, wie ich mich derſelben von meiner italieniſchen Jünglingsreiſe erinnerte, wo ich beſonders die Striche zwiſchen Vercelli, Novara und Turin im Sinne hatte. Das Gebirg ſpringt zuweilen in pitoresken Hügelgruppen weit vor; in der Nähe von Vicenza ſieht man dergleichen ſogar ſüdlich von der

Straße. Auch machen die tiefen ausgetrockneten Flußbetten, die man kreuzen muß, häufig bedeutende Dämme nothwendig. Ich gestehe, daß ich mich von meiner Eisenbahnliebhaberei etwas leiten ließ, die Gegend in dieser Beziehung zu betrachten, und an die Schwierigkeiten, welche Anlagen dieser Art hier finden dürften, zu denken. Das mag sehr undichterisch erscheinen, doch es ist sehr natürlich, wenn man eben in einer schwerfälligen heißen, in Staubwolken fast verschwindenden Diligence sitzt, sich der Hoffnung und den damit verknüpften Betrachtungen zu überlassen, daß, wenn man nach einigen Jahren wiederkehrt, der Genuß nicht mehr mit einer Qual verbunden sein werde, sondern freie, lustige, staublose Wagen und Bahnen uns durch das schöne Land führen! Ich hatte nach meiner Erinnerung gemeint, die Lombardei sei in der That das Land, wo man die Schienen nur eben auf den Boden legen dürfe, um die Bahn herzustellen; hier aber möchte die Sache noch ganz anders aussehen, und hätte nicht jetzt die österreichische Regierung den schon oft von mir gerühmten, aber nicht genug zu würdigenden und zu preisenden Entschluß gefaßt, die großen Bahnstrecken welche für das Ganze des Staats wichtig sind, und mithin auch diese, auf Kosten des Staats zu bauen, ein Entschluß mit dem sie vor ganz Europa (Belgien ausgenommen) als rühmliches Beispiel hintritt: so dürfte es um die Unterneh-

nung mißlich aussehen, obwohl man zu Venedig in den Lagunen schon die Pfähle eingerammt hatte, auf denen die Brücke von dieser Stadt nach dem festen Lande hinüberführen soll.

Schon jetzt ist die Lombardei schön; dann wird sie es erst recht sein. Denn Manches ist jetzt auch nicht schön in ihr. Die geradlinigen Straßen, werden dadurch einförmig, daß sie fast durchweg von Gebüschen begleitet sind, die nicht hoch genug um Schatten zu geben, gerade hinreichen, um die Aussicht über das freie Feld zu verschließen, und der Straße allen Luftzug zu nehmen. Der kalkige Boden löst sich nun bei der heißen, oft lang anhaltenden Trockenheit mehrere Zoll hoch in den feinsten weißgrauen Staub auf, der von Wagen und Pferden aufgewühlt, nicht von frischem Luftzuge verweht werden kann, sondern lange Zeit stehen bleibt. In einem solchen Schleier verschwindet die Schönheit des Paradieses. Ein Wagen der zweihundert Schritte vor uns fährt, genügt, die ganze Straße so in Staub zu hüllen, daß wir kaum zu athmen vermögen, und rings Alles sich in Nebeldämmerung verbirgt. Eine solche stehende Wolke von 3 — 400 Schritten Durchmesser macht jeder Wagen; man kann sich daher die Annehmlichkeit denken auf belebter Straße zu fahren! Das Motten- oder Fliegenfest in Pankow, an einem dürren Sommertage kann

meinen nicht gereiſten Landsleuten allein einen Begriff von dieſer lombardiſchen Glückſeligkeit eines Reiſenden geben. Das Colorit der Gebüſche an den Straßen läßt ſich unter ſolchen Umſtänden errathen. Man glaubt in der Umgegend von Pompeji und Herkulanum zu ſein, wo noch alles von einem friſchen Aſchenregen bedeckt iſt. Die langen, gewundenen Linien, die ganz ähnliche Cultur, ſo ſchön und reich ſie für ſich iſt, erzeugen aber, auch wenn ſie ſich nicht in dieſen Staubmantel gehüllt haben, das Gefühl der Einförmigkeit zu ſtark, als daß der Reiz der Gegend uns dauernd feſſeln könnte. — Dies Alles wird zwar durch die Eiſenbahnen nicht anders, und namentlich werden die langen geraden Linien noch länger und gerader werden. Doch der Staub wird wegfallen, man wird über die einförmigen Strecken ſchneller hinwegkommen, und mit deſto größerer Luſt an den ſchönen Punkten verweilen. —

In der Nähe von Vicenza verſchwindet die Monotonie; die Stadt ſtellt ſich von weitem durch Kuppeln, Thürme und anſehnliche Gebäude ſehr ſtattlich dar; ſie iſt berühmt durch ihre edlen Bauwerke (viele von Palladio) insbeſondre durch das Theater. Ich hatte indeß nicht mehr von ihr, als von einem vorübergehenden berühmten Mann. Man zeigt ihn uns: „Das iſt er!“ wir betrachten ihn ſcharf und freudig

erſtaunt, doch er iſt vorüber, faſt ehe wir ein deutliches Bild ſeiner Züge auffaſſen konnten, das uns nur allzuflüchtig wieder aus dem Gedächtniß verſchwindet. — Mit ſchmerzlicher Beimiſchung einer an ſich freudig und wohlthuend erregten Reiſeempfindung fuhr ich in die Stadt ein, wo wir nur eine halbe Stunde verweilen ſollten. — Ich benutzte ſie um in den Gaſſen umherſchlendernd einige Pfirſich zu eſſen, und die Häuſer und Kirchen müßig anzuſchauen. — Hier wurde es mir wieder recht auffallend, wie ſehr ſich die berühmten weiblichen Schönheiten Italiens in der Verborgenheit halten müſſen; denn man ſieht nichts auf den Gaſſen als wahrhafte Heren, Druden, grauenvolle Weiber. Iſt es die Hitze oder die Sitte, welche alle übrigen einſperrt? Ich weiß es nicht. Doch wie aufmerkſam, wie bemüht ich mich umſchaute, ich entdeckte nichts als alte, häufig bettelnde Sibyllen, deren Anblick faſt nie, wie bei uns, durch Hinfälligkeit Mitleid erregen konnte, ſondern durch ſtarre Wildheit zurückſchreckte. Das Haar umflattert die Köpfe meiſt nur zerzauſt, oder iſt unordentlich, in einen ſtruppigen Knoten zuſammengerafft. Die Augen gleichen erloſchenen Kohlen, ſie bewegen ſich geſpenſtiſch in tiefen Höhlen; ſcharfe Züge, gelbe gerunzelte Haut, eine ſchlotternde ekle Nacktheit preisgebende Tracht, vollenden das Bild. Die ſchottiſchen Weiber ſind wegen ihres grauenvollen

Aufsehens berüchtigt. Mich dünkt, ich wollte mir aus Vicenza und andern italieniſchen Städten ein Heer zuſammenwerben, mit dem ich einigermaßen auf Sieg gegen die Hochländerinnen rechnen könnte!

Der Poſtillion ſtößt ins Horn, — oder vielmehr ſeinen Baſtard von Trompete, Horn und Oboe, worauf er einen himmelerbarmungswürdigen Ton hier im Lande der Tonkunſt hervorbringt, — ich ſchieße in mein Cabriolet, und wir fahren weiter, nach Verona zu. —

Die Landſchaft wird mit jeder Stunde ſchöner; das Gebirg tritt näher an die Straße. Mächtige Schlöſſer, Klöſter, Kirchen erheben ſich ſtolz auf dem Bergen. Die Alpenkette ſteigt maſeſtätiſch hinter dem amphitheatraliſchen Vorgebirg empor; wir unterſcheiden ſchon die tieferen Klüftungen der Thäler, wir ahnen aus welchen Schluchten die Etſch hervorbrechen muß, der wir uns mehr und mehr nähern. Plötzlich erblicken wir ihren blauen Spiegel; es mag eine Stunde vor Verona ſein. Die Gegend hat hier einen zauberiſchen Reiz; die Einförmigkeit der lombardiſchen Straße iſt völlig verſchwunden; man überſieht das Thal des Stroms und die Hügelgruppe des Landes ringsumher bis in weiter Ferne. Jetzt ragt das Kaſtell von Verona ſchon auf felſiger, umgrünter Höhe über der Stadt mit ihren ſtolzen Zinnen und Mauerkronen empor. Auch die Landſtraße wird lebhafter in ihrer

Nähe. Leichte Einspänner begegnen uns in Menge, oft sind sie sogar nur einsitzig, im Grunde nur ein Sessel auf zwei Rädern. Es ist dies gewiß die zweckgemäßeste Art des Fuhrwerks, hier, wo man überall feste Wege, oft aber steile Höhen hat; denn südlich von der großen Landstraße ist man in einem scharf durchschnittenen Hügellande, nördlich bald im wildesten Gebirg.

Verona hat etwas Römisches. — Nicht allein wegen seiner Arena und anderer Erinnerungen des Alterthumes, sondern auch durch die Bauart der Stadt an sich; unter römisch will ich aber hier nicht eine Aehnlichkeit mit der Bauart Roms, sondern nur das verstehn, was überhaupt den römischen Charakter bezeichnet, stolze, ernste Pracht, Erhabenheit. —

Dennoch hatte ich beschlossen, der Freude zu entsagen, meine alten, lebendigen Erinnerungen an Verona aufzusuchen, falls ich nur, was mir in diesem Augenblick theurer war als „die Erde mit ihrer Pracht," die dort erwarteten Briefe aus der Heimath, schnell genug von der Post erhielte, um mit demselben Wagen der nur eine Stunde verweilte, weiter fort nach Desenzano zu fahren, von wo aus ich den Gardasee zu befahren, vorhatte. Denn die Zeit drängte mich mehr und mehr, und ich mußte schon auf manchen Glücksfall rechnen, mich auf manche Entsagung bereiten, um

bei fortgeſetzter Anſtrengung nur die Hauptaufgabe meines Reiſeplans auszuführen.

Durch Vermittelung des Kondukteurs, der ſich gegen ein Trinkgeld ſehr gefällig zeigte, gelang es mir noch in das Briefbüreau zu kommen, obwohl es eben als wir in Verona eintrafen, geſchloſſen war. Nach wenigen Minuten hatte ich meinen Schatz in Händen! Welch einen inneren Jubel empfand ich, wie glückſelig fühlte ich mich, und doch wie wehmuthsvoll bewegt! Wer hat nicht das Glück erfahren, fern von der Heimath unvermuthet einem Freunde zu begegnen! Wie umarmt Horaz Virgilen, als er ihn wenige Meilen von Rom unvermuthet trifft! Solcher inneren ſüßeſten Umarmungen war ich voll! Das iſt der Menſch, überall trägt er nur ſein etwas erweitertes Ich mit ſich, und was ſich darauf bezieht, überwiegt ihm alles Andere. Ich ſagte nur, doch dieſe beſchränkende Partikel kommt beſſer den Außendingen zu; in uns liegt die Welt, und die ganze äußere wird ja nur zu einer Wahrheit durch das Spiegelbild welches unſre Seele ihr entgegenhält. So will ich mich denn nicht ſchämen, daß mir meine Briefe mehr waren, als die ganze Stadt, und ich, in ihrem Beſitz, nichts leichter und freudiger aufgab, als ſie. Vieles trug dazu auch die Abgangszeit der Dampfboote auf dem Gardaſee bei, die ich erſt hier im Poſthauſe zu Verona genau erfahren

konnte; denn es gehört mit zu den traurigſten Vernachläſſigungen der italieniſchen Gaſthöfe und Poſtanſtalten, daß man nicht die mindeſte Auskunft über Poſtenlauf und Dampfſchiffe daſelbſt erhalten kann, wenn die Nachfrage ſich nur auf eine halbe Tagereiſe weit erſtreckt. —

Der Dampfbootverkehr auf dem Gardaſee war lange nicht ſo lebhaft, als ich geglaubt hatte. Das Schiff geht einen Tag von der Nordſpitze Riva, den andern von Deſenzano, dann wieder von Riva, dann von Peschiera ab, und hält Sonntags Ruhetag in Riva. Am folgenden Morgen Sonnabends machte es gerade die Fahrt von Deſenzano, und ich hätte bis nächſten Mittwoch warten müſſen, um es dort wieder zu treffen. Daher löſte ich auf der Stelle ein Billet, um, trotz der Mittagsglut, ſofort weiter zu reiſen. Ich aß zu Mittag in einer ſchlechten Trattoria, gerade der Poſt gegenüber. Es iſt wunderlich, daß dieſe Verpflegungsanſtalten für Reiſende, ſo wenig den Bedürfniſſen derſelben entſprechen, während die Kaffeehäuſer, die mehr den Einheimiſchen dienen, ſo vorzüglich und auch den klimatiſchen Verhältniſſen angemeſſen eingerichtet ſind. Bei uns ſind die Stationen viel beſſer bedacht. Ein Beweis daß das Reiſen in Italien noch in der Kindheit iſt. Dies ſcheint ein übermäßiges Paradoxon. Italien, das bereiſteſte Land

der Welt, wohin jährlich Tauſende ſtrömen, worüber ſo viele Bücher geſchrieben ſind, daß man die Alpen damit verſchütten könnte! Und doch habe ich Recht. Denn nur die Reichen und Künſtler anderer Länder reiſen nach Italien; die Italiener ſelbſt reiſen im Verhältniß zu den Deutſchen ſehr wenig. Die Zahl der aus dem Auslande kommenden Reiſenden bleibt aber immer im Verhältniß zu der welche ein lebendiger Verkehr erzeugt, eine ganz geringe. Daher kommt es, daß die Schnellpoſten erſt ſeit Kurzem hier, und in wie viel geringerer Ausdehnung und mit mangelhafterer Einrichtung in Anwendung gebracht werden, als bei uns, oder vollends in Frankreich, Belgien, England. Große Theile Italiens, anſehnliche Städte die einander nahe, durch gute Landſtraßen verbunden ſind, entbehren des Fahrpoſtverkehrs noch faſt gänzlich. Mein Reiſegefährte, Rurik, konnte nicht durch Schnellpoſten nach Ferrara und Florenz gelangen, ſondern mußte ſich den ſchleichenden Veturinen überliefern. Mit einem Wort, es kommen wohl Reiſende nach Italien, doch es iſt kein Verkehr im Lande ſelbſt; erſt jetzt beginnt er ſich einigermaßen zu entwickeln. Vorläufig iſt es aber nur der der dringendſten Geſchäfte; das Reiſen wird noch als ein nothwendiges Uebel betrachtet (für denjenigen, welchen nicht Kunſtliebe oder Wißbegier treiben, iſt es bei den gegenwärtigen Anſtalten

auch noch eins) die Vergnügungsreiſenden, die auf entſprechende Strecken bei uns ſo durchaus die Mehrzahl bilden, fehlen in Italien unter den Einheimiſchen noch ſo gut als durchaus. Daher habe ich auch z. B. auf der ganzen Reiſe nirgend eine reiſende jüngere Dame angetroffen, ja überhaupt waren die weiblichen Reiſenden Phänomene ſeltenſter ſeltſamſter Art, und doch noch faſt immer ausländiſche Erzeugniſſe. —

Ich war kaum eine Viertelſtunde bei Tiſch geweſen, als ſchon die Aufforderung zur Weiterreiſe ertönte. Ich beſtieg mein Cabriolet wieder, glücklich in der Freude, hier, in die Ecke gedrückt meine heimathlichen Briefe erſt mit rechter Muße zu leſen.

Wir rollten durch die ſchönen antik würdigen Gaſſen Veronas, mit der impoſanten Perſpektive auf das Caſtell, das Gebirg und die fernen architektoniſchen Gegenſtände. Eine herrliche Landſchaft ſtellt ſich uns dar, indem wir die Stadt verlaſſen; zur rechten ſchießt die blaue Etſch im raſchen, wirbelnden Strom oft ſchäumend und brauſend dahin. Steinerne Brücken bauen ſich hinüber, nach den grünen Berghöhen jenſeit, wo das Caſtell in ſtolzer Bauart emporragt. Wer denkt nicht an Bürgers Lied vom braven Mann, wenn er hier vorüberrollt? So klingt der deutſche Geſang bis in die fernen Gegenden und Zeiten rühmlich nach! Zur Linken dehnt ſich die Stadt aus, hier ſchon in

die mehr vereinzelten, durch grüne Umbüſchung getrennten Gebäude der Vorſtadt auslaufend. Weiterhin ſchweift das Auge über eine anmuthvolle wellenförmige Landſchaft, wo die italieniſchen Gebäude aus italieniſcher Gartencultur leuchtend hervorblicken. Vor uns, und zur Rechten, doch mehr in der Ferne, gewahren wir die blauen Coloſſe des Hochgebirges; wir ſehen ſie tief eingezackt, in ſpitzen Kegeln oder gigantiſchen Kuppeln emporragen. Jener blaue Duft, der ſie umzieht ſteigt von dem herrlichen See auf, dem unſer Weg uns zuführt. Nun ſättige Dich glückliches Auge an der ſchönen Landſchaft, die ſich wie ein reichgeſchmücktes Tempe ringsum ausbreitet! Laßt uns dieſe ſüßen Lüfte einathmen! Schon ſenkt ſich die Sonne, die Glut des Mittags iſt gebrochen, wir fühlen uns kühler angehaucht, die Bruſt iſt erleichtert. — Nun kommt her, ihr leichten, weitgereiſten heimathlichen Blättchen, nun ſauge ich Euren Honig vollends mit Muße aus! Und wenn ich eine Seite hinabgeleſen habe, werfe ich einen Blick in die Landſchaft vor mir, die ſich inzwiſchen wieder erneuert hat; ſo in ſeligem Genuß fliegen die Stunden und Meilen, und die Sonnenroſſe ziehen uns noch weit voran. Wie eilig wir ihnen nachſtürmen; ſie ſind früher am Ziel als wir. Jetzt birgt ſich die goldene Scheibe ſchon halb in dem bläulich ſchwarzen Gewölk, das ſich dort unten zwiſchen die Berghäupter gelagert hat; das Gebirg erwärmt

ſich zu ſanftem Glühen. Lange, blaue Schatten fallen in die Thäler; das Farbenſpiel entbrennt immer reicher und duftiger! — Nun werden die Sonnenblitze ſchon purpurroth, und äugeln durch die hohen Kaſtanienbäume zu unſerer Linken. —

Wenn wir dort auf jener Höhe ſind, ſprach der Conducteur neben mir, ſehen wir Peschiera und den Garda-See. —

Meine Ungeduld ſtieg. — Wir gelangten auf die Höhe als eben die Sonne den Rand der Bergwand vor uns berührte, doch ſie ſchenkte uns noch den letzten Gnadenblick! Plötzlich ſchaute das Auge über den Rand des Hügels deſſen Gipfel wir erreicht hatten. Da lag der See, einem Meere vergleichbar, im tiefſten Dunkelblau, ſich weit in Abendduft und Waſſernebel verlierend vor uns. Hier drängte er ſich verengend in die Schluchten des ſchroffſten Gebirgs hinein, dort erweiterte er ſich zu einer unabſehbaren Fläche; nur die hohen Gebirgsufer ließen ſeine Grenzen mehr vermuthen als erkennen. In ſcharfen Zungen und Spitzen ſprangen die Vorgebirge heraus, mit blaſſem Schimmer leuchteten weiße Städte am fernen Uferrand. Die Gipfel der Höhen aber brannten im roſigen Golde, und tief im Hintergrunde leuchtete der Sonnenſtrahl an einigen glänzenden Schneeflächen. — Es war ein wundervoller Anblick; Farben und Duft webten ſich wie ein halb durchſichtiger Schleier

über die großartigen Formen der Landſchaft. — Zu unſern Füßen lag Peschiera, jene reinliche aus Quadern erbaute Feſte und Stadt, die unmittelbar von den Welten des Sees beſpült wird. —

Im raſchen Trabe rollten wir hinab. Das Herz in der Bruſt ſchlug mir in ſeliger Ueberfüllung; es war einer jener Augenblicke, wo wir wieder den vollen ſchäumenden Becher der Jugend und ihres dürſtenden Genuſſes an die Lippen zu ſetzen wähnen! —

Als wir durch die Feſtung fuhren, ſahen wir den Commandanten mit ſeinen Offizieren auf den Wällen ſämmtlich ſpazieren gehen. Sie wandelten ſo im dolce far niente, von der mild friſchen Abendluft erquickt, ein mit Roſenwolken geſchmücktes Himmelszelt breitete ſich über ihrem Haupt aus, der See lag duftig, von zurückgeſpiegeltem Purpur des Gewölks leicht angehaucht vor ihnen — vielleicht winkte ihnen ein erfriſchendes Bad in der Welle, oder ein Schaukeln auf leichtem Nachen an der Seite eines jener ſchlanken, ſchwarzlockigen Mädchen die dort unter den Nußbäumen ſchwazzen und ſich anmuthig necken — — — da kam mir ein Wunſch! Schickt mich doch einmal für irgend ein zu freies Wort, oder für ſonſt eine ehrenhafte Sache, die ſich aber den Kopf am Gitter des Geſetzes zerſtößt, nach Peschiera auf die Feſtung! Doch freilich nur eine ſolche Haft erbitte ich mir, wie man ſie den großen Uebelthätern gewährt

eine, mit freiem Umherwandeln, auf Ehrenwort, und mit Diäten für meine Verſäumniſſe, (denn ohne dieſe kann ich mich ſelbſt nach Peſchiera ſchicken) meinethalben auch mit Beaufſichtigung meiner Schritte auf hundert Schritt, wenn es irgend Jemandem wichtig dünkt, mir nachzulaufen, falls ich einmal etwas hoch in die Berge klettere! — Noch wüßte ich nicht, was Ihr für einen Eurer armen Schriftſteller, — d. h. für mich — gethan hättet, — thut etwas ſetzt ihn auf die Feſtung Peſchiera, er will Euch auch einen Roman mit italieniſchem Colorit dafür ſchreiben, der Euch länger Vergnügen machen ſoll, als ihm die Haft. Denn, laßt ihn 365 × 24 Stunden dort ſchmachten, und nehmt nur 500 Exemplare des Drucks, und für jedes einen Leſer, der an drei Bänden doch 24 Stunden leſen muß, an, ſo hat Euch der Autor ſchon 135 × 24 Stunden Agio an Vergnügen gezahlt! — Doch

„Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde
Aufbaut auf vergänglichem Grunde!“

Wir bleiben jetzt hart am See; er rauſcht mit ſeinen Wellen gegen das Ufer; im Röhricht ſteht das Vieh maleriſch gruppirt (Rindvieh meine ich, das auch nicht poetiſcher klingt, aber doch die Landſchaft prächtig ſtaffirt); ein kühler Hauch weht von der Waſſerfläche herüber und erfriſcht uns Antlitz und Bruſt! Schon ſchwelgte

ich in dem ſeligen Gedanken, bei Sternenſchein mich in die Wellen zu tauchen, und mich ſo zur Nachtruhe zu erfriſchen. —

Ein Courier jagt an uns vorüber! Der Conducteur hat ihn italieniſch angerufen, und eine gleiche Antwort erhalten. Er erzählt uns, der Prinz Albrecht von Preußen ſei dieſen Abend von Mailand zu Desenzano eingetroffen, und übernachte dort. Heimath, welche Kraft haſt Du! So wenige Tage und Meilen entfernt, machſt Du Dich ſchon ſo geltend! — Du kannſt, ſagte ich mir froh, dort Landsleute ſehen, die Dir, wenn ſie Dir auch noch ſo ferne ſind, nahe ſein werden in dieſer Ferne von unſerer gemeinſchaftlichen Stammwurzel! —

Wir waren etwa eine halbe Stunde weiter gefahren; ſchon dunkelte es völlig, da raſſelten uns zwei vierſpännige Wagen entgegen. Die italieniſchen Poſtillone, welche nichts ſo lieben als das Tauſchen der Beſpannung auf der Landſtraße, wollten den Tauſch hier gleichfalls in Gang bringen. Sie riefen uns ein Halt zu, dem wir Folge leiſteten. Doch aus den begegnenden Wagen ertönte allgemein und laut der Ruf: „Avanti, avanti!“ — Es war der Prinz Albrecht der uns in der Dunkelheit vorüber fuhr — und mit ihm rollten alle meine heimathlichen Hoffnungen auf der Landſtraße nach Verona fort! — Je freier das Herz, je mehr weiß es,

was ein Vaterland iſt! Ich brauche keinem das eigenthümliche Weh- und Luſtgefühl, was mich bei dieſem Vorüberſtreifen der gekannten Landsleute die mich nicht kannten oder erkannten, ergriff, zu ſchildern — doch wer ein vaterländiſches Herz hat, wird es mit allem parceque und quoique was daran hängt, begreifen! —

Bei völliger Dunkelheit kamen wir in Deſenzano an; doch war es nicht ſo finſter, um nicht zu ſehen, wie der See unmittelbar, und jetzt mit ſtark und hoch rauſchenden Wellen, die Straße bespült. Helle Fenſter leuchteten uns aus einem Hauſe, das zum Theil in den See hineintritt, entgegen. „Das iſt das Albergo Mayer, mit einem deutſchen Wirth" ſagte mir der Gondukteur. Ein deutſcher Wirth, welche Freude! Hundert Schritt vom Hauſe hielt die Poſt; ich hatte bald mein Gepäck, und ſchied von einem kleinen Laſtträger begleitet, der mich in das Albergo Mayer führte. Ein deutſcher Kellner machte mir den Aufenthalt ſogleich behaglich. — Meine erſte Frage war nach dem Dampfſchiff. Die Nachricht war richtig geweſen, es machte am nächſten Morgen die Fahrt nach Riva. Ich konnte es nicht glücklicher treffen. Ein Zimmer mit der Ausſicht über den See wurde mir zu Theil. Dagegen verſchloß ſich die auf das Bad und ſeine Wellen; denn vom Gebirg her wehte der Wind ſo friſch, daß die Flut hoch gegen die Ufermauern brandete, dem Klang der Meeres-

wege ähnlich. Dazu war die Nacht ſehr finſter. Unter dieſen Umſtänden wollte ich, bei völliger Unkenntniß des Terrains das Bad doch nicht wagen; überdies war es zehn Uhr geworden. — Doch ließ ich mir einen Eimer voll Seewaſſer zur Probe bringen, und nahm ein Zimmerbad ſo gut es ſich thun ließ, das, was die Erfriſchung anlangte, dieſelben Dienſte leiſtete. An Körper und Seele erquickt, mit dem geſundeſten Reiſehunger begabt, ging ich hinunter in das Speiſezimmer! — Der Kellner-Landsmann ſorgte gut für mich durch einen angenehmen italieniſchen Wein, einen trefflichen Fiſch aus dem See (man war für den Prinzen Albrecht beſonders gut eingerichtet geweſen, denn er ſollte anfangs übernachten, hatte aber, nachdem er gebadet, ſeinen Plan geändert, und fuhr weiter nach Verona) Geflügel und das trefflichſte Obſt. Da ich ſeit ſechs und dreißig Stunden nicht geſchlafen hatte, nicht aus dem heftigſten Schweiß und ſeit dem frühen Morgen auch nicht aus dem Staubbade gekommen war, ſo behagte mir dieſer ächt epikuriſche Schluß des Tages begreiflicherweiſe ganz außerordentlich. —

Ein recht wichtiger Vortheil den ich durch die Strapazen errungen, wurde mir jetzt erſt klar. Schon vor der Reiſe hatte ich mich mit rheumatiſchen Reſiduen in verſchiedenen Gliedmaßen geſchleppt, die, zwar an ſich nicht bedeutend, doch hartnäckig genug waren, ſelbſt ſchärferen

Procedduren, wie Schröpfköpfen u. dgl. nicht weichen zu wollen. Auf der Reiſe wuchs das Uebel mehr als es abnahm, und ſetzte ſich ſchmerzhaft in der Hüfte feſt. Noch zu Grätz wurde mir das Ein- und Ausſteigen in den Wagen ſo ſchwer, daß ich ernſtliche Beſorgniſſe hegte, endlich liegen bleiben zu müſſen. Doch von Laibach ab, darf ich wohl ſagen, blieb in Folge der wachſenden Hitze der Körper faſt ununterbrochen in Transpiration; ſelbſt in der Nacht auf dem Dampfſchiffe, die ich im Freien zubrachte, ließ dieſelbe nicht ganz nach, und vollends von Venedig bis Desenzano verſchärfte ſich die Schweißkur — Ich war mir der Wirkung anfangs gar nicht bewußt geworden, denn das Uebel war freilich nicht ſo heftig, daß man es nicht recht gut vergeſſen konnte, bis es ſich bei einzelnen Bewegungen wieder in Erinnerung brachte. Erſt hier, wo ich das kalte Sturzbad nahm, fiel es mir auf, daß ich ja ſeit einigen Tagen gar keine Schmerzen empfunden habe; ich verſuchte die Bewegungen, wobei dieſe ſonſt am heftigſten waren, — das Uebel war verſchwunden. Nur in den Handgelenken und Fingern ſpürte ich es noch ganz leiſe, gewiſſermaßen auf dem letzten verlornen Poſten ſeiner hartnäckigen Vertheidigung! — Alſo in drei Tagen hatte Italien ohne alle ärztliche Nebenhülfen geleiſtet, was mir in unſerm norddeutſchen Sommer auf keine Weiſe gelingen wollte! Iſt das nicht die beſte Empfehlung für

Rheumatiker, im Auguſt eine Vergnügungsreiſe nach der Lombardei zu machen? —

Auch dieſe Entdeckung trug zu meinem Wohlbehagen in Deſenzano bei, und ich hatte lange nicht einſam ſo vergnügt bei Tiſch geſeſſen. Für die morgende Seereiſe ſtellten ſich die Auſpicien gleichfalls ſehr günſtig. Ich beabſichtigte bis etwas über die Mitte des Sees, nach Gargnano mit dem Dampfſchiff zu gehen, und dann mit einem Nachen zurückzukehren. Doch der Kellner warnte mich vor dieſem Plan. Der Nachen werde die größte Mühe haben, zur Nachmittagszeit wo ich die abgehende Poſt nach Mailand benutzen wollte, zurück zu ſein. Doch der Weg zu Lande ſei gleichfalls ſehr anziehend, und ſchneller zurückzulegen; und da es ſich gleich bleibe, ob ich in Gargnano einen Wagen nehme, der von Deſenzano leer zurückgehe, oder mich gleich in Deſenzano damit verſorge, und ihn leer vorausgehen laſſe, ſo ſchlug er mir vor, hier im Ort ein Cabriolet zu beſtellen, das einige Stunden früher als das Dampfſchiff abgehen, und mich zu Gargnano für die Rückfahrt erwarten könne. Ich ging es ein; er brachte mir ſofort einen Mann, mit dem ich mich auch ſchnell einigte; ich zahlte ihm fünf Gulden Conventionsgeld, wofür er mir ein Cabriolet nach Gargnano zu beſorgen verſprach, das mich gleich am Landungsplatz des Dampfſchiffs erwarten ſolle. Unſer Vertrag beſtand in einer zerriſſenen

Viſitenkarte, deren eine Hälfte ich ihm gab, die andere behielt; das ſollte, wie im Alterthum der zerbrochene Ring, das Erkennungszeichen für einen Gaſtfreund, mich und den geſendeten Kutſcher zuſammenführen. —

Mit ſo guten Einrichtungen und Hoffnungen für den nächſten Tag, und nach ſo langer Anſtrengung, konnte ich eine Nacht köſtlichſten Schlafes in dem Rieſenbett von mindeſtens 50 Quadratfuß, erwarten. Doch darin täuſchte ich mich. Das Blut und der Geiſt waren zu aufgeregt. Die Nacht blieb ſehr ſchwül, trotz der Nähe des kühlen Sees, und ſeine Wellen ſchlugen ſo heftig gegen die Mauern des Hauſes, daß ich immer wieder aus meinem Halbſchlaf und Traum dadurch aufgerüttelt wurde. — Zweimal ſtand ich Nachts auf und lehnte mich ins Fenſter; der Anblick war zauberiſch ſchön. — Das erſte mal war es noch dunkel, die Sterne blitzten im See und am Himmelsgewölbe, die Berge ſtanden ſchroff, düſter, vor mir, bis ſie ſich in der Ferne in bläulichen Duft verloren. Beim zweiten mal ſtreifte ſchon der erſte falbe Schein der Dämmerung den Horizont; ich ſah die Ufer deutlicher; das Städtchen lag in Todesſtille begraben vor mir; die jetzt ruhigere Welle ſpülte einförmig über die großen Steine am Strande hin. Die Berge lagen in Nebelſchleiern; nur ein Haupt war unumwölkt, und wurde von der noch verborgenen Morgenröthe ſanft angeleuchtet. — Ich ließ das Fen-

ſter offen, und der friſchere Morgenhauch kühlte das heiße Zimmer. Von ſeinem wohlthuenden Hauch, und dem leiſeren Murmeln der Welle eingewiegt, ſank ich nun erſt in feſten Schlaf. Nur ungern und mühſam entriß ich mich ihm, als die Stimme des Kellners mich weckte. — —

Der Garda-See.

Villa Catulls. Reizende Villa auf der Höhe. Palaſt Bettoni. Gargnano. Reizende Landfahrt. Italieniſche Landſitten. Gärtner aus Darmſtadt. Salo.

Einen Dank habe ich dem Himmel für dieſe ganze Reiſefahrt vorzüglich zu ſagen, und zwar dem Himmel insbeſondere; dafür daß er faſt beſtändig lächelte, und mir eine Gunſt des Wetters wurde, wie ſie zu den allerſeltenſten gehört. Nur in Tyrol bei der Paſſage des Wormſer Jochs hatte ich vielleicht ungünſtiges Wetter; vielleicht, denn es bleibt unentſchieden, ob ein Gewitter- und Schneeſturm in dieſen Schluchten nicht noch erhabener iſt, als ein reiner Himmel und Sonnenlicht ſchön! — Für den Garda-See und ſeine blauen Kryſtallwogen aber war das blaue Kleid des Himmels das ächte Brautkleid! —

Auf dem Dampfſchiff, — beiläufig ein kleines, etwas armſeliges Fahrzeug weniger durch Maſchinenkraft als durch Maſchinenſchwäche bewegt, — fand ich ſchon eine Anzahl Reiſender verſammelt. Es waren ihrer nicht viele, doch genug, um eine angenehme Geſellſchaft zu bilden. Kaum hatte ich das Deck betreten, als mich auch ſchon Jemand mit meinem Namen anredete; der alte Schaden oder Vortheil des überall Bekanntſeins, je nachdem man's nimmt! — Es war ein Bauinſpektor K... aus Berlin, der mit ſeiner jungen Frau ſchon ſeit einigen Monaten in Italien, jetzt über den See zurückkehrte nach Deutſchland. Daß ſeine Gegenwart auf dem Schiff mir nur die erfreulichſte ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Noch einige deutſche Reiſende fanden ſich zu uns; unter ihnen eine wunderſchöne Frau aus München mit ſo ſchwarzen Augen, daß ich ſie für eine Bergamaskin gehalten hatte; ſchade nur, daß ſie ſehr bald ſeekrank wurde. So bildeten wir einen heitern Kreis für den der Genuß der Natur ſich verdoppelte.

Ein großer See iſt immer ſchön; einer von ſo wundervoll klarem, faſt ſaphirblauem Waſſer wie der Garda-See vollends. Auch ohne die gewaltigen, ſchroffen, zwar meiſt arideu Felsmauern, die ihn auf der Weſtſeite umgeben, während die öſtliche ſich in ſanften, grünen Hügelwellen hindehnt, bis zu dem nördlichen Theil wo er allerdings von beiden Seiten in die Steinpyramiden des

Gebirgs eingezwängt wird. — Zunächſt wird das Auge zur Rechten durch die Halbinſel Sermione angezogen, die mit ihren dunkeln Felsküſten tief in den See einſpringt. Dieſe Stelle iſt berühmt durch die Trümmer der Villa des Catull. Ueberhaupt iſt der Garda-See von den alten Dichtern geliebt worden, denn auch Virgil, der freilich nicht weit von demſelben zu Pietola (von den Römern Andes genannt) zwiſchen dem See von Mantua und dem Gardaſee geboren war, —

„Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope!“ —

beſingt dieſen letzteren, und vergleicht ſeine im Sturm gehobenen Wellen denen des Meeres. Die Villa Catulls wird häufig beſucht, eben ſo ihrer reizenden Lage halber, als wegen der Erinnerung an den geiſtvollen Dichter. Wir ſchifften ſie vorüber. Der großartigſte Proſpekt der Landſchaft wird jetzt durch die zur Rechten und Linken aufſteigenden wenig übergrünten Felscoloſſe des Monte Baldo und Breſciano gebildet. Auf einem der grüneren, reizenden Vorhügel erhebt ſich das freundlich im Grunde einer Bucht gelegene Moniga. Einen maleriſchen Punkt bilden weiter hin drei vorſpringende ſchroffe Fels-Vorgebirge, deren höchſtes mit einem Kreuz bezeichnet iſt; punto di Manebia benannte uns der Steuermann dieſe Stelle. Bald hinter ihnen gelangen wir an eine ſchöne, fruchtbare Inſel, die

größte der drei, welche der See enthält; sie gehört dem Grafen di Lecchi, und wird daher auch Isola Lecchi genannt; mit einem andern Namen heißt sie „Isola dei fratri.“ —

Von hier an beginnt die Eigenthümlichkeit der See-Ufer welche sie weithin berühmt gemacht hat, nämlich der Reichthum an Orangen und Zitronengärten. Insgemein glaubt man, diese Bäume wachsen hier im Freien. Doch dem ist nicht so; sie werden im Winter in Glashäusern und mit Stroh und Brettern gedeckt, gehalten. Allein die hohen, schroffen, der Sonne zugewandten Felswände, die jeden Nordwind abhalten, sind doch der Kultur dieser Südfrüchte so günstig, daß sie aufs trefflichste gedeihen und einen wichtigen Gegenstand des Handels bilden. Eigenthümlich ist der Anblick dieser Gärten. An den dürren grauen Felswänden gewahrt man ganze Felder des hellsten Grünes; dazwischen glänzt es weiß, wie Marmorsäulen. Dies sind jedoch nur die weißen, theils aufgemauerten, theils hölzernen Pfeiler, in welche die Glasfenster eingelassen werden. Doch die Anordnung derselben ist mit zierlichem Geschmack getroffen. Sie bilden entweder eine Reihe von Arcaden, oder doch regelmäßige Abtheilungen; oft mit Frontispizen versehn. Das weiße Gegitter hinter dem das zarte Grün lauscht, erzeugt ein gar liebliches Bild. Etwas Wunderbares erhalten diese Gärten, wenn wir sie in schwindelnder Höhe über uns erblicken. So lag eine Villa auf steilem

Felsvorgebirge, zu der ſich die Terraſſen der Orangen und Zitronen himmelhoch hinaufbauen, und ſie oben mit lieblichem Schmuck umgürten. Hier ſahen wir die erſten Zypreſſen, welche als melancholiſch düſtere, oft bizarre Geſtalten, unter die lichten Gruppen der heitern Umbüſchung traten. Wie ein Traumgeſicht ſchwebt mir jetzo jene Villa in Erinnerung, die hoch auf dem ſteilen Felſen, im Schooße des Grüns, von einer ſanften Glorie des blauen Himmels und hellen Sonnenlichtes umfloſſen, lag. Und drunten hob der See die kühle, tiefathmende Bruſt, und ſchaute mit ſehnſüchtigen Augen hinauf zu der Schönheit über ihm, — und ſie eben ſo hinab. —

Ein Palaſt glänzt vom fernen Ufer herüber; eine lange Front von Säulen und hohen Fenſtern. Es iſt das Schloß des Grafen Vettoni zu Breſcia. Daß der italieniſche Adel noch reich iſt, reicher als der unſrige; daß er bei einer anderen Verfaſſung des Landes bald auch mächtig, bedeutend, vielleicht durch Wiſſen und Thatkraft ausgezeichnet ſein würde, wie er es jetzt durch Kunſtliebe und Kunſtverſtändigkeit — in den **maleriſchen und plaſtiſchen Künſten** — iſt, läßt ſich hier wie bei hundert andern Gelegenheiten an den glänzenden Villen und Schlöſſern erkennen. —

Unter heiterem Geſpräch, flog dieſe Gallerie reizender Landſchaften an uns vorüber, und mit ihr eine

Stunde nach der andern. Eine reiche Perlenſchnur weißleuchtender Ortſchaften, hatte ſich nach und nach an den beiden Ufern des Sees aufgereiht, Moniga, Salo, Maderno, Gargnano, u. ſ. w. auf der einen, Garda, Barcolina, Lacise und viele andere auf der andern Seite; dieſe letzten jedoch nur als ferne, leuchtende Pünktchen jenſeit der zwei und drei Meilen breiten Waſſerfläche. Da wir uns am weſtlichen Ufer hielten, fuhren wir an den erſten dicht vorbei; von allen Seiten herüber kamen Barken, um Reiſende zu holen und zu bringen. Die Lebendigkeit der kleinen Häfen an denen wir vorüberſtreiften, erfreute das Auge. Endlich nahten wir auch dem, der mich empfangen ſollte, **Gargnano**. Es iſt ein freundliches munteres Städtchen, das ſich reinlich wie unmittelbar aus den Wellen erhebt. Markt und Hafen grenzen an einander; beide am Seeufer. Der Strand iſt bunt bedeckt mit Neugierigen. Eine Barke hat ſich ans Schiff gelegt, einer der darin Sitzenden hält etwas Weißes hoch in ſeiner Hand, und macht allerlei winkende Bewegungen; ich erkenne meine halbe Viſitenkarte, ziehe auch die meinige hervor, und bin nun wegen der Rückkehr außer Sorgen. Fröhlich ſpringe ich in den Nachen, und werde ans Ufer gerudert. Ein Kaffeehaus dicht am Markt, mit der Ausſicht über den See, ladet zu einer Erfriſchung ein, allein ich verſage ſie mir auf Rath meines Füh-

ters, der mich erinnert, daß der Rückweg weit iſt, und wir keine Zeit zu verſäumen haben. So beſteige ich denn das Cabriolet, welches ſchon angeſpannt iſt, und fahre unmittelbar den Landweg nach Defenzano zurück.

In allen Lebenstagen werde ich dieſer reizenden Fahrt mit innigſtem Vergnügen gedenken. Hier ſieht man dem ſchönen Lande tiefer in Augen und Herz, denn hier iſt der Reiſende ein ſeltener Gaſt, und das verderbte Element des Volkes welches ihn auf den Landſtraßen quält, und mit Widerwillen erfüllt, bleibt ihm ferne. Der Gegenſatz iſt wie der der freien Länderlichkeit zu den Sitten der Städte; alles harmlos, unſchuldig offen, natürlich. Dazu iſt die Natur ſelbſt von reizender Eigenthümlichkeit, und ſo vereinigt ſich hier alles, um in der Gegenwart die wohlthuendſte Empfindung, und jetzt die noch liebere der Erinnerung zu wecken.

Da das eigentliche Ufer ſchmal iſt, und die Berge ſogleich ſteil und himmelhoch emporſteigen, beſtehen die Ortſchaften nur aus einer langen engen Gaſſe. Sie iſt der allgemeine Salon der Bewohner, denn in dem Schatten der Häuſer iſt es kühl wie in einer Grotte, und Alles ſitzt vor den Thüren, und ſchwatzt oder betreibt ſein Geſchäft. Hier ſah ich auch italieniſche Mädchen, liebliche, fröhliche Geſichter, die den ſcherzenden, nickenden Gruß des Vorüberfahrenden unbefangen erwiederten. Andre ſaßen in den rebenumſponne-

nen Fenſtern wie Bildniſſe im anmuthigen Rahmen, und plauderten mit den Nachbarinnen gegenüber; denn die Straßenbreite beträgt kaum ſechs Schritt, und oft rückten die hübſchen Kinder mit dem Spinnrocken in der Hand ihre Seſſel auf die Seite um nicht von dem Wagenrade geſtreift zu werden.

Der Weg auf dem wir fahren, iſt wie in Stein gehauen; Chauſſeebau auf dem Felſen ſelbſt; unmittelbar hinter Gargnano klimmt er ſteil zwiſchen Kalkmauern bergan. Hier beginnt auch eine Hölle, wenigſtens ein Fegefeuer, aus dem man ſehnſüchtig in die kühlen Paradieſe unter uns hinabſchaut. Denn hier befinden wir uns zwiſchen den Terraſſen der Zitronengärten, welche angelegt ſind, um den Sonnenſtrahl aufzufangen, und ſeine Glut zu verdoppeln. Die Hitze mochte an ſich 28 Grad und darüber betragen; an dieſen weißen Mauern wurde ſie zur faſt unerträglichen Glut. Ich liebe die Wärme, und vertrage ſie in ſtarken Doſen; doch hier glaubte ich die Haut werde ſpringen in dem brennenden Sonnenſtrahl. — Mein brauner Wagenführer, ein fröhlicher, herzlicher Kerl, warf ſeine leichte Jacke ab, ſprang vom Wagenſitz rief: „Santa Maria, fa caldo!“ und ſchöpfte tief Athem, indem er ſich mit einigen abgebrochenen Zweigen Luft zufächelte. Ich fragte ihn, was das für ein Baum ſei, von dem er den Zweig gebrochen habe: „Lauri“ (Lorbeern)

erwiederte er. Das Wort traf mich mit eigner Ueberraſchung. Daß hier Lorbeerbäume ihre Zweige über mir ausſtreckten, hatte ich nicht vermuthet! Ich begehrte den Zweig; da der braune Automedon meine ſtaunende Freude ſah, brach er mir noch einen ganzen Buſch ab, und bei jedem neuen Baum wieder, ſo daß ich bald den halben Wagen voll hatte, und endlich wehren mußte. Eben ſo verſah er mich mit Oelzweigen, mit Kapern, die in den Mauerritzen wuchſen und ihre Ranken herabhingen, kurz ich beſaß bald ein ganzes italieniſches Herbarium. Einen Lorbeerzweig in der Hand, konnte ich meine Betrachtungen über dieſes vielbegehrte Laub machen; es giebt keinen Schatten, es ſchmeckt herb, es ſchlingt ſich unbequem, ſpröde um die Stirn! Weshalb ſtrebt Ihr ſo darnach, Ihr Menſchen! — Aber, ich kann es dem Oelzweig nicht erſparen, auch er bleibt unter ſeinem Ruf! Ein kleines graugrünes Blättchen, dabei ein verkrüppelter Baumwuchs, dünnbelaubt, ohne Schatten, ſo gleicht der Oelbaum einem unter der erſtickenden Decke des Staubes an der Landſtraße erkrankten Gewächs. — Aber die Kaper, das kleine nützliche Hausthierchen, hat ein friſch grünes Blatt, und ſchmückt mit ihrem dichtbuſchigen Geſtrüpp die weißen Kalkſteinmauern gar freundlich. — Ueber die botaniſchen Einzelnheiten vergeſſen wir den Blick auf das Ganze der Landſchaft zu werfen. Sie iſt ſelig reizend; über uns

das helle Grün der Zitronenbäume, neben uns ein leichtes, vielfältig gemiſchtes Laubgitter, das den Fels bis zum Abhange bedeckt. Dazwiſchen ſchimmert der See, eine weite blaue Fläche aus der Tiefe herauf; jenſeit nach Süden ſanfte Linien der flacheren Ufer, nördlich ſteile Gebirgsgipfel; am diesſeitigen Strande zahlreiche Buchten und Vorgebirge, die das Geſtade mahleriſch einzacken, Felskuppen, ſchroffe Klippen, Landhäuſer von Orangen und Cypreſſen umgeben, freundliche Dörfer, helle weiße Städtchen. — So vergeſſen wir die Glut der Sonne gern, denn der Kühlung athmende See liegt zu unſern Füßen, zwar zu tief um uns ſeine Friſche heraufzuſenden, doch nah genug, um unſrer Phantaſie immer neue Anregungen zu geben, und ſo in der Einbildung zu genießen, was uns die Wirklichkeit verſagt. —

Ein wandernder Geſell, wie mirs ſchien, trat an den Wagen; er trug einen ſchweren Ranzen; er ſah mich, ſah den Kutſcher zögernd an, — ich errieth daß er gern mitgefahren wäre. Eben wollte ichs ihm anbieten, als er mich mit den Worten anredete: „Sprechen Sie vielleicht deutſch!“ Wie erfreute mich der vaterländiſche Laut, und ſelbſt das Gefühl, daß die vaterländiſchen Geſichtszüge in mir erkannt waren! — Er bat nur, daß ich ſeinen Torniſter bis Salo mitnehmen möchte. Wie war er voll Freude, als ich natürlich

auch ihn aufforderte, mitzufahren. Es war ein Kunſtgärtner aus Darmſtadt, der nach Brescia wollte; er wanderte um ſeine Kenntniſſe zu bereichern, mit ſchmaler Börſe! Welche Freude iſt es, einem Landsmann im Auslande dienen zu können. Er fuhr mit mir bis Salo. Von dort ſetzte er ſeinen Weg zu Fuß nach Brescia fort, welches von Salo nicht weiter iſt, als Desenzano; leider hatte ich ihm kaum zwei Stunden Weges erſparen können! — Der arme Schelm klagte bitter über die Noth, die er mit dem italieniſchen Volke habe, wie man ihn ſchnelle, wie ungefällig, wie mitleidslos man ſei! Er mag wohl Recht haben Würde aber der wandernde, des Deutſchen unkundige Italiener nicht bei uns ähnliche Klagen führen? In Italien iſt wenigſtens die Natur gaſtlich und freundlich; auf der Lüneburger Haide möchte es einem Gärtner aus Salo oder Brescia auch nicht eben behagen!

Im Städtchen angelangt, fanden wir dort einen lebhaften Verkehr im Gaſthauſe; es waren Leute die von einem nahen Markt zurückkehrten. Es iſt immer nicht leicht unter ſolchem Getümmel ſich über die kleinen Reiſeangelegenheiten klar zu verſtändigen. So war ich denn auch hier ganz erſtaunt bei der Abfahrt einen andern, in der That elenden Wagen und ein jammervolles Viero vorzufinden. Doch war dieſes Relais eine Sorgfalt für mich, denn der Cabrioletvermiether

in Desenzano hatte nicht geglaubt, mit seinem einen Pferde in der Hitze den weiten Weg bis Gargnano (zu Lande doch 5 Meilen) hin und zurückmachen zu können, er war daher in Salo in Verbindung mit einem zweiten getreten, der nach Gargnano fuhr, während das erste Pferd sich ausruhte. — Dadurch kam ich um meinen bisherigen Führer, dem ich, als dem ersten Italiener, der etwas herzlich zutrauliches hatte, und mir auch sonst sehr wohl gefiel, ein reichliches Trinkgeld zudachte, der mir nun aber unter der Hand verschwunden war. Erst jetzt verstand ich eine etwas trotzig abschlägliche Antwort die er mir gegeben hatte, von meinem Wein ein Glas zu trinken. Er glaubte vermuthlich, ich wolle ihn damit abfinden, und das wäre allerdings, da der Wein hier fast gar nichts kostet, sehr kärglich gewesen. Es verdrießt mich noch heut, gerade gegen den einzigen Italiener, dem ich gern dankbar gewesen wäre, undankbar erschienen zu sein.

Mein neues Reise-Vehikel war seltsamster Art. Eigentlich eine reine Bretter-Construktion, der Polster und Federn völlig fremd waren; mich Einzelnen faßte der Sitz, aber kein dreijähriges Kind hätte neben mir Platz gehabt, geschweige mein junger vollgewachsener Gärtner, dem ich schon den Antrag gemacht hatte, mich bis Desenzano zu begleiten. Mein Fuhrmann war nach dem Format des Wagens construirt, ein winziges

Knochenwerkchen, faſt ſo mager wie ſein Pferd. Indeß er ſchwang die Peitſche, das verdorrte Pferd die Beine mit wetteifernder Hurtigkeit, und ſo flog ich in der That über die Berge hin. Denn zwiſchen Salo und Deſenzano macht der See eine Einbiegung die wir zu Lande auf der Sehne abſchneiden. Wir kamen durch ausgedehnte Weingärten, hatten ſtets anmuthige Ueberblicke der Landſchaft, der See blieb immer unſer naher Nachbar, das Hochgebirg der fernere, wohlbehagliche Ortſchaften wechſelten mit reichen Fluren, der kleine Wagen flog nur ſo über die trefflichen Straßen hin, genug die Fahrt blieb eine reizende, — bis auf die wahre Höllenglut der Sonne. — Doch eine Meile entfloh nach der andern, bald hatten wir Peniga erreicht, das wir jetzt von der Rückſeite, wie zuvor von der vorderen ſahen. Die maſſenhaften Gebäude, das einer Feſte ähnliche Schloß, ſetzten mich in Erſtaunen. Ueberhaupt iſt die Lombardei ſo reich an gewaltigen Bauten, mit überreichen Stein-Conſtruktionen, daß ſie uns auf die Dauer ganz gewohnt werden, und wir Gebäude kaum betrachten, die in unſern Ländern weit und breit berühmt ſein würden. Nach drei Uhr war ich wieder in Deſenzano, die Gardaſee-Reiſe glücklich vollendet. —

Es blieb mir noch gerade ſo viel Zeit, um mich mit aller Gemächlichkeit durch kühle Sturzbäder auf meinem Zimmer, fähig zum Einnehmen des Mittag-

mahles zu machen; vor dieſer Abkühlung war mir der Gedanke etwas Anderes als höchſtens einen Pfirſich zu genießen, faſt ſchaudererregend. — Doch jetzt fand ſich die Eßluſt ein; ſehr natürlich, da ich ſeit dem frühen Morgen nichts genoſſen hatte, als einige Biſſen trocknen Weißbrots zu etwas Wein oder Limonade. — — Nach Tiſch begab ich mich in das zum Hauſe gehörige Kaffeehaus, und ſetzte mich vor die Thür unter das Zelt, einem Platz, den der See faſt mit ſeinen Wellen beſprützt, und von wo man die prächtige Waſſerfläche weit überſieht. Hier wartete ich gemüthlich die Ankunft der Schnellpoſt ab, die mich nach Mailand führen ſollte —

Fahrt nach Mailand.

Ich könnte eine bogenlange Jeremiade ſchreiben, (beſchränke mich aber auf ein Epiteme) von der Noth die es mir gemacht hatte, in Peſenzano einen Platz auf der Schnellpoſt zu erhalten, d. h. ein Billet dazu. Das Bureau war, wie dies die beliebteſte Art iſt, die Geſchäfte zu betreiben, geſchloſſen; als ich mir endlich den Geſchäftsmann aus einem Hinter- und Hühnerhofe, und aus dem Nachmittagsſchlaf aufgetrieben, wollte er öſterreichiſches Papier anfangs gar nicht nehmen, dann nicht wechſeln, und gab mir endlich fremdes Geld zurück,

was ich gleich darauf im Wirthshause wieder mit ansehnlichem Verluſt ausgab, weil man es auf der Poſt und den ſonſtigen öffentlichen Kaſſen gar nicht annehme! — —

Um ſechs Uhr raſſelte die Schnellpoſt erſt in Deſenzano ein. Die babyloniſche Thurmbau-Verwirrung war auch hier in der Culmination. Einer rannte den andern über. Endlich war ich glücklich mit zwei anderen Reiſenden in einen Beiwagen gepackt worden. Der Hauptwagen fuhr ſchon davon. Da brauſt von Verona her ein Vetturino in wahren Sturmlauf heran; es war eine offene Chaiſe, nichts darin. Doch, ich irrte mich, ein kleines gelbes Päckchen hüpfte auf dem Sitz hin und her, als der Wagen im Galopp über das Steinpflaſter von Deſenzano, das ziemlich eine Alpenkette im verjüngten Maaßſtabe darſtellt, hinraſſelte. Er hielt am Poſthauſe; da ergab ſichs, daß das kleine Päckchen in der That ein Menſch war, oder genauer, ein menſchgewordenes Fragezeichen in einer gelben Nankinggewandung, die, näher analyſirt, in Jacke und Hoſe zerfiel, und folglich die ſcharfe Rückenkrümmung des incarnirten Interpunktionszeichens nicht ſonderlich verſteckte. Der kleine Paſſagier wollte noch mit; er hatte ſich athemlos gefahren von Verona her, um die Schnellpoſt noch einzuholen. Ich kanns nur billig nennen, — wenn es auch gegen das ſtrenge Geſetz war, — daß

man uns ſo lange halten ließ, bis er ſeinen Platz bezahlt hatte, und ihn dann ſammt Gepäck bei uns einlogirte. Für den kleinen Zuwachs war mit genauer Noth noch Platz auf dem ſchmalen Rückſitz des Wagens; aber für ſein Felleiſen, — es war ſo groß, daß er meines Erachtens bequemer gereiſt wäre, wenn er ſich ſelbſt darin verpackt hätte — ſahen wir keine billige Möglichkeit der Mitreiſe. Somit wurde eine unbillige hergeſtellt; man warf es uns in den Wagen, und überließ es uns, es auf den Schooß zu nehmen, oder unſre Beine davon krumm unter die Sitze rammen zu laſſen. Wir wählten das erſtere. — Als vier Exemplare der bibliſchen „ſeufzenden Creatur" wurden wir durch Staub und Glut gen Brescia geſchleift. Alles hätten wir vermuthet, nur nicht, daß das Schickſal unter der heuchleriſchen Geſtalt einer Wohlthat, unſerer Tortur noch einen Grad hinzufügen werde. Kaum waren wir nämlich eine halbe Stunde gefahren, ſo hielten wir an, der Schlag öffnete ſich; jeder von uns hoffte gewiß im Stillen, daß einer ſeiner drei Reiſegefährten ausgeſetzt werden ſollte, auf die Landſtraße, doch ſtatt deſſen wurde uns ein fünfter eingeſetzt, ein coloſſaler Gensd'arm, der ſpäter zu unſerer Bedeckung auf der unſichern Chauſſée dienen ſollte! Nicht für ſeine coloſſalen Reiterſtiefeln hätte ich Raum geſehn in unſerem Wagenkaſten, ſondern eher umgekehrt für die-

ſen in den Stiefeln; und nun ſollte der ganze Heros mit Carabiner und ebernem Sarras noch als ein wahres Brennus-Agio in die Wageſchaale unſrer Leiden weniger gelegt als gepreßt werden. Dergleichen kehrt alle Ordnung der Natur um! Selbſt das kleine gelbe Fragezeichen verwandelte ſich in ein zornrothglühendes Ausrufungszeichen, wurde aber als ſolches in den Fond verſetzt, und in Keilgeſtalt zwiſchen mir und meinem Nachbar eingetrieben. Der Gensdarm errang ſeinen Platz nicht ſowohl durch das Poſtgeſetz, als durch das der Schwere. Daß aber aus dieſem Vorfall ächteſte und wahrhafteſte Drangſale für uns entſtanden, und wir unſer Brot, falls wir Appetit dazu gehabt, nicht nur im Schweiß unſeres Angeſichts, ſondern in dem unſerer geſammten poröſen Oberfläche hätten eſſen müſſen — dies ſind Wahrheiten die ich mich gegen alle Geſchichtsſchreiber Italiens die nur irgend in Details neuerer wichtiger Begebenheiten eingedrungen ſind, zu behaupten vermeſſe. — Indeß darf ich nicht minder auf Ehre verſichern, daß wir in dieſem Zuſtande die Station erreichten, obwohl wir ſämmtlich beim Beginn unſerer gepreßten Lage geſchworen hatten, das ſei unmöglich und unerträglich. — Hier änderte ſich Alles. Der Gensdarm wurde, ſo vermuthe ich, gehängt, mit den Beinen über einen Sattel; der Beiwagen verſchwand aus der Culturgeſchichte; ich und das Fragezeichen wur-

den in den Hauptwagen verpflanzt. Sei es, daß ich zu dumm oder zu beſcheiden für die lombardiſchen Poſteinrichtungen bin, doch ich zog wieder das ſchlechteſte Loos, den Platz rückwärts in der Mitte. Eine Reiſe ins Paradies wird eine Höllenfahrt unter ſolchen Umſtänden. Drei ganz magere Italiener genoſſen mir gegenüber der Wohlthaten die allen Sterblichen gemeinſam von Gott zugedacht ſind; ſie hatten Luft und Raum; uns dreien, rückwärts vorwärts gelangenden, fehlte beides. Wir erdrückten uns nicht nur gegenſeitig, ſondern erſtickten auch noch jeder für uns, und ich in der Mitte am hauptſächlichſten. Welch ein ſeliges Eden war die Sonnenglut auf den ſtarren Feldſchollen am Gardaſee, gegen dieſe Retorte voll dumpfen Azots! In jeder Minute that ich ſieben und ſiebzig Gelübde, nie mehr zu reiſen, als höchſtens nach Island oder Spitzbergen; auf Italien ſchleuderte ich ganze Bündel von Bannſtrahlen, und meine beiden Aſſociés auf der Marterbank, hätte ich am liebſten, obwol ſie mit mir geſotten wurden, unter eine Oelpreſſe gelegt, um ſie zu Kartenblättchen zuſammenzudrücken. Auf der ganzen Erde haßte ich nichts ſo ſehr als ſie, und nur der Umſtand bietet mir einige moraliſche Entſchuldigung dar, daß ſie an ihrem Mittelpfeiler, mich, auch nicht mit leidenſchaftlicher Liebe hängen konnten. Und doch, eine Minute ſpäter hatten wir uns alle drei lieb! Wie kams? Wir blick-

ten einander an, um die Größe unſeres Jammers in dem Spiegel eines fremden Angeſichts zu leſen! Da hauchte mein Nachbar zur Rechten einen leiſen aber ſchweren Seufzer aus durch die Worte: „Verfluchte Reiſerei!“ Himmel — das waren ſüße vaterländiſche Töne — wir erkannten uns als Landsleute, — als gleichgemißhandelte Opfer unter dieſem fremden Himmel, — wir flogen einander in die Arme — (nur innerlich, verſteht ſich, denn wir ſaßen wie eingepreßter Caviar und an ein Hervorſtrecken irgend eines Gliedes zu einem Hautrelief war nicht zu denken — die Naſe allein conſtituirte eine Art Ausnahme, und hatte einen gewiſſen Grad von Freiheit behalten —) — wir beſchwuren einen Bund heiliger Treue und Freundſchaft, — der Dreimännerſchwur Stauffachers und ſeiner Collegen war eine leichtfertige Faſelei dagegen, — und um dem vaterländiſchen Liebesbund ſogleich eine ſittliche Richtung zu geben, verſchwuren wir uns auch, gegen Alles was eine italieniſche Naſe im Geſicht trüge, und thaten einen heiligen Eid, ſtets alle drei für einen zu ſtehn in der Erkämpfung jedes Wagenvortheils, — genug der Völkerkrieg war beſchloſſen! —

Heut ſcherze ich darüber! Allein in dem Augenblick des landsmänniſchen Erkennens war uns ſo wohl, ſo ſelig zu Muthe, daß alles Reiſeleid ſich ſofort in Freude verwandelte. Beſonders für mich; denn meine Gefähr-

ten waren Brüder, ſie hatten doch einer am Andern einen Anhalt, ich aber war allein, und fand plötzlich zwei Brüder, gefällige freundliche Reiſegenoſſen, die mich überdies wiederum ſchon halb erkannt hatten, nur ihrer Sache nicht recht gewiß waren, weil Art und Weiſe der Begegnung zu unvermuthet erſchienen. So ſchloß ſich denn in der That das herzlichſte Bündniß zwiſchen uns, und ich will nicht leugnen, daß es auch einigermaßen offenſiv war, um unſre deutſchen Rechte und Vortheile gemeinſam zu behaupten. Wer will es uns aber verargen in Italien? — Nicht allein die Landsmannſchaft, ſondern auch eine ganz ähnliche Stimmung und Empfindung vereinigte uns. Es war die des Reiſeüberdruſſes und Widerwillens gegen Italien, der faſt alle deutſche Reiſende momentan ergreift, und ſie antreibt die Reiſe zu beeilen, und gewiſſermaßen nur als eine unangenehme Pflicht zu erfüllen. Sitten, Bildung, Sinnesart des Deutſchen und Italieners ſind zu weit auseinander; Mückenſtiche ſind keine Todeswunden, aber ſie können zur Verzweiflung bringen. Und dieſen ewigen Mückenſtichen, bettelnden Zudringlichkeiten, Betrügereien aller Art, erliegt die Stimmung des Reiſenden. Hört das Uebel auf, ſo beſinnt er ſich freilich, bedenkt auch was ihm Reizendes und Schönes geworden, und genießt es nachträglich. Das iſt das widerwärtige Unrecht einer notoriſch gewordenen Schil-

derung des Landes durch einen Reisenden neuster Zeit, daß er seine Erinnerungen an die zufälligen Lokal-Uebel allein bewahrt, und darüber die wesentliche Ausbeute der Reise ganz vergessen hat. —

Unser Offensiv Bündniß begann in Thätigkeit zu treten. Wir eroberten beim Stationswechsel einige bessere Plätze, die wir unter einander wechseln konnten; sie waren uns, die wir im Wagen zwar keine Majorität aber doch die Hälfte der Stimmen hatten, nicht wohl mehr abzustreiten. Hierauf schlossen wir Friede mit dem Auslande, und erneuerten unter uns den Vertrag, in Mailand, und so weit unser Reiseplan uns noch zusammenließ, treulich Landsmannschaft zu halten; und ich denke wir haben unsern Beschluß nicht bereut und nicht gebrochen. —

Nicht wahr Herr Superintendent N... aus L... und Herr Referendarius N...?

Im Dunkeln kamen wir nach Brescia, der auch theologisch so berühmten Stadt. Ich führe den Leser hier so schnell hindurch als durch Padua und Vicenza; für mich selbst hatte ich jedoch den Vortheil vor zwanzig Jahren bereits einen Nachmittag dort zugebracht und die schöne Bauart, Lage, das Theater der Stadt u. s. w. noch wohl im Gedächtniß zu haben. Diesmal durchwandelten wir nur einige Straßen im Dunkeln, von dem Posthause bis zum nächsten Kaffeehause.

Der Ueberreſt der Nacht wurde bei der Weiterfahrt in recht angenehmem Geſpräch von uns hingebracht.

Noch im Dunkeln gelangten wir nach Bergamo; ſo lebendig mir die halbe Stunde gegenwärtig iſt, die wir dort luſtwandelnd und uns abkühlend zubrachten, ſo möchte ich doch die Stadt am andern Tage nicht erkannt haben wenn man mich bei Sonnenſchein wieder dahin zurückgebracht hätte. Ich dachte meines Theils auch mehr an einen Mann im Orte, als an den Ort ſelbſt, nämlich an den alten Simon Mayer der hier einſam wohnt, und contrapunktiſche Werke ſchreibt, in ſpäten Greiſestagen. —

Mit dem frühen Morgen erreichten wir Mailand. Hier erwachte die ganze Macht jugendlicher Erinnerungen. Die Localitäten hatten ſich mir ſo feſt ins Gedächtniß geprägt, daß ich der Führer meiner Gefährten nach dem Hotel Reichmann werden konnte. Wir fanden dort gute Aufnahme, frühſtückten, kleideten uns um, und beſchloſſen nun, unſere Wandrungen durch die ſchöne, altberühmte, vielgekannte Stadt gemeinſchaftlich anzutreten, und zu concentriren, was ſich nur in den Raum des einen mir zu Gebot ſtehenden Tages — der aber nur der Auffriſchung der Erinnerung eines ſechstägigen Aufenthalts gewidmet ſein ſollte, — zuſammendrängen ließ. —

Ein Tag in Mailand.

Um uns für das mehr franzöſiſche als italieniſche Mailand geſchickt zu machen, hatten wir, wie Goldſand, die ſtrengſte Wäſche — zu Bädern konnten wir uns leider keine Zeit nehmen, — paſſirt, und uns möglichſt klar ausgeſpült und glatt geſchabt. Mit dem äußeren Menſchen wird auch der innere neu geboren; ſo hatten wir denn die ganze Abſpannung und Erhitzung der Nachtfahrt weggeſpült, und gingen mit friſchen Kräften, heiter und ſtark durch den landsmannſchaftlichen Bund, an die Wanderung. Während ich jetzt Dinge und Phyſiognomien von Geſtern bis heut meiſt völlig vergeſſe, waren mir die mailändiſchen Merkwürdigkeiten noch ſo völlig klar in der Erinnerung, daß es mir vorkam, als werde nur die Hülle von einem lang gekannten Beſitzthum abgenommen. Uebrigens ſchienen die Lohndiener auch ein ſeit zwanzig Jahren verſteinertes Führungsſyſtem zu haben, denn ſelbſt in der Reihefolge der Gegenſtände war kaum eine Veränderung eingetreten.

Der erſte Gang war der nach dem Dom. Ich werde ihn, der in hunderttauſend Abbildungen exiſtirt,

den Jedermann ſo gut oder beſſer kennt wie die Kirchen ſeiner Vaterſtadt, nicht ſchildern. Nur ſpreche ichs nochmals aus, — ich that es, glaube ich, ſchon mehrfach, — daß ich nicht begreife, wie Göthe, trotz der Miſchung der Stile, die ſich allerdings überall findet, trotz des Ueberreichthums der Verzierungen, das Ganze verurtheilen kann. — Mit rieſenhaften Architekturwerken iſt es wie mit Gebirgen; die Maſſen wirken; ſo der Mailänder Dom, deſſen Maſſenwirkung für mich ſo wenig durch die Ueberzahl der buntgemiſchten Einzelnheiten zerſtört wird, wie die eines großartigen Bergabhanges durch die tauſend Gebüſche, Blumen und Kräuter die ſeinen grünen Schooß bedecken. Auch Stoff und Farbe haben ihr Recht, und Marmor, glänzend weißer Marmor, zu einer ſolchen Conſtruktion verwendet, würde noch viel ſtärkere Fehler, die eine begründete Kritik auffinden dürfte, überſtrahlen. — Mir bleibt der Dom ein Zauberbau, der durch ſeine Pracht nichts an Würde verliert; und namentlich werden wir beim Betreten ſeines Innern von den Schauern des Erhabenen wunderbar berührt. Aus dem ſtachen Tageslicht treten wir in jene heilige Dämmerung welche der abgeſchloſſene Raum, das durch gemalte Glasfenſter gebrochene Licht erzeugen. Der Dom beſitzt die wundervollſten Glasmalereien; man macht jetzt den Verſuch auch die neueren Leiſtungen in

dieſer Kunſt, von denen ſich in München ſo glänzende Proben finden, hier anzuwenden. Mehrere Fenſter ſind durch neuere Maler ausgeführt; wenn ſich dieſelben ſo friſch in den Farben erhalten, wie ſie jetzt ſind, ſo dürfte das bisher unentſchleierte Geheimniß dieſer mittelalterlichen Kunſt wohl für neu offenbart gehalten werden. Wie in allen größeren katholiſchen Kirchen herrſcht auch im Mailänder Dom ein fortdauerndes Verkehren von Gehenden und Kommenden; ſogar Hunde ſpazieren ohne aufzufallen durch die erhabenen Hallen; überhaupt prägt ſich die Weltlichkeit und völlige Trennung von kirchlichen Zwecken bei manchem Eintretenden doch faſt ſchärfer aus, als erlaubt iſt. Selbſt das Umhergehn mit einem Lohnbedienten der uns Gemälde, Kapellen, Denkſteine zeigt, und in ſeiner Auskunft darüber kaum den Ton ſeiner Sprache dämpft, ſo ungern der Reiſende ſich darin beſchränkt ſehn würde, ſcheint unſerer Gewohnheit doch faſt zu unheilig an ſo geweihter Stelle. In einer Ecke der Kirche iſt aber gar ein Bureau eingerichtet, wo man für 20 Sous die Erlaubniß erkauft, den Thurm beſteigen zu dürfen. So hat ſich denn in der That der Wechsler hier im Tempel, wie in dem zu Jeruſalem anſäßig gemacht. — Für den Reiſenden iſt die Einrichtung indeſſen zu bequem, als daß er darüber klagen ſollte; eine Störung des Gottesdienſtes wird auch dadurch im mindeſten

nicht erzeugt, da man ſo entfernt von dem Altar und der Kanzel iſt, daß man ſich gewiſſermaßen als vor der Kirche befindlich betrachten kann. Es iſt nur ein Gefühl des nicht Schicklichen in der Zuſammenſtellung, das ſeine Einwürfe gegen die Einrichtung macht. — Wir zahlten unſer Eintrittsgeld und ſtiegen die bequeme Steintreppe zum Dach hinan; dieſe Wanderung führt uns in eine Art Wunderwelt, in einen Zaubergarten von Marmorgebilden. Hier erſt wird man des unermeßlichen Reichthums von Bildſäulen, großer und kleiner, von architektoniſchen Zierrathen, Spitzen, Bogen, Arabesken inne, die der Bau umfaßt. Es iſt kein beſtimmter Eindruck den man feſtzuhalten vermag; man ſchaut in eine endloſe Verwirrung, und die Empfindung wird derjenigen ähnlich, mit welcher man in ein ſchäumendes Strombett voll brauſender Waſſerwirbel blickt. Wirft vollends die Sonne ihren Strahl auf dieſen erſtarrten und doch ſo lebendigen Irrgarten ſchneeiger Marmorkryſtalle, ſo wendet ſich das Auge geblendet zurück. — Auf labyrinthiſchen Pfaden — alle jedoch äußerſt bequem — überwandert man das Dach hin und her, bis zu dem kleinen Thurm der die höchſte Spitze des Gebäudes bildet; man erreicht die Laterne deſſelben mit der vierhunderſten Stufe. Zahlen an der Mauer bezeichnen uns überall die Höhe, auf der wir uns befinden. Sehr bedeutend iſt ſie nach dieſer

Stufenzahl nicht; denn wenn wir auch 8 — 9 Zoll auf die Stufe rechnen wollen (eine sehr bedeutende Höhe, die sie schwerlich hat) so kämen wir doch im äußersten Fall nur auf 300 Fuß. Ich glaube aber, daß wir uns nicht über 250 Fuß hoch befinden. Immer hoch genug um uns des wundervollsten Panoramas das die vor uns ausgebreitete Stadt darbietet, zu erfreuen. Der schönste Theil desselben, dessen Erinnerung unerlöschlich in mir wohnt, blieb uns jedoch diesmal verschleiert, die Alpenkette mit ihren Eispalästen, die sich nirgend prachtvoller darstellt, als von hier, besonders in Abendbeleuchtung, wenn die Schneehörner mit der wundervollen Rosenglut, die ihnen der Abschiedskuß der Sonne verleiht, angehaucht sind. Eine blaßgraue Wolkenschicht lag über dem Amphitheater des Gebirgs; für den Unkundigen wurde dadurch der Landschaft nichts entzogen, man glaubte sie nur in einer weiten Ebene, begrenzt vom Himmelshorizont. Ich tröstete mich leichter, doch für meine Gefährten bedauerte ich es lebhaft, daß ihnen diese wundervolle Anschauung nicht werden sollte *). —

*) Der Domban ist übrigens noch nicht vollendet; er begann 1386. Ein Fond von 130000 Frks. wird noch jetzt jährlich dazu verwendet. Schlimme Auspicien für die Vollendung des Cölner Doms, die man in 30 Jahren zu bewerkstelligen hofft! —

Wir ſtiegen nachdem wir uns an dem Ueberblick der Stadt geſättigt, und uns über die Lage der Hauptpunkte, die Richtung der Straßen u. ſ. w. orientirt hatten, wieder hinab, um nun eine weitere Wanderung durch ihre Gaſſen anzutreten. Aber zu Wagen. Mailand hat nämlich jetzt eine ſehr gute Fiacker-Einrichtung, die auch nicht zu theuer iſt. Man bezahlt für die erſte Stunde eines eleganten zweiſpännigen Wagens 2 Frks., für jede folgende 1½ Frank. Nachdem wir in dem Kaffeehauſe dem Dom gegenüber, einem der beſuchteſten der Stadt, einige Erfriſchungen eingenommmen, beſtiegen wir einen ſolchen Fiacker, um durch einige Hauptſtraßen und nach verſchiedenen ſehenswerthen Punkten zu fahren. Vorzugsweiſe ſind es die älteſten Theile Mailands zu denen der Fremde als zu den merkwürdigſten geführt wird, und die bis in die Zeit der römiſchen Kaiſer hinaufreichen, denn in einer der Straßen ſieht man einen noch wohlerhaltenen Säulenportikus, der zu den Bädern des Mariminian gehört haben ſoll. Jetzt heißen dieſe Säulen gewöhnlich die des Santo Lorenzo. Die Merkwürdigkeit ihres hohen Alters vereinigt ſich mit wirklich edlen architektoniſchen Formen.

Die nächſte Antiquität zu der man geführt wird, iſt die Kirche des heiligen Ambroſius, die älteſte Mailands, von dem berühmten Heiligen ſelbſt gegründet, dem wir den allgekannten ambroſianiſchen Lobgeſang

verdanken. Sie iſt reich an Denkmälern älterer und neuerer Kunſt, vom neunten Jahrhundert bis ins ſiebzehnte und achtzehnte hinein. Sie macht einen eigenthümlichen Eindruck; der Stil ſtreift an das Byzantiniſche. Einſam gelegen in entferntem Stadttheile hat ſie auch die kirchliche und klöſterliche Stille.

Hier, wie auch im Dom, werden Stühle vermiethet, mittelſt deren ſich die Andächtigen welche eine Predigt hören wollen, um die Kanzel herum ſetzen. Dieſe Sitte macht einen wunderlichen Eindruck auf die welche an durchaus anderen kirchlichen Gewohnheiten hängen. —

Von der Kirche des heiligen Ambroſius begiebt man ſich in das aufgehobene Kloſter S. Maria delle Grazie wo ſich in dem ehemaligen Refectorium das weltberühmte Abendmahl Leonardo da Vinci's auf der Mauer gemalt, befindet. Ich beſuchte es diesmal nicht; wohl aber ſchwebt mir der tiefe Eindruck den es damals auf mich machte, noch in voller Wärme vor, obgleich eben nur noch Spuren des Werkes ſichtbar waren, die jetzt vielleicht noch mehr verwiſcht ſind. Durch zwei Barbareien ſoll es vorzüglich gelitten haben; die erſte war eine rein pfäffiſche, indem man in der Mauer wo es ſich befand, gerade in der Mitte des Bildes unterhalb des Chriſtus eine Thür durchbrechen ließ, um einen bequemeren Eingang zum Refectorium zu haben! Die zweite war verzeihlicher, weil ſie aus anarchiſchen Verhältniſſen

hervorging, und mehr als eine zufällige, unbewußte erſcheint. In der Zeit der franzöſiſch-italieniſchen Kriege aus der Revolutionsperiode hatten nämlich die Franzoſen das Kloſter (wie ſo oft Kirchen und ähnliche Gebäude) zu militairiſchen Zwecken benutzt und der Speiſeſaal der Mönche war zum Pferdeſtall gebraucht worden. Daß eine ſolche Anordnung nicht von höherer Behörde ausging, iſt klar, und die zwanzig oder dreißig Dragoner oder Cuiraſſire die höchſtens ihre Gaule in dieſem Raum beherbergen konnten, mögen keine Ahnung gehabt haben, von dem unſchätzbaren Kunſtwerk, das den Teppich dieſes Stalles bildete. Doch war dieſe Barbarei erklärlicher, ſo war ſie dafür auch deſto ſchädlicher: denn die ſcharfe Ausdünſtung der Pferde ſoll dem Gemälde den größten Schaden zugefügt haben. Die durchgebrochne Thür war nur eine Verunſtaltung die einen nicht weſentlichen Theil des Bildes traf, der ſich allenfalls hätte reſtauriren laſſen. — Ob das Ganze herzuſtellen ſei, wurde ſchon damals bezweifelt, vollends heut. Um ſo größeren Werth erhält der treffliche Kupferſtich des Werkes den wir glücklicherweiſe beſitzen. —

Wir ſetzen unſern Weg weiter fort zu einigen neueren Bauwerken Mailands. Das erſte iſt die Arena. Napoleon, der überhaupt Mailand auf alle Weiſe zu verherrlichen ſuchte, und der daher auch noch heut von den Bewohnern mit wahrem Enthuſiasmus genannt

wird, ließ ſie erbauen, um glänzende Kampfſpiele, auch Naumachien, da das Innere durch den nahen Kanal binnen drei Stunden unter Waſſer geſetzt werden kann, daſelbſt zu geben. Die Größe iſt anſehnlich, ſie giebt der der Arena zu Verona wenig nach, da der Durchmeſſer der Länge 400 der der Breite 200 Fuß beträgt. Indeß in der Conſtruktion iſt das Werk der Römer allerdings ungleich gewaltiger, da es ganz aus Quadern beſteht, während hier nur aus dem großen, den Eingang bildenden Gebäude mit ſeinen Sälen ſteinerne Treppen hinabführen, die Terraſſen ſelbſt aber aus Raſen beſtehen. — Jetzt wird die Arena wenig benutzt; nur zu Pferderennen und Feuerwerken gebraucht man ſie von Zeit zu Zeit. Die andern Gattungen von Spielen zu welchen ſie dienen ſollte, würden zu koſtbar ſein.

Ein würdiges Denkmal ſeiner anregenden Thatkraft auf künſtleriſchem Felde hatte ſich Napoleon wenige hundert Schritte von hier, in dem prächtigen Triumphbogen der das Ende der Simplonſtraße bezeichnen ſollte, zu ſetzen gedacht. Er war aber damit, wie überhaupt mit den Entwürfen ſeines coloſſalen Lebens nicht zu Ende gekommen. Außer den politiſchen Zwecken welche die eben genannte Alpenſtraße, die das großartige kühne Beiſpiel für alle ferneren Anlagen der Art gab, durch die Verbindung der Lombardei mit der Schweiz erfüllte, ſollte ſie auch noch gewiſſermaßen ein Friedensdenkmal

der kriegerischen Thätigkeit Napoleons in Italien, die nährende Frucht seiner blutigen Siege sein. Ihr Ziel war Mailand, die Hauptstadt Nord-Italiens; dort sollte sich also auch die Krone des Werkes befinden, und dazu war der Triumphbogen bestimmt. Die Zeichnung zu demselben wurde zur Feier der Vermählung Napoleons mit Marie Louise entworfen. Sie stellte ein großes Portal mit drei gewölbten Durchgängen dar, dessen Front durch edle Säulen geschmückt, und von einem mächtigen Gebälk, ähnlich wie beim Triumphbogen des Constantinus, gekrönt ist. Auf der Höhe des Monuments, in der Mitte, prangte die Bildsäule Napoleons auf einem mit sechs Rossen bespannten Siegeswagen, und vier Victorien zu Roß an den vier Ecken aufgestellt, verkündeten seine Siege. — Die Friese, inneren Wände, Giebelfelder u. s. w. stellten in Basreliefs die Geschichte seiner italienischen Kriege dar. Nach diesem Entwurf sah ich das wundervolle Denkmal — das Ganze ist in Marmor gearbeitet — im Jahre 1823; doch eben erst die Anfänge der Ausschmückung waren begonnen, und seit zehn Jahren stand der Bau still. Es wäre, dünkt mich, ein großer, zugleich diesem Schauplatz der Geschichte entsprechender Gedanke gewesen, wenn man das Werk ganz so vollendet hätte, wie Napoleon es beabsichtigte, mit einer einfachen Inschrift, welche die Geschichte dieses Baues späteren Geschlechtern verkündet hätte. Auszulöschen

waren die wunderbaren Siege und Thaten des großen Mannes nicht; ſie werden immer weit über die Bedeutung des coloſſalſten äußeren Denkmals hinausragen. Hätte man ſeinen Plan ausgeführt, welche Beſchämung, welche Lehre, welche Großmuth würde darin gelegen haben! Unſre Zeit iſt noch leidenſchaftlich und von perſönlichen Intereſſen bewegt; in ihr hätten vielleicht nur Wenige den Gedanken ſo rein empfunden. Doch es werden Jahrhunderte vorübergehen, — und bei der Sturmeseile mit der wir leben raſch genug! — dann wird der Haß der Völker und Individuen erloſchen ſein, und nur die große und großmüthige That ſtände, ein leuchtendes, ruhmwürdiges Beiſpiel da. Wenn Varus ſeinen Siegen im Teutoburger Walde ein Denkmal zu ſetzen begonnen, und Arminius nach ſeiner Befreiungsſchlacht es vollendet hätte, mit der Inſchrift: „Herrmann vollendete was Varus begann!“ wahrlich wir würden uns einer hohen That und Geſinnung unſerer Väter mehr zu rühmen gehabt haben, ein Stolz, der vielleicht den auf die Schlacht ſelbſt aufwiegen möchte! —

Doch, das iſt ein poetiſcher Gedanke wird man ſagen, in der Wirklichkeit wäre ein ſolches Beginnen unverantwortlich geweſen, vielleicht den Völkern als eine ſclaviſche Erniedrigung erſchienen! — Sollte dem ſo ſein? Ich glaube nicht! Ich glaube vielmehr der ge-

unde Sinn des Volkes hätte den wahren Sinn des Verfahrens ſchnell gefaßt! Und nur in den höheren Regionen des Lebens ſind Selbſtſucht und eitler Sinn ſo feſt eingewachſen, daß der Gedanke dort ſchwerer verſtanden worden wäre. Ja, dem muß wohl ſo ſein, denn er lag ja nahe genug, um, hätte man ihm nur irgend Gehör geben wollen, ſich geltend zu machen! —

Doch laſſen wir das „Wenn" und die daran zu knüpfenden Möglichkeiten! — Jedenfalls wäre es ganz kleinlich geweſen, das großartig begonnene Werk unvollendet zu laſſen. Es mag lange gedauert haben, bis man über das Wie im Reinen war. Wenigſtens iſt man erſt im Jahre 1825 zur That geſchritten, und, wie uns berichtet wird, erſt auf Bitten Mailands. Denn ſchon drohte dem Kunſtwerk die Zerſtörung bevor es nur aus ſeinen erſten Anfängen herausgewachſen war. —

Wie aber jedes Werk, das ſeinen Organismus urſprünglich aus einem Grundgedanken entwickelte, von dem man ſpäter abwich, die Spuren dieſer veränderten Beſtimmung dadurch kund giebt, daß die einzelnen Theile nicht mehr in Uebereinſtimmung mit dem Ganzen ſind, ſondern ſogar oft im geraden Widerſpruch damit ſtehen, ſo iſt dies auch hier der Fall. — An die Stelle der Bildſäule Napoleons, des Schöpfers der Geſchichte, welche das Kunſtwerk verſinnlichen ſollte, iſt die einer Friedensgöttin getreten, der Victorien zu Roß ihre Sie-

geskränze entgegen reichen. Natürlich wäre es nun doch, daß dieſe ihre Roſſe der Göttin zuwendeten, aber ſie wenden ſie ab, und reichen die Kränze mit rückwärts bewegter Hand dar. Urſprünglich wäre gewiß kein Künſtler auf dieſen Gedanken gekommen; allein der Entwurf gab gewiſſermaßen Siegesherolde, die mit Poſaunenſchall den Ruhm des Siegers nach allen Weltgegenden verkünden ſollten, und dieſe mußten allerdings Roſſe und Angeſicht von ihm ab, nach außen wenden. Halb iſt der Gedanke beibehalten, halb umgeſtaltet, daher ſeine ſich ſelbſt widerſprechende Verkrüppelung. —

In den Basreliefs ſollten die Siege von Marengo, Arcole, u. ſ. w. verherrlicht werden. Dieſe Bilderſprache wäre dem Volke verſtändlich geweſen, ſie war die Mutterſprache des Bodens der die Thaten geboren hatte. Jetzt ſehen wir den Uebergang über den Rhein, die Einnahme Lyons, die Schlachten von Ulm, von Arcis ſur Aube, allerdings Ereigniſſe, rühmlich für die öſterreichiſchen Waffen. Allein wie gehören ſie zu der Straße über den Simplon? Was will der Uebergang über den Rhein bei den Flußgöttern des Po, des Ticino, die bedeutſam oben am Architrav in Hauptfeldern dargeſtellt ſind?

Wie barbariſch klingen dem Lombarden Namen wie Ulm, Arcis ſur Aube, Lyon! Letztere auch Ereigniſſe von ſo geringer Bedeutſamkeit gegen die welthiſtoriſchen Namen

anderer Schlachten und Thaten des Freiheitskrieges, und jener italieniſchen Kämpfe, daß ſie ſelbſt dem Gebildeten der die Geſchichte jener Zeit kennt, nur unbeſtimmt vorſchweben. Ein ſolches Denkmal muß nichts aus der Spezialgeſchichte erzählen, es muß Thaten anzeigen, die Klang im Volk haben. Die Schlacht bei Leipzig wollten wir gern gelten laſſen; und es wäre vielleicht ein Auskunftsmittel geweſen, die Rechte Napoleons mit denen Oeſterreichs und des ſtolz erwachten ſiegreichen Europas zu vereinigen, wenn man ſeinen Siegen die größten der Völker über ihren gemeinſamen Feind gegenübergeſtellt hätte! —

Doch laſſen wir dieſe mehr geſchichtliche als künſtleriſche Kritik des herrlichen Bau- und Sculpturwerks. Das Ohr des Verſtandes hört die einzelnen Mißklänge in der künſtlich verwobenen Harmonie des Ganzen; das Künſtlerauge ſieht die Geſammtſchönheit, und die reichen Schönheiten des Einzelnen für ſich betrachtet. Endlich bleibt das Denkmal auch dem ernſten Betrachter der Weltgeſchichte ein bedeutungsvolles Zeichen von der Wandlung menſchlicher Geſchicke, im größeſten Maaßſtabe den vielleicht die ganze Geſchichte der Menſchheit darbietet! —

Von dem Triumphbogen — der jetzt jedoch arco della pace heißt — begaben wir uns nach der Brera.

deren reiche Sammlungen zu gekannt ſind, als daß ich ihrer hier noch beſonders zu gedenken hätte. — Es giebt gewiſſe einzelne Bilder, die aus der Reihe der Kunſtwerke heraustreten, und uns zu lebendigen Freunden werden. Dahin gehört für mich das bekannte Bild Raphaels, die Vermählung der Maria mit Joſeph, die Jedermann durch den weitverbreiteten ſchönen Kupferſtich gegenwärtig iſt. Das Original hängt hier in der Brera; ich hatte es vergeſſen. Plötzlich fiel es mir ins Auge, und mit ihm zugleich trat die ganze Gewalt der Erinnerungen, ich möchte ſagen die ganze Reihe von Lebensbildern vor mich hin, die ſich immer mit der Anſchauung dieſes Kunſtwerks verknüpften. Nicht allein die Zeiten und Umſtände unter denen ich es hier in Mailand zuerſt erblickt, ſondern auch viele Momente, die ſich mir bei der Anſchauung des Kupferſtichs unter den verſchiedenſten Verhältniſſen tiefer eingeprägt haben. So wurde es ein lebendiges Weſen für mich, ein alter Freund dem ich hier unvermuthet begegnete. Ein Maler muß vielleicht ganz anders empfinden und urtheilen: ihm mag es ſcheinen, als gehe über dieſes Spiel der Empfindungen die wahre Erkenntniß des Rechten verloren. Er hat Recht für ſich; doch der Dichter — ich nehme durch dies tiefbedeutende Wort nur das Recht in Anſpruch, mich in dieſe Gattung zu claſſificiren — der Dichter hat gleichfalls Recht für ſich. —

Auch der Prosaiker lege jetzt sein Bekenntniß ab; es ist der müde, überwachte, von Hitze, Fahren, Laufen, Steigen, Betrachten abgemattete körperliche Reisende. Er gesteht, daß er durch die kühlen Hallen und Säle der Brera im Uebrigen ziemlich kühl gegangen ist; die Nerven für Auffassung und Genuß waren ihm stumpf geworden. Doch das lebenswarme Gefühl vor dem einen wunderlieblichen Bilde, bot ihm einen schönen Ersatz, für den Verlust den er mehr abschätzte als im Augenblick empfand. Ging es doch seinen Reisegefährten nicht besser! — Alle drei sehnten wir uns jetzt nach Ruhe, oder vielmehr nach dem Aufhören des Genießens und Betrachtens. Wir fuhren nach Haus. Es war noch eine Stunde Zeit bis zum Mittagstisch übrig, die ich, gewaltsam gegen den Schlaf ankämpfend, mit Schreiben zubrachte, bis die Tischglocke uns zusammenrief. —

Die äußerliche Abspannung hatte mich in eine unangenehme Stimmung versetzt; der Reizbarkeit wurde noch ein aufregendes Element durch die Umstände hinzugesetzt. — Ich wollte in der Nacht nach Como abreisen, über den See fahren, und dann von Colico durch das Veltlin die Straße über das Stilfser Joch nehmen. Doch eine Postverbindung dorthin gab es nur einmal wöchentlich, und gerade diesen Mittag war der Schnellwagen abgegangen. Ich mußte also jenseit, in einem Distrikt wo sich selbst das Italienische verliert, und in

ein halb ſchweizeriſches, halb franzöſiſches Patois umgeſtaltet, mich völlig der Discretion der Poſthalter ergeben. Von allen Seiten war mir hinlänglich geſagt worden, welchen Uebertheuerungen, Prellereien, Chicanen man in ſolchem Fall ausgeſetzt ſei. Ich hatte geglaubt, es werde über den Comer See ein Reiſeverkehr ſtatt finden, ähnlich wie am Rhein; doch er iſt über Bellaggio hinaus, wo ſich der See in ſeine beiden Arme theilt, nicht einmal ſo ſtark als auf dem Gardaſee. Die Hoffnung auf Reiſegefährten weiter nach Norden, die Sitte und Land kennen möchten, mußte ich nach eingegangenen Erkundigungen in Mailand ganz aufgeben. So war ich denn auf mich allein angewieſen, und das ſtete Hin- und Herwürfeln des Wo und Wie reizte mich, ich bekenne es, bis zu einem faſt fieberhaften Zuſtande. Ein junger Reiſender, obgleich derſelbe oft wirklich mit ernſten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, kennt das nicht; der Genuß des Augenblicks hebt ihn über jede Beſorglichkeit der Zukunft hinweg. Mit dem Alter kommt uns jene ſchlechte Kaſſandra-Weisheit, die unangenehme Zukunft, die wir doch einmal nicht ändern können, ſtets im Proſpekt zu haben, und uns die Gegenwart dadurch verderben zu laſſen. Doch, zu unſerm Troſt und unſerer Entſchuldigung dient es, daß wir einem Naturgeſetz gehorchen, gegen das alle Proteſtationen der vernünftigen Einſicht nichts helfen. Ich konnte mirs vortrefflich

ſagen, daß jeder Vorärger, und Vor-Verdruß, ja ein wirklicher ſei, während der zukünftige noch ganz zweifelhaft blieb: doch mit dergleichen laſſen ſich die ſummenden Fliegen der Sorgen nicht vertreiben, ſondern kehren eben ſo oft wieder als ſie aufgeſcheucht werden, zurück, und finden uns immer reizbarer. —

Um die Zeit bis zum Theater auszufüllen, beſchloſſen wir einen Spaziergang. Wir wandelten durch die ſonntäglich belebten Gaſſen Mailands dem Corſo zu, der ſich in der That durch große Eleganz der Spaziergänger und der Equipagen auszeichnete; er hatte gegen den Anblick den ich im Jahr 1823 davon gehabt, ungemein an Glanz und Leben zugenommen. Ein für mich freudiger Beſchluß wurde auf dieſem Spaziergange durch meine Reiſegefährten gefaßt. Wir ſagten einander ſo zu, der landsmänniſche Anhaltpunkt in dem Gewirr und Schwirren fremder Sprachen und Anſchauungen that uns ſo wohl, daß uns plötzlich der Gedanke als der freudigſte erſchien, die Fahrt nach Como gemeinſchaftlich zu machen. Meine vaterländiſchen Freunde ſchloſſen ſich mir an; auf der Stelle beſorgte der eine die Poſtkarten, während wir ihn in einem Kaffeehauſe des Corſo erwarteten, und die ſtrömende Menge an uns vorüber wirbeln ließen. Bald kehrte er zurück; es war noch Platz geweſen; ſo wollten wir denn auch die zweite Nacht die Poſtwagenſchickſale theilen, und ſahen

ihr nun, froh durch unsre Gemeinschaft, mit Lust entgegen.

Die Stunde hatte geschlagen, wo die Vorstellung in der Scala beginnt. Auf allerlei Kreuz- und Querwegen, die uns auch durch eine sehr elegante mit Glas gedeckte Passage, für mich in Mailand etwas Neues, führte, gelangten wir nach dem berühmten Theater. Man gab, wie in Triest, die Vestalin von Mercadante. Daß man Spontinis Vestalin nicht giebt, ich glaube auch nie gegeben hat, ist ein starker Beweisgrund mehr, für den Verfall der Kunst in Italien. Noch ein noch viel stärkerer ist diese Umarbeitung des Gedichts und die dazu gesetzte Musik. Denn das Gute nicht erkennen, ist freilich ein schlimmes Zeichen, es aber zum Schlechten oder doch viel Schlechtern umschaffen (wenn man uns diesen Ausdruck gestatten will) um es genießbar zu machen, ist ein bei weitem schlimmeres. Dieser Verfall beruht nicht auf einem Mangel an Talent, an schöpferischen und vortrefflich ausführenden Kräften, sondern auf dem Aufgeben aller allgemein gültigen künstlerischen Grundsätze; er entsteht aus verflachter Bildung überhaupt, die sich nicht allein in irrthümlichen ästhetischen, sondern sittlichen Grundsätzen darthut. Und die ächte Kunst muß auf sittlichen Grundsätzen und Anschauungen beruhen, wenngleich die sittliche Kraft der Individuen nur ein zufälliges Moment dabei bil-

det. Des Künſtlers Sittlichkeit ruht in ſeiner ſittlichen Kunſt. Woher ſoll aber ein Land, welches in Beziehung auf Religion, Philoſophie, Politik, Erziehung und viele andere ſociale Zuſtände, ſich in ſolcher Zerrüttung und Zerwürfniß befindet, zu ſittlichen Kunſtanſchauungen gelangen? — Hier liegt der Grundſtein alles Uebels der neueren italieniſchen Kunſt, das heißt derjenigen die im Großen einen Spiegel der herrſchenden Geſinnungen und Neigungen darbietet, der muſikaliſch dramatiſchen. —

Gehn wir von dem allgemeinen Gebiet auf unſeren beſonderen Fall zurück. Schon Spontinis Veſtalin iſt in Betreff der darin waltenden Kunſtgrundſätze gegen Gluck gehalten, ein tiefer Abfall zur Barbarei; ſie ſteht da wie die alexandriniſche Zeit zur ſophokleiſchen. Das Werk Mercadante's und ſeines Dichters Gammarano ſinkt bis zu der Ausartung der Komnenen herab, obgleich beide offenbar ein vielgewandtes, reichbegabtes Talent beſitzen. Man iſt natürlich nicht mit den Schrecken und dem Liebesſchmerz Julias zufrieden geweſen, nicht zufrieden den Hörer bis zum Schluß des letzten Aktes auf die Folter zu ſpannen, und dann den Sonnenblick der verſöhnten Götter durch die Schrecken des Gewitterhimmels blicken zu laſſen: dies wäre dem neueren italieniſchen Bühnengeſchmack völlig zuwider geweſen. Nach dieſem muß ſich das Gräßliche vol-

lenden; kein heiterer Sieg der Liebe, der heiligſten Gefühle der Menſchheit darf gefeiert werden. Der heilige Wahnſinn eines grauſenvollen Opferdienſtes will geſättigt ſein; die Veſtalin muß lebendig in die Gruft ſteigen. Noch nicht genug! Auch das eherne ſtarre Meduſenhaupt eines unbeugſamen Staats- und Kriegsgeſetzes wird uns entgegengehalten. Decius, der Geliebte Emilia's, der ſchuldigen Veſtalin, iſt der Sohn des Conſul Licinius Murena; um die Geliebte zu retten, entflammt er Heer und Volk zum Aufruhr, und erſcheint an dem Eingang der Gruft. Sein eigener Vater mit den Lictoren an der Seite erklärt ihn für einen Feind des Vaterlandes, und wirft ſich ſchützend vor den Prieſter Metellus, den Decius durchbohren will. Bei dieſem Anblick bebt der Sohn zurück, und ſtößt ſich das Schwert in die eigene Bruſt. So werden barbariſche Geſetze und Begriffe des Göttlichen und eine barbariſche That aus der mythiſchen Geſchichte Roms (Brutus und ſeine Söhne) zuſammengerafft, um die ſchaudererregende Miſchung zu erzeugen. Ja, man geräth faſt auf die Vermuthung, der Dichter habe uns den Vatermord nur erſpart, weil der Selbſtmord des Sohnes im Angeſicht des ehernen Römer-Vaters, in deſſen Bruſt nur ein Geſetz, kein Herz lebt, ihm als eine erhöhte Potenz des Schauders erſchien. — Das ſind die Zuſätze deren Jouy's ſchönes Gedicht, ſo voll

edelſter Erhebung der wahrhaftigen Natur über die dumpfe Sclaverei myſtiſcher Lüge, für die Bühne Italiens bedurfte, um die durch Uebereiz abgeſtumpften Nerven zu neuer Empfänglichkeit aufzuätzen! — Darin liegt zugleich die Erklärung der nach Wahnſinn und Entſetzen gierigen Stoffe an denen Bellini ſich geſättigt, die wegen des Uebermaaßes im Gräßlichen, dem ächten Kunſtgefühl ſo oft in das Gegentheil, ins Lächerliche, oder albern Langweilige überſchlagen.

Das wäre der Dichter; nun der Muſiker.

Die Muſik vermag es ſchon durch ihren Stoff, — das himmliſche Geſchenk der Töne, — nicht, der Poeſie ſo weit in der Verirrung nachzueifern. Schlimm genug aber, wenn ſie ſich dieſe als blutige oder höllenglühende Folie unterlegt, um ſo den reinen Kryſtall ihrer Wirkungen zu verfälſchen. — Indeß thut ſie auch an ſich das übrige, theils durch Häufung der Mittel, theils durch übermäßige Anwendung aller Effekte der Harmonie und des Rhythmus; endlich werden die äußerſten Maaße des Vortrags angebracht, um dieſes Syſtem gewaltſamer Erregungen und Wirkungen zu vollenden.

Zu dieſer Geſtaltung der Dinge haben verſchiedene Urſachen beigetragen, und neben den innerlichen, die ſich aus einem ſtufenweiſe geſteigerten geiſtigen Bedürfniß erzeugten, auch ganz äußerliche, nämlich die Größe der Haupttheater und Orcheſter, und die Theaterſitte

des Publikums. Ich habe ſchon von der übermäßigen Größe des Theater Mauroner in Trieſt geſprochen. Die Scala iſt bekanntlich nächſt dem Theater San Carlo in Neapel, das größte Italiens, wiewohl ich kaum glaube, daß ſie das Trieſtiner Amphitheater welches erſt neuerlich gegründet iſt, im Zuſchauerraum erreicht. Ich zählte, und ſchätzte zum Theil 38 bis 40 Schritte von dem Eingang des Parterre bis zum Orcheſter, man kann daher mindeſtens 90 Fuß annehmen, welches da das Orcheſter ſehr breit iſt, gewiß über 120 Fuß von der Scene bis zur Rückwand des Parterres ergiebt. Ein außerordentlich großer Raum, welcher den des Berliner Opernhauſes bei Weitem, vielleicht um die Hälfte des Längendurchmeſſers überſteigt. Wie ſchwer iſt ſchon ein ſolcher durch den Klang der Stimmen zu füllen, zumal wenn er dabei die ungemeine Höhe der Scala hat, in der ſich ſechs Logenreihen übereinander bauen! Dazu kommt nun ein Orcheſter in dem ich acht Contrabäſſe, zwölf Celli, und 34 — 36 Violinen und Bratſchen zählte. Nicht genug! Denn wie in faſt allen neueren italieniſchen Opern, iſt auch noch in den meiſten Scenen Inſtrumental Muſik auf der Bühne, und zwar die ſtärkſte, die ſogenannte Banda, ein ganzer Chor von Militair-Inſtrumenten. Dieſe ungeheuren Maſſen und Räume muß die menſchliche Stimme überwinden! Wo ſoll da die zartere, durch leichtere

Nüancen und Schattirungen belebte Behandlung bleiben? Aber das Alles iſt noch nicht das ſchlimmſte, ſondern die Sitte des italieniſchen Publikums ſich im Theater ſo rückſichtslos laut zu zeigen, wie auf keinem Kaffeehauſe, dieſe iſt es, welche hauptſächlich den nach den grellſten Effekten hinſtrebenden Hang der Kunſt und Geiſt des Vortrags erzeugt hat. Der Lärmen des Publikums muß überſchrieen werden! Er iſt oft ſo arg, daß man von dem ganzen im Fortiſſimo arbeitenden Orcheſter, der Banda und dem Chor nur die Empfindung einer Verſtärkung und Vermehrung deſſelben gewinnt, dieſen muſikaliſchen Beſtandtheil aber nicht mehr deutlich für ſich unterſcheidet. — Dieſe Unſitte iſt, ſeit ich das erſtemal in Mailand war, unendlich gewachſen. Damals ſprach man allerdings, unterhielt ſich mit ſeinem Nachbar ohne Zwang, aber doch mit einem gewiſſen Rückhalt, mit dem Bedenken daß irgend Jemand doch wohl dadurch beläſtigt werden könnte. Jetzt iſt eine ſolche Rückſicht gar nicht mehr wahrzunehmen. Man ſpricht ſo laut wie auf der Gaſſe, oft gerathen drei, vier Perſonen in ein völlig leidenſchaftliches Geſpräch, was ſie mit der ganzen lauten Lebhaftigkeit des Italieners führen; wird die Muſik ſtark, ſo ſchreien ſie ſtärker, um ſich verſtändlich zu machen; man rechnet den Takt mit den Stöcken; kurz, das Kunſtwerk iſt die völligſte Nebenſache, bleibt gänzlich unbeachtet.

Eben ſo auch der größte Theil der Ausführung. Keiner einzigen Nummer wird Aufmerkſamkeit geſchenkt, keine ſchöne Stelle beachtet, kein Zug des Vortrags bemerkt, geſchweige daß man einen Faden des Ganzen feſthielte, einen entwickelten dramatiſchen Eindruck verfolgte! Man wende mir nicht ein, daß in den erſten Vorſtellungen eines neuen Werkes Ruhe herrſche. Erſtlich iſt auch da die Aufmerkſamkeit ſehr bedingt, denn z. B. Chöre, Inſtrumentalzwiſchenſätze u. dergl. gehören zu den Füllſtücken, die nur da ſind, damit der Sänger Athem holen könne. Zweitens aber, weshalb wiederholt man die Oper ſo oft, wenn man ihr keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken will? Weil das Theater nur von der alleräußerlichſten, ſinnlichen Seite aufgefaßt wird. Weil man die dramatiſche Muſik nur anhört, wie wir eine Gartenmuſik, wo ſie als unbeachtete Nebenbegleiterin der ſinnlichen Genüſſe mitgeht, weil jede tiefere Auffaſſung der Kunſt, wobei ſie als ein ſittliches Element, als ein weſentliches Moment der höchſten Bildung des Menſchengeſchlechtes erſcheint, das Ernſt und Heiligung erfordere, dem Italiener, (und jetzt auch dem Franzoſen) ein Räthſel iſt, wozu es kein Wort der Auflöſung giebt. Natürlich hat dieſe allgemeine Rohheit die einzelne herbeigeführt. Aus der Periode des üppig-weichlichen Sinnenkitzels, die Roſſini geſchaffen, iſt man durch Bellini anfänglich in die des Sentimen-

talen, dann allmälig in die des Schauders und Grauſens übergegangen. Mit den ſtumpfer werdenden Nerven mußten ſich die Reizmittel ſteigern. Auch in der Literatur gab, und giebt es eben jetzt ſolche Phaſen; ſie werden durch allgemeine Volks- und Socialzuſtände bedingt. Und dieſe ſind in Italien offenbar von der ſtärkſten einwirkenden Kraft.

Aeußert ſich der Beifall dieſer unruhigen achtloſen Hörer einmal, ſo iſt es ſicher nur an einer Stelle wo äußere Kraftmittel geltend gemacht werden. Ich habe nicht bemerkt, daß man irgend einen feineren, edleren Zug des Geſanges oder Spieles hervorgehoben hätte; natürlich, daß der Sänger bald darauf kommt, dergleichen für ganz überflüſſig zu halten. Wie überhaupt ſich ein Künſtler wohl fühlen, wie er irgend ein aufrechthaltendes Gefühl der Selbſtachtung gewinnen oder bewahren kann, wenn er die ganze Kraft und Dauer ſeiner Bemühungen ſo völlig achtlos behandelt ſieht das iſt mir unbegreiflich. Nur drei der Geſangsſtimmen vermochten bei äußerſter Anſtrengung ſich mit einiger Wirkung geltend zu machen. Es waren der Baß des Oberprieſters, deſſen Namen ich vergeſſen, da er mehr ſtark als ſchön war, der Tenor des Decius (der Licinius der Spontiniſchen Veſtalin) Signor Guasco, und die wunderſchöne halb Mezzoſopran-, halb Contraaltſtimme der berühmten Signora Marietta Bram-

billa, welche die zweite Veſtalin Giunia, (denn auch eine Vertraute hat der Dichter hinzuzufügen für gut gefunden) ſang. Von den Genannten war der Baß roh; ich habe nur wildes Selbſtüberſchreien von ihm gehört. Der Tenor Guasco hatte ein edles Organ, mich dünkt charakteriſtiſcher und edler, als das Moriani's (vergl. Dresden) und hielt ſich auch mehr in ſchönen Grenzen des Vortrags. Allein was half es ihm? Er wurde überall wo er wirklich mit Maaß, zuweilen ſogar mit Adel, Zartheit und Innigkeit ſang, gar nicht beachtet; nur an den Stellen, wo er die ganze Gewalt ſeiner Stimme geltend machte, und aus den Grenzen des Schönen in das völlig Unſchöne hinüberging, nur da erhielt er lärmenden Beifall. — Das edelſte Organ, die herrlichſte Glockenfülle der Stimme hatte Marietta Brambilla. Hier ſchien die reinausgeprägte Schönheit der Natur doch ſelbſt dem entarteten Geſchmack ihre Herrſchaft aufzulegen; denn ſie allein war es, die im ſtärkſten Affekt nicht über die Grenzlinien des Schönen hinwegging, und doch den lebhafteſten Beifall gewann. — Die Rolle der Veſtalin (d. h. der liebenden, der verurtheilten, Emilia ſang Signora Annette Fink-Loor. Ich habe manchen ſchönen Zug des Spiels und Ausdrucks im Geſang an ihr bemerkt; doch ihre Stimme war den gewaltigen Forderungen nicht gewachſen, die Raum, Orcheſter und Zuhörerlärmen an ſie ſtellten,

und ſo blieb ſie den ganzen Abend über ſo gut als völlig unbeachtet. —

Von der Muſik ſelbſt iſt unter ſolchen Umſtänden ſchwer zu ſprechen. Doch muß ich geſtehn, daß ſo wenig mir das Ganze des Kunſtwerks zuſagen konnte, mich doch viele Einzelnheiten durch ihre Schönheit überraſchten; namentlich waren es mehrere Chöre die in der That ſogar auf eine tiefere Einſicht und Empfindung hindeuteten. Daß die allgemeinen Fehler der italieniſchen Kunſtbildung, und der ganzen Zeit, die Ueberladung mit Effekten und Mitteln auch hier die vorwaltenden und durchgehenden waren, verſteht ſich faſt von ſelbſt. Eben ſo aber auch, daß die Vorzüge der italieniſchen Meiſter in Hinſicht auf die Behandlung der Singſtimme ſich ebenfalls in dieſer Oper geltend machten.

Soll ich von dem Geſammteindruck den der Abend in der Scala mir machte, reden: (d. h. nur die Oper, vom Ballet ſpreche ich beſonders) ſo muß ich doch ſagen, daß er mir bei Weitem nicht ſo widerwärtig und geradhin empörend war, als der von der Aufführung des Marino Faliero in Wien. Denn Alles hat hier doch einen edlen Anſtrich. Die Räume ſind großartig, der Klang darin wundervoll, das Orcheſter vortrefflich, die Behandlung oft meiſterhaft, die Stimmen ſchöner, mächtiger! Endlich ſelbſt die Ausſchweifungen im Vor-

trag und in der Darſtellung ſtellen ſich bei dem Italiener nicht ſo widerwärtig dar; ſie ſind die Reſultate ſeines heißen Bluts, ſeiner aufbrauſenden Lebendigkeit, ſie ſind ihm natürlich. Er geht doch noch immer mit dem vollen Glauben daran, daß das was er giebt, etwas Vortreffliches ſei, und dieſer Glaube an ſich ſelbſt, rettet ihn künſtleriſch noch einigermaßen; auch bewahrt ſich der italieniſche Sänger, wie weit er ſich auch verirre, immer ein gewiſſes Geſchick; er bekundet ſeinen muſikaliſchen Beruf, ſein Talent zum Geſang immer noch durch einzelne Züge; das glückliche Naturell iſt nicht zu zerſtören.

Wie aber überall die Nachahmung des Ausgearteten ſchroffer und zurückſtoßender wird, ſo die deutſche Nachahmung der italieniſchen Weiſe. Der deutſche Sänger geht mit ſchlechteren Mitteln, mit größerem Ungeſchick, ja zumeiſt völlig plump an die Aufgabe die ihm an und für ſich eine durchaus fremde iſt. Er glaubt nicht an ſich wie der Italiener, er ſucht den Effekt; denn ihm iſt nicht daſſelbe Sitte und Natur, was jenem. Der Südländer iſt der Mann des Gefühls; er iſt durchweg ſinnlich; der Deutſche denkt, er ſoll vernünftig handeln. Will er ſich der rohen Sinnlichkeit hingeben, ſo erſcheint er als ein frevelnder Zerſtörer des Beſten in ihm; er geht aus ſeiner Natur heraus, verkauft ſich an etwas Schlechteres, um des Judaslohn-

nes willen, der ihm in dem Erfolg bei einem rohen Publikum gezahlt wird. Das iſt der Unterſchied. Von Italien geht allerdings das Verderben aus; aber es entſteht dort als eine Pflanze die durch die klimatiſchen und ſocialen Verhältniſſe erzeugt wird, die neben ihren Giften und Dornen doch noch Reiz und Duft behält. Deutſchland pfropft ſich die fremden Sprößlinge mit willkührlicher That auf. Hier wird daher Schuld des Einzelnen, was dort nur Unglück des Ganzen iſt! —

Endlich hat Italien ein Gegengewicht in einzelnen wirklich großen Muſterbildern die ſich in kühner Selbſtſtändigkeit von dem Unweſen der Zeit trennen, ſich darüber erheben. Es iſt das Land der Stimmen, und der Talente ſie zu benutzen; trotz der Ueberwucherung des Bodens mit wildem Unkraut bleibt doch ſeine innere Triebkraft mächtig, und wir dürften, ehe wirs ahnen, vielleicht irgend ein außerordentliches Erzeugniß demſelben entſprießen ſehn, wie denn die Erſcheinungen einer Paſta, Malibran und anderer großen Künſtlerinnen doch noch nicht zu fern liegen, um an der Möglichkeit ihrer Erneuerung zu zweifeln. —

Nun zu dem Ballet. Daß der Theatergenuß dem Italiener ein durchaus ſinnlicher iſt, beweiſt der Umſtand, daß das Ballet ein nothwendiger Beſtandtheil jedes Theaterabends iſt, während ſich bei uns das Pu-

blikum für dieſe dem äußern Sinnenreiz gewidmete Unterhaltung ſcharf von demjenigen, welches höhere geiſtige Anregungen ſucht, unterſcheidet. In der That iſt das italieniſche Ballet verführeriſch im gröberen und feineren Sinne. Eigenthümliches Talent, lange Erfahrungen, haben den Anordnern deſſelben eine ſeltene Geſchicklichkeit gegeben; durch die Hinzufügung der pantomimiſchen Darſtellung bekommt der Tanz eine Bedeutſamkeit, das Ganze einen höheren Aufſchwung, der ſich in einzelnen Momenten wirklich bis zur Schönheit ſteigert. Ich ſah bei meinem erſten Aufenthalte ein Ballet das wahrhaft erſchütternde Scenen im Spiel darbot, und mich mit einem mimiſchen und pantomimiſchen Talent erſter Größe bekannt machte. Die Motive welche die Oper in die äußerſten Möglichkeiten tragiſcher Aufreizungen geſchraubt haben, waren beim Ballet noch früher vorwaltend. Hier iſt es zugleich auf den rein ſinnlichen Schrecken abgeſehn, der durch das Auge unmittelbar aufgefaßt wird. — Das Ballet welches man diesmal gab, behandelte die Geſchichte der Amy Robſart aus Walter Scotts Roman Kenilworth. Am Schluß ſahen wir, nachdem ſchon viele gräßliche Scenen vorangegangen, die Unglückliche über die verhängnißvolle Brücke eilen, und beim Einbrechen derſelben, hinabſtürzen. Die großen Räume der Scala, die Vortrefflichkeit der Decorationen und Maſchinerien, laſſen allerdings

hier einen Grad ſinnlicher Täuſchung und Nervenaufreizung erreichen, der für den erſten Augenblick faſt unwiderſtehlich feſſelt. Allein wie bald die Abſtumpfung nach ſo ſcharfen Reizmitteln eintritt, das nimmt man an dem Publikum wahr, welches ſich auch hier um die Vorgänge eigentlich gar nicht mehr bekümmert, und weder hinſieht noch hört. Nur eine beliebte Tänzerin, wie in der Oper eine Soloſängerin, war es, welche die Aufmerkſamkeit einige Minuten feſſelte. Im Uebrigen glitt ſelbſt derjenige Reiz, der der gefährlichſte, dauerndſte, und unwürdigſte der Tanzkunſt iſt, und bei uns dem Ballet wohl die meiſten Freunde zuwendet, an den abgeſtumpften Zuſchauern ab, der geſchlechtsſinnliche. Leider muß ich es ausſprechen, unſre Tänze ſind veſtaliſche gegen das, was ich zu Mailand ſah. In einem pas de sept, nur von jungen Mädchen getanzt, wurden Täuſchung und Enthüllung in Beziehung auf Nacktheiten ſo weit getrieben, daß wenn die erſte wegfällt, ſchlechterdings kein weiterer Schritt mehr übrig iſt. Offenbar iſt es ein ſchlimmes, ja das ſchlimmſte Zeichen, daß dieſer Tanz nicht nur nicht auffiel, ſondern ſogar nicht einmal die Aufmerkſamkeit der jungen Männer im Parterre erregte; ſo ſind ſie deſſen gewohnt! — Welch eine Reihe von Schlüſſen über Entſittlichung und Entnervung der Jugend kettet ſich an eine einzige Beobachtung dieſer Art! — Im Uebrigen, ich muß es

wiederholen, giebt uns das Ballet auch viel des wahrhaft Schönen. Die Anordnung der Gruppen, der Glanz der Stoffe und Kostüme, das zahlreiche Personal, die Effekte der Maschinerien, Alles überbietet unsre heimathlichen Erfahrungen bei Weitem. Nur in den Decorationen die ich vor achtzehn Jahren so außerordentlich schön fand, ist, dünkt mich ein Rückschritt geschehen; mag es sein, daß mein Jünglingsurtheil und Auge die Gegenstände anders sah, doch so viel ist gewiß, daß wir in dieser Hinsicht durch Geist, Geschmack, Erfindung und Pracht unserer Anordnungen die der Scala weit übertreffen, wenigstens das, was mir dieses Ballet zeigte. Die scenischen Wirkungen im Allgemeinen aber, bleiben dort größer, hauptsächlich wegen der herrlichen Räume. Man erlaube mir nur Eins anzuführen. Gleich im Anfang des Ballets schwingt sich der Geliebte Amy's, der eben von ihr Abschied genommen hat, aufs Pferd, welches außerhalb des Gartensaales, in dem die Abschiedsscene spielt, von einem Diener gehalten wird. Er sprengt leicht, in vollem Galopp über die Bühne hin, ohne daß wir irgend ein Mißverhältniß des Thiers und der Bewegung zu dem gegebenen Raum empfinden, während bei uns ein Pferd auf der Bühne immer etwas Aengstigendes hat, weil es Allen und Allem zu nahe ist. Diese Wirkung gab erst einen rechten Maaßstab für die Größe des Bühnenraums in die Hand. —

Solche Effekte folgen Schlag auf Schlag, in größter Abwechselung und Mannigfaltigkeit.

So ſtark alſo auch die Anregung iſt, ſo gleicht doch nichts der Abſpannung, die man am Schluß empfindet. Zum Theil mag ſie zwar in meiner körperlichen Ermüdung gelegen haben, größtentheils aber auch in der Sache ſelbſt. Es war mir nicht möglich die Veſtalin noch bis zu Ende zu hören; überdies war die Mitternachtsſtunde nahe, und die Abfahrt nach Como um zwei Uhr Morgens beſtimmt. — So nahm ich denn Abſchied von den ſchönen Räumen *), werth, dem Edelſten und Schönſten in der Kunſt zum Tempel zu dienen. Möge eine beſſere Erkenntniß die Nation überhaupt erheben, ſo wird auch die Kunſt wieder ihren ächten Boden in Italien finden. —

Meine Aufgabe in Mailand war gelöſt. Es dünkte mich nicht mehr der Mühe werth zu ſchlafen; ſo müde ich auch war. — Deshalb benutzte ich den Ueberreſt der Nacht zum Schreiben, und that ſehr wohl daran; denn hätte ich nicht meine Gefährten und die Leute im Hauſe geweckt, der Poſtwagen nach Como wäre ohne uns abgegangen. Mit genaueſter Noth erhielten wir einen Facchino im Hauſe der unſer Gepäck trug, erreichten aber

*) Das Theater iſt ſeit meiner erſten Anweſenheit architektonisch mit vielem Glanz und Geſchmack durchaus reſtaurirt.

die Poſt doch noch einige Minuten vor dem Abgang, und fuhren bald in die wundervoll kühle, milde italieniſche Nacht hinein.

Der Comer See.

Gegen ſieben Uhr Morgens war es als wir bei hellſtem Sonnenſchein das reizende Thal vor uns ſahen, das ſich bis zu den Ufern des Sees hinabſenkt, an welchem Como liegt. Es iſt entzückend, hauptſächlich weil es ſo grün iſt, eine Eigenſchaft der Gegend, die man in Italien um ſo höher ſchätzen lernt, je ſeltner ſie iſt. Die ſchönſten Platanen, ächte Kaſtanien und Nußbäume beſchatten die Wege, ziehen ſich in ſtolzen Gruppen an den Bergen hinauf. Die Natur zeigt eine üppig wuchernde Kraft; die Rebe umflicht alle Stämme, übergrünt Häuſer und Mauern, eine duftende Kräuter- und Blumenflor breitet ſich unter dem ſchattigen Dach der Bäume aus. Nur das blendende Weiß der ländlichen Gebäude oder Kapellen, die auf den Bergen zerſtreut liegen, unterbricht die ſanften Wellenformen der grünen Gipfel. Höher hinauf prangen die Trümmer prächtig thronender Schlöſſer, kühne Felszacken ragen

aus der Waldung empor, Kirchen krönen die vorſpringenden Gipfel des Gebirgs. —

Das Städtchen Como liegt an dem oberen Ausgange des Thales, wo es ſich gegen den See öffnet; eine Citadelle überragt es mit ihren Mauern und Wällen. Markt- und Hafenplatz fallen, wie bei allen dieſen Seeſtädten in Eins zuſammen; hier iſt auch das Poſthaus; wir halten an, ſpringen fröhlich und erfriſcht aus dem Wagen, und ſchauen uns auf dem ſchönen Punkte um, der von freundlichen Häuſern umgeben iſt, aus denen noch freundlichere Geſichter gucken. —

Alſo das iſt der berühmte, tauſendmal gefeierte, gemalte, beſungene See von Como, das Paradies dieſer Erde, die glückſelige Zuflucht derer, die auf die höchſten Höhen des Lebens geſtellt, ſeine köſtlichſten Genüſſe ausſaugen wollen! Eine Villa am Comer See iſt die letzte Spitze romantiſch ſüßer Träume! Das iſt der Hafen des Genuſſes, das letzte wolluſtvolle Ruhebett aller derer, die ſelbſt durch die Glücksgaben der Welt ermattet ſind' Sei mir gegrüßt du klarer, grüner Wellenſpiegel im Rahmen der grünen Berge! Hier ſpielt die Flut im tiefen, ſichern Schooß des Gebirgs, und lächelt mit glückſeligen Augen zu dem Himmel hinauf! — Ja hier iſt Ruhe, und Leben in der Ruhe, ſanftes, ſüßes, wie das der leiſe zitternden Welle, wenn der milde Hauch lauer Winde über ſie hinweht! — — — —

Ich will nicht träumen, ich will wachen, mit hellen, ſcharfen Augen um mich ſehn, hier, wo die Natur ſchöner iſt, wie jedes Gedicht über ſie. Nicht ſo tief in den Bergkeſſel verſenkt hätte ich den See von Como geglaubt; er erſcheint eng eingeſchloſſen, ohne eigentliche Fernſicht, aber mit deſto ſchöneren Uferbildern. Ein Gefühl des Reichthums, der ſaftvollſten Lebensfülle ſpricht uns aus dieſer Landſchaft an. Es ſind nicht beſcheidene, ſtill ländliche Villen die ſich an dieſen Ufern in der Woge ſpiegeln; es ſind reizende Tempel des Lebens mit jeder Behaglichkeit, Anmuth, Schönheit geſchmückt. Es iſt kein Paradies der Armen, es iſt das der Reichen, der Hohen! Dieſes einzige Gefühl möchte als ſtörende Diſſonanz leiſe mitklingen in dem wundervollen Accord des harmoniſchen Ganzen! —

Unſer gutes Geſchick hatte uns ein anmuthiges Schauſpiel, als fröhliche Staffage der Wunderlandſchaft bereitet. Der Stadt gegenüber, etwa eine halbe Stunde vom Hafen entfernt, war eben ein neues Dampfſchiff fertig geworden, das in dieſer Stunde von Stapel laufen ſollte. Die Sitte forderte, daß wir mit unſerm Dampfſchiff als Pathen bei der Taufe erſchienen. Wir legten uns dem Werft gegenüber vor Anker. Das neu gefertigte Schiff war mit Kränzen von Laub und Blumen geſchmückt, Frauen und Männer darauf verſammelt. Das ganze grüne Ufer hatte ſich mit fröhlichen

Zuſchauern bedeckt, hunderte von Nachen bildeten einen in der Mitte geöffneten Halbkreis dem Stapelplatz gegenüber; andere ruderten noch von allen Seiten her heran. Ein bunt verwirrtes Leben bewegte ſich auf dem leichten Element der Wege. Die reizendſten Geſichter zeigte mir mein Fernrohr, das ich langſam an dem dichtgeſchloſſenen Uferkranz der Zuſchauerinnen und an den beiden Logenreihen der Gondeln dahingleiten ließ. Zu dieſem farbigen lebendigen Kreis, die breite, ſchöne Ruhe des Waſſerſpiegels und das prächtige Amphitheater der grünen Berge! Welches Gemälde könnte reicher ſein? — Jetzt donnerten die Kanonenſchüſſe, an den Bergwänden hallten ſie majeſtätiſch wieder, der Coloß begann ſich zu regen; er gleitete erſt langſam dann in wachſender Schnelligkeit, bis er die breite Bruſt in die Fluth tauchte, und rings Schaum und Wogen aufregend, die brauſende Kielfurche weit in den See hineinzog. Auch wir erwiederten die Freudenſchüſſe durch einen Kanonengruß! Dann wurden die Schaufeln hinabgeſenkt, die Räder ſchwangen ſich um, ein lauter Abſchiedsruf und Gruß ſchallte gegen das Ufer, Hüte und Tücher wurden geſchwenkt, und von nachhallendem Jubel begleitet, zogen wir freudig unſere ſchöne Bahn dahin. —

Das große Landſchaftsbild theilt ſich jetzt in zahlloſe kleinere von unendlichem Reiz. Welches Gedächtniß hielte dieſe Zahl von Anſchauungen feſt, die ſich,

eine Perlenſchnur an dem Silberfaden aufreiht, den unſer Schiff durch die Wellenebene zieht? Und an alle dieſe wohllautenden, volltönenden Namen der Villen und Schlöſſer knüpfen ſich Erinnerungen oder geiſtige Bedeutſamkeiten der höchſten Gattung. Jener Landſitz, der zwei zierliche Wohnhäuſer durch eine Gartenanlage verknüpft, zeigt die Villa Paſta. Dort wird die Wunderſtimme in mondglänzenden Sommernächten durch die Stille tönen, daß die Sirene aufhorcht, und neidiſch lauſcht! — Jene dort iſt die Villa d'Este; welch ein erinnerungsreicher Name! — Weiterhin ſpringt die Villa Pliniana hervor, und führt unſre Gedanken in das graue Alterthum zurück, wie am Gardaſee die Villa Catulls. —

In reizender Lage prangt jetzt vor uns, nachdem wir das wundervolle Becken mit ſteilen grünen Gebirgsklüften, welches der See bei Salo bildet, durchſchnitten haben, die Villa Al Dosso, auf einem vorſpringenden Felsriff angelegt, ſo daß eine Säulenhalle die ſich vom Wohnhauſe bis an die äußerſte Felsſpitze zieht, die Ausſicht nach beiden Seiten auf die ſchönen, geſchloſſenen Becken des Sees gewährt. — Bei Tremezzio wird das Auge von den hellgrünen Citronenwäldern erquickt, die ſich in Terraſſen am Ufer emporziehn.

Jetzt nahen wir dem berühmteſten dieſer Paradieſe der Villa Sommariva, wo Überwaldens ewiger Ruhm ſich im Alexanderzuge mit dem des macedoniſchen Hel-

den verſchwiſtert, und Kunſtwerke ohne Zahl mit der Schönheit der Natur wetteifern. Keiner der Landſitze am See iſt ſo umgrünt wie dieſer; prachtvolle Marmortreppen führen vom Ufer hinauf, von einer breiten Terraſſe zur andern, die mit den ſchönſten Platanen, Ahorn, Kaſtanien, und mancher mir fremden Baumgattung bedeckt ſind; dieſe Laubgänge ziehn ſich weit am Ufer hin, und bieten die einladendſte kühle Beſchattung. Hinter der Villa zacken ſich die Felſen in prachtvollen Umriſſen, und auch ihr gegenüber nehmen die Höhen jetzt die ächte Geſtalt des Hochgebirges an. — Nunmehr nahen wir uns dem Herzen der Schönheit, dem Gebiet wo die beiden ſüdlichen Arme des Sees ſich vereinigen, und Bellaggio, mit den Villen Melzi und Serbellone, die ſchönſten Punkte des vorſpringenden Ufers belebt. Eigentlich bilden ſich hier drei Seeen, der nördliche, und die in die weſtliche und öſtliche Bucht getheilte Südhälfte. Menaggio dünkt mich von allen Orten die ſchönſte Lage zu haben, denn es überſchaut dieſe drei Becken, die hier von den pitoreskeſten Formen des Gebirgs umgeben ſind, welches bis zur Schneehöhe aufſteigt, aber dennoch ferne freie Blicke darbietet, weil der See ſich in Breite und Länge vielfach weiter ausdehnt, als an der Südſeite bei Como.

Bei der Villa Sommariva verließen mich meine lieben Reiſegefährten, die Brüder N... mit denen ich von

Teſenzano ab, jede Freude und Plage der Reiſe getheilt. Es ſcheidet ſich ſchwer von einem Landsmann, dem man Vertrauen und Liebe geſchenkt, auf fremdem Gebiet, und ſei es noch ſo paradieſiſch. Ungern ſah ich ſie vom leichten Nachen ans Ufer getragen, um die Villa näher zu betrachten, und ſich ſpäter dem rückkehrenden Dampfſchiff wieder anzuſchließen. — Doch ſchon hatte das Schickſal mir einen andern deutſchen Gefährten zugeführt, der mit mir die Reiſe durch das Veltlin über das Stilfſer Joch, bis Tyrol machen wollte. Nichts konnte mir ſo erfreulich ſein, als dieſes Begegniß; der Fremde war ſehr unterrichtet, ſprach das Italieniſche geläufig, kannte ſogar den Dialekt der Provinz genau, war mit allen Sitten und Gebräuchen bekannt, kurz war ganz der Mann wie ich ihn zu der beſorglich angetretenen Reiſe mir wünſchen konnte. Es war der Doktor G.... aus A.....g.

Schon ſahen wir unſer Ziel am äußerſten Ende des Sees vor uns, das kleine Oertchen Colico das faſt die Nordſpitze des Sees, wenigſtens die Stelle bezeichnet, wo die Landſtraße durch das Veltlin ſich von dem See abwärts biegt. Dieſer hatte jetzt jene reizende blaue Farbe, die der Wiederſchein des Himmels leiht, angenommen. Wir furchten die Ebene mit raſchem ſchäumendem Kiel; einem weiß glänzenden Städtchen nach dem andern das am Ufer leuchtete, ſchifften wir

vorüber; von dem überreichen Schauen und Genießen, von der Hitze und fortgesetzten Anstrengung (seit Desenzano hatte ich nicht geschlafen) war ich, ich darf sagen tödtlich ermattet. So flogen die letzten schönen Bilder, wie in halber Traumdämmerung an mir vorüber; doch hat die Seele sie mit stiller Gewalt festgehalten.

Aber es war genug! Mit Freude begrüßte ich das Ziel als wir vor Colico ankerten, und auf leichtem Nachen ans Ufer geführt wurden. Der Genuß der Gegenwart war schön; doch unendlich schöner ist der Rückblick der Erinnerung aus fernem Norden, aus winterlicher Strenge auf diese seligen Fluren und Wellen am warmen Süd-Abhang der Alpen! — Ich rief Dir ein bewegtes Lebewohl zu, Du milder See von Como, denn ich dachte und denke kaum Dich wiederzusehn — doch ich rufe Dir einen freudigen Gruß zu, denn ich sehe Dich fortdauernd in meiner Seele! —

Fahrt durch das Veltlin.

In Colico nahmen wir im Gasthause dicht am See rasch ein schlechtes Mittagessen ein; dann bestiegen wir eine Art Stellwagen, den der Postmeister in Vereinschaft hielt, und der uns bis nach Sondrio der Hauptstadt

des Veltlin führen ſollte. Das Fuhrwerk war ſchlecht, aber ſehr wohlfeil; wenigſtens nach meiner Anſicht, ob-wohl mein Gefährte, und wohl nicht mit Unrecht behauptete, wir bezahlten wenigſtens doppelt ſo viel, als die anderen Reiſenden. Ich hatte allerdings etwas raſch ja geſagt zu dem Vorſchlage des Poſtmeiſters da ich an kein anderes Mittel fortzukommen dachte, als an Extrapoſt mit willkührlicher Bezahlung. Genug ich war vollkommen zufrieden, und innerlich glückſelig, beſonders in dem Gedanken, daß ich am nächſten Abend ſchon auf deutſchem Boden mein Haupt zum Schlaf niederzulegen hoffte. Darin wurde ich indeß getäuſcht. — Das Thal welches wir von Colico aus, durchfuhren, iſt das berühmte Val-Tellino oder Veltlin, das Thal der Adda, die auf dem Stilſſer Joch entſpringt. Es iſt fruchtbar an Wein und türkiſchem Weizen; Obſtbäume, ächte Kaſtanien, herrliche Nußbäume beſchatten es. Die Bergformen ſind ſchön, bleiben jedoch einander ähnlich. Das Thal erhält ſich faſt durchweg in gleicher anſehnlicher Breite, ſo daß die Ebene welche es einſchließt, einem ſchönen Strom ähnlich iſt, der ſich mit ſanften Krümmungen zwiſchen parallel fortlaufenden hohen Ufern eingeſchloſſen findet.

Der erſte Ort den wir erreichten, war Morbegno. Als wir hier die Pferde wechſelten, richtete ich das Fernrohr beobachtend nach einem hohen Schneegipfel, der

über die nächſten Berge bedeutend hinausragte. Er zeigte mir einen herrlichen Palaſt von Schneehörnern und Eismaſſen die in grünen wellenförmigen Gletſchern in die Felsſpalten hinabhingen; es war dies der erſte Gebirgsſtock aus der wirklichen Schneeregion, den ich auf dieſer Reiſe in der Nähe ſah; die übrigen Schneegipfel die ich geſehen, hatten entweder in großer Ferne gelegen, oder waren nur mit zufälligem über Nacht gefallenem Schnee bedeckt geweſen. Die Phyſiognomie eines ſolchen tauſendjährigen Schneehauptes iſt aber eine ganz andere; die Windeswehen, Abſtürze, Eisſpalten, alles zeigt ſich viel ſchärfer, ſchroffer und kühner, der Gedanke ſchauerlicher Oede ergreift uns viel lebhafter bei dem Anblick, wir empfinden die ſtarre Schreckensgewalt der Natur in bei weitem entſchiednerer Uebermacht. Der Anblick traf mich ſo lebhaft, daß ich mich gar nicht davon trennen konnte. Nimmermehr hätte ich gedacht, daß der Unterſchied zwiſchen einem wirklichen Schneeberge und einem nur beſchneiten, ſo groß ſein könne. Wie ein geſpenſtiſches, unheimliches, in einer ganz andern Regien der Welt zu Haus gehöriges Weſen ſchaute dieſer Eispallaſt aus ſeiner hoch über den Wolken gelegenen Einſamkeit in das grüne, warme, blühende Thal hinab, deſſen Anmuth in dieſem Gegenſatz erſt recht fühlbar wurde. — Wie ich aus der Gebirgskarte meines Reiſegefährten erſah, mußte es der Monte Canale

ſein, der dieſen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht hatte. Er erneuerte ſich ſpäterhin noch mehrmals, je nachdem wir bei Thalwindungen einen Proſpekt auf dieſe Schneeſpitze gewannen. Die Landſchaft wurde aber auch außerdem immer reizender. Die Adda ſtrömt in prächtiger Breite, oft wild über Felsblöcke ſchäumend. Ueber fünf große Brücken mußten wir, bald hin, bald herwärts, auf der Straße bis Sondrio, und bei jeder zeigte ſich eine ganz neue maleriſche Landſchaft. Leider ſenkte ſich die Abendſonne zu früh hinab, ſo daß wir die letzten Stunden im Dunkeln fuhren, wo zwar hie und da der ſchäumende Strom, oder eine ſchroffe Felswand einen ſeltſamen Anblick gewährte, doch eine beſtimmte Anſchauung der Gegend nicht mehr möglich war. —

Ich war jetzt ſchon auf dem Heimwege, der Deutſchen als Tyroler Grenze viel näher, ja die Diſtrikte in welchen Deutſch geſprochen wird, ſind hier oft nur durch eine Gebirgswand von den italieniſchen geſchieden, und beide laufen in Zacken und Spitzen durcheinander hin. Dennoch dünkte mich dieſe Gegend ferner und fremdartiger als irgend eine, und ich hatte das Gefühl — wer hätte dieſe Täuſchung nicht ſchon an ſich ſelbſt erlebt! — als ſei ich auf Wegen und in Landſchaften, die unſerer Bildung und Kenntniß ganz fern lägen, kaum jemals betreten ſeien. Gerade in ſolcher Stimmung wo uns, trotz der Schönheit, doch manches mit

unheimlichen Schauern berührt, iſt ein Gefährte dem man ſich anſchließt, von unſchätzbarem Werth; dies empfand ich durch meinen Begleiter, obgleich ich in vielen andern Beziehungen weniger zu ihm paßte. Doch fanden wir uns in einer Hauptſache, in der politiſchen Anſicht völlig übereinſtimmend, in dieſer ächten Staatsreligion unſerer Zeit, in der mir die Toleranz kaum in den ſeltenſten Fällen zu geſtatten ſcheint, weil ich mir gar keine wirklich ſittliche Baſis im Menſchen denken kann, ohne dieſe ſittliche, die allgemeinen und höchſten Güter betreffende Grundfarbe. Daß man bei einer ſolchen, und wäre ſie die reinſte, doch noch viele Flecken auf ſeiner individuellen Tugend haben kann, weiß ich ſo gut als einer, auch aus Selbſterkenntniß. Doch man kann auch die Tugend der Rechtlichkeit haben, und trotz dem ein ſehr angreifbarer, mindeſtens unausſtehlicher Charakter ſein. Die Politik conſtituirt die allgemeine höhere Rechtlichkeit, die ſich nur auf jener individuellen baſirt; deshalb kann ſie wohl die gerade Durchſchnittslinie des Charakters beſtimmen, ohne die eine ächte Haltung und Sittlichkeit unmöglich iſt, doch iſt ſie freilich nicht die alleinige, wenn auch unerläßliche Norm des männlichen Werths für mich. —

In der Dunkelheit, die uns von der Landſchaft abzog, hatte ich Muße genug, mich mit meinem Gefährten auf dieſe Weiſe näher bekannt zu machen. — So wird

uns auf der einen Seite Gewinn, was auf der andern Seite Verluſt iſt. —

Man hatte uns verſchiedene Gaſthöfe in Sondrio als den beſten genannt; wir wählten endlich das Hotel zur Magdalena beim Signor Francesco Vitali wo wir, als wir um zehn Uhr Abends in voller Dunkelheit eintrafen, mit aufmerkſamer Zuvorkommenheit (rara avis) empfangen wurden, ſehr gut wohnten, ſpeiſten, und eine billige Rechnung erhielten. — Ich war im höchſten Grade ermattet; auf ſchlechteſtem Lager würde ich trefflich geſchlafen haben, wie vollends auf reinlichem, höchſt bequemen!

Am andern Morgen erſchien ich mir wie neu geboren. Alle Kräfte zum Genuß waren erfriſcht, ich ging den Ereigniſſen des Tages mit heiterſter Stimmung entgegen. Ein einſpänniges Poſtcarriol, welches von Sondrio nach der nächſten Station, Tirano, zurückging, war die ſehr wohlfeile Reiſegelegenheit welche uns der Kellner des Wirthshauſes nachgewieſen hatte. Der Wagen beſtand in einem rings von einem Gitter umgebenen hölzernen Kaſten über den ein Sitz geſchnallt war. In den Kaſten wurde die Bagage geworfen, wir ſetzten uns auf die ungepolſterte Holzbank, der Poſtillon auf einen Mantelſack; ſo fuhren wir beim ſchönſten Morgen das herrliche Addathal aufwärts. Wir gedachten heute noch die Höhe des Wormſer Jochs zu erreichen,

auf demſelben in Santa Maria zu übernachten, und dann am nächſten Morgen hinabzurollen in das liebe deutſche Land Tyrol. Das Thal hatte noch immer eine völlig italieniſche Phyſiognomie. Kaſtanien, Ahorn, Platanen, Ulmen, Nußbäume, in Menge und herrlichſter Größe, doch mehr in Gruppen im Lande verſtreut als zunächſt an der Straße. Weinlaub umrankt auch hier Baumſtämme, Mauern und Fenſter. Eine Menge Frauen mit Fruchtkörben auf den Köpfen, voller Trauben, Pfirſich, Aprikoſen und Melonenäpfel begegnet uns; ſchade daß die Trägerinnen nichts weniger als ſchön, vielmehr meiſtens durch große Kröpfe entſtellt waren. Wir ſprachen über die Urſach dieſer Erſcheinung; ich gab die bekannten, das Waſſer und die Art zu tragen an, doch mein Reiſegefährte behauptete, die Urſach ſei einzig und allein eine klimatiſche; nur in den Thälern die keinen Südwind hätten, kämen Kröpfe und Kretinen vor; auf Wallis, wo dieſe Erſcheinungen am häufigſten ſind, würde dies freilich vollkommen paſſen, da das ganze Adonethal durch die höchſte Alpenkette vom Südwinde völlig abgeſchnitten iſt. Das Veltlin faſt eben ſo, nur daß es ſich nicht ſo vollkommen von Weſt nach Oſt dehnt, ſondern ganz leicht nördlich krümmt.

Etwa anderthalb Stunden von Sondrio wurde wieder, nach Süden, ein großer Schneeſtock (man nannte ihn den Piazzo) ſichtbar; bald darauf gewahrten wir

auch ſeine Wirkungen in großen Waſſerfällen die ihre Silberadern hoch aus den Bergen herab ins Thal ergoſſen. Eine Strecke weiter blickt man halb rückwärts gewandt tief in die ſchauerliche Schnee- und Gletſcherſchlucht hinein, die ſich von den Eiskulmen herab in das Seitenthal niederſenkt. Ungefähr dieſem maleriſchen Punkt gegenüber liegt ein Ort, St Giacomo, wahrhaft wunderbar ſchön von pittoreſken Felſen, an welchen die Straße zum Theil emporſteigt, auf der einen Seite, und auf der andern durch die gewaltig brauſende breite Adda, die hier ein ziſchendes Schaumbett bildet, begrenzt. Beſonders iſt der Rückblick nach Sondrio von hier aus reizend. Weingärten ziehen ſich an den Felſen hinauf, Gebäude, Brücken, Mauern, Stege, die Einfaſſung der Straßen, alles dieſes bildet mit der freien natürlichen Geſtaltung der Landſchaft vereinigt, eine ſo maleriſche Zuſammenſtellung, wie ich jemals eine geſehen. Hat man den Gipfel der anſteigenden Straße erreicht, ſo ſenkt ſie ſich auf der andern Seite ſteil in den Ort hinab, und am Fuß des Abhanges liegt die ſtattliche Kirche deſſelben. Zur Linken ſpaltet ſich hier das Gebirg, und ein tief eingeſchnittenes Thal zieht ſich nach Norden hinein, gegen Graubündten zu. — Der nächſte Ort im Veltlin iſt Tirano, die erſte Station. Hier iſt die Adda in einen breiten, ſteinernen Kanal gefaßt, zwiſchen deſſen Mauern ſie pfeilſchnell hinfließt; die Einfahrt in das

Städtchen, welches ganz italieniſch gebaut iſt, wird dadurch höchſt eigenthümlich. Das Poſthaus iſt ein altes Schloß, mit einem herrlichen Garten voller alter ſchattiger Bäume. Wir mußten einige Zeit auf die Umſpannung warten, wurden aber ebenfalls in einer einſpännigen Extrapoſt für geringen Preis, weiter befördert. Ueberhaupt machten ſich alle dieſe Reiſeverhältniſſe ſehr leicht und glücklich ab, und die deshalb bei mir erzeugten Beſorgniſſe würden grundlos geweſen ſein, auch ohne die lokalkundige Hülfe meines Reiſegefährten. Hier ſcheint die Gegend in der That noch zu wenig bereiſt, um die italieniſchen Preibeutereien in Gang zu bringen.

Das Thal wird immer romantiſcher; die Bergwände treten enger zuſammen, es zeigen ſich jähe Felsabſtürze, hohe, in die Wolken ragende, wild gezackte Kuppen. Dabei wird die Landſchaft nicht ärmer an Grün. Im Gegentheil, gleich hinter Tirano überſteigt die Straße einen Hügel, von dem man das Thal und das ſchäumende Bett der Adda weit überblickt. Dieſer Raum iſt mit dem ſchönſten Raſen, der in dem Schatten herrlicher, hochſtämmiger ächter Kaſtanien und Nußbäume ſprießt, bedeckt. Da die Hitze ſchon ſehr ſtark geworden war, erſchien mir dieſe Stelle zauberiſch reizend, und ſie ſteht mir noch jetzt aufs lebendigſte vor Augen. Für mich iſt und

bleibt, wie ich es ſchon ſo oft in dieſen Blättern ausgeſprochen, dieſe grüne Schönheit der Natur, dieſer lebendige Reichthum ſtets der anziehendſte. Freilich ſteigern ſich ſeine Zauber um ſo höher, wo ihnen die Kolie einer in gewaltigen Maſſen und kühnen Linien und Winkeln bauenden Fels- und Berglandſchaft zum Grunde gelegt, und der lebendige Reiz des Waſſers verliehen iſt! —

Einen der hervortretendſten Punkte des Thales bildet das Oertchen Greſſetto etwa auf halbem Wege zwiſchen Tirano und Bolladore, der nächſten Station. Ich muß hier bemerken, daß gewiſſe Einrichtungen der Ordnung in der Lombardei, wenigſtens in dieſem Theile derſelben muſterhaft, und dem Fremden oft ſehr angenehm ſind. Dahin gehört einmal eine vorzügliche Unterhaltung der Wege, nicht allein der Haupt- ſondern auch der Seitenſtraßen, wie ich dies ſchon am Gardaſee wahrgenommen hatte; ferner eine gewiſſe äußere Ordnung die auch auf eine innere der Oertlichkeits-Verhältniſſe ſchließen läßt. Vor jedem Ort ſteht eine Tafel auf der der Name deſſelben groß und deutlich angeſchrieben iſt, desgleichen der der Provinz oder des Kreiſes wozu er gehört, und noch manche andere Eigenſchaft, z. B. ob er die Hauptſtadt des Kreiſes bildet, und dgl. mehr.. Und alle dieſe Tafeln ſind wohlerhalten, leſerlich, nicht wie bei uns die meiſten Wegweiſer und Ortstafeln vom Wetter ausgelöſcht, umgebrochen oder

mit ähnlichen Eigenſchaften verſehn, wodurch ſie eigentlich nur die Unordnung und Nachläſſigkeit in der Ausführung wohlberechneter Beſtimmungen andeuten. Ex ungue leonem: ich glaube mich nicht oft zu irren, wenn ich annehme, daß ein Kreis in welchem dieſe kleinen Ordnungsbeſtimmungen vernachläſſigt ſind, auch in größeren und wichtigeren vernachläſſigt werde. Denn das iſt das Weſen der Ordnung, daß ſie das Kleine umfaſſe.

Gleich hinter Breſſette liegt eine maleriſche Ruine auf der Anhöhe, die weithin einen auffallenden Augenpunkt für das Thal bildet. Die Gegend fängt hier ſchon an wilder zu werden, obwohl der ſüdliche Charakter den ihr der Mais- und Weinbau, die ächten Kaſtanien, Nußbäume, u. ſ. w. verleihen noch nicht aufhört. Auch hatte ſich die Hitze noch geſteigert, und das Thermometer wußte noch nichts von der anſehnlichen Gebirgshöhe die wir bereits erklimmt haben müſſen, wenn wir bedenken, daß wir von Colico ab unabläſſig bergauf, der Adda, deren wildes Brauſen ihr ſtarkes Gefälle verräth, entgegen gefahren ſind. — Gegen Mittag erreichten wir Belladore: von hier bis Vermio, wo das eigentliche, d. h. unabläſſige und ſtarke Steigen aufwärts, beginnt, iſt noch eine Station. Hinter Belladore hört ganz plötzlich der Charakter der ſüdlichen Landſchaft auf; Geſtalt des Gebirgs, Bildung des Tha-

les, Natur des Bodens mögen mit zu dieſer Veränderung beitragen, die ſo ſcharf durch den bloßen Unterſchied der Höhe nicht eintreten könnte. Vor und in Bellagore noch reicher Maisbau, Wein, ſüdliche Bäume; zehn Minuten dahinter ſchon Alles verſchwunden. Die Vegetation wird für gewiſſe Pflanzen kümmerlich, für andere verändert ſie ſich in eine rein nordiſche. Das Laubholz verſchwindet, Mais wird nicht mehr gebaut, außer auf einigen kärglich beſchränkten Plätzen die eben den Sonnenſtrahl recht auffaſſen; dagegen zeigt ſich die Fichte, und wir ſehen Haferfelder, die ſich, noch grün, an die Abhänge lehnen. Mit jedem Schritte ändert die Natur ihr Antlitz; dieſer ſchnelle Wechſel hat ein wahrhaft ſpannendes Intereſſe. Acht volle Tage hatte ich jetzt nur in der drückendſten Hitze, nur von einer ſüdlichen Formen- und Pflanzenwelt umgeben, zugebracht; es erſchien mir wie eine Art Wunder, an das ich zu glauben Mühe hatte, daß ich mich plötzlich in einer faſt hochnordiſchen Landſchaft befand. Die Gegend wurde immer wilder und öder; ſtarre Felsthürme, ähnlich denen an der Roßtrappe im Harz, ſtiegen von der Thalſohle auf; oben waren ſie mit finſterem Schwarzwald gekrönt. Rieſenfichten ſtreckten ſich aus tiefen Felsſpalten hervor, ſchräg über den Weg; die Adda, ſchmaler aber wilder, ſtürzt faſt in fortdauernden Cascaden über die Felsblöcke. Ein anderes nordiſches Gewächs, die

Berberitze mit ihren rothen Beeren, dringt aus dem Geſtein, und leuchtet uns weit her entgegen. Von beiden Seiten erheben ſich hohe Schneekuppen über den Fels; doch ſieht man, daß es noch keine aus der Schneelinie ſelbſt, ſondern nur ſolche ſind, die ſich in kalten Sommernächten mit dem weißen Schleier bedecken; denn das Grün der Tannen grenzt oft dicht an die Schneefelder. — Das Angeſicht der Landſchaft wird immer rauher, nordiſcher; jetzt thun ſich Schluchten auf, in denen der Schnee ſich geſammelt hat, und bis dicht an die Straße hinanlagert. Und noch vor kaum einer Stunde waren wir von Maisfeldern und Weinlaub umgeben! Nur die Hitze des Tages hat noch nicht aufgehört, und bildet einen grellen Contraſt mit der Landſchaft. Die Folgen ihrer Verbindung oder ihres Gegenſatzes zu derſelben, wenn man will, laſſen ſich bald in den aus den Schneegipfeln ſilbern herabſprudelnden Waſſerfällen wahrnehmen. Zuerſt zeigen ſich uns einige kleinere, wie Schneepfade, dann ein größerer, zur Rechten der Straße, der aus den beſchneiten Kuppen am Geſtein herabſchäumend, ſich zuletzt von einer ſteilen Felswand in mächtiger Waſſerfülle wohl hundert Fuß hoch, donnernd herabſtürzt, und ſeine Wogen mit denen der Adda miſcht.

Gleich hinter dieſem wilden Anblick wird uns ein friedlicher, der eines Kirchleins, hoch vor uns auf ei-

nem Felsenvorsprung gelegen. Ueberhaupt erblicken wir im Verfolg der Straße ringsher Kirchen und Kapellen auf den höchsten, steilsten Gipfeln. Schon die Lage derselben berechtigt zu einem Schluß auf den religiösen Zustand des Landes; denn ohne einen sehr starken, der Schwärmerei oder dem Fanatismus nahe verwandten Glaubensdrang, wäre es unmöglich die Bethäuser so hoch auf den Bergen anzulegen, daß eine mühsame halbe Tageswallfahrt nöthig ist, um zu einem Gebet hinanzusteigen. Und diese Kirchen und Kapellen befinden sich nicht etwa in der Nähe von Ortschaften, sondern diese liegen tief im Thal — es sind auch oft nur wenige Häusergruppen — und so bildet das Gotteshaus mit dem Pfarrer desselben, wenn es nicht eine bloße Betstätte ist, eine Ortschaft für sich. Betrachtet man die Armuth dieser öden Landschaft, die Gefahr und Beschwerlichkeit mit der hier das Leben gewonnen und erhalten wird, so stehn diese zahllosen Bauten kleiner Betstätten allerdings in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß dazu, und lassen auf eine entschiedene Herrschaft des Priesterthums schließen. Doch so sehr wir gegen diese sind; hier möchten wir eher dafür sein; denn hier wo der Mensch im Angesicht der Gefahr wohnt und lebt, wo er fern verschlagen ist von Allem was den leichten, gefälligen Reiz des Lebens bildet, wo seine Tage — man denke an den Winter — unter Schrecken und Grauen

vergehn, hier bedarf das Herz eines tiefen, innigen, warmen Troſtes, einer ſtets nach oben gerichteten Hoffnung, eines ergebenen Glaubens. Wird er auf die richtige Weiſe gepflegt, wer wollte dann etwas dawider haben, der Bruſt dieſe Zuflucht zu öffnen, ſie mit dieſem ſüßen Troſt zu erfüllen, daß ein gütiges, erbarmendes, ſegnendes Weſen in der Schöpfung waltet, die hier nur ihre Schreckensſeite zeigt? —

Andrerſeits freilich, wenn man die Wirklichkeit wie ſie wahrſcheinlich beſteht, betrachtet, möchte man ſich dieſer vielen kleinlichen Tempel des göttlichen Weſens in ſeinem eignen großen, erhabenen nicht erfreuen, denn ſie deuten darauf, daß ſeine Größe eine unverſtandene iſt! — —

Laſſen wir die Kirchen und Kapellen auf ihren Höhen! Der Herr in ſeiner Höhe iſt doch über Allen, und ſein Auge webt und wacht hoch über den höchſten irdiſchen Gipfeln. — —

Dort jene graue, wie aus verwitterten Trümmern zwiſchen ſchwarzen Felſen und Fichtenhöhen erbaute Stadt, iſt Vermio; Wormbs oder Wurmbs heißt ſie den deutſchen Bewohnern jenſeit des mächtigen Gebirgsjochs das ſich finſter über ihr erhebt, das Joch des Stelvio, der Monte Stelvio, das Stilfſer Joch genannt. Hier ſehn wir ſeinen Fuß, doch nicht den hohen

Kamm, der ſich noch in den düſtern Thalwindungen verbirgt. Heut noch hoffen wir es zu überſteigen!

Wirklich? — Aber wir haben verſäumt den Blick rückwärts zu wenden! Die dumpf drückende Hitze hätte ſchon längſt ein Gewitter brauen ſollen; wir hätten daſſelbe ohne zum Himmel aufzublicken ſchon aus der Schwüle ahnen können, die uns bis in die Nachbarſchaft der Schneehäupter verfolgte, und die ſich erſt jetzt einigermaßen in den Schatten dieſes Felſenthales verloren hatte. Wie das Auge ſich aber zurückwandte nach der ſüdlichen Seite hin, da lagen Thal und Berge im neblichen Dunſt, tief, undurchdringlich eingeſchleiert! Die Hälfte des Himmels war in den blaugrauen Flor gehüllt, der ſchon bis an die Sonne hinſtreifte, und ſie dann und wann mit ſeinen leichten Schatten verdunkelte. Es zog nicht herauf, wie Gewitter pflegen, in ſchwarzer, drohender Pracht, ſondern leiſe, ſchleichend, als wollten unheimliche Gewalten das reine Blau des Himmels in giftigen Banden erſticken. — Immer enger wurde es umſchnürt, bis es abſterbend erloſch. Nun erſt zogen die Dünſte ſchwerer, wolkiger zuſammen, und wälzten ſich langſam an den Schultern der Berge hin, wie ſchwarze Rieſenſchlangen die ſich um die Kuppen ringelten; tiefer und tiefer verdunkelte ſich die bleiche Sonne, und immer finſterer ſtarrten die Felſenthürme in die nächtliche Verſchleierung hinauf. —

So gelangten wir nach Bormio. — Die Stadt iſt berühmt durch heiße Bäder, (ähnlich denen zu Pfäfers,) welche jedoch eine ſtarke Viertelſtunde davon höher an der Bergwand hinauf liegen. Hier beginnt die eigentliche Bergſtraße über das Stilſſer Joch, dieſes Wunderwerk verwegener Baukunſt. Die Vegetation hat ſchon faſt aufgehört, nur niedere Fichten und Tannenwaldung iſt noch ſichtbar, und Graswuchs ſoweit die felſige Geſtaltung des Bodens es zuläßt. Wo ſich Erde lagern kann, iſt ſie grün; doch die Landſchaft beſteht zu drei Viertheilen aus felſigen Maſſen, die ſich in tiefen, ſteilen Zerklüftungen ſpalten, von dem nackten Bett der Adda zerriſſen. War es die düſtre, nächtliche Umhüllung des Himmels, oder hat dieſe Gegend überhaupt nur die Geſtalt der öden Wildniß, doch Bormio erſchien mir wie ein Ort der unter dem Bannfluch der Natur liegt. Auch die Häuſer, aus grauem ſtark mit andern Beſtandtheilen verſetzten Kalkquadern erbaut, ſahen aus wie Lavatrümmer; es dünkte mich, als habe hier nie ein Bewohner gelächelt, als laſte ewiges düſteres Schweigen auf dieſen Unglücklichen. Der Poſthof war nicht geeignet uns günſtiger für die Stadt zu ſtimmen. Ein Chaos von Unordnung und Schmutz; ein Düngergebirg in den Felsklüften. — Wir erhielten indeß bald Pferde, um aufs Bad und von dort weiter, in das Gebirg hineinzufahren. —

Das Bad iſt ein ſtattliches Gebäude; ein groſſes Gaſthaus. In den unteren Geſchoſſen ſind die heißen Bäder angebracht. Ich beſchaute die Einrichtungen nur flüchtig, mein Reiſegefährte, als Arzt genauer. Etwa fünfhundert Fuß höher hinauf am Berge liegen die alten Bäder, der Punkt wo die ſtärkſten heißen Quellen entſpringen, die noch einen bedeutend höhern Grad von Hitze haben, als die unten gebrauchten. Wir kletterten hinauf, um auch die älteren Anlagen zu ſehn; oben ſollte uns der Wagen an der erſten Gallerie (denn hier beginnt der Felſenbau der Straße) erwarten, welche dicht über dem alten Bade liegt, zu dem man auf einem ſteilen, mühſamen Fußpfade hinaufſteigt. Man iſt hier nur etwa tauſend Schritte von dem neuen Bade entfernt, doch die Landſchaft hat ſich ſchon völlig anders geſtaltet. Eine furchtbar gähnende Felsſchlucht reißt ſich hinter den alten Badgebäuden auf, in die ſich ein donnernder Waſſerfall hinabſtürzt; der Blick dringt hier weiter in das Thal des Stelviogebirgs ein, das ſich in ſchauerlichen Klüften von jäh abſtürzenden oder drohend überhangenden Felsmaſſen gebildet gegen das Joch hinanzieht. Die grauen halb verſtürzten Gebäude des alten Bades, das neue liegt unter unſeren Füßen, die von Bormio her, gezackt heraufklimmende Straße, die nach verſchiedenen Richtungen ſich in weite wilde Thäler ſpaltenden Gebirgsmaſſen, unterhalb noch zum Theil

grün, mit Fichtenwald bedeckt, auf den Häuptern beſchneit, in Felsthürmen aufragend, oder in langen ſteilen Mauern nackt fortlaufend, dieſe ſeltſame Miſchung grotesker Formen und düſtrer Farben, von einem grauen Himmelsflor überhüllt, gewährte den wunderbarſten Anblick. Und doch lag die eigentliche Schreckensgeſtalt der Landſchaft noch im Hintergrunde, und die Phantaſie hatte Muße ſich jene nächtlichen Felsklüfte durch die ſich die Straße nach dem Eisjoch hinaufkämpft, in erhöhter Schauerlichkeit vorzuſtellen. —

Es ſchien faſt als wolle das Gewitter vorüberziehn; zwar regnete es ſchon leicht, doch es hatte ſich ein ſtarker Wind erhoben, der das Nebelgewölk haſtig an den Bergen hinjagte, und es oft ſo zerriß, daß das Blau des Himmels flüchtig hindurchſchimmerte. — Nachdem wir die Väder beſtiegen, in den Höllenqualm hinabgeſtiegen waren, wo die nackten Geſtalten geſpenſtiſch in den dichten Waſſerdünſten die den düſtern Raum erfüllten, gelagert waren, kletterten wir den Pfad vollends aufwärts um die Landſtraße über unſerm Haupt zu erreichen, wo der Wagen unter dem Felsthor der erſten Gallerie hielt. Mit jedem Schritt aufwärts ſteigt auch die Wildheit der Landſchaft, denn der Abgrund ſenkt ſich tiefer und ſchroffer unter uns hinab, und über uns erheben ſich nur die düſtern Felsmaſſen. Der Regen nahm zu; die Windſtöße hatten zwar die Vorläufer des

Gewitters, jene grauen, wogenden Dünſte zerriſſen und verjagt, doch dafür, ſo ſchien es, von Lande her, die dichtern Maſſen ſchwarzer Gewölke heraufgeführt. Denn dieſe deckten ſich jetzt über die Berge, und verhüllten ihre Häupter ſo tief, daß ſie ſich unſern über uns in dem ſchwarzen Chaos verloren. Der Regen rauſchte ſtärker herab, der Wind ſauſte ſchauerlich durch das Geklüft. Mühſam erreichten wir die Gallerie. Mein Reiſegefährte hegte Bedenken bei ſolchem Wetter die Fahrt über die Schreckensſtraße zu wagen; ich vermochte nicht zu beurtheilen, ob wirkliche Gefahr dabei ſei, oder nur das Angeſicht der Natur ſich ſo ſchreckenvoll zeige! — Jetzt ließ ſich auch der Donner hören, und grollte leiſe an den Wänden hin. Es war empfindlich kalt geworden; Sturm und Regen peitſchten uns das Geſicht, indeß, der Wagen war halb verdeckt. Der italieniſche Poſtillon ſchien nicht ſonderliche Luſt zur Reiſe zu haben. Ich fragte ihn, ob es Gefahr habe. Er zog bedenkliche Mienen; und deutete an, daß dem ſo ſei. „Doch welche Gefahr?“ fragte ich weiter, denn ich gab ungern die Hoffnung auf, noch heut das Joch zu erreichen. „Qualcuni sassi!“ ſprach er und zeigte mit der Peitſche gegen die Felsmauern hinauf. „Allerdings“ entgegnete der Doktor, „in ſolchem Wetter löſen ſich die Felsblöcke und ſtürzen herab!“ — Auf dieſen Grad der Gefahr hätte ichs gewagt. Doch machte ſich

freilich auch der Grund geltend, daß die Nebel und Wolken uns den Anblick der Straße größtentheils entziehen würden. Andererseits konnte nach der langen Dürre das Wetter leicht acht Tage anhalten, und dann hätten wir den Zeitverluſt ohne Entſchädigung gehabt. Wir ſtanden unſchlüſſig. Keiner wollte dem Andern nach-, noch ſeinen Wunſch leicht aufgeben. Endlich erklärte der Arzt: „Ich bleibe auf dem Bade, fahren Sie allein, nehmen Sie mein Gepäck mit, ich werde dann zu Fuß übers Joch gehn. Dies nahm ich an. Schon wollte ich einſteigen, als plötzlich der Donner mit ſo furchtbarem Krachen losbrach, daß man hätte glauben mögen, die Felſen würden losgerüttelt und in den Abgrund geſtürzt. Zugleich zerriß das obere Gewölk, und ein ziſchender Regenſtrom goß nieder. Wohl uns, daß wir in der Felswölbung ſtanden, denn ſolchem Wetter wäre nicht fünf Minuten zu trotzen geweſen! Es war halbnächtlich finſter geworden. Das Echo in den Felsſchlünden pflanzte den Donner mit unabläſſigem Rollen fort; er brüllte über, unter, neben uns. Die Blitze leuchteten mit fahlem Flammenſchein in das Dunkel der Abgründe, und in das Chaos der Wolken und des Regens! Das Schauſpiel gehörte zu den erhabenſten die ich je geſehn! — Doch es währte nicht lange; die Gewalt des Wetters brach ſich ſchnell, oder wurde von dem Sturm der mehr über uns hinſauſte,

als daß er uns getroffen hätte, fortgetrieben. Indeß, wenn auch die elektriſchen Wolken ſchnell vorübergezogen waren, das Regengewölk ſammelte ſich deſto dichter in den Bergen. Wir verweilten, vom Wettergefangen gehalten, etwa eine halbe Stunde in der Gallerie; und da jetzt jede Hoffnung, daß der Himmel ſich aufklären werde, für heut vorüber war, kehrten wir, ſobald der nachlaſſende Regen es geſtattete, nach dem neuen Bade zurück.

Es war dies jedenfalls das Beſte was wir hätten thun können, dies ſah ich zwar ſchon in jenem Augenblick, noch mehr aber am folgenden Tage ein. Denn der Wolkenbruch in Bormio, wie der Regen überhaupt, wäre ſchon zweitauſend Fuß höher ein dichtes Hagel- und Schloßenwetter und Schneegeſtöber geweſen, das uns jeden Blick in die Landſchaft völlig verſperrt hätte. Und da wir ſchon nach anderthalb Stunden dieſe Höhe erreicht haben würden, ſo wäre uns die Straße, die vielleicht die wildeſte und ſchauerlichſte in Europa iſt, faſt ganz verloren gegangen. Ueberdies hätte uns die Nacht ereilt, bevor wir droben geweſen wären, und uns vollends um jeden Anblick gebracht, dagegen vielleicht, bei dem gewaltigen Sturm den ernſtlichſten Gefahren, den bedenklichſten Lagen Preis gegeben. Ich fand mich denn in mein Schickſal, die Nacht in dem Badehauſe zu bleiben, und einen Tag ſpäter den deutſchen Boden

wieder zu begrüßen. Kellner und Badegäſte empfingen uns bei unſerer Rückkehr mit Glückwünſchen. Man hatte ſchon große Sorge gehabt, denn das Wetter auf dem Joch mußte furchtbar ſein. Da ſichs aufs dieſe Weiſe entſchieden hatte, war ich nun auch ſehr zufrieden. Wir bezogen jeder ein eigenes Zimmer, um uns — es war mir ſeit lange nicht ſo wohl auf der Reiſe geworden, — gewiſſermaßen häuslich einzurichten, und die Zeit bis zum Abendeſſen in freier Muße der Selbſtbeſchäftigung zuzubringen. Ich las, ſchrieb Briefe nach der Heimath, vervollſtändigte meine Tagebuchsnotizen. Von Zeit zu Zeit trat ich ans Fenſter um das Auge an der mahleriſch wilden Landſchaft zu weiden. — Das Gewölk zog noch immer haſtig, zerriſſen, finſter über uns hin; ein kalter Regen erneuerte ſich von Zeit zu Zeit; doch mitunter wurden auch lichte Stellen am Himmel ſichtbar, die einige Hoffnung für Morgen gaben. — Die waldigen Bergkuppen hatten ſich viel tiefer als zuvor mit Schnee bedeckt. Ein Beweis, daß die Behauptung völlig richtig war, der Regen ſei droben heftiges Schneegeſtöber. — Gegen ſechs Uhr kam ein ſchwer belaſteter ſechsſpänniger Reiſewagen vom Joch herab, und fuhr vor. In der Gebirgsöde, auf dieſer unwirthbaren Höhe, iſt ein ankommender Reiſewagen zumal bei ſolchem Wetter ein Ereigniß! — Himmel, wenn es Landsleute, wenn es Bekannte,

Freunde wären! — Ich flog hinab! Vom Deck ſtieg ein armes Kammermädchen, halb erſtarrt, ſchlotternd vor Kälte und Näſſe. Sie ſprach gebrochen italieniſch und franzöſiſch; ich fragte ſie engliſch, ob die Reiſe gefährlich geweſen ſei. Sie machte ein Zeichen des Schreckens und entgegnete: „Ach mein Herr, es war ein furchtbarer Sturm!“ Dabei flogen ihr die Glieder vor Froſt; und ſie klagte der ſcharfe Wind habe ihr das Geſicht ganz wund geriſſen! Im Wagen ſaßen nur der Herr und eine Dame, und auf dem Rückſitz war noch hinlänglicher Platz für zwei! — Wahrlich bei ſolchem Anblick leuchtet uns die Wahrheit ein: es ſei leichter daß ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gezogen werde, als daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe! —

Der Abend verſammelte die wenigen Badegäſte des Hauſes, — die Jahreszeit war ſchon vorüber, denn wir ſchrieben den 24. Auguſt — an der Tafel. Sie war einfach, doch mit zwei wohlbereiteten Schüſſeln beſetzt. — Die Unterhaltung wurde italieniſch geführt. Ich fragte meine recht angenehme Nachbarin, ob ſie nicht deutſch oder franzöſiſch ſpreche. Sie erwiederte mir italieniſch: „Ich nicht; doch die Dame Ihnen gegenüber.“ Sie zeigte auf eine junge Frau von einnehmender Geſichtsbildung, in der ſich jedoch Spuren eines tiefen Schmerzes nicht verkennen ließen. Dieſe begann darauf, mit einem fremdartigen, aber ungemein wohl-

lautenden Sprachten, und ſanfter Ausdrucksweiſe: „Ich ſpreche ein wenig: die „vergangenen" Jahre hatte ich keine Uebung: doch ich bin im Kloſter zu Meran erzogen, da habe ich etwas deutſch gelernt." — Leider kann ich dem Leſer das Bild liebenswürdiger, doch vom Schmerz tief gedrückter Weiblichkeit nicht mit den anmuthigen und originellen Zügen, die ſich in der fremdartigen aber immer ſehr guten und treffenden Ausdrucksweiſe darboten, hinſtellen; doch daran zu erinnern, konnte ich mir nicht verſagen, da es ſich mir, auf dieſer einſamen Höhe, in allen den Verhältniſſen die ſich daran knüpften, zu feſt eingeprägt hat. Sie war aus Sondrio gebürtig, zu Chiavenna verheirathet geweſen, hatte aber ihren Mann im vorigen Jahre verloren, und beſuchte jetzt mit Mutter und Schweſter, doch getrennt von ihrem einzigen Kinde, das Bad. Der Zufall wollte, daß mein Reiſegefährte ihren Mann gekannt hatte. Dieſer Umſtand erſchütterte ſie tief, ſie vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten. Wie überhaupt mir die Italiener dieſer Gegend ſchon oft ungleich gemüthlicher, dem deutſchen Sinne verwandter erſchienen waren, ſo auch dieſe junge, trauernde Frau, vollends da ſie ſo ſehr einnehmend und eigenthümlich deutſch ſprach. — Der Abend erhielt dadurch einen wehmüthigen Anſtrich. Als ich bei meiner Rückkehr nach Berlin erfuhr, daß er auch in der Heimath durch ein betrübendes Ereigniß

bezeichnet war, ſtieg der Ernſt jener Augenblicke, und die dauernde Kraft der Erinnerung daran. An dieſem Tage war der viel gekannte und beliebte Liederſänger, **Curſchmann**, mitten im Schooß des Glücks, reich durch Talent, Liebe und Lebensfreuden, verſchieden! — — —

Die Strasse über das Stilfser Joch.

Um ſechs Uhr Morgens ſtand die Poſtchaiſe vor dem neuen Bade; der Regen hatte aufgehört, doch das Gewölk lag noch in den Bergſchluchten, und zog in grauen Wogen an den Felskuppen hin. Der Morgen war kühl. Die Lage des Bades von Bormio wird nach Einigen auf 3000 Fuß über dem Meeresſpiegel, nach andern noch höher, alſo ungefähr in der Höhe des Brockens angegeben. Der Punkt des Jochs welcher durch die Straße überſtiegen wird, iſt 7300 Fuß hoch, über anderthalbtauſend Fuß höher als der höchſte Punkt der Simplonſtraße, und jedenfalls die höchſte fahrbare Straße in der Welt. Es ließ ſich daher erwarten, daß uns die drückende Hitze von geſtern nicht beläſtigen werde; wir trafen unſere Anſtalten darnach,

und ich knöpfte mich dicht in meinen Mackintosch ein. Nach einer kleinen halben Stunde hatten wir den Punkt wieder erreicht wo wir uns gestern befanden, nämlich die erste durch den Felsen gesprengte Gallerie, deren diese Straße bis zum Gipfel ihrer acht besitzt. Mäßig, aber unablässig steigend zieht sich der Weg hinan. Man muß, so viel es immer möglich ist, zu Fuß gehn; denn selbst bei einem ganz offenen Wagen würde man der Rückblicke wegen, die sich jeden Augenblick darbieten, viel von den schauerlichen Schönheiten des Weges verlieren, vollends aber in einem bedeckten, der uns die Aussicht aufwärts, nach jenen unabsehbaren Felshäuptern versperrt, die sich drohend über uns beugen, oder hoch in die Wolken hineinragen. — Der Weg zieht sich in kurzen Windungen aufwärts, aber mit jeder Ecke wird er wilder, zeigt er groteskere Formen. Bald sind wir in einem absoluten Steinreich; die Pflanzenwelt hört, bis auf die Moose und Kräuter, die sich auf dem nackten Stein ernähren können, völlig auf. Meistens in braunröthlichen oder grauen Massen thürmt sich der Fels, jäh gespalten, zackig geborsten, tief zerrissen durch die donnernden Wasser. Neben uns im Abgrunde zischt die weiße Schlange der Adda, und ringelt sich im wilden Drängen zwischen den steilen engen Mauern ihres Betts — es ist ein tiefer, steinerner Sarg — hindurch. — Wir kommen jetzt in

das Reich der Waſſerfälle. Hoch aus dem Schnee rieſeln ſie nieder, oft von Streifen Schnees die auf Felsgeſimſen liegen geblieben, gar nicht zu unterſcheiden. Sie verſchwinden in den Wolken, brechen wieder hervor, oder dringen in eine zweite Wolkenſchicht ein, und ſtürzen ſich dann erſt von Klippe zu Klippe, bis ſie als flatternde Silberſchleier, zuletzt in Staubregen aufgelöſt, in die Adda hinabwehen. Einer derſelben, der in reicherer Strömung bis an die Straße dringt, ſchäumt über die, unter ſeinem Sturz durchgebrochene und überwölbte Gallerie hinab in den Abgrund, wo die Adda ihn verſchlingt. — So umgiebt uns ein ewiges wildes Brauſen und Donnern; und dennoch haben wir das Gefühl tiefſter Oede und Stille. Selbſt der Sturm der hohl durch die Schluchten ſauſt, zerſtört es nicht; es iſt die Einförmigkeit des Geräuſches aus der es ſich erklärt.

Schon hier iſt die Straße nicht ohne Schrecken. Wenn die Windeswehen ſtarke Schneewolken auffegen, und ſie in Wirbeln hinabjagen, kann der Wandrer durch die Gewalt derſelben in die Tiefe geriſſen werden, und er hat vorſichtig Schutz in den Felsvorſprüngen zu ſuchen, die ſich ihm an der Bergſeite darbieten. Bei den Wendungen der Straße, verdoppelt ſich die Gefahr durch die verdoppelte Kraft des Sturmes der ſich hier bricht, und von den Felsmauern zurückprallt.

Mehrmals mußte ich hinter dem Wagen gehen, weil der Gewalt des Windes nicht zu widerſtehen war, und ſie wenigſtens den Athem verſetzte. Der Poſtillon lächelte jedoch dazu, und ſagte: „Das iſt noch kein Sturm! Wenige Tage ſind, wo es hier anders iſt!“ — An minder ſteilen Strecken der Straße, und wo die Richtung derſelben uns Schutz gegen den Wind bietet, muß raſch gefahren werden; deshalb kann man dort die Fußwandrung nicht fortſetzen. So faß ich denn auch von Zeit zu Zeit wieder auf, doch nur auf dem Bock, um ſo wenig als möglich zu verlieren. —

Aus einer ſchwarzbraunen Felswand bricht, wie aus mächtiger Urne gegoſſen, ein voller ſchäumender Strom hervor. Es iſt der Urſprung der Adda, wie ſie ſich hier zuerſt aus den Schneewaſſern bildet; weiter aufwärts wird uns noch ein zweiter ähnlicher Ausbruch der Waſſer aus der Felſenöffnung gezeigt, und dieſen nennt man die „Adda del Stelvio“, der zweite Quell derſelben der aus dem eigentlichen Joch des Stelvio entſpringt. —

Noch lange hatten wir nicht die wirkliche Schneeregion erreicht, und doch war ich trotz des rüſtigen Zufußgehens, und trotz der doppelten Hülle des dicht zugeknöpften, luftdichten Oberrocks, — geſtern hätte man, wo möglich, jede Bekleidung abgelegt, — faſt erſtarrt. Der Wind ſchnitt uns mit eiſiger Schärfe

ins Geſicht. Ich begriff jetzt die Thränen und das Zittern der armen engliſchen chambermaid von geſtern! Zugleich ſagte er uns ſpitze Eisnadeln entgegen, von einer Feinheit und Schärfe, wie ich ſie noch nie wahrgenommen, es war das was man ein Graupelwetter zu nennen pflegt, allein die Eistheilchen viel feiner, und vermöge des ſchneidenden Windes mit einer Gewalt gegen die Haut getrieben, daß ſie wie Stecknadelſtiche verletzten. —

Unvermuthet ſtand, als ſich die Straße aufs neue um eine Felsecke wand, eines jener Zufluchtshäuſer (maisons de refuge heißen ſie auf der Simplonſtraße) vor uns, welche man erbauen mußte, um den Reiſenden bei übergewaltig werdendem Wetter nahe Ziele, wo ſie ein geſichertes Unterkommen finden, in Bereitſchaft zu halten. Die Landſchaft hat hier einen unbeſchreiblichen Charakter der Oede und Wildheit. Unabſehbar thürmen ſich die düſtern Felsmaſſen zu beiden Seiten auf; die Gipfel ſind ſämmtlich mit Schnee bedeckt, der ſeine weiße Leichenhülle tief in die Schluchten hinabhängt, und neben und unter der Straße anzutreffen iſt. Meiſtentheils war es jedoch friſch gefallener, von dem geſtrigen Gewitter, das hier oben als furchtbarer Schloßen- und Schneeſturm gewüthet hatte. Das graue Gebäude des Zufluchtshauſes machte einen düſter melancholiſchen Eindruck. Dicht vor demſelben

klüftet ſich aufwärts eine ſchroffe mit Geröll und Steinblöcken überdeckte Felsſchlucht; es iſt eine Bahn der Lavinen, die durch die Geſtalt des Gebirgs beſtimmt, meiſt immer dieſelben Wege nehmen. Gewaltige, den Fels kreuzend aufwärts ſteigende Bruſtwehren von den ſtärkſten Holzpfeilern, waren angelegt um die Schneemaſſen zu brechen, und ſie zur Seite zu werfen, weil ſonſt das Gebäude jeden Augenblick der Verſchüttung ausgeſetzt wäre. Hatte man es unvorſichtig an dieſer gefährlichen Stelle angelegt, ohne deren Natur zu kennen, oder hatte ſich, was auch zuweilen geſchieht, erſt ſpäter dieſe Bahn gebildet? Jedenfalls wäre es dem Hauſe und ſeinen Bewohnern beſſer geweſen, an einem ſicherern Ort zu ſtehn! — So wie die Pferde des Gebäudes anſichtig wurden, ſetzten ſie ſich in Trab. Es war uns eine frohe Ueberraſchung, daß der Poſtillon unter den Verhau fuhr, und anhielt, indem er erklärte, daß die Thiere bei dem ſcharfen Winde erſt eine halbe Stunde ausruhen müßten. Das Bedürfniß der Reiſenden ſetzte man ſchon voraus, denn gleich an der Thür trat uns eine freundliche Frau, von etwa dreißig Jahren entgegen, hieß uns in italieniſcher Begrüßung willkommen, und lud uns ein, hinaufzugehn, wo das Feuer bereits auf dem Heerde lodere! Nichts war uns ſo willkommen als dieſe gaſtliche Flamme, und das ſiedende Waſſer an derſelben, das uns ſogleich

ein wärmendes Getränk verſprach. — Je weniger wir eine Erquickung dieſer Art erwartet hatten, je höher wußten wir ſie anzuſchlagen. Ich dachte auch ſofort darauf, mich für die Weiterreiſe beſſer zu rüſten, und bat um ein Zimmer wo ich mich umkleiden könne. Alles wurde mir mit wahrhaft herzlicher Freundlichkeit gewährt; es ſchien, man war hier in der Gewohnheit Bedürfende (wenn auch vielleicht oft noch ſo Reiche) zu empfangen, denn die wilde Gewalt der Natur erkennt keinen Unterſchied der Stände an. Auch iſt in der Felsöde jeder Reiſende ein willkommener Gaſt, nur durch ſein menſchliches Erſcheinen; er kann doch eine Nachricht bringen, wie es drunten in der Welt, oder drüben, jenſeit des Jochs ausſieht, ob der Himmel dort noch blau, die Sonne mild und warm iſt, ob es noch einen grünen Baum giebt! — Dies Gefühl hatte ich, aus der Art wie uns die Wirthin empfing, für uns ſorgte. Mein Reiſegepäck war raſch hinaufgebracht; ich nahm noch einen warmen Oberrock heraus, und verſah mich gegen die Kälte an den Füßen durch doppelte Strümpfe. Beſſere Schutzmittel vermochte ich nicht anzuwenden, obwohl die kräftigſten mir nicht zu viel geweſen wären; denn einmal war die Kälte an ſich ſchneidend, dann aber auch der Körper durch eine ſeit 14 Tagen dauernde Hitze, die ſich in

Italien auf die höchſten Grade geſteigert und bis geſtern Mittag gewährt hatte, ungleich empfindlicher.*) —

Inzwiſchen war der Kaffee fertig geworden, und erlabte uns durch ſeine Wärme, und durch die ungemeine Freundlichkeit mit der er dargeboten wurde. Ich ſprach mit der Wirthin über ihre Verhältniſſe, über die Lage der Wohnung, die Schwierigkeit die Lebensbedürfniſſe zu befriedigen. Von Allem was ſie mir erwiederte, trat mir ein Wort ſo entſchieden hervor, daß ich es niemals vergeſſen werde. Ich hatte ſie gefragt, woher ſie ärztliche Hülfe nehmen. Sie deutete gegen die wilden Felsmaſſen hinauf und ſprach: „Ah Signore — siamo sempre sotto la morte!“ — —

Schützt uns der Herr vor dieſer Gefahr, ſollte das Wort ſagen, müſſen wir uns hier ſeiner Gnade allein übergeben, ſo dürfen wir uns für die anderen ſeltenen Möglichkeiten wohl auch an dieſem Vertrauen genügen laſſen! —

Welche Lehren gab mir dieſe einfache Frau! Setze den Menſchen der wilden Kraft der Natur gegenüber, übergieb ihn der Einſamkeit, der Arbeit und Sorge,

---

*) Der berühmte afrikaniſche Reiſende, Ehrenberg, berichtet, daß er Nachts in der Wüſte, bei 18° Reaumur, unterm dichten Mantel vor Froſt gebebt habe, und nur, weil die furchtbare Tageshitze dem Körper einen ſo anderen Maaßſtab der Empfindungen angewöhnte. —

ſie wird ihn erziehen, ſeine eigene Natur rein entwickeln. Sie lehrt ihn das Höchſte in der Einfalt des Glaubens erkennen, — das iſt die wahre, unabläſſig fortdauernde Offenbarung Gottes! Leiht ihm nur das Ohr, und es wird ſeine Stimme vernehmen, die von dem wilden, verworrenen Gebrauſe der Welt übertönt wird! Dort unten lernt der Menſch nur wie er den andern übervortheilt, ihm abliſtet; er lernt wie Einer Tauſende ausſaugt zu eigenſüchtigem Gebrauch. Hier oben lernt er, wie einer dem andern nothwendig iſt, wie er ſeiner Hülfe, ſeiner Liebe bedarf — und darum gewährt er, ohne eigennützige Berechnung Alles, deſſen er ſelbſt ſo oft bedurfte, in dem ſchönen Glauben es könne und dürfe nicht anders ſein. Siamo sempre sotto la morte! Dieſes durch die That aufgedrungene memento mori, erzieht das Herz zur Liebe und Weisheit, denn im reinſten Sinne ſind beide Eins! —

Mein Reiſegefährte fragte die Frau: „Wo geht Ihr in die Kirche? „Sul jugo“ (auf dem Joch) war die Antwort, — oder auch in Bormio. Nach beiden Seiten iſt der Weg gegen drittehalb Stunden weit, und entweder hin oder herwärts ſteil bergan zu ſteigen. Ein halber Tag der Mühe, oft auch der Gefahr gehört alſo dazu, daß ſich das Herz den Troſt eines Gebets vor dem Muttergottesbilde erwerbe! Ihr Pietiſten in den Hauptſtädten erringt Ihr Euch Euren

geiſtlichen Troſt mit ſolchen Anſtrengungen und Opfern? Die Bewohner in Sponda longa ſind arm, blutarm! Sie wären es mit Kiſten Goldes, denn der Fels giebt nichts her, kein nährendes Körnlein, kein kümmerliches Hälmchen um das Auge am ſanften Grün zu weiden, nicht einmal ein Grab, denn er verweigert dem Spaten das Eindringen in die Erde! Aber die Armuth ſelbſt iſt Reichthum, denn ihr iſt der Segen unmittelbar gefolgt, ſie hat das Herz mit milder Kraft der Liebe erfüllt, ihr die Gaben der Frömmigkeit und Demuth geſchenkt! — Bleibt denn arm, bleibt bedrängt durch die Gefahr die über Eurem Haupte hängt, Euch iſt doch das beſſere Theil geworden! — —

Ich vermag es nicht zu ſagen, wie innig bewegten Herzens ich von der ſo freundlichen Frau, und den andern derb biederen Bewohnern des Hauſes Abſchied nahm —

Das Wetter draußen war nicht günſtiger geworden. Unmittelbar hinter dem Hauſe beginnt der Weg eine unabſehbar mächtige, ſteile Felslehne hinanzuſteigen, in beſtändigem Hin und Her, wie ein aufwärts geführter Laufgraben. Von dieſer Felswand hat Sponda longa den Namen; denn sponda heißt eine Bruſtwehr, im Allgemeinen eine ſteile Abdachung. Schauernd ſtarrt das Auge an dieſen gigantiſchen Maſſen empor! — Wenn man ſich erinnert, daß man ſchon den ganzen

Tag zuvor, und jetzt ſchon ſeit mehreren Stunden ſteil bergan gefahren iſt, daß man ſchon ſo manchem Fels, der thurmhoch über uns emporragte, auf das Haupt herabgeſchaut hat, ſo begreift man kaum, wie dieſe unabſehbare Höhe noch zu überwinden ſein kann. Hier iſt der Bau der Straße mit den furchtbarſten Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft geweſen. Man wollte wiſſen, daß er manches Hundert von Opfern gekoſtet habe die einzeln bei den gefährlichen Arbeiten zu denen man ſich an Seilen in die grauſe Tiefe hinablaſſen mußte, in den Abgrund ſtürzten, oder ſonſt durch nachrollende Felstrümmer, Schneeſchütten, Windeswehen und ähnliche Schrecken des Gebirgs verunglückten. —

Wir ſchrieben den Sankt Ludwigs-, meinen Namenstag, den fünfundzwanzigſten Auguſt! Der Wind ſauſte an der Felswand hin, und trieb uns eine Wolke aufgewirbelten Schnees ins Geſicht. Wenn der Auguſt hier ſo ausſieht, welch ein Antlitz zeigt der Januar? —

Die Roſſe keuchen aufwärts mit uns; eine Wendung des Zickzacks nach der andern wird zurückgelegt, eine Thurmhöhe nach der andern gewonnen. Die Felsmauern welche die Krümmungen der Adda geleitend uns bisher in ihre engen Päſſe finſter einſperrten, liegen jetzt unter uns; wir überſchauen die vielen beſchneiten Gipfel in denen ſie auslaufen; höher und höher klimmen wir an der Felswand hinauf; in ein immer wilde-

res Gebirgschaos unter uns ſchauen wir hinab. Viel war uns von den romantiſchen Schrecken der Straße erzählt worden; die Wirklichkeit aber überflieg weit das Maaß der Vorſtellung, — und ihre Macht ſollte ſich immer noch ſteigern! —

Nach zweiſtündigem ſteilem Emporklimmen hatten wir die Höhe der Felslehne erreicht, und trafen in dem Schneethal (valle della neve) ein; dies ſind erſt die Regionen des ewigen Schnees. Wir ſind gegen 7000 Fuß hoch, und haben nur noch einige hundert bis zum höchſten Grat des Gebirgs zu ſteigen. Hier ſollte die eigentliche Herrlichkeit des Anblicks erſt beginnen, doch das Wetterglück der Reiſe, das mich ſo lange begünſtigt, am entſcheidendſten Punkt war es doch geſcheitert! Düſteres Gewölk überlagerte die Schneehöhen, und dichtes Schneegeſtöber rieſelte, vom Sturm unabläſſig umgewirbelt, herab. Kaum vermochten wir in geringer Ferne die Umriſſe des Zufluchtshauſes von Santa Maria zu erkennen, das wenige hundert Schritte vor uns auf der Schneeöde lag. Aber wohl dem Begünſtigten, dem hier ein heiterer Himmel lächelt! Denn, wenn er nicht an dem ſtrahlenden Glanz erblindet, ſo überſchaut er einen Zauberkreis von Eispaläſten und unter ihnen die Königsburg des Ortler, welche das Schneethal noch um ſechstauſend Fuß überragt, von hier aus noch in ſchwindelnder Höhe über uns aufſteigt,

bis ihre Zinnen ſich in dem blauen Aether verlieren! — Dieſes Wunderreich verſchloß uns der neidiſche Zeus! Nur ſein Nebelgewölk breitete er um uns her, und der Eishauch des Boreas wehte uns ſtürmiſch an. —

So erreichten wir Santa Maria! Trotz der Schutzmittel, die wir angewendet, waren wir doch faſt erſtarrt. Und wie ſegneten wir es, nicht den Abend zuvor noch die Fahrt gemacht zu haben! Denn einestheils waren Sturm und Schneetreiben während des Gewitters bis zu furchtbarer Stärke angewachſen; anderntheils hätten wir auch durch die Dunkelheit den größten Theil des Anblicks der Straße, und gerade bei ihrem wildeſten Antlitz verloren. Schwerlich würden wir über Spenda longa hinaus noch ein Bild derſelben in uns aufgenommen haben! —

In Santa Maria war man wieder freundlichſt bereit uns zu erquicken. Ein leidlicher Wein, ein warmes Frühſtück mundeten uns vortrefflich. Wir wurden, dies war eine Eigenthümlichkeit der Bewirthung, zuvor in die Speiſekammer geführt, wo wir das hart gefrorne Fleiſch, Geflügel, u. ſ. w. ſelbſt ausſuchen ſollten, deſſen Bereitung wir wünſchten. Zweierlei ſehr Verſchiedenartiges war mir merkwürdig, und wird mir unvergeßlich bleiben, auf dieſem einſamen über 7000 Fuß hohen Punkt der Erde. Erſtlich daß auch bis hieher die Paßſchererei hinauf geklettert war, ohne unter der

Schneelinie zu erfrieren, indem das erſte lebende Weſen, das auf uns zuſchoß, ein Polizeioffiziant war, der unſre Legitimation verlangte. —

Zweitens, daß der Ruhm der Kunſt der Unermüdlichkeit der Polizei nichts nachgegeben hatte, ſondern gleichfalls bis hier in das Schneethal emporgedrungen war — an der Wand des Gaſtzimmers hing ein Bild der Malibran! — —

Ich ſtand am Fenſter und blickte in die Schnee- und Wolkenwüſte hinaus. Welch eine Oede! Wer für immer hierher verſchlagen würde! Und doch iſt der Punkt nicht ſo einſam wie er ſcheint, denn hier läuft die Grenze der Lombardei, Tyrols, und der Schweiz (Graubündten) in eine Spitze zuſammen, und aus allen drei Ländern führen die Straßen hier hinauf (aus Graubündten freilich nur eine Saumſtraße) und ſchneiden ſich in dieſem Knoten. Selten wird ein Wandersmann oder ein Reiſender vorüberziehen, ohne zu Santa Maria einzutreten. So führt das Jahr in ſeinem Kreislauf doch manchen Gaſt hieher, und ganz abgeſchnitten von der Welt und ihrem Verkehr ſind die Bewohner hier oben nicht. — Viel mehr iſt es der Geiſtliche eines kleinen Kirchleins, welches wir am Wege erblickten, als wir in das Schneethal einbogen. Es iſt dies die Kapelle des Santo Rainero die hier im ewigen Schnee liegt; ihr iſt der Geiſtliche zugeordnet, der Jahr aus Jahr ein

hier oben bleibt. Wir fragten, ob er mit andern wechsle, etwa nach Jahresfrist — nein er ist für immer, wenigstens für unbestimmte Dauer in dieses, wenn auch prachtvolle Sibirien verbannt! Ihr, die Ihr täglich in den Strudeln des geselligen Lebens großer Städte umgewirbelt werdet, die Ihr in Gesellschafts- Ball- Schauspiel- und Conzertsälen die Wintertage zubringt — was sagt Ihr zu dem Geistlichen auf Santo Rainero, der vom September bis Junius vielleicht nicht eine lebende Seele erblickt, die sich seiner Klause nahte? — Wenn ihn ein friedliches, reines Herz in diese Verbannung von der Erde begleitet, so mag er sich dennoch den Himmel erbauen in seiner erstorbenen Einsamkeit. Doch wenn ihm in dieser Oede die Gesellschaft eines gefolterten Gewissens würde? Wenn ihm die Last einer geheimen, unabgebüßten Schuld aufgebürdet bliebe, beim Hinanklimmen der steilen Felspfade in tiefem Schnee bis an die Grabesklause seiner Wohnung? — — —

Doch die Pferde sind angespannt! Noch wenige Minuten! Dort oben winkt die äußerste Höhe des Jochs, dort, wo die Spitzsäule, das Denkmal der vollendeten Straße steht, — dort blickt das Auge hinab nach Deutschland, in das geliebte, geliebte Vaterland!

Nun sind wir auf der Höhe! Umschauen können wir uns nicht, denn das Schneegestöber umschwärmt uns — doch welch ein Anblick nach der Tiefe hinab!

Gähnt hier der Schlund auf, der zu Dantes Eishölle hinabführt? Wir blicken in eine finstere, unabsehbare Schlucht; die Straße ringelt sich wie eine ungeheure Schlange an der schwarzgrauen Felswand nieder, das Ende ist mit den Augen nicht zu erreichen. Als thue sich der Abgrund des Chaos auf, stäuben die Schneewirbel unter uns, sich nach der Tiefe finster verdunkelnd! — Wir rollen hinab, — im vollen Rosseslauf! Wohl uns daß der Weg fast ganz überbaut ist von Holzdächern auf mächtigen Strebepfeilern gestützt! Denn hier, das lehrt das Auge, droht die Verschüttung durch die Lavine in jedem Augenblick an jeder Stelle! Von Italien herauf war das Felsgeklüft wild und öde, hier ist es dreifach öder und grauenvoller!

Wenigstens erschien es so, da das stürmende Schneewetter jeden Sonnenblick versagte, und nichts zeigte, als die schroffe, himmelhohe Felsenmauer die sich aufwärts und abwärts in die Schneewirbel verlor. Eine Stunde dauert die Fahrt abwärts bis zur nächsten Station, Franzensköh genannt. Wir hatten auf dieser Fahrt den ersten deutschen Postillon, einen Tyroler; der Laut der heimathlichen Sprache im Volksmunde, obwohl ich ihn kaum acht Tage entbehrt, klang mir doch wie Musik. Und dennoch, ich muß es weniger zum Nachtheil der Deutschen, als aus Billigkeit gegen die Italiener, über deren Unredlichkeit und trügerische Ausflüchte wir

ſo viel klagen, erzählen, dieſer erſte deutſche Poſtillon betrog mich. Die Sache war unbedeutend, aber er zog mich doch mit Lügen und Vorwänden zwei Stunden in Franzenshöh hin, indem er unter allerlei Scheingründen das Anſpannen hintertrieb, bis die aus Deutſchland erwartete Schnellpoſt eintraf, die er fahren, und mit deren zurückgehenden Pferden mich der Poſtmeiſter weiter ſchicken wollte, um mir nicht beſondere zu geben. Hätten mir beide ehrlich und gerade geſtanden, was ſie wünſchten, wie gern hätte ich es ihnen gewährt! Doch dieſer Betrug verdroß mich tief, nein mehr, er war mir wirklich ſchmerzlich, weil er auf dem erſten Fleck des deutſchen Bodens geſchah, auf den ich den Fuß ſetzte. —

Hier in Franzenshöh trennte ich mich von meinem Reiſegefährten; er wollte zurückbleiben, und am nächſten Tage wieder auf das Joch hinauf, um zu verſuchen, ob, oder abzuwarten, bis ſich der Ortler und die andern Eiskoloſſen klar zeigen würden. Einen Tag hätte auch ich gern daran gewendet: doch der Verfolg der Reiſe lehrte mich, daß meine Beſorgniß, dieſer werde nicht hinreichen, richtig geweſen war, denn erſt am dritten Tage zeigte ſich das Hochgebirg wieder entwölkt. — Wir trennten uns in Freundſchaft; nur 48 Stunden von Como an gerechnet, waren wir beiſammen geweſen, doch wir hatten manches Anziehende, Schöne, Große mit einander erlebt und genoſſen! Ich nahm das Gepäck

des Arztes mit, um es in Prad, bis wohin er zu Fuß gehen wollte, für ihn beim Poſtmeiſter abzugeben. Mit einem Händedruck und gegenſeitigem glücklichen Reiſewunſch ſchieden wir, und ich rollte munter hinab, nach Trafoi, der nächſten Station zu, leichten, frohen, glücklichen Herzens, wie ſelten auf der Reiſe. Denn, war mir der Gefährte nützlich geweſen, ſo iſt doch auch die Freiheit — und ich hatte mich ihm mit meinen Wünſchen ſehr untergeordnet — viel werth, und ich war in der Heimath in dem ſchönen, lieben, herrlichen Tyrol, wo der Reiſende überall ſo viel Theilnahme, Hülfe und Rath findet, als er bedarf. —

Von Bormio bis Franzenshöh iſt der Weg über das Joch in der That nur eine Straße der Schrecken, wenigſtens unter den Verhältniſſen, in denen ich ſie geſehen. Doch von hier an bis Trafoi wird er zu einer wahren Prachtſtraße bald wildeſter, bald reizendſter Geſtalt.

Bei der Abfahrt von Franzenshöh umſtöberte mich noch der Schnee; doch ſchon nach wenigen Minuten hatte er ſich in Regen verwandelt, wir waren wieder in die wärmeren Regionen gekommen. Jetzt wuchs die lebendige Kraft der Natur mit jedem Schlag des noch immer im Zickzack laufenden Weges. Die erſten grünen Halme ſproßten, eine ſüße Erquickung des Auges, am Fels hervor! Wie labte der erſte Keim der Pflanzen-

welt Herz und Blick! Fichtengesträuch wird sichtbar, Kniebolz, bald auch die rothe, weitleuchtende Berberitze! Alles hat einen frischen Frühlings-Reiz, als habe man es Jahre lang nicht gesehen! —

Plötzlich thut sich uns ein Wunderanblick auf. Ein schwarzer Felsriese, das Haupt tief in die Wolken getaucht, starrt mächtig vor uns empor. Es ist der Mondatsch*) wie ihn die Bewohner bezeichnen. Aus seinen jäh gespaltenen Schluchten senkt sich ein Gletscher herab, der von dem leuchtendsten Weiß des Schnees bis in das vollsaftigste Meergrün der unteren Eisschichten überspielt. Er streckt sich in schwindelnder Tiefe vor uns nieder, und verliert sich drunten in schwarzem Schiefergeröll. Kaum haben wir Zeit gehabt, den prachtvollen Anblick mit gefesseltem Staunen in uns aufzunehmen, als eine zweite Biegung der Straße ihn durch ein noch reicheres überwältigend großartiges Bild verdoppelte. Der Ortler, dieser mächtigste Felsecoloß Tyrols nächst dem Groß-Glockner, steht vor uns, wahrhaft ein Wundergebirg. Zwei lange Gletscher lecken spitzig herab an seiner düstren Felsenburg, und hangen die grünen scharfgezackten Eiskrystalle bis tief in

*) Wohl ein aus dem Nachbarland übertragener Name; „Montaccio" der große Berg.

die Thalſchlucht nieder. Schwindelnd läuft der Blick aufwärts an dem Giganten, und verliert ſich in dem Chaos von Felsmaſſen, Schnee und Wolken, das er hoch in den Himmel hinaufbaut. Das Haupt blieb leider verſchleiert; den höchſten Gispalaſt, den kryſtallenen Thron dieſes Bergkönigs ſah ich nicht, doch die Säulen auf denen er gegründet iſt, bilden für ſich ſchon den ſtaunenswürdigſten Prachtbau, gewaltiger als Jungfrau, Finſteraarhorn und Montblanc ihn darbieten. —

Voller Entzücken hafteten meine Blicke an dieſer wunderherrlichen Landſchaft, die ſich mit jedem Schritte noch verſchönert. Denn nun treten auch die Reize des Thales hinzu, ohne daß uns die Erhabenheit des Hochgebirgs verloren geht. Ein grüner fichtenbewaldeter Rücken ſpringt zwiſchen der Straße und den Gletſchern hinein. Unten ſchäumt ein Bach, (der Süllenbach) durch Wieſen; das erſte, holde, ſelige Wieſengrün, das wir auf deutſcher Flur erblicken! Nichts glich dem Reiz den dieſe milde Schönheit hervorbrachte, nach der langen Sättigung des Auges an Schnee und Felſenwüſten! Nun regt ſich das Leben überall! Hütten unter uns, neben uns; gefälltes Holz treibt in den wirbelnden Wogen des Bachs; Stege bauen ſich über ihn hinweg, Blumen ſprießen am Wege, wir ſehen Laubholz an den tieferen Berglehnen! —

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag!“

Wenigſtens mit jedem Schritt! Jetzt ſehen wir eine Häuſergruppe, es iſt Trofoi! Das erſte Dörfchen des Thales, die Station. — Nun iſt die Reiſe über das Gebirg vollendet, die großartige, verwegene, furchtbare, reizende Straße über das Stilfſer Joch zurückgelegt! Jetzt nimmt uns das warme grüne Tyrol auf, wir ſind wieder unter Menſchen, die geſellig, im holden Schutz der Natur, nicht blos unter ihrer wilden Drohung wohnen! — Nach all den grauſen, ſtarren Schrecken, welcher Reiz, welche Seligkeit! —

Flug durch Tyrol nach München.

Ich habe vielleicht ſchon zu Vieles, und Vieles zu genau erzählt und geſchildert! — Obgleich ich daher noch manches ſogar Schönere geſehen und durchwandert als in den Anfangstagen: ſo waren doch in dieſen die Genußkräfte für mich, wie für den Leſer friſcher als jetzt, — wenn der letzte jemals Genuß aus dieſem lang abgewickelten Panorama von Landſchaften, Städten und kleinen Reiſeereigniſſen geſchöpft hat. Wie es mich damals trotz aller Reize des Dargebotenen nach Haus

drängte, ſo treibt es mich auch jetzt zum Schluß, nicht ſowohl freilich aus Luſt, als aus Beſorgniß, daß der Leſer ſich noch ſtärker dazu getrieben fühlen möge. Nur flüchtige Blicke will ich denn noch auf Einzelnes werfen. Bleibt doch, wenn ich ſehe, daß dieſe Reiſebilder-Galerie gern betrachtet werde, mir noch Muße, ein Zimmer voll nachzumalen und auszuhängen! —

In Trofei wechſelte ich Pferde; auch hier war der Wirth in der Geſinnung leider mehr Italiener als Deutſcher. Im kleinen Poſt- und Gaſthaus traf ich die Fürſtin L.... aus Wien mit drei Reiſewagen, die über den Berg wollte. Die Verwirrung war unbeſchreiblich, ich mußte ſchon deshalb ſo lange bleiben, und zu Mittag eſſen, um die Leute erſt ihren Kopf wiederfinden zu laſſen. — Ich kann nicht beſchreiben, wie wohl mir Grün und warme Sonnenblicke thaten, die einzeln, mattgedämpft durch das Gewölk fielen, und mit Regen wechſelten. Der Blick aus den Fenſtern des Wirthshauſes das Thal hinauf zum Orler und Mondatſch war überdies von unbeſchreiblicher Pracht und Erhabenheit. Wenn der Orlers-Rieſe nur ein einziges mal ſeine eisgekrönte Stirn gezeigt hätte! Doch er blieb bis an die Bruſt in die unſichtbar machende Nebelkappe verhüllt! —

In der Verlängerung des Thals fuhr ich nach Lind bis Prad. Hier fand ich den erſten ächt tyroleriſch gera-

den, herzlichen Mann in dem Poſtmeiſter. Er nahm das Gepäck meines Reiſegefährten mit redlichſter Sorgfalt an, und bot mir ſtatt zweier Pferde eins, um meine Reiſe billiger einzurichten. Die einſpännigen Extraposten ſind in Tyrol üblich, und einem reiſenden Singularis, auch allenfalls einem Dualis mit nicht zu vielem Gepäck ſehr willkommen. Selbſt das Umpacken macht keine Sorgen, denn der Bau der leichten Wagen iſt der Art, daß Helleiſen, Nachtſäcke u. ſ. w. ganz bequem in eine gedeckte, verſchließbare Schoßkelle gelegt werden. In zwei Augenblicken iſt Alles gethan! —

In beſter Stimmung fuhr ich noch bis Mals, der nächſten Station, immer im wunderſchönen, breiten, freien Thal von hohen grünen Bergen begleitet, deren Haupt mit friſchem weißen Schnee, oder düſterm Gewölk bedeckt war. Das letztere zog ſich nochmals ſchwer zuſammen, und ein kalter Gewitterregenguß ſtrömte hernieder, der bis Mals anhielt, und meinen armen Tyroler als Kutſcher, bis auf die Haut durchnäßte, obgleich er ſeinen eigenthümlichen Mantel von ſchwerem wollenen Zeuge, (bisweilen auch von Ziegenhaaren) überwarf. Nämlich ein etwa acht Fuß langes, und vier Fuß breites Oblongum, in deſſen Mitte ein Schlitz befindlich iſt durch den der Kopf geſteckt wird, ſo daß die Decke vorn und hinten herabfällt, und die Arme halb bis zum El-

lenbogen bedeckt, wobei ſie zur Handhabung der Zügel und Peitſche frei bleiben. Dieſe Tracht ſoll uralt ſein, bis in die Römerzeiten reichen (?).

In Mals, im reinlichſten Tyroler Wirthshaus freundlicher Empfang durch eine hübſche brave Kellnerin; gute Bewirthung, einladende Betten, billige Zeche. Ich brachte eine herrlich erquickende Nacht dort zu. Die Sonne leuchtete am Morgen hell gegen die Bergſpitzen, doch der Ortler blieb verſchleiert; er ragt, für das ganze Thal (es iſt das der Etſch in dem wir uns jetzt befinden) bis Nauders ſichtbar, über deſſen begrenzende Gebirge empor, doch ich habe ihn nicht wiedergeſehen. Mein armer Doktor war alſo vergeblich in Franzenshöh geblieben! —

Die Kellnerin, deren wohllautendes „Ich glaubs ſchon — es mag wohl ſo ſein" mir ſo angenehm klang, reichte mir nach Landesſitte die Hand zum Abſchiede, als ich mein Cabriolet wieder beſtieg, und empfahl mir, mich dicht einzuknöpfen gegen die Kälte dort oben im Gebirg. Ich nahm meinen Weg nach Nauders, und von dort über Finſtermünz durchs Innthal nach Landeck, wo ich die Schnellpoſt nach Innsbruck treffen wollte. Da die Straße der Karte nach immer in den Felsthälern der Etſch und des Inn hinläuft dachte ich nicht an hohes Gebirg das ich etwa paſſiren müßte; ich hatte

auſser Acht gelaſſen, daß ich die Waſſerſcheide des ſchwarzen und mittelländiſchen Meeres überſchritt, alſo doch aller Vermuthung nach, einen ziemlich hohen Rücken zu kreuzen hatte. Der Contraſt des Grüns mit dem blendenden Weiß verlieh der Landſchaft eine reizende Farbenwirkung. Allein die Kälte nahm mit jedem Augenblick zu. Wir kamen an dem romantiſch gelegenen Schloß Fürſtenberg vorüber durch den Ort Burgeis, der ſich durch eine maleriſche Brücke über die brauſende Etſch auszeichnet. Von hier hätte ich die ſchönſte Anſicht des Ortler gehabt, wenn die Wolken nicht ſo tief gelegen hätten. Bei ganz heiterem Himmel muß der Proſpekt ein wundervoller ſein. Jedes Dorf, jedes Schloß, ja jedes Haus, jede Mühle, jeder einzelne Fels bildet in dieſen Thälern Tyrols eine maleriſche, der Schilderung würdige Landſchaft; man fährt in einem fortdauernden Paradieſe, in dem uns das Behagen des Aufenthalts noch durch die treuherzige Redlichkeit der Bewohner erhöht wird. Weiter aufwärts im Thal bildet die Etſch einige kleine blaue Seeen von eigenthümlicher Wirkung auf die Landſchaft. Der Weg geht ſelten ſteil, aber unabläſſig bergan, ſo daß man die Höhe auf der man ſich befindet, entſchieden an der Temperatur wahrnimmt. Eine Stunde vor Nauders liegt das Dorf Reſchen, dicht hinter demſelben entſpringt die Etſch. — Das landſchaftliche Gemälde meiner Fahrt belebte ſich hier durch eine kleine

zur Staffage herrlich geeignete Gruppe. In Reschen hatte sich ein Frachtwagen zwischen zwei Häuser die sehr dicht an die Straße treten, so fest eingeklemmt, daß er schon seit sechs Stunden nicht vor nicht rückwärts zu bewegen war. Die ganze Einwohnerschaft war helfend oder zuschauend und rathgebend versammelt. Während ich dort stand und überlegte, wie man, bei der also gesperrten Straße wohl vorwärts kommen könnte, trat ein freundlicher Mann, dessen Angesicht schon entschieden den Geistlichen bekundete, wenn es auch seine Kleidung nicht gethan hätte, in die Volksgruppe. Er sprach so vernünftig und wohlwollend zu den Leuten, daß er sogleich mein Herz gewann; er wandte sich nun auch zu mir, und bot mir an, mein Gabrielet auf einem Seitenwege über die Wiesen zu führen, damit ich nicht in der Weiterreise verhindert würde. Die freundliche Art mit der er dies that, die sanfte Bescheidenheit mit der er den Landleuten sagte, „Ihr müßt den Herrn schon über die Wiesen fahren lassen, denn er darf doch nicht hier den halben Tag aufgehalten werden" — unser Gespräch auf dem Wege, den wir zu Fuß zurücklegten, dies Alles entwickelte einen so wohlwollenden, doch dabei einsichtigen, dem Beruf seines Standes so entsprechenden Sinn und Charakter, daß ich in den wenigen Minuten eine wahre Neigung für den frommen Mann faßte, so wenig ich mich sonst den geistlichen

Herren gern anſchließe. Er machte mich auf den Urſprung der Etſch aufmerkſam die wir kaum hundert Schritte vor uns, als Quell hervorſtrömen ſahen, und ſagte mir zugleich: „Hier ſtehen wir auf der Waſſerſcheidungslinie des ſchwarzen und Mittelmeeres; denn die Etſch geht hier herunter ins mittelländiſche Meer, und hundert Schritte weiter dorthin entſpringt ein Bach, der durch Nauders bei Finſtermünz vorbei nach dem Inn läuft, alſo ſein Waſſer der Donau und dem ſchwarzen Meere zuführt.“ —

Hier auf dieſer Stelle nahmen wir Abſchied von einander, wahrſcheinlich um uns eben ſo wenig wieder zu ſehen wie die Tropfen Waſſers die rechts und links in dieſes und jenes Meer rinnen! Kämen dieſe Blätter zufällig nach Reichen, oder in die Hand irgend eines Tyrolers oder Innsbruckers, der Ort und Pfarrer kennt, ſo wäre mirs unendlich lieb, wenn der ſanfte wohlwollende Geiſtliche dadurch an den ungenannten Fremden erinnert würde, dem er ſo freundlich dienſtfertig geweſen! —

In Nauders ſprach mich ein armer Blödſinniger an: „O Herr! Schenke Sie mir a Krüzer, daß ich mir dha Biern kaufe!“ Ich gab ihm etliche Kreuzer. Der arme Schelm verzerrte das Geſicht zu einem halb grinſenden Lächeln, und rief: „Nu will ich auch den Herrn Soldat da drinnen noch um a Krüzer bitte! Er ſoll mir

auch eine ſchenke, weil mir der Herr eine geſchenkt hat.“ Mit dieſen Worten ging er ins Haus, kam bald darauf mit einem Kupferkreuzer in der Hand zurück, machte allerlei tolle Sprünge und jauchzte mir zu: „Der Herr Soldat hat mir au a Krüzer geſchenkt! — Nun kauf ich mir Biern!“ — Damit ſprang er über die Straße zu einer Höckerin und kaufte ſich den Hut voll Holzbirnen. Alsbald umringten ihn und mich eine Schaar Kinder, die von ihm „Biern“ von mir „Krüzer“ haben wollten. Ich wählte den Ausweg die „Biern“ ſelbſt zu kaufen und ſie zu vertheilen. — Das gab ein Hochfeſt in Nauders, von dem man vielleicht heut noch ſpricht. Dem Poſtillon der mich weiter fuhr, erſchien es wenigſtens ſo wichtig, daß er wohl zehnmahl ſagte: „Die haben heut halt a Glückstag g'habt!“ —

Dicht hinter Nauders beginnt der Paß von Finſtermünz; ſchon der Name giebt ein Bild der Landſchaft. Hier ſteht man erſt, wie hoch man in Reſchen und Nauders geweſen, denn die Straße ſenkt ſich äuſſerſt ſteil, zwiſchen hochgethürmten Felsmaſſen hinab. Ein rauſchendes Waldwaſſer — der Nachbarſohn der Etſch — ſchäumt neben uns hin. Mitten in der ſchwärzeſten Felsſchlucht, wo das Auge den Himmel mühſam in der engen Spaltung über uns ſucht, iſt die Feſte Finſtermünz erbaut, ein von gewaltigen Quadern aufgemauertes Schloß, mit ein und ausſpringenden

Winkeln, bedeckten Montalambertiſchen Thürmen, zweien Etagen zu Kanonen übereinander, verſchiedenen Schießſcharten für Kleingewehr, — genug eine Art Höllenmaſchine, um in dieſer Felſenſpalte, den Tod mit einem Donnerſchlage tauſendarmig auszuſchleudern. — Der Feſte gegenüber liegt das Wachthaus: ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet. Es begreift ſich kaum was man hier mit Kanonen will, denn die ganze Thalbreite iſt höchſtens ſechszig Schritt, und die überſehbare Länge hundert und funfzig bis zweihundert, während die Höhe der Felſen wohl zwei bis drittehalbtauſend Fuß beträgt, ſo daß in Folge dieſer Verhältniſſe das Ganze doch nur wie eine rieſenhafte Felsſpalte erſcheint. Wie es möglich ſein ſollte, dieſen Punkt gewaltſam zu nehmen — ich weiß es nicht, es ſei denn, daß man das ganze Neſt von oben her in Schutt und Trümmer ſchlüge. —

Die furchtbare Kluft ſetzt ſich noch weiter fort. Plötzlich thut ſich eine zweite neben uns auf; es iſt das jäh geſpaltene Innthal das aus Graubündten heraus, hier einmündet. Viele Thurmtiefen unter uns brauſt der Inn heran, wie eine durch die düſtre Felſenſchlucht gewundene grüne Schlange. Die ſteinernen Mauern dieſes furchtbaren Engpaſſes ſind in ſchwarze Klüftungen zerriſſen, oft drohend überhängend, und mit mahleriſch dunklem Fichtenwald bewachſen. Selbſt die

Straße über das Stilfſer Joch bietet nicht ſo kühne Felsbildungen dar, die ſich zu einem ſo romantiſchen Ganzen geſtalteten, indem dort das Grün der Waldung fehlt, das hier einen Anflug zarten Reizes in die grauſe Wildniß bringt. — Noch etwa eine halbe Stunde tiefer, gelangen wir in die alte Feſte von Finſtermünz, jetzt ein Gaſthaus; ein graues, ſchauerliches Gebäude hart am Rande des Inn, über deſſen ſchäumende Fluthen hier eine Steinbrücke führt. — An ununterbrochener Kette der wundervollſten Anſichten und Tiefblicke, werden wir, ſtets dem Inn folgend, bis nach Pfunds geführt. — Hier wechſelte ich das Pferd, und wurde wie überall in Tyrol freundlich, raſch, ſorgſam bedient. Ich traf im Poſthauſe ein junges Ehepaar aus Elberfeld, das mit mir den gleichen Weg nach Landeck nahm. — Unſre Wagen rollten nun dicht hinter einander her, durch das von hier an mit anmuthigen Reizen geſchmückte Innthal. Die nächſte Station iſt Ried. Eine der ſchönſten Anſichten des Thals hat man auf dieſer Fahrt von der Innbrücke zwiſchen Tofens und Stein. Hinter Ried zeichnet ſich das Dorf Prutz durch ſeine wunderſchöne Lage und das Kirchlein auf der Höhe zur Rechten aus. Auf der linken Reihe der Anhöhe liegt das BadLadis, das uns weithin weißglänzend entgegenleuchtet. Am Fuß des Berges ward uns ein Trunk aus dem eiſenhaltigen kalten Quell dargereicht, der dort

entſpringt. — Dieſer ganze Boden iſt auch ein klaſſiſcher für den Heldenkampf der Tyroler: beſonders zwiſchen Ried und Landeck, wo wir, etwa auf halbem Wege an die Pontlatzbrücke gelangen, an welcher eines jener furchtbaren Berggefechte, wo der Tod von allen Seiten zugleich und von den Höhen ringsher in die Feinde einbrach, ſtattgefunden hat. Was die nie fehlende Büchſenkugel, die zerſchmeiternde Gewalt der Felsblöcke übrig ließ, das verſchlang der reißende Strom, in den ſich die Flüchtigen warfen, um vergebliche Rettung zu ſuchen. — Kurz vor Landeck läuft die Straße im engen Felſenpaß, halb in die Felswand gebauen, etwa zweihundert Fuß hoch über dem Inn ſchwindelnd am Abſturz entlang. Dann plötzlich ſchlingt ſich der Strom ſammt dem Thal rechts, und bildet ſo eine ſcharfe Ecke des Gebirgs die dem Ort den Namen gegeben hat. Auf der vorſpringenden Eckhöhe liegt ein altes Schloß gleiches Namens; zu den Füßen derſelben breitet ſich das Städtchen aus, im hier bedeutend erweiterten, von reicher Fülle der Bäume und Pflanzen übergrünten Innthal. Die Hauptſtraße aus dem Vorarlberg von Chur und Feldkirch nach Innsbruck vereinigt ſich hier mit der, welche ich von Italien her kam. Die Schnellpoſt von Feldkirch war es, welche ich hier abwarten wollte, um mit ihr bis Zirl, eine Station vor Innsbruck zu gehen, und dort die aus Innsbruck eintreffende

Schnellpost nach München zu treffen. — So blieb ich einige Stunden hier, und ergötzte mich durch Spaziergänge auf die nächsten Höhen, und das Thal aufwärts.

Mit der Dämmerung traf der Eilwagen ein, und bei völliger Dunkelheit fuhren wir ab. Ging mir durch diese Nachtfahrt auch ein Theil des schönen Innthals, die Gegend von Imst und Nassereit verloren, so bot uns doch der Morgen ein über alle Beschreibung herrliches Schauspiel dar. Wir waren schon in der Nähe von Zirl, als es Tag wurde. Die steile Martinswand ragte hoch, in bläulicher Nebelfarbe vor uns empor, die gezackten Bergbäupter hinter und um Innsbruck, erhoben ihre theils mit ewigem, theils mit frischem Schnee bedeckten Gipfel in den reinsten blauen Aether. Jetzt begann die Morgengluth sie rosig anzuhauchen; vom leichten, duftigen Schimmer steigerte sich die Röthe bis zum glühendsten Purpur, und bald brannten hundert goldene Fackeln auf den finstern Felsen oder Waldzinnen dem Siegeseinzug der Sonne entgegen. Im Thal blau duftender Nebelhauch, der Gürtel der Berge grün von sanften Matten und dunkler Waldung, die Höhen silberweiß mit rosig glühenden Kronen, und über das ganze weite Panorama die tiefblaue Himmelswölbung von Goldwölkchen leicht durchflattert! Welch ein Wunderspiel der Lichter und Farben!

In wahrer Entzückung langten wir in Zirl an; überhaupt ſollte dieſer Tag, — eigentlich der letzte der landſchaftlichen Reiſe, da ich nur noch München als einen Reiſezweck vor mir hatte, und von dort Tag und Nacht durchfahrend zurück wollte, — der ſchönſte von allen werden, durch die wahren Wunder welche Natur, Licht, Luft und Himmelsmilde um mich her zauberten.

Dem Poſthauſe gegenüber (auf dem Hauſe 143) erblickte ich in Zirl ein Belvedere; freilich war es nicht darauf angelegt, ſondern der Platz auf dem Dache nur hergerichtet um Wäſche zu trocknen. Doch der That nach iſt es ein Belvedere, und gewährt eine Ueberſicht wie vielleicht wenige Punkte der Erde. Ich vermuthete das, ging ins Haus, und fragte, ob man hinauf dürfe. Ein treuherziger Tyroler erwiederte mir: „Steige der Herr nur nauf und ſchaue ſich um!“ Er ging ſogar freundlich mit mir, nicht um ein Trinkgeld zu empfangen, denn das ſchlug er lachend aus, ſondern um mir gefällig zu ſein. Droben überſchaute man das ganze Innthal; im nächſten Vordergrunde lagen die Häuſer und Gaſſen der Stadt, dahinter ſteigt die gewaltige Martinswand auf, im blauen Schatten der Morgenſonne; das Thal war mit den jetzt fallenden Nebeln leicht bedeckt, aus denen die Berge wie ſteile Inſeln emportauchten; man ſah die Brennerſtraße, den Berg Iſel wo Hofer ſeine Heldenſchlacht kämpfte, das Auge

verfolgte weit hin den Lauf des Inn, und eines anderen Waldwassers, die wunderschönen Alpenformen ober- und unterhalb Innsbruck, auf beiden Thalrändern, umschlossen das Bild mit einem Pracht- und Amphitheater königlicher Berge. Versäume keiner der nach mir eine Viertelstunde in Zirl Zeit hat, das Dach des Hauses Nr. 143 zu besteigen. Er wird eine Erinnerung für das Leben mitnehmen.

Indem ich ins Posthaus zurückging, fuhr hinter mir die Schnellpost aus Innsbruck vor, die ich erwartete um mit ihr nach München zu gehn. Ich hörte meinen Namen rufen! Ueberrascht wandte ich mich um, und erkannte zwei Herrn die zu unserer Gesellschaft beim Besuch der Adelsberger Höhle gehört hatten, und später mit mir in Triest waren, dort aber mehr mit meinem späteren Reisegenossen Murik zusammen blieben. Höchst erfreut, einander so unverhofft wieder zu finden, und dasselbe Reiseziel, München zu haben, schlossen wir uns nun einander an, und blieben auch bei einander bis Nürnberg, wo uns verschiedene Reisezwecke wieder trennten. Es fand sich jetzt, daß meine Bekanntschaft mit dem einen derselben schon eine sehr alte war, da wir bereits in Heidelberg vor zwanzig Jahren einen ganzen Winter hindurch an demselben Mittagstisch gesessen hatten. Ich bin beiden gebildeten, freundlichen Reisegefährten nachmals für so manche heitre Stunde

dankbar geworden, daß ich mirs nicht verſagen kann, ſie hier daran zu erinnern, falls der Zufall dieſe Blätter von Leipzig bis Dresden, und in ihre Hand wehen ſollte.

Nach kurzem Aufenthalt ſaßen wir beiſammen im Wagen, und ſetzten im herrlichſten Wetter und in glücklichſter Stimmung die Reiſe gemeinſchaftlich fort. Der Weg ſteigt alsbald ſtark und anhaltend bergan, denn man muß über die das Innthal begrenzende Bergkette hinüber. Ich glaube, daß man ſich gewiß auf eine Höhe von 3000 Fuß über dieſes Thal erhebt. Iſt der Weg mühſelig (wenigſtens für die Pferde), ſo iſt er doch von reizender und erhabener Schönheit für die Menſchen. Immer weiter dehnt ſich die Ausſicht aus, immer neue Berggipfel werden ſichtbar, immer wunderbarer geſtaltet ſich das Bild der tief unter uns liegenden Thalſohle mit ihren Dörfern und Städten, und dem ſilbernen Faden des Inn, der ſich durch die reichen Auen und Felder zieht. So gewinnen wir die höchſte Höhe der Thalwand bei Reith, oder doch bald hinter dieſem Ort. Hier aber bietet ſich ein neues wundervolles Landſchaftsbild unſern Augen dar. Wenn wir den Punkt erreicht haben, wo der Weg ſich wieder abwärts ins Thal ſenkt, liegt Seefeld, die nächſte Station, vor uns. War es wirklich der Reiz der Landſchaft allein, oder das wahrhaft beſeligende Wetter, oder meine im

Gegenſatz zu der jenſeit des Stelvio ſo beglückte Stimmung, oder alles zuſammen, genug, ich darf es mit Entſchiedenheit ausſprechen: auf der ganzen Reiſe habe ich keinen höheren Genuß durch die ſchönen Wunder der Natur gehabt, als hier. Seefeld iſt auf den ſanfteſten grünen einen blauen Weiher umſchließenden Matten gebettet, die je dem Auge eine Erquickung bereitet haben. Zur Rechten und Linken erhebt ſich ein majeſtätiſches Waldgebirg, das in hohen wunderbar geformten Gipfeln ausläuft; ſie ſind mit düſtern Fichten gekrönt, doch Wieſengrün und Laubholz bilden gegen die Abhänge zu, einen freundlichen Farbenkontraſt. Vor allem romantiſch aber iſt der Hintergrund des Bildes, denn hier ſteigt in den kühnſten, ſteil pyramidaliſch ausgezackten Gipfeln ein glänzendes Kalkgebirg (der Wetterſtein mit dem Zugſpitz, der ganz der hohen Mythe bei Schwyz gleicht) empor, und leuchtet im Sonnenſtrahl, als wäre es aus Marmor gehauen. Nur wenn wir uns umwenden wird der ſtrahlende Glanz dieſer Felskette übertroffen, denn hier ſehn wir den Schluß des Panoramas, die hohen Schneegipfel die jenſeit des Innthals emporragen, von ihrem Wolkenthron frei und leicht bis hieher herüberſchauen. Im Herzen aller dieſer Schönheiten ruht das ſtille, freundliche Dörfchen, mit ſtattlichem Kirchthurm und ſaubern hellen Häuſern, nach der Sitte des Landes in den Giebeln mit Heiligenbildern al fresco gemalt. Dieſe

Farbenmiſchung vom hellſten Wieſengrün bis zum ſchwarzblauen Dunkel der Rieſenfichten, der blendende Glanz der Kalkfelſen, der reine, ätheriſche der Schneegipfel, das dunkle Blau des Weihers, das lichtere des Himmels, der ſich hoch wie eine Glocke darüber wölbte — ſie ſind nur zu empfinden, nicht zu ſchildern. Unfern dem Poſthauſe, gleich hinter dem nächſten Gehöft erblickten wir einen Hügel, auf deſſen Spitze eine einſame Fichte ſtand. Sie ſchien der von der Natur ſelbſt bezeichnete Mittelpunkt der Landſchaft zu ſein; wir mußten dahin. Hier ſchwelgten wir eine Viertelſtunde in wahrhaft beſeligendem Anſchauen, im Genuß der ſüßen Wohlthaten, die uns eine goldene Sonne, ein nicht durch das leiſeſte Wölkchen getrübter Aether darbot. Jetzt muß, dachte ich, mein Reiſegefährte über das Joch des Stelvio Wunder erblicken, wenn er die Geduld gehabt hat, droben zwiſchen den Eispaläſten auszuharren bis zum dritten Tage! —

Die Poſt weilte noch eine Zeitlang hier; ich fühlte das Bedürfniß allein mit mir zu ſein, den unbeſchreiblichen Genuß in ſtiller Seligkeit in mir zu tragen und zu hegen, ihn durch die Weihe der Einſamkeit zu heiligen. So ging ich voran! —

An dieſen Weg werde ich denken bis in die Tage meines ſpäteſten Alters! Es war als ob mir die Jugend wiederkehrte, als ob die Zeiten ſeliger Hoffnun-

gen und Träume, wo die Welt und was ſie uns wirklich bieten kann, noch in die unbeſtimmten Schleier der Vermuthung und Erwartung gehüllt iſt, neu in mir geboren würden! Gott gab mir einen Tag der Gnade, er öffnete mir ein Paradies wieder, aus dem ich mich längſt für ewig verbannt glaubte. Still war alles rings umher; die hohe Sonne brannte heiß, der Wald durch den ſich die Straße tief ins Thal hinabzieht, ſtand ſchweigend, kein Lüftchen regte ſeine Wipfel, nur die Quellen hörte ich, wenn ich lauſchend weilte, vom hohen Gebirg flüſternd niederrauſchen ins Thal. So rein, dünkt mich, ſah ich den Aether noch nie. Die Linie des zackigen Gebirgs ſäumte ſich haarſcharf und klar auf dem tiefblauen Hintergrunde; die fernen Schneehäupter, nach der andern Seite, lagen eben ſo weich gebettet auf dem blauen Kiſſen. Nirgends, rings am ganzen Horizont ſchwebte auch nur ein Wölkchen, ein leichter, ſilberner Schleierfaden über dem klaren Auge der göttlichen Huld! Es war das Bild der Allvergebung, der Begnadigung ohne Ausnahme wie ſie der Ewige verheißt und gewährt!

Etwa eine Stunde dauerte mein einſamer Weg, da hatte mich der Wagen eingeholt; doch es war eine Stunde die viele, viele Lebenstage an Glück und innerer Erhebung aufwiegt. — — —

Wir rollten nun den Berg hinab, dem freundlichen Mittewald entgegen. In Scharnitz iſt die Grenze. Auch der Uebertritt auf das bairiſche Gebiet, wo Alles eine liberalere Form gewinnt, wo die Paß und Zollreinigungen, dieſe fortdauernden Erklärungen des Reiſenden in den Verdächtigkeitszuſtand, aufhören, wirkt erfriſchend. Man hört auf, ſich im Verhältniß der Duldung zu befinden, man gewinnt das einer freien, würdigen Berechtigung. — Auch ein Glas deutſchen Weines kann man wieder erhalten, und ſo begrüßten wir denn den verwandteren Boden durch ein fröhliches Anklingen im beſten rheinbairiſchen Wein. Ein nicht geringer Vortheil iſt es ferner, daß man hier den Eilwagen wechſelt, und einen eleganten, bequemen, geräumigen, hellen bekommt, in welchem jeder Platz ein vortrefflicher iſt, da man wie es Anſtand und billige Berückſichtigung erfordern, nur zweiſitzige Bänke hat. Dieſer Wagen ſollte das Muſter für alle in ganz Deutſchland werden; ſelbſt Preußen mit ſeinen ſo guten Poſteinrichtungen hat keinen aufzuweiſen, der auch nur entfernt dieſem an eleganter Bequemlichkeit gleich käme, und, was beſonders hoch zu ſchätzen iſt, von jedem Platz aus eine ſo freie Um- und Ueberſicht gewährte, daß man die Reiſe durch eine ſchöne Landſchaft doch nicht völlig vergeblich macht, wie in den meiſten deut-

ſchen Eilwagen, zumal aber in den abſcheulichen lombardiſchen. —

Aus dem gewiſſermaßen mit perſpektiviſcher Ineinanderſchichtung der Häuſer (en cremaillère) gebauten, ganz al fresco gemalten Mittewald fuhren wir am heißen Mittag ab, und gelangten nach zwei Stunden, den Wetterſtein mit dem Zugſpitz umgebend, nach dem freundlichen Partenkirchen, deſſen Thaleinfahrt durch Wieſengrün und herrliche Waldbäume beſonders reizend iſt. Doch der begeiſterten Schilderung die mir ein literariſcher Freund davon gemacht, entſprach es nicht, und Seefeld bleibt mir noch immer als das reizendſte, eigenthümlichſte Landſchaftsbild in Erinnerung, das ich auf der ganzen Reiſe geſehn. Freilich eben nur als Bild; der Aufenthalt mag, ſchon weil es ſo hoch liegt, wohl nicht in gleichem Verhältniß, und wenigſtens nur in der wärmſten Zeit des Jahres angenehm ſein. —

Eine Stunde hinter Partenkirchen bei Weilheim, hört das Gebirg ganz plötzlich auf; es verliert ſich nicht in minder hohes Vorgebirg, in weit auslaufende Thäler, ſondern ſchneidet ſich ſchroff ab, wie eine Küſte. Und das Meer der Landesfläche die hier beginnt, ſteigt nur noch in breiten, ſanften Wellen auf und nieder. — Jetzt ſenkte ſich der Abend herab; wir richteten unſere Abſchiedsblicke nach der ſchwarzblau dämmernden Al-

venkette, die ſich auf dem roſigen Himmelsgrunde hinzog. Bald blinkten die Sterne, und in der ſchönſten Mondennacht fuhren wir — daß ichs nur geſtehe, in dem bequemen Eilwagen faſt ununterbrochen ſchlummernd, — nach München. Mein Schlaf war ſo feſt geweſen, daß ich zuletzt ſelbſt den Stationswechſel nicht mehr bemerkt hatte, und mir erſtaunt die Augen rieb, als der Condukteur mich in Poſthofe zu München mit den Worten anredete: „Wir ſind da!“ —

München.

Erſter Tag.

Vormittagswanderung. Jeſuiterkirche. Carolinenplatz. Glyptothek. Wittelsbacher Platz. Arkaden. Alte Reſidenz. Neue Reſidenz. Ludwigsſtraße. Univerſität.

Wie faſt überall auf dieſer Reiſe in den größeren Städten Deutſchlands, ſo war auch hier das Unterkommen nicht leicht. Obwohl wir um fünf Uhr Morgens eintrafen, wurden wir doch an drei Gaſthöfen abgewieſen, und fanden erſt im vierten ein Obdach, doch auch nicht im Hauſe ſelbſt, ſondern nur in einer drei Häuſer entfernten, zur Hülfe mit in Anſpruch ge-

nommenen Privatwohnung. Es iſt nicht angenehm, ſo außerhalb des Hauſes zu wohnen, doch die Zimmer waren freundlich, wir hatten geſehn, wie überfüllt die Stadt war, und wollten gern beiſammen bleiben. Wir haben uns übrigens ſehr wohl in unſerer Wohnung und mit unſerem Wirth befunden; leider aber kann ich ihn nicht namhaft machen, da ich durch verſchiedene Notizen über Gaſthöfe in meiner Brieftaſche irre geführt, das Gaſthauszeichen nicht mehr ſicher weiß. Das Haus liegt aber in der Kauffingerſtraße, etwa zehn Häuſer vom goldenen Kreuz. —

Obgleich München mit Augsburg durch eine Eiſenbahn verbunden iſt, ſo war ſie es doch ſchwerlich, welche der Stadt dieſe Ueberfülle von Gäſten zugeführt hatte, und dauernd zuführt. Dieſer Zuſtand währt ſchon Jahre lang, ſeit König Ludwig ſeine Reſidenz mit jener Menge von Kunſtwerken und Prachtbauten erfüllt, die allerdings ſelbſt den verwöhnten und überſättigteſten Fremden noch einen unüberſehbaren Kreis von Anſchauungen darbieten. — Ich war zum vierten Male in München; doch ſeit meinem letzten Aufenthalt daſelbſt, ſind funfzehn Jahre verfloſſen, ſo daß ich bei der völligen Umgeſtaltung der Stadt, doch eigentlich zum erſtenmale dort war. Von allen Prachtgebäuden, die ſich jetzt, zum Theil mit Kunſtſchätzen überfüllt, erheben, war damals nur die Glyptothek

als Gebäude äußerlich faſt fertig; doch Cornelius arbeitete noch an ſeinen Fresken, und von Kunſtſchätzen waren erſt einige wenige Antiken in noch nicht ganz vollendeten Sälen aufgeſtellt. —

Ich denke den Leſer nicht mit einer Schilderung Münchens und ſeiner Kunſtſchätze zu erſchrecken! Für einen zweitägigen Aufenthalt nach einer funfzehnjährigen Abweſenheit wäre dies Unternehmen an ſich, mehr als eine Thorheit. Ueberdies aber weiß jedermann, und wer es nicht weiß, erfährt es als Fremder gewiß, daß die ganze Stadt in verſchiedenen Beſchreibungen, unter denen die von Dr. Ernſt Förſter die praktiſchſte und beliebteſte zu ſein ſcheint, faſt bis auf jeden einzelnen Bilderrahmen käuflich zu haben iſt. Ich werde daher nur einige Betrachtungen an einige beſondere Erſcheinungen knüpfen, und weniger von den Dingen, als von den Verhältniſſen durch die ſie erzeugt ſind, und die ſich aus ihnen erzeugen, reden

Man durchwandert München jetzt wie das alte Rom, mit einem Cicerone an der Seite. Auf jedem Schritt findet man einen Palaſt, an jeder Ecke ein Denkmal, oder ein Frescogemälde Dennoch macht die Stadt weder im Ganzen noch im Einzelnen den Eindruck der Pracht. Im Gegentheil da wo ſie am prächtigſten ſein ſoll, vielmehr den der Armuth und Oede. Denn neben der verſchwenderiſchen Fülle ſieht uns die

Aermlichkeit, wir möchten ſagen, die Noth, faſt durchweg als nächſte Nachbarin an; und wenn nicht dieſe, doch eine gewiſſe Unbehaglichkeit, eine Mißſtimmung, die zwiſchen jeder Säulenwand herausguckt, und oft gar finſtere, ſcheele Blicke wahrnehmen läßt. Möglich daß ich Unrecht in der Sache habe; doch für mich habe ich gewiß Recht, denn das iſt der Eindruck, dem ich mich mitten in dem Glanz, der Pracht und oft auch der Schönheit nicht zu entziehen vermochte! —

Nachdem wir gefrühſtückt hatten, machten wir uns, von einem Lohndiener geleitet, auf die Wanderung. Wir gingen zuerſt in die Jeſuiterkirche, einem alten, ehrwürdigen Gebäude, mit erhaben durchlaufendem Gewölbe. Sie enthält ein Denkmal von Thorwaldſen für den edlen Eugen von Leuchtenberg; der Fürſt in römiſcher Tracht, ſteht in der Mitte, zur Rechten zwei trauernde Genien zur Linken die Geſchichte mit dem Griffel in der Hand. — Wie viel edler, einfacher gehalten iſt dieſes Kunſtwerk, als das ähnliche Denkmal von Canova in Wien, und das nach dieſem gearbeitete für ihn ſelbſt in Venedig. (Vergl. beide Städte)

Eine kurze Wanderung führt uns nach dem Carolinenplatz, eine jener neuen Schöpfungen Münchens. Es iſt als ob eine gewiſſe Zeit nothwendig wäre, um ſtädtiſchen Anlagen Würde, ich möchte ſagen Glauben zu verſchaffen. Hier hat der König Ludwig einen

Obelisk aufrichten lassen, als Denkmal für die in Rußland gefallenen dreißigtausend Baiern. Auf der einen Seite belehrt uns die Inschrift daß das Werk am 18. October 1838 vollendet wurde, auf der andern sagt sie uns! „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung!“ — Mich dünkt, diese Inschrift hat einen etwas erzwungenen Sinn! Sie kann eben so leicht Anlaß zum Spott, — das möchten wir nicht sagen, — aber zu einer bittern Ironie des Gedankens geben! Diese Baiern starben in der Sclaverei des Landes, während seiner schwersten, härtesten Unterdrückung. Der Tod für die Freiheit ist erhebend; ohne das Bewußtsein derselben, ist er gar nicht vorhanden. Und welches Bewußtsein konnten die Baiern haben, die vierhundert Meilen von ihrem Vaterlande in den Eisfeldern Rußlands hinsanken, mit dem Fluch im Herzen, gegen den, der sie dorthin geschleppt? Und wenn sie diesen Fluch nicht im Herzen trugen, sondern, wie viele damals, stolz darauf waren, den freilich glänzenden Bannern des Ruhms zu folgen, die der eherne Cäsar Galliens über den Erdball führte, so starben sie um so weniger für die Freiheit des Vaterlandes, sondern für ein anderes geistiges Element, das wir gewiß nicht ein unedles, doch aber ein irrthümliches nennen wollen. — Und welchen Tod wären denn etwa die gestorben, die wie auch viele Edle jener

Zeit, die Schmach ihres Vaterlandes überall zu rächen ſuchten, ihre Freunde überall da ſahen, wo man die Waffen gegen Frankreich erhob? Haben nicht Deutſche in Spanien und im ruſſiſchen Heer gefochten? Und wenn Baiern in Rußland den Baiern gegenüber ſtanden, — wären es auch nur Einige geweſen, — wenn der Baier durch den Baier fiel, welcher ſtarb für die Freiheit des Vaterlandes? Wahrlich! Die Inſchrift iſt falſch! — Den Gedanken der dabei obwaltete, wollen wir nicht verkennen noch verkleinern, aber ſie iſt dennoch falſch. Sie ſtarben nicht für die Freiheit des Vaterlandes, ſie fielen die Opfer ſeiner Knechtſchaft, bevor es ſich aus derſelben erhoben, bevor es ſich ſelbſt wiedergefunden hatte. Das ſoll die Tapferen die in Rußlands Schneewüſten bluteten, nicht ſchmähen; man gebe ihnen den Lorbeer den ſie verdienten, aber nicht den, der erſt nach ihrem Tode grünte! —

Wir nahmen unſern Weg nach der Glyptothek. Sie iſt der Antiken-Tempel Baierns. Vor funfzehn Jahren war um ſie her noch alles wüſt, nur unſcheinbare Gebäude in der Nähe. Jetzt erblickt man ihr gegenüber ein Gebäude mit ähnlicher Front, noch im Bau begriffen, für die Gemälde-Ausſtellung beſtimmt. Hinter dieſem erhebt ſich die berühmte, noch im Bau begriffene Baſilica die wir ſpäter beſuchen werden. An den Beſuch der Glyptothek knüpften ſich für mich

wieder die Zauber der Erinnerung, die mich auf ſo manchen Punkten meiner Reiſe begleitet hatten. Das Aeußere des Baues machte damals, wie jetzt, keinen tiefen Eindruck auf mich; es dünkt mich zu ſchwer für griechiſche Anmuth, nicht mächtig genug für antike Erhabenheit. Ungleich edler ſprechen die inneren Räume zu uns. Die hohen Wölbungen der Decken, die reichen Marmorbekleidungen der Wände in den verſchiedenſten Farben, die wunderſchönen Caſſetirungen der Plafonds, bilden einen Verein von Glanz und würdigem Geſchmack, der ganz den künſtleriſchen Zwecken des Gebäudes entſpricht. Beſonders ſchön ſind die Durchblicke durch ganze Reihen der Gemächer, die immer auf irgend eine künſtleriſche Weiſe dem Auge einen Zielpunkt gewähren, ſei es durch die Aufſtellung einer Bildſäule, oder ſonſt einer architektoniſchen oder maleriſchen Verzierung. Der Reichthum der hier befindlichen Antikenſammlung, iſt in ganz Europa bekannt; mit unermüdlichem Eifer, und einer ſelbſt für eine fürſtliche Leidenſchaftlichkeit ſeltnem Koſtenaufwande, wurde dieſelbe durch den jetzigen König zum größten Theil als er noch Kronprinz war, zuſammengebracht. Auch das Glück, oder vielleicht die feinere Kenntniß des Schönen, hatte bei manchen Ankäufen die Hand im Spiel. So wird uns ein Torſo gezeigt, der lange Zeit in Prag an einer Straßenecke ganz

unbeachtet geſtanden haben ſoll, jetzt aber, als eins der vollendetſten Sculpturwerke des Alterthums anerkannt, in dieſe Sammlung übergegangen iſt. — Die Hauptthalle hat bekanntlich Cornelius durch ſeine Frescobilder zum Olymp erhoben; er hat die alten Götter und die trojaniſchen Mythen hier abgebildet; Werke die aus der Kraft und Fülle der Phantaſie ſeines markigſten Lebensalters hervorgegangen ſind. — Einzelne Kunſtwerke ſollen für ungeheure Preiſe angekauft ſein. Die Geſammtkoſten für das Gebäude, und was es enthält, wurden uns auf neun Millionen Gulden angegeben. Iſt die Summe richtig, ſo fragt ſich wohl, ob für ein gleiches ungeheures Capital nicht auf andern Wegen mehr, wir wollen nicht ſagen für den Nutzen, für das Wohlbefinden und Glück, ſondern nur für die Bildung einer Nation gethan werden konnte. Mehr! Dieſes „Mehr" hat, dünkt uns hier einigen Umfang, es läßt der Phantaſie ein wenig Spielraum! Doch wir kommen ſpäter auf dieſe Fragen zurück. —

Unſer Weg führt uns jetzt über den Wittelsbacher Platz. Es thut wohl, in München Namen zu hören, die ſpezieller an die Geſchichte des Landes, an die Vorzeit des bairiſchen Hauſes erinnern. Die auf bloße Vornamen gegründeten Benennungen, wie Friedrichsſtraße, Wilhelmsplatz, u. ſ. w. geben zu unbeſtimmte Anklänge; daher ziehen wir auch in München den

Wittelsbacher Platz, einem Carolinenplatz und einer Ludwigsstraße vor. — Ein edles Kunstwerk, die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Thorwaldsen, durch Stiglmaier in Erz gegossen, schmückt den genannten Platz. Der Klang dieser Namen verbürgt den Werth ihres Werks; der Reiter besonders ist an ritterlichem Adel der Haltung unvergleichlich. Doch scheint es mir als solle der Ruhm dieser unsrer beiden preiswürdigen Zeitgenossen doch noch nicht an den eines älteren Meisters hinanreichen, der schon vor hundert und funfzig Jahren, (der Michel Angelo das siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts,) wirkte und schuf, an Schlüter. An leichter, freier und doch kühn kräftiger Muskulatur des Rosses, und königlicher Würde des Reiters kommt die Münchener Reiterbildsäule doch der des großen Kurfürsten in Berlin nicht gleich. Ueberhaupt meines Bedünkens kein Werk dieser Gattung was ich irgend gesehn. Wir wollen es erwarten, ob Friedrich der Große seinen Ahnherrn zu Roß einholen wird! —

Bei dem Kaffetier Tamboſi ruhten wir uns einige Augenblicke aus, um nachher die vielbesprochenen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu betrachten. — Selten, glauben wir, wird die Kunst einen so verschwenderischen Mißgriff gethan haben, als in der Anlage dieser Frescogemälde. Der Gedanke ist gewiß

ſchön, einerſeits die Heldenthaten aus der bairiſchen Geſchichte hier bildlich darzuſtellen, andererſeits aus ganz Italien eine Reihe von Landſchaften vor das Auge zu führen, und ſo den Luſtwandelnden in die ſüßen Träume und Täuſchungen angeregter Erinnerungen zu wiegen. Allein in der Ausführung iſt er durch vielfache Umſtände geſcheitert. Einmal ſind die Räume an ſich ſehr unſchön. Es bedurfte auch einer imponirenden architektoniſchen Anlage, um eine günſtig wirkende Verbindung mit der Malerei zu erzeugen. Zweitens ſcheinen Stoff und Ort nachtheilig; die Mauern ſind muthmaßlich aus feuchtem ſchlechtem Backſtein aufgeführt, oder durch ihre Lage nothwendigen Wirkungen der Feuchtigkeit ausgeſetzt. Denn ſchon jetzt ſcheint ein großer Theil der Fresken dadurch ſchwer bedroht. Aber auch die Maſſe überſättigt, und macht uns von vorn herein ſtumpfer. Wenn man durch einen Blick überſieht, daß Tage dazu gehören würden, um nur dieſe eine Anlage genauer zu betrachten, jedem Bilde (dem doch der Künſtler Wochen und Monden widmen mußte, und das nicht anders als mit hohem Koſtenaufwande herzuſtellen war) nur einige Minuten zu weihen, — dann ſinkt uns von vorn herein Muth und Luſt dieſe unüberſehbare Reihe von Wandgemälden nur obenhin beſchauend, hinabzuwandeln. Endlich bekennen wir offen, daß die Diſtichen welche man

darunter geſetzt hat, falls man aus dem Werth der Poeſie auf den der Malerei einen Schluß machen wollte und dürfte, auch nicht dazu beitragen würden, uns hier zu feſſeln. Auch hier iſt das Uebermaaß der Aufgabe ihr verderblich geweſen; denn nicht Göthe und Schiller gemeinſam hätten es vermocht, einer ſolchen Maſſe landſchaftlicher Gegenſtände, geiſtvolle Epigramme abzuzwingen, in einer Form wo ſich der Kern und die Spitze eines Gedankens in die ſchärfſte Conzentrirung des Raums zu drängen hat! Es iſt unter Umſtänden leichter ein Buch als ein Diſtichon, und leichter ein gutes Buch als ein ſchönes Diſtichon zu ſchreiben! —

Wir begaben uns von hier zur Beſichtigung der alten Reſidenz, oder des alten Schloſſes. Was uns dort gezeigt wird, die Pracht und der Reichthum im Geſchmack des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, treffen wir in vielen fürſtlichen Schlöſſern, z. B. in Dresden im grünen Gewölbe, ſehr ähnlich, in gröſſerer oder geringerer Fülle an. In einem Corridor unterhielt es mich zunächſt die aufgereihten Wappen ſämmtlicher bairiſchen Städte zu betrachten; doch hätte ich immer gern die heraldiſche und hiſtoriſche Erklärung dabei zur Hand; beſonders die letztere trägt ſtets ein eigenthümliches, und oft ſogar dichteriſches Intereſſe in ſich, zumal für einen Novelliſten. Wir wurden hiernächſt durch eine Reihe Rococo-Prachtzimmer geführt,

ſahen das Paradeſchlafzimmer wo Napoleon nicht geſchlafen hat, ein Zimmer von Spiegelwänden, und was dergleichen mehr iſt. Mit einigen Ceremonieen war der Eintritt in die ſogenannte reiche Kapelle verbunden, und hier bot ſich uns auch manches künſtleriſch Schöne, hiſtoriſch Anziehende dar. Ueberaus fleißige Arbeiten in Gold und Silber; ſehr ſchöne in Elfenbein, ein Stoff den man bekanntlich in früherer Zeit mit beſonderer Vorliebe und Geſchicklichkeit handhabte, endlich auch Arbeiten Michel Angelo's und Benvenuto Cellini's, deſſen verdienten Namen Göthe zu einem ſo allgekannten gemacht hat. Wiederum einer der Fälle, wo, wie ich ſchon oben einmal berührte, die Dichtung — hier wenigſtens der Dichter, — uns die geſchichtliche Geſtalt ungleich näher gebracht, zu einer wahrhaft lebendigen, gekannten, befreundeten gemacht hat. Die unbedeutendſte Arbeit des tollkühnen Künſtlers und Tauſendkünſtlers ſieht man jetzt mit einem ganz anderen Antheil an, als vielleicht vor Göthe ſeine bedeutendſten. Denn er ſteht leibhaft vor uns wie er hämmerte oder goß, und wie ſein reger Geiſt voller Entwürfe dabei thätig war, ſei es in Rom unter der Bourboniſchen Belagerung, oder am Hofe Franz des Erſten, oder wo irgend ſonſt. — — —

Die Prachtſäle der neuen Reſidenz ſind es, denen wir uns jetzt zuwenden, dieſer Bau der ſeit dem

letzten Luſtrum den Stoff aller Zeitungen bildet, in dem der König Ludwig alles was München an künſtleriſchen Kräften und Mitteln beſitzt in einen Brennpunkt zu vereinigen beabſichtigt! — In der That, die Anlage iſt coloſſal; ſie iſt großartig, wenn der bewußte Gedanke davon einen eben ſo reinen Antheil hat, als die nach dieſer Richtung gewendete Vorliebe. Wir laſſen für jetzt die Frage ganz auſſer Acht, ob ſo ungeheure Kräfte und Mittel im Verhältniß zu denen der Reſidenz, des Landes, und ſeiner Aufgabe für die künſtleriſche Bildung überhaupt ſtehen. Wir wollen dieſe Räume, die noch ſämmtlich im Werden begriffen ſind, und vielleicht noch Jahre lang ſein werden, nur beſchauend durchwandeln, und einen flüchtigen Umriß deſſen, was ſie theils enthalten, theils enthalten ſollen, geben.

Der Theil des Schloſſes, welchen wir hier beſichtigen, iſt zu großen Feſten und Empfangsfeierlichkeiten beſtimmt; er beſteht in einer Reihe herrlicher Saalräume, deren einer den andern an Pracht in der Ausſchmückung überbietet, und wird daher vorzugsweiſe der Saalbau genannt. Ich habe die Maaße nicht überall genommen (wo ich es that, geſchah es natürlich nur ungefähr, durch Abſchreiten der Breiten und Längen) doch werden die gröſſeren der Säle in der Länge ſich etwa von 70 bis 90 Fuß, in der Breite bis 60, in der

Höhe 45 bis 50 halten*). — Der erſte Saal den wir betraten, iſt der Tanzſaal; ich wünſchte ihn etwas weniger bunt. Die Decke wird von zwölf Karyatiden geſtützt, welche abwechſelnd den rechten und linken Arm heben. Dieſe eigenthümliche Symmetrie hat mir nicht ganz zuſagen wollen. Da die Wände hier, wie in den meiſten dieſer Säle noch nicht fertig ſind, ſo läßt ſich über den Geſammteindruck ohne Voreiligkeit noch nichts angeben. — Der nächſte Saal welcher an dieſen ſtößt, iſt, wie der folgende, zum Speiſen beſtimmt. Er ſcheint mir höher und ſchöner als der Tanzſaal. Die anſtoßenden Säle werden nach den Wandgemälden die ihren edlen Schmuck bilden, die Kaiſerſäle genannt, indem in dem erſten die Geſchichte Karls des Großen, im zweiten die Rudolph von Habsburgs, im dritten die Friedrich Barbaroſſas in ihren Glanzpunkten durch Gemälde in Harz- und Wachsfarben dargeſtellt iſt, deren Wärme

*) In Förſters Beſchreibung werden die Maaße wie folgt, angegeben: Der Tanz- oder Ballſaal 130′ tief, 50′ breit (Höhe fehlt); der Bankettſaal 53′ tief, 85′ breit; der Thronſaal 112′ tief, 75′ breit, und 57′ hoch. — Ich habe keinen Grund an dieſen Maaßen zu zweifeln, geſtehe aber, daß mir die Räume nach meiner ungefähren Schäzung und Meſſung bedeutend kleiner vorgekommen ſind. Iſt der bairiſche Fuß etwa viel kleiner als der rheinländiſche? —

und Lebhaftigkeit (und wie man ſagt auch Dauerbarkeit) die der Malerei al fresco weit übertrifft. —

Aus dem Barbaroſſaſaal tritt man in den Thronſaal, welcher ganz in weißem Marmor und Gold gehalten iſt. Sein herrlichſter Schmuck fehlt ihm noch, und iſt bis jetzt nur in den Werkſtätten Stiglmaiers, und auch dort nur zum Theil, zu ſehen. Es ſind die zwölf Statuen von vergoldetem Erz, welche zwölf bairiſche Fürſten darſtellen; ſie ſollen ihren Platz zwiſchen den zwölf Säulen erhalten, welche die oben umlaufende Gallerie des herrlichen Saales tragen. Dieſe wahrhaften Prachtbildſäulen ſind bekanntlich von Schwanthaler modellirt, und werden von Stiglmaier in Erz gegoſſen.

Jenſeit dieſes Saales liegen einige jetzt noch unvollendete Gemächer. An ſie ſchließt ſich der Schlachtſaal, in welchem auf ähnlichen Wandgemälden wie in den Kaiſerſälen, die rühmlichen Schlachten Baierns dargeſtellt werden ſollen. Auch dieſer Saal iſt noch im Werden. Die Decke iſt hauptſächlich in Blau, Gold und Roth gehalten, die Wände hell polirt, in dunkelpompejaniſchem Roth. Irre ich mich nicht, ſo war dieſer Saal der größte der überaus impoſanten Enfilade. —

Der Geſammteindruck des Saalbaus iſt der einer überwältigenden Pracht; gewiß iſt jedes Zuviel in der Kunſt wie im Leben ein Fehler; doch ſchwer iſt es zu ſagen, wann das Zuviel eintritt. Subjektive Empfin-

dungen werden dabei ſtets ihr Recht (oder Unrecht, wenn man will) geltend machen wollen. Meiner Natur widerſtrebt nun ein für allemal jedes Anhäufen, jede Ueberfülle. In Landſchaften wie in Gemälden, in der äußerlichen Einrichtung des Lebens, wie in muſikaliſchen und dichteriſchen Kunſtwerken iſt mir ein Maaß das mir allenfalls noch Wünſche der Ausdehnung übrig ließ, immer wohlthuender geweſen, als eins, das mir die der Beſchränkung erweckte. Auch in dieſem Buch habe ich mich ſchon öfter darüber ausgeſprochen, und vielleicht hängt der Vorzug, — nein, das wäre falſch ausgedrückt, — aber der hohe ſelbſtgültige Werth den ich den deutſchen Landſchaften, ſogar den ſchweizeriſchen und italieniſchen gegenüber einräume, ganz mit dieſer meiner ſubjektiven Sinnesart zuſammen. So muß ich denn bekennen, daß ich, ohne die Herrlichkeit der einzelnen Schöpfungen der Kunſt in dieſen Zeiten herabzuſetzen, ja auch ohne den mächtig anregenden, weiter fördernden Einfluß des vielleicht welthiſtoriſch zu nennenden künſtleriſchen Aufſchwungs der ſich damit vereinigt, zu beſtreiten, doch nicht mit den Empfindungen jenes edlen Genügens, jener klaren Befriedigung und höheren Beruhigung aus dieſen Prachträumen hervorgegangen bin, die ich in der Kunſt ſuche, und zu meinem Heil vielfältig finde. Auch die Prachträume in der Chriſtiansburg zu Kopenhagen zeugen vom reichſten Glanz;

allein ſie tragen zugleich eine Einfachheit in ſich, welche die Macht der einzelnen Kunſtwerke, wodurch ſie geſchmückt werden, ungleich lebendiger hervortreten läßt. Die Empfindung des Unbehagens durch Ueberfülle begleitet mich durch ganz München; ich will dabei keine der Nebenrückſichten auf das Zweckmäßige und Heilſame, einer ſo gewaltſam eingreifenden, Alles abſorbirenden Kunſtbeförderung, den Anſprüchen welche ein Land ſonſt machen darf gegenüber, geltend machen. Es iſt die Maſſe des Vorhandenen an ſich, die mich überdrängt! In Kopenhagen, um dieſe durch Thorwaldſen ſo bereicherte Stadt als Vergleichungspunkt feſtzuhalten, genießen wir die Kunſt, in München ſchwelgen wir darin! —

Wir wandern jetzt die aus Paläſten gebildete Ludwigsſtraße entlang; ſie ſtellt gewiſſermaßeen das architektoniſche Muſeum Münchens dar, wenigſtens weiſt ſie uns den größten Theil der neu entſtandenen architektoniſchen Kunſtwerke auf, mit Ausnahme der in verſchiedenen Stadttheilen zerſtreuten Gebäude und Kirchen. Sie enthält das Kriegsminiſterium, die Univerſität, den Palaſt des Prinzen Max, und viele andere auf glänzendem Fuß eingerichtete Hotels und Privatgebäude. Hier tritt es recht augenſcheinlich hervor, daß der ariſtokratiſche Reichthum ein todter iſt. Dieſe Gebäude gehören

ihm weſentlich an. Man kann keine reichere Straße ſehen, als die Ludwigsſtraße, in ſofern der Charakter der Gebäude den Maaßſtab dazu giebt. Es iſt faſt alles auf Fürſtenwohnungen berechnet. Doch von Verkehr und Leben keine Spur! Ein Quergäßchen in Hamburg oder Amſterdam ſieht in einer Stunde mehr Verkehr, als die große Ludwigsſtraße in einem ganzen Tage. Es läßt ſich daraus ein lehrreicher Schluß auf die verkehrte Beſtrebung mancher Staaten, einen ariſtokratiſchen Reichthum zu ſchaffen, ziehn. Denn ſchon aus dieſer Erſcheinung ergiebt es ſich, daß der Beſitz auf ſolche Weiſe getheilt, ein todtes Capital iſt. Wäre England nicht durch ſeinen unermeßlichen Verkehr, der den Umlauf des Beſitzes bildet, durch die damit zuſammenhängende äußerſte Theilung des Grundeigenthums ſo reich, es würde an ſeiner reichen Ariſtokratie verarmen. Es iſt in anderen Worten das einzige Land, welches eine ſo reiche Ariſtokratie zu ertragen vermag, und andrerſeits verdankt dieſelbe ihren Reichthum zum größten Theil nur jenem Verkehrs- und Gewerbsreichthum, weil durch dieſen der Werth des Beſitzes ſo viel höher geſteigert worden iſt. Namentlich der des Getreides, durch die gedrängte Bevölkerung, die der lebendige Reichthum, der immer erwerbende und ſchaffende, nicht müßig auf der Maſt der Millionen liegende, erzeugt hat. Die Ludwigsſtraße iſt eine ariſtokratiſch reiche; eine

Straße von Paläſten bleibt ewig eine verödete, wenn nicht andere, zufällige Umſtände dies ändern, z. B. der, daß ſie den unabweisbaren Durchgang von und zu belebten Theilen bildet, wie z B. die Linden Berlins, die als Spaziergang und Weg zum Thiergarten, aber nicht an ſich ſelbſt belebt ſind, wie denn dies gleich an ihrer abgeſtorbenen Nachbarin, der Wilhelmsſtraße zu ſehen iſt, wo man in den Paläſten meiſtens herabgelaſſene Vorhänge ſieht.

Zu dieſer in der ganzen Anlage liegenden Oede der Ludwigsſtraße geſellt ſich noch die, hoffentlich nur vorübergehende Urſach, daß man zwar die Paläſte gebaut, aber nicht für das erſte Bedürfniß des Gebrauchs, für Straßenpflaſter geſorgt hat. Eine ziemliche Reihe von Jahren müſſen die Bewohner nun ſchon mit einem ſehr unordentlichen Kies- und Schuttdamm zufrieden ſein, geſchweige daß von einer den ſonſtigen Einrichtungen und Baulichkeiten Münchens entſprechenden Behandlung des Bodens, d. h. von Trottoir oder dergl. die Rede wäre. — Wie anders wirkt dagegen das auch erſt im Werden begriffene Trieſt! —

Ich möchte hier einige Worte über den Eindruck welchen die Architektur Münchens im Allgemeinen auf mich gemacht hat, einfügen. Wie weit dieſe Stadt uns und allen Städten Deutſchlands, ja vielleicht Europas,

in der Malerei, Skulptur, Erzbildnerei, und vielen andern technischen Dingen die damit zusammenhängen, voraus ist; in der Architektur dünkt sie mich nicht so glücklich berathen gewesen zu sein, als Berlin. Keine einzige der dortigen Schöpfungen (ich nehme die Aukirche, die etwas ganz Eigenes für sich bildet, aus) hat auf mich einen Eindruck machen können, der dem, welcher durch Schinkels Gedichte in Stein hervorgebracht wird, auch nur von fern zu vergleichen wäre. Ich meine damit aber nur die Außenseite der Gebäude; im Innern, wo die Ausschmückung immer mehr oder weniger an das Gebiet der Malerei oder Skulptur streift, zeigt dagegen fast Alles was ich gesehen, von dem ausgebildetsten Schönheitssinn, und der sichersten Kraft schöpferisch gestaltenden Talents. Ich habe dessen schon bei der Erwähnung der Glyptothek gedacht, die mir unter den neueren Gebäuden doch immer noch als das schönste erschienen ist. — Was die anderen Schöpfungen, insbesondere die in der Ludwigsstraße anlangt, so läuft fast durch alle ziemlich derselbe Typus der Grund-Anordnungen, und dieser eben ist es, der mir nicht gefällt, wenn ich mich auch über die Einförmigkeit die er erzeugt, hinwegsetzen wollte. Fast durchweg hat man den kreisrunden Fensterbogen, der mir der verhaßteste von allen ist, angewandt, und dazu die Fenster immer paarweise gekuppelt, wodurch sie häufig sehr klein werden.

als blos nothwendige Luft- und Lichtöffnungen, nicht als wesentliche Bedingniſſe der Frontenform erſcheinen. Man iſt von den ſchönen griechiſchen Erfindungen, die einmal für Alles was die heitere wohnliche Baukunſt, die der Muſeen und Kunſttempel anlangt, den noch unerreichten Maaßſtab abgeben, abgegangen, und hat wahrlich nichts Schöneres an die Stelle zu ſetzen gewußt. Selbſt die Säule, dieſer ſchönſte Schmuck der Baukunſt iſt ſelten in Anwendung gebracht, daher ſind auch die Fronten nach meiner Empfindung nicht von einer dem ſonſtigen Glanz des Gebäudes entſprechenden Wirkung. So z. B. die der Pinakothek. Als ich zuerſt das Modell derſelben in einer Sammlung die ein reiſender Künſtler zeigte, ſah, wollte ich gar nicht glauben, daß dies das berühmte Gebäude Münchens ſei. Es erſchien, freilich in der Geſellſchaft großartigſter Bauwerke deutſchen Stils aus allen Jahrhunderten, mehr einer zierlichen Hand- und Schnitzarbeit, als der Schöpfung eines Baumeiſters ähnlich. In der Wirklichkeit gleichen die Maaße und Räume zwar vieles aus, doch nicht bis zur völligen Befriedigung. Durchaus anders dagegen ſpricht das Innere des Gebäudes zu uns, welches eine Reihe wahrhaft imponirender Eindrücke erzeugt.

Ganz am Ende der Ludwigsſtraße liegt die Univerſität. Ihre Lage iſt für ihren Zweck offenbar ſehr unvortheilhaft, und was man dafür geſagt hat, daß

man die Studenten aus den inneren Stadttheilen, die noch dazu der Sitz der Unsittlichkeit seien, abzuziehen gewünscht habe, und sie bestimmen wolle, die neueren Stadttheile, insbesondere die Ludwigsstraße selbst zu beziehen, hält wenig Stich. Denn einmal möchten in der Ludwigsstraße, und in den ähnlich gebauten Stadttheilen, höchstens einige Mansarden zu Wohnungen für Studenten brauchbar, nämlich ihrem Budget entsprechend sein, und zweitens würde die Unsittlichkeit die nur eine halbe Stunde entfernt ist, ihnen entweder nachziehn, oder umgekehrt. Wer bei Versuchungen dieser Art schwach ist, dem werden sie durch eine Entfernung von einigen tausend Schritten nicht aus der Lebensbahn gerückt. Vorwaltend war gewiß das Motiv, diesen neu geschaffenen Stadttheil durch ein glänzendes Gebäude mehr zu schmücken; die Jahrhunderte lang nachschleppende Unbequemlichkeit und Last wird in der Gegenwart, und besonders in den Regionen, von welchen hier die Bestimmungen ausgingen und gerüst wurden, nicht empfunden. Mögen die Nachfolger für sich sorgen! —

Für Alles was ein Gebäude dieser Bestimmung sonst zu erfüllen hat, ist übrigens so vortrefflich gesorgt, daß sich damit die Unbequemlichkeit und Entlegenheit wohl einigermaßen ausgleicht. Auch mag den Lehrern, den Gelehrten, der erzwungene weite Weg am Ende nur eine Wohlthat sein, die, wie sie den Körper gesund

erhält auch auf die Geſundheit und Klarheit des Geiſtes Einfluß hat, und ſomit auch geraden Weges dem Weſentlichen der Wiſſenſchaft zu Gute kommt. —

Der Eingang des Univerſitätsgebäudes, die prachtvollen Treppen, das Atrium mit Glasmalereien, die große und kleine Aula, die anderen Hörſäle, die Corridors, das Alles iſt würdig, ſchön, zweckmäßig, heiter, luftig, licht. Wenn das, was in den Hörſälen gelehrt wird ſo klar, gut und geſund iſt als dieſe ſelbſt, ſo wünſchen wir den Münchner Studirenden von Herzen Glück. Bedauerlich war es mir natürlich in hohem Grade, daß ich nicht irgend einen Vortrag, z. B. einen von Görres mit anhören konnte, um mich an der geſunden Luft des geſunden Gedankens erquicken zu laſſen!! — —

Endlich beſuchten wir noch auf unſerer Wanderung die Ludwigskirche, die äußerlich keine Ausnahme von dem Eindruck macht, den mir Münchens Architektur im Allgemeinen erweckt hat, deren wunderſchöne Fresken (Cornelius jüngſtes Gericht) und innere Ausſchmückung überhaupt, jedoch mit zu dem Sehenswürdigſten und Genußbereitendſten gehören, was München überhaupt darbietet! —

Wir waren nicht ſäumiger geweſen, als in Venedig und Mailand, und daher auch eben ſo abgeſpannt. Sehr erquickte daher das Intermezzo der

die auf und am Tiſch einladend und intereſſant beſetzt war. Unter den Gäſten befand ſich ein Mann im ſchwarzen, deutſchen Rock, mit langem weißen Bart, geiſtreichen Zügen, lebhaften Augen, der bald die Rede frei, und gewiſſermaßen beherrſchend übte, und zwar manches Seltſame, doch oft auch ſehr Treffendes, immer aber Originelles ſagte. Ich hatte ſchon durch meine Ahnungen und Vermuthungen das rechte Ziel getroffen, — freilich meiner ſelbſt nicht ſicher, — als mir mein Nachbar ins Ohr flüſterte: „Jener Herr dort iſt der bekannte Eremit von Gauting, Freiherr von Hallberg!“ — Da ich keine der 7777 Damen war, die auf ſeine jüngſte Aufforderung zur Ehe an ihn geſchrieben, ſo brauchte ich mich bei ſeiner Bekanntſchaft weder zu fürchten noch zu ſchämen, ſondern hatte mich nur darüber zu freuen. Ich blieb für ihn freilich nichts als ein Reiſender und Tiſchgenoß im ſchwarzen Oberrock, ohne Anſpruch noch Luſt etwas Anderes zu ſein, und kann daher nicht annehmen, daß der vielgereiſte Eremit auch meine Bekanntſchaft gemacht hätte. Er wird aber doch hoffentlich nichts dawider haben, wenn ich mich der ſeinigen erfreute. Ueberdies hätte er wohl beſſere Männer über das vergeſſen, was ihm Einladenderes geboten wurde. Ich meinestheils wenigſtens hätte es gerade eben ſo ge-

macht wie er, und die beiden allerliebſten großbrittanniſchen Sechszehn und Siebenzehner von jungen Mädchen, die ihm munter und friſch wie die Hirſche gegenüberſaßen, allen Gelehrten, Literaten und andern Celebritäten und Famoſitäten des Continents vorgezogen. Wie alter Wein, hatte der alte Herr, der freilich zwiſchen dem Siebenzig- und Achtzigender hält, Kraft und Blume bewahrt, und fühlte ſich ritterlich und friſch genug, bei dem Tournier der Galanterie das um die jungen Schönen begann, leicht in die Schranken zu reiten. Und ich glaube beim Henker, er hat den Preis über uns Alle davon getragen! Beiläufig waren die beiden jungen Mädchen, die in Geſellſchaft der noch ſehr angenehmen Mutter und des Vaters an der Wirthstafel ſpeiſten, die erſten und einzigen Engländerinnen, denen ich in meinem Leben auf Reiſen begegnet, die mit natürlicher Freiheit und Unbefangenheit, und doch dabei durchaus ſittig und jungfräulich, die Annäherung des fremden Mann-Ungeheuers duldeten. Ja es waren die erſten engliſchen Damen, die ich — auf Dampfſchiffen ausgenommen, — an einer öffentlichen Tafel ſpeiſen ſah. Auch ſprachen ſie etwas Deutſch. Vernünftigerweiſe ſprach der Eremit auch, obgleich er eben aus England kam, und geläufig Engliſch ſpricht, nicht dieſes, ſondern Deutſch mit ihnen, und ermuthigte ſie zur Uebung. —

Damit ich nicht zwei Mittags-Genrebilder zu geben habe, will ich ſogleich hier erzählen, daß am andern Tage, Sonntags, der Freiherr ſich, ob den Schönen oder dem Feſt zu Gefallen, bleibe ſeine Sorge, auch in ſtattlicher, halb Civil- halb Militairtracht zeigte, mit Treſſen an den Beinkleidern, rothen Stiefeln wenn mich meine Erinnerung nicht täuſcht, Orden, u. dgl. Der alte Herr ſah ganz ritterlich aus, und machte den Cavalier der jungen Schönen mit ſo viel Eifer als Geſchicklichkeit. Hat er vor Jahr und Tag mit ſeinem öffentlichen Heirathsantrag nur etwas mehr als Scherz treiben, nur an den Verſuch des Ernſtes hinſtreifen wollen, und hätte eine der beiden friſchen, roſenwangigen Inſulanerinnen auch ihr Briefchen unter den 7777 eingelaufenen gehabt, ſo glaube ich, — — Doch wer hat ein Recht etwas zu glauben (trotz der unbedingteſten Glaubensfreiheit), als der, der eins hat, etwas zu wiſſen, und das iſt nur der Eremit und eine oder die andere der friſchen Britinnen! Genug ſie behagten ihm über Maaßen (was kein Uebermaaß bedeutet) und mir auch, und unter der Bedingung meine Eremitage mit einer ſolchen Mitbewohnerin zu theilen, würde ich friſch weg auch ein Eremit. — Ich könnte dem Publikum noch von manchem originellen Zug des alten rüſtigen Klausners erzählen, den ich theils ſelbſt beobachtete, theils aus den Erzählungen derer empfing, die ihn ſeit

langen Jahren kennen; — er iſt unter Anderm auch der älteſte Stammgaſt des Hotels, — doch wenn er, ohne es zu wiſſen, mit und neben einem Literaten geſeſſen und gegeſſen hat, ſo ſoll er doch durch mich wenigſtens nicht eine Scheu davor bekommen, daß es ihm noch öfter ſo ergehen könne, und deshalb will ich ihn aus meinem verkappten Hinterhalt heraus nicht weiter in die Oeffentlichkeit ziehen, als ich, bei ſeinem ſelbſtwilligen vielfachen Erſcheinen darin, annehmen darf, daß ſeine und meine Rechte es geſtatten. — Ich wiederhole nur noch, daß ich dem Zufall, der meine Reiſeroute auf 48 Stunden zur Tangente der des geiſtreich freundlichen alten Herrn machte, von Herzen dankbar dafür bin. —

Nachmittagswanderungen.

Wir mußten uns zeitig von der angenehmen Unterhaltung am Tiſch losreißen, um unſre mancherlei Vorſätze für den Nachmittag nicht unerfüllt zu laſſen. Wir fuhren zuerſt nach der etwas entlegenen Au kirche hinaus. Wenn irgend eines der neueren architektoniſchen Kunſtwerke in München einen wohlthuenden, befriedigenden Eindruck macht, ſo iſt es dieſe Kirche. Sie iſt in gothiſchem oder deutſchem Stil erbaut; allerdings bildet ſie nicht einen jener rieſenhaften Dome deren Vollendung nicht in der Macht eines oder mehrerer Jahr-

hunderte gelegen, und ſomit entbehrt ſie derjenigen Gewalt die in den Maſſen, welche allerdings bei der Architektur von weſentlichem Einfluß ſind, liegt. Dafür aber thut ſie uns durch die ſchöne Harmonie aller Theile mit dem Ganzen, durch die Vollendung in ſich, wohl. Keineswegs bedrückt uns hier das Gefühl des Uebermaaßes, der Ueberſättigung, ſondern wir haben die ſo ungemein anregende und doch genugthuende Empfindung des richtigſten Maaßes, der vollkommenſten Uebereinſtimmung zwiſchen Wollen und Können. Durch das Anſchließen an einen beſtimmten Stil, hat man gleichfalls einen entſchiednen Vortheil gewonnen. Denn feſtgeſtellt iſt unter allen kirchlichen Bauſtilen wie mich dünkt nur der gothiſche oder deutſche; alle übrigen Verſuche ſind noch ſchwankend geblieben, und es hat ſich daraus noch gar keine ſicher leitende Norm bilden wollen; nur Einzelnes iſt, je nach dem Talent des Architekten oder ſonſt mehr oder minder begünſtigenden Verhältniſſen, gelungen. Das meiſte, auch in München, ſchwankt in Zufälligkeiten, bringt uns durchaus nicht das Gefühl einer organiſchen Kunſt-Nothwendigkeit auf. So lange das Chriſtenthum in der Baukunſt wahrhaft vertreten werden ſoll, wird der gothiſche Stil immer das tiefſte und reinſte Abbild der erhabenen Religionsidee darbieten. So die Aukirche; nicht bedeutend in ihrer räumlichen Ausdehnung, doch auch nicht in drückender Weiſe beſchränkt

thut ſie uns durch das edle Maaß ihrer Verhältniſſe, durch den beſtimmten Ausdruck des Gedankens wohl. Das Innere der Kirche aber noch mehr, als das Gebäude von außen. Hier iſt es, wo man in München die Verſuche in der Wiederbelebung der Glasmalerei am ausgedehnteſten und mit dem belohnendſten Erfolge gemacht hat. Wie mir ein geiſtreicher Kunſtkenner bemerkte, ſieht man je in der Vollendung der einzelnen Fenſter die Fortſchritte welche die Technik und Wiſſenſchaft gemacht hat, von unſichern Anfängen bis zur ſchönſten Gewißheit ihrer ſelbſt. Auf mich wirkte vorzugsweiſe die plangemäße Anordnung um einen Geſammteindruck zu erzeugen. In älteren Domen ſieht man eine Reihe von Fenſtern mit Glasmalereien die jedes für ſich die Aufmerkſamkeit feſſeln, und auf das Ganze durch die wunderbare Färbung des Lichts einwirken. Hier aber ſtehen die Fenſter durch ſymmetriſche Anordnung, durch ſorgfältige Wahl der vorherrſchenden Farben, ſowohl in gegenſeitigen Beziehungen, als in den beſtimmteſten zu dem Gebäude ſelbſt; darum wird der Eindruck ein ſo ganz anderer, ſo erhöhter. Ich wiederhole es, von allen durch das neuere Kunſtleben in München geſchaffenen Werken hat die Aulkirche mich am wohlthuendſten berührt; nicht durch Pracht und Reichthum, ſondern durch die verſinnlichte Anſchauung des Geſetzes der Schönheit.

Nicht dieſen wohlthuenden Eindruck machte auf mich der Beſuch der neuen Reſidenz, oder der neueingerichteten Wohnung des Königs, ſo wundervolle Gemälde dieſelbe auch bewahrt. Doch muß man es anerkennen, daß ſich uns hier nicht allein eine unüberſehbar reiche, maleriſche Wunderwelt aufthut, ſondern daß auch ein edler dichteriſcher und zugleich vaterländiſcher Grundgedanke die geiſtige Baſis derſelben bildet. Von der dichteriſchen Mythe Griechenlands, dem Homer und Heſiodus, beginnt dieſe bald reizende und ſchalkhafte, bald erhabene Verſinnlichung poetiſcher Schöpfungen, und umfaßt nicht nur alle erſten Größen des griechiſchen Alterthums und unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt, ſondern hat auch das aufgenommen, was zu verſchiedenen Zeiten volksthümlich in unſern Dichtungen geweſen iſt. Daher haben nicht nur Sophokles, Göthe, Schiller, ſondern auch die Minneſänger, Bürger, die durch Tiek bearbeiteten Volksbücher, u. ſ. w. ihre Zimmer, wo die Malerei den dichteriſchen Geſtalten Beſtimmtheit und Feſtigkeit gegeben hat. In den Zimmern des Königs iſt die helleniſche Poeſie, in denen der Königin die deutſche in maleriſche Formen umgewandelt.

Um die Einheit des Gedankens der ſo überreichen Stoff darbot, zu verfolgen, war die Fülle der zuſammengedrängten Anſchauungen hier wohl unvermeidlich.

Das Bedrängende derſelben verſchwindet vielleicht in der organiſch-geſchichtlichen Entwicklung; denn das Zuviel tritt nur ein, wo man die Unnothwendigkeit, die Willkühr wahrnimmt. Wer mit Muße beſchauen kann, den wird die labyrinthiſche Verwirrung des Reichthums weniger hemmen, da er ſtets an einem ſicher leitenden Ariadnefaden ſeine Wege verfolgt.

Wir indeß begrüßten nach dem mehrſtündigen Durchwandeln der Säle im läſtigen Geleit von gewiß über hundert Mitbeſchauern, ſo daß wir uns zuweilen in der That im Gedränge befanden, die freie Luft und den heitern Sonnenſchein mit wahrer Erquickung. — Dennoch eilten wir einem neuen künſtleriſchen Genuß entgegen, indem wir nach Stiglmaiers Werkſtätten hinausfuhren. Der Weg führte uns an der Univerſität vorüber; eben ſtand die Sonne ſo, daß ſie gerade hinter den gemalten Glasfenſtern in der Treppenhalle leuchtete; der Anblick war zauberhaft. Mit der Schnelligkeit des Zaubers floh er auch vorüber, da wir ihn eben nur im Vorüberrollen genießen konnten. Es war als hätten wir eine himmliſche Erſcheinung in tauſendfältiger Farbenglorie geſehn! —

Von jeher hat mich das Kunſtwerk im Werden das Schaffen deſſelben lebendiger angeregt, als ſeine Vollendung. Sogar in der Muſik ſprachen die Mozartſchen Manuſcripte, die ich bei André in Offenbach mit

ihren Correcturen der ersten Anlage sah, fast lebendiger zu mir, als je eine Aufführung dieser Werke. Da ich eben an diesen höchsten Meister gedacht, den ich in der ganzen Künstlerwelt kenne und verehre, weil seine Wirkungen auf die reinsten, einfachsten und doch gewaltigsten Grundsätze gestützt sind, so sei Mozarts Bildsäule auch die erste, die ich in dieser Stätte des Erzgusses begrüße. Neben ihr prangt die „Jean Pauls." Weiterhin sehen wir die leuchtenden Erzbilder der bairischen Fürsten, die für den Thronsaal bestimmt sind; ferner eine Masse jener schönen einzelnen, mehr idealen Figuren, die alle schon in vielfachen Abgüssen durch ganz Deutschland ja ganz Europa bekannt geworden sind. —

Das mächtigste Werk welches uns diese Kunststätte zur den Augenblick darbot, ist die colossale Bildsäule der Bavaria, in Gestalt einer Heldenjungfrau, welche die zu Volksfesten und Spielen bestimmte Theresienwiese, wo man die Oktoberfeste feiert, schmücken soll. Sie ist entschieden in der Dimension das colossalste Werk der Art, welches überhaupt je gebildet worden. Die Höhe derselben beträgt 54 F. die des Postaments 30 F. Der Kopf ist somit um ein Bedeutendes größer, als der der Juno Ludovisi, und doch hat der Künstler in diesen riesenhaften Zügen eine Lieblichkeit auszudrücken gewußt, welche auch bei der nahen Betrachtung

nicht verloren geht. Das Haupt ſollte anfangs behelmt ſein; der König hat aber den Helm verworfen, und ſo iſt es jetzt von herabwallendem Lockenhaar geſchmückt. Uns dünkt daß der Monarch hier einen unleugbaren Beweis ſeiner wirklichen Kunſtkennerſchaft gegeben, und ein durchaus feines Urtheil verrathen hat. Man hat der Figur ein thurmhohes Haus überbauen müſſen, und um zugleich einen Standpunkt für ſie zu gewinnen, welcher dem entſpricht, den der Beſchauer nur erreichen kann, wenn ſie erſt auf dem Poſtament ſteht, iſt eine tiefe Grube gehöhlt worden, in die man hinabſteigt, um ſie von dort auf der Poſtamenthöhe über ſich zu ſehn. Wir wollen dem Urtheil der Kenner nicht vorgreifen, doch ſcheint es uns, als ſei hier eine der ſchwierigſten Aufgaben mit genialſter Schöpfungskraft und ſteter Bewahrung aller höchſten Geſetze des Schönen gelöſt. Ein Löwe iſt der Begleiter dieſes weiblichen Coloſſes mit dem lieblichen Rieſenkopf. Eine Treppe von Erzplatten wird im Innern der Geſtalt aufwärts bis in die Stirnhöhlung führen. — Bevor das Ganze vollendet iſt, werden nach der Verſicherung der Arbeiter in der Werkſtätte, noch etwa acht Jahre erforderlich ſein. —

Ueberhaupt iſt München, wie reich es ſei, doch erſt im Keimen, höchſtens im erſten Aufblühen begriffen, wenn man das Vollendete gegen die unermeßlichen Ent-

würfe hält, die noch vorliegen, und an die man zum Theil kaum die erſte Hand gelegt hat! — —

Mit der ſinkenden Sonne verließen wir die großartige Stätte, die ſo viele der herrlichſten Kunſtwerke ins Leben gefördert. Ein Trunk der Erfriſchung aus dem reinen Quell der Natur und des Lebens war uns nach allen dieſen künſtleriſchen Erregungen wahrhaft Bedürfniß. So fuhren wir denn in den engliſchen Garten, und durchſtreiften ihn nach vielen Richtungen, bis wir endlich auf einem Platz wo ein Garteneoncert ausgeführt wurde, anhielten, ausſtiegen, und uns luſtwandelnd im Geſpräch ergingen. Erſt mit der Nacht kehrten wir in die Stadt zurück, und ſuchten nach der langen, man darf wohl ſagen, Arbeit des Genuſſes, die Ruhe mit wahrer Sehnſucht auf. —

Zweiter Tag.

Die evangeliſche Kirche. Schwanthalers Werkſtätte. Die Pinakothek. Allgemeine Betrachtungen.

Dreimal auf meiner Reiſe habe ich das Glück gehabt, gerade den Sonntag in Hauptſtädten zuzubringen, zu Wien, Mailand, München; eine Stadt hat in der Feſt-Phyſiognomie ein ganz anderes Anſehn! So lächelte mich denn auch München beim Erwachen am zweiten Tage, dem ſchönſten ſonnenhellen Sonntag, mit

doppelter Freundlichkeit an. Doch wir waren nicht gesonnen, einen Festtag zu feiern, sondern traten, nachdem wir sämmtlich Briefe geschrieben, und auf der Post aus der Heimath empfangen, auch durch diese Freude erquickt, unsre Wanderungen emsig wieder an.

Wir besuchten zuerst die evangelische Kirche, eine Rotunde mit breitem Frontispiz, ein edler Bau, dessen Form nur den Uebelstand darbietet, daß die Kanzel unsymmetrisch auf der einen Seite der Kirche angebracht worden ist. Ein schönes Fresco-Gemälde von Herrmann der es, als ein Mitglied der Gemeinde, der Kirche zum Geschenk gemacht hat, ziert die Decke, und ehrt den Mahler als Künstler und Mensch.

Der König hat, wie uns der Lohndiener, ein Mitglied der Gemeinde sagte, zum Bau dieser Kirche nichts beigetragen; wohl aber die jetzt verstorbene Königin Mutter eine ansehnliche Summe; im Uebrigen ist das Gebäude ganz aus den Mitteln der Gemeinde hergestellt. Daß tiefe ernste Klagen über die Stellung der Protestanten in Baiern, und besonders in München bei diesem Anlaß laut wurden, wird Jeder begreiflich finden, der sich um die neuesten Landeszustände auch nur ganz oberflächlich gekümmert hat. —

Wir nahmen unsern Weg nach der Kunststätte Schwanthalers, dieses so reich und edel schaffenden Meisters. Welch eine Fülle von Arbeiten waren hier im

Gange! Zuvörderſt betrachteten wir das Giebelfeld für die Walhalla zu Regensburg, welches die Herrmannsſchlacht ſymboliſch darſtellt. Herrmann nimmt ſiegreich aufrechtſtehend die Mitte ein; ihm zunächſt Varus der ſich in ſein Schwert ſtürzt, dann ein junger Römer im Sumpf, endlich ein todt hingeſtreckter. So dachen ſich die Geſtalten nach der einen Seite des Dreiecks ab. Nach der andern ſieht man hinter Herrmann einen deutſchen Kämpfer, dann einen Barden, eine Seherin, die trauernde Thusnelda, endlich ihren getödteten Vater Siegmar. Das nördliche Giebelfeld der Walhalla ſoll in ähnlicher Gruppe die Befreiung Deutſchlands von dem Joch Frankreichs darſtellen. — Außerdem ſahen wir noch in Arbeit: Eine coloſſale Bildſäule des Großherzogs von Baden, Karl Friedrich für Karlsruh; am Piedeſtal der 11½ F. hohen Statue erblickt man die Geſtalten des Glaubens, der Weisheit, der Gerechtigkeit und Stärke. Ferner: die ſitzende Statue Rudolphs von Habsburg für den Dom zu Speier. — Auch waren die Modelle der ſehr bekannten vier und zwanzig Figuren deutſcher Künſtler aufgeſtellt, welche die Pinakothek zieren. —

In einem anderen Raume befanden ſich faſt lauter weibliche Geſtalten. Eine Gruppe, Ceres und Proſerpina für den Grafen Redern in Berlin beſtimmt. — Eine ſtehende Nymphe mit herabwallendem Haar,

eine reizende, volle Geſtalt, mit beſonders ſchönem Rükken; ſie wird in Hohenſchwangau aufgeſtellt werden. — Eine ſitzende Waſſernixe für den Landſitz des Grafen Arco bei Salzburg. Zwei Tänzerinnen mit Caſtagnetten, nackt, mit ganz leichtem Gewand für den Herzog von Naſſau bei Wiesbaden. — Endlich eine Gruppe, Handel und Schifffahrt darſtellend, beſtimmt, den Donaukanal zu ſchmücken. —

Außer dieſen beiden Räumen wurden uns noch drei andere geöffnet, wo zum Theil dieſelben Figuren (z. B. die der Walhalla-Giebelfelder einzeln, in allen Größen) doch auch noch manche andere Kunſtwerke anzutreffen waren. Ich nenne davon nur: Ein Denkmal für den Dichter Frauenlob, durch die Frauen in Mainz beſtellt; es ſtellt eine weibliche, deutſche Frau dar, die das Grab des Dichters bekränzt. — David und Cäcilie ein Relief für den Conzertſaal zu Zürich.

So werden des Künſtlers Werke nach allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes geſendet, und ſein Ruhm blüht überall in den reichſten, ſchönſten Kränzen. Er iſt in der That der deutſche Nebenbuhler des Isländer-Römers Thorwaldſen. —

Indeß war die Stunde zum Beſuch der Pinakothek herangekommen. Daß derſelbe diesmal, bei ſo kurz zugemeſſener Zeit nur dem Gebäude, nicht der ſo unüberſehbar reichen Sammlung galt, ſondern daß ich auf

dieſe nur einige Blicke der Erinnerung an meine früheren, längeren Aufenthaltzeiten in München werfen konnte, geht aus den Umſtänden hervor. Daß die Pinakothek mir von außen, als Gebäude keinen günſtigen Eindruck gemacht hat, habe ich ſchon bekannt; dagegen aber ſind die inneren Räume wiederum von edelſter Schönheit, voller Glanz, Würde und Geſchmack. In zehn größeren und fünf und zwanzig kleineren Sälen iſt die herrliche Sammlung, beſonders reich an gewaltigen Bildern von Rubens, aufgeſtellt. Außerdem läuft nah an der ganzen Front des Gebäudes eine lange Gallerie hin, mit fünfundzwanzig al fresco gemalten Loggien von Cornelius, deren Gegenſtand die Verherrlichung der berühmteſten Maler in ähnlicher Weiſe bildet, wie in dem Königsbau die Dichtkunſt durch die Malerei gefeiert wird. Dieſe Gallerie wird nur auf beſondere Vergünſtigung geöffnet, da ſie, noch nicht ganz vollendet, eigentlich nicht gezeigt werden darf. —

Mit dem Beſuch der Pinakothek beſchloß ich die flüchtige Schau die ich den neuen Herrlichkeiten Münchens widmen konnte. Wahr iſt es, ſie ſind erſtaunenswürdig, ſie haben eine neue Epoche der Kunſt für Deutſchland heraufgeführt, ein neues Kunſtleben gegründet, aus dem ſich eine Schule großer Talente gebildet hat, einige Meiſter erſten Ranges hervorgegangen ſind. Die Technik in verſchiedenen zur Kunſt gehörigen

Zweigen, die vor den Schöpfungen in München noch faſt ganz unausgebildet war, iſt mächtig vorgeſchritten; von Jahr zu Jahr ſind, durch die ſo überreich dargebotene Gelegenheit zu übenden Verſuchen, Rieſenſchritte vorwärts gethan. Im Erzguß, in der Glasmalerei, in der Behandlung der Fresken, der enkauſtiſchen Malerei, in vielen Zweigen die den mit der Architektur verbundenen Handwerken angehören, haben die Erfindungen und Vervollkommnungen der neueren Zeit mit den Leiſtungen der älteren, einen wahren Wettlauf gehalten. Endlich iſt München ſchon jetzt (in ſeinem kaum auf die Hälfte der ſchwebenden Plane gediehenen Zuſtande des Werdens) eine ſo überreiche Schatzkammer des Sehenswürdigen daß es zu einem Hauptreiſepunkt Europas geworden iſt, daß kein Reiſender, ja kaum ein Gebildeter, es übergehen darf; es ſei denn, daß er ſich nach veralterlicher Gelehrtenweiſe in irgend einem europäiſchen Winkel in dem Schneckengehäuſe eines angeräucherten Studierzimmers feſtſaugen will. Schon heut ſteht, was das Sehenswerthe in der Sculptur, Malerei, und zum Theil auch Architektur anlangt, München mit den erſten Städten Europas, mit Rom, Florenz, Venedig, Paris, London auf einer Linie, wenn auch, und das iſt ein reiner Vortheil für die Stadt, in einer ganz andern Form und Weiſe, als ein durchaus Eigenthümliches für ſich. Dadurch hat die Stadt einen Zufluß von Fremden gewon-

nen, wie ſie ihn vor einem Jahrzehend noch nie geahnt, geſchweige gekannt hat. Dies Alles räume ich bereitwillig zu Gunſten der belebenden Schöpfungen und Beſtrebungen des Königs ein. Und dennoch, darf man ſie gut heißen, darf man ſich ihrer rein erfreuen? Einmal wäre, nur in künſtlerſcher Beziehung, doch gewiß noch viel mehr geleiſtet worden, wenn man nicht auf ein Jahrzehend zuſammengedrängt hätte, was die Arbeit eines halben, vielleicht eines ganzen Jahrhunderts hätte ſein ſollen. Vieles iſt gewiß als Fehlgriff zu bezeichnen, und beſonders erdrücken die Maſſen einander, die mit ſolcher Treibhausſchnelle gleichzeitig, gewiſſermaßen ohne im Geiſt der Menſchheit reif geworden zu ſein, neben einander empor getrieben ſind. In fünf Jahrzehenden hätten vielleicht nur große Meiſter dasjenige vollendet, was jetzt großentheils der Schülerhand mit übergeben worden iſt; man würde manchen übereilt gefaßten Plan und Vorſatz in Zeiten als unausführbar, als minder wirkend (z. B. die Arkaden) aufgegeben, etwas Würdigeres an ſeine Stelle geſetzt haben. Das was man begonnen hätte, wäre vollendet worden; man hätte nicht ſo ungeheuer Vieles gleichzeitig ergriffen, deſſen Durchführung doch allzuſehr dem Zufall preisgegeben iſt. Wenn der König Ludwig durch den Tod in der Vollendung ſeiner Schöpfungen gehemmt wird? Wo iſt die Bürgſchaft daß

ſein Nachfolger ſie zu Ende führen werde? Es pflegt im Gegentheil ſehr häufig, faſt Gewohnheit zu ſein, daß die Neigungen der Söhne ganz entgegengeſetzte Richtungen nehmen als die der Väter. Es liegt etwas Natürliches darin. Einmal will jeder ſelbſt ſchaffen, ſeinen eigenen Weg gehn, der Macht und Freiheit dazu hat; zweitens ſtumpft ſich auch die Luſt an der Gewohnheit ab. Wer gewiſſermaßen gezwungen war, bis in ſein reifes Alter nach vorgeſchriebenen Geleiſen zu leben, der verläßt ſie oft, nur um etwas Anderes aufzuſuchen. Der Beiſpiele liegen zu viele, zu nahe vor uns. Welcher fürſtliche Erbe vollendete gern das Schloß das ſein Vater begann, erbaute ſich nicht lieber ein eigenes auf anderer Stelle, als der, die er von Jugend auf gewohnt und überdrüſſig geworden? Millionen wandte ein Kurfürſt von Heſſen-Caſſel auf die Wilhelmshöhe, die ſeine Nachfolger verfallen laſſen; Millionen ein anderer auf den Bau eines neuen Schloſſes in der Stadt, das ſein Sohn als halbvollendeten Bau wüſt liegen ließ, jetzt eine Entſtellung der Reſidenz ſtatt ihre Zierde zu werden. Man hat uns von entſchiedenen Abneigungen erzählt, die der Kronprinz von Baiern gegen manche Richtungen und Schöpfungen ſeines Vaters habe. Wenn nun die Walhalla, die neue Reſidenz, die Baſilica mit ihren wundervollen Fresken (wir hatten dieſe berühmte, im Werden begrif-

ſens Kirche gleichfalls beſucht, ich unterließ es jedoch, deſſen Erwähnung zu thun) und ſo viele andere Gebäude, in der Halbvollendung ſtehen bleiben? Könnte man dem Sohne, — wie traurig das Ereigniß auch wäre, — ſo unbedingt einen Vorwurf daraus machen? Wenn es nun hieße: „Dieſe Fülle von Unternehmungen überſteigt meine Kräfte, ſie überſtieg ſchon die meines Vaters; ſie iſt außer allem Verhältniß zu dem Reichthum zu der Bedeutung des Landes; in einer Regierung iſt nach dieſer Richtung geſchehn, was ſich auf drei hätte vertheilen ſollen! Ich will mich nun nach andern Sphären wenden, die bisher verſäumt wurden; die Wiſſenſchaft ſoll verhältnißmäßig eben ſo unterſtützt und gefördert werden, wie bisher die Kunſt; der Muſik, dem Theater will ich bedeutendere Kräfte zuwenden; die gewerbliche Induſtrie ſoll belebt werden; Baiern iſt in Eiſenbahnanlagen noch weit zurück, u. ſ. w.!“ — —

Würde man dieſe Erklärungen eines jungen Fürſten geradehin abweiſen können? Würden ſie nicht vielmehr in vielen Beziehungen ſehr den Wünſchen und Bedürfniſſen des Landes entſprechen? — Und wo bliebe dann die Pracht der Walhalla, der neuen Reſidenz, der Baſilica, der Ludwigskirche? — Wo die, ſo vieler anderer Unternehmungen die gleichzeitig begonnen, kaum in der Hälfte vollendet ſind? —

Die erste Folgerung die wir hieraus zu ziehn hätten, wäre also die, daß das Maaß des zu Beginnenden, weit überschritten ist, und die Ueberfüllung und Uebersättigung die uns entsteht, nicht nur in ästhetischen, sondern in noch viel wichtigeren Beziehungen vorhanden ist. Wie man von jedem besonnen eingeleiteten Unternehmen fordern muß, daß nicht nur der Anfang, sondern auch das Ende desselben, so weit es in der Macht menschlicher Voraussicht liegt, bedacht werde, so würde sich auch hier, dünkt uns, die Grenze von selbst gesteckt haben. Es hätte nichts unternommen werden sollen, als dasjenige, wofür die Mittel bis zur Vollendung gesichert waren. Wem es um die Schöpfung zu thun war, der würde darin auch seine vollste Befriedigung gefunden haben, daß der Gedanke den er verfolgte, unabhängig von fremdem Willen und zufälligen Einwirkungen gemacht werde. Dem persönlichen Eifer, der persönlichen Neigung, denen wir wahrlich nicht mit abstraktem Rigorismus jedes Recht absprechen wollen, blieb in der sorgsamen Betreibung des mit solcher Um- und Voraussicht Begonnenen gewiß immer noch ein reiches Feld freier Bewegung! —

Auch des Falles hat man mit Ernst in München zu gedenken: Jetzt haben Hunderte von Künstlern durch die Masse der Arbeiten, die sie kaum zu bewältigen im Stande sind, eine gesicherte, ja angesehene Lebensstel-

lung. Ein Regierungswechsel — und wo ist die Zukunft dieser Männer? — —

Was aber ist die Folgerung, welche wir aus dem oben Gesagten ziehn? Daß selbst auf solchem Gebiet dem Einzelwillen im Staat die Grenze gesteckt werden muß; daß, wie die Kunst ein hochwichtiger Bestandtheil des geistigen Lebens ist, sie auch nach dem Verhältniß ihres Antheils daran, durch diejenigen gesetzlichen Zustände, welche den ganzen Organismus der Gesellschaft überwachen, bedacht, gesichert, aber auch begrenzt werden soll. Die Zeit ist vorüber, wo die Völker im dunkeln Glauben an das unbedingteste Recht ihrer Beherrscher die traurigen Folgen der Irrthümer derselben duldend hinnahmen. Wenn einem Staat Millionen an Schulden oder Lasten übererbt werden, für begonnene Unternehmungen, die entweder ganz verloren gegeben werden müssen, oder ein Uebermaaß von Kräften, welches alle andern Richtungen betheiligt, in Anspruch nehmen, um zur Vollendung geführt zu werden: so werden unsre Nachkommen schneller als man glaubt, die Einsicht gewinnen, daß auch hier durchaus eine Beschränkung durch gesetzliche Normen erforderlich ist. Ich selbst, der ich diese Zeilen schreibe, habe mein Leben der Kunst gewidmet; schon durch persönlichen Antheil bin ich am weitesten entfernt, die Feder gegen irgend eine Begünstigung und Förderung

derſelben in die Hand zu nehmen. Allein die Kunſt ſelbſt wird gewinnen, wenn ſie unter der Obhut und Pflege des Geſetzes ſteht, ſtatt von der Perſönlichkeit der Monarchen abzuhangen. Die Civilliſten können im vernünftigen Sinne nie zu willkührlichem Gebrauch des Monarchen in den conſtitutionellen Staaten bewilligt werden*); es wird ſchwer, ja oft unmöglich ſein, dieſen Gebrauch zu regeln, er iſt der freien Einſicht übergeben. Doch das Recht eine Sache zu gebrauchen, heiligt niemals den Mißbrauch des Rechtes. Ich behaupte nicht, daß derſelbe in dem gegebenen Falle ſtatt gefunden habe, wenngleich ich der Anſicht bin, daß in dem Maaß auf nachtheilige Weiſe für die Sache, und auf gefährliche für die Folgen geirrt worden iſt. Und ſollte es ſo unverſtändig, ſo tadelnswerth ſein, wenn künftige Geſchlechter, die großen Summen, welche ſie bisher dem Glanz des Thrones zu ganz freiem Gebrauch bewilligten, in der Vorausſetzung, daß dadurch für die Förderung auch des Schönen im Staat am beſten geſorgt ſei, durch die Erfahrung belehrt, in der Hauptverwendung geſetzlich verwalteten? Wenn ſie die für die Un-

*) Das Vermögen der Dynaſtie muß immer in gewiſſem Sinne als ein öffentliches betrachtet werden; ſchon deshalb weil ein König, ein Prinz, nicht Schulden halber zur Rechenſchaft in der vollen Strenge des Geſetzes zu ziehen ſind.

terſtützung der Kunſt vorausgeſetzten Geldmittel auf die man ſich bei der Vertheidigung der hohen Summen in den Kammern immer beruft, vorweg in Anſchlag brächten, und dazu feſte und unveränderliche Einkünfte des Staats anwieſen? Kein geiſtiges Element iſt ſo gefährdet, durch rein perſönliche Neigung, Abneigung und Verſtändniß, als die Kunſt. Ihr ganzer Verderb, ihre ganze Blüthe kann davon abhängig ſein. Wenn der König Ludwig z. B. einen ſo falſchen Kunſtgeſchmack beſeſſen hätte, wie er einen tiefgebildeten und wahren beſitzt: wie ſtände es dann mit der Kunſt in München? Wenn in fünf, ſechs Generationen ſeiner Nachfolger niemand ſeinen Sinn beſitzt, wohin dann mit den Malern, Bildhauern, und zumal den Architekten! — Alſo gerade die Blüthe, der außerordentliche, wunderbare Glanz, die anerkennenswerthe Ausbreitung und Entwicklung nach den verſchiedenſten Seiten, welche die Kunſt in München dem Könige verdankt, prägt uns die Lehre mit verdoppelter Kraft ein, daß das Schickſal keiner weſentlich geiſtigen Richtung im Geſellſchaftsverbande, am wenigſten aber das einer Kunſt, wie die Architektur, die ſo unendlicher Mittel bedarf, um ins Leben zu treten, von der Neigung und Einſicht einer einzelnen Perſönlichkeit abhängig gemacht werden darf! —

Epilog.

München war das letzte Ziel meiner Reise, ich durfte sie für vollendet halten, als ich den Kreis meiner Wanderungen dort vollbracht hatte. Auf dem langen Wege zur Heimath, den ich so schnell zurücklegte, als es nur die Post- und Eisenbahnverbindungen zuließen, las ich nur die zufällig sich darbietenden Genüsse auf, die aber doch so reich ausfielen, daß ich noch einen guten Theil meines Buches damit füllen könnte, wenn ich nicht schon unter der Besorgniß des Zuviel schriebe, und so in denselben Fehler zu fallen fürchtete, gegen den ich so oft in diesen Blättern gekämpft.

So sei denn nur im Vogelflug ein Blick auf diese weite, reiche Strecke geworfen. —

Den Sonntag Nachmittag in München nutzten wir, um das Volksleben anzuschauen. Wir fuhren von einem Dorf, von einem Kaffeegarten in den andern. Die fröhlich nationelle Physiognomie der Lustbarkeiten zog mich besonders an. Im Paradiesgarten war, (so warf die Zeit ihre wandelnden Streiflichter in das durch Gewohnheit Stätige) eine kleine Eisenbahn für Kinder angelegt; ein drolliger kleiner Trompeter mit

einem Spitzmützchen auf dem Kopf vertrat die Stelle der Dampfpfeife, und gab die Abfahrt- und Ankunftssignale. Als Locomotive diente ein behender Pony, der die kleine, etwa 200 Schritte lange Bahn luſtigen Trabes mit ſeinen fünf oder ſechs Waggons voller Kinder hinablief. Ein artiger Anblick, und gewiß eine einträgliche Spekulation, die ich Kaffeewirthen zur Nachahmung empfehle. —

Originell, doch ſehr zweckmäßig, ſind die Tanzplätze. Ein großes, rundes Spitzdach, beſchattet den kreisrunden gedielten Raum; ringsum ſind Zuſchauerſitze angebracht; das Dach ruht nur auf Pfeilern ohne Mauern, ſo daß Luft und Licht von allen Seiten eindringen. Ein ſolcher Tanzraum iſt im Sommer ungleich zweckmäßiger und geſunder als unſre dumpfen Säle und Schenken. Er bildet die rechte Mitte zwiſchen dem Tanz im Freien und im geſchloſſenen Raum; ein Regentag verdirbt das Vergnügen nicht, und ein heißer iſt zu ertragen. — Den bairiſchen Stubenmädchen und Köchinnen muß ich es nachſagen, daß ihre den Stand bezeichnende Nationaltracht, die Gold und Silbermützen, die ſich am Hinterkopf ſchwalbenſchweifartig auszacken, und die reichen ſilbernen Ketten am rothen oder ſchwarzen Mieder, ihnen tauſendmal beſſer ſtehn, als unſern Dienſtmädchen die anmaßliche Damentracht, die aus ſittlichen Gründen, wie aus denen

des bloßen Anblicks so widerlich ist. — In Bogenhausen drehten sich die hübschesten Mädchen, im Tanz sowohl, wie auf einem Carousſel, das eine Lieblingsbelustigung zu sein schien. —

Ganz einsam, ja verödet erschien uns Nymphenburg, wohin wir noch, quer durch die Stadt zurück, fuhren. Hier war ein sprechender Beweis dessen zu finden, was ich oben über die Vernachlässigung der von Vorgängern gemachten Anlagen durch den Nachfolger sagte. Der jetzige König liebt dieses Schloß nicht; die Gebäude verfallen, der Park mit seinen herrlichen Baumpartheien, Durchsichten, Weihern voller Schwäne, dem sanft rauschenden Wasserfall — er ist völlig todt. Und doch sind einst Hunderttausende mit demselben Eifer auf diese Anlage gewendet worden! Daß die Geschmacklosigkeit der Gebäude eine Abneigung dagegen begründen kann, wollen wir nicht in Abrede stellen. —

Endlich besuchte ich auch noch auf eine Stunde das Theater; und hörte einen Akt des Freischütz. Ich darf nicht sagen, daß diese Stunde zu meinen glückseligsten auf der Reise gehört hätte; doch ich habe schon zu viel von Theatern auf dieser Reise gesprochen, um noch einmal auf dieses Kapitel zurückzukommen. Eine andere, eine persönliche Freude die ich hier hatte, bot mir jedoch eine reiche Entschädigung für die künstlerische Täuschung. —

Aus dieſer Verwendung meiner zwei Tage in München, erklärt ſichs von ſelbſt, daß ich für Perſonen, ſelbſt für die mir befreundeten daſelbſt, keine Zeit übrig hatte. Sonſt hätte ich gern wenigſtens einen Zoll der Dankbarkeit abgetragen, ein Zeichen der Erinnerung gegeben an unvergeßlich ſchöne, erhebende Stunden, die ich einer Künſtlerin welche in München lebt, verdanke; es iſt Nanette Schechner, die größte dramatiſche Sängerin ihrer Zeit, und der heutigen. Dieſer Gruß an ſie ſei mein Lebewohl für München! —

Der andere Morgen führte uns in zwei Stunden auf der im Vergleich zu allen andern, die ich kenne, äußerſt dürftig gebauten Eiſenbahn, nach Augsburg. Meine lieben Reiſegefährten von Zierl aus, blieben mir auch jetzt getreu. Wir durchwanderten zuſammen die Gaſſen der alten, berühmten Reichsſtadt und beſahen das Rathhaus und den goldenen Saal, in welchem eben eine Schulfeierlichkeit ſtatt gefunden hatte, wobei er von lauter Schülerinnen erfüllt war. Dieſer Anblick, und der genauere der Wandverzierungen, gab einen in der That höchſt ſeltſamen Contraſt! — Das Aeußere der Stadt entſprach nicht den Vorſtellungen die ich mir gemacht; ich muß geſtehen, daß Nürnberg mir dagegen als eine Königin an Pracht und Schönheit erſcheint! — Dorthin fuhren wir, nachdem ich noch einen Privatbeſuch gemacht, nach einigen Stunden des Aufent-

haltes ab. Die Hitze war faſt unerträglich; ſie ſchien uns jetzt über die Alpen gefolgt zu ſein. — Wir brachten beinahe die ganze Nacht wachend, in den heiterſten Geſprächen, zu. Am andern Mittag erreichten wir Nürnberg; ich blieb nur zwei Stunden, erquickte mich aber doch durch einen Spaziergang nach dem altberühmten Brunnen und der Sebalduskirche. Die Phyſiognomie der Stadt behält etwas ſo reich Alterthümliches, wie keine in Deutſchland; ſo oft ich — es war mein fünfter Beſuch — dort geweſen, der Eindruck ſchwächt ſich nicht, ſondern verſtärkt ſich jedesmal. Und um ſo mehr als es in der That Stadttheile giebt, die durchaus einen andern Anſtrich haben, wie mir dies namentlich bei meiner erſten Anweſenheit ſo auffiel, daß ich lange Zeit das Alterthümliche gar nicht recht anzuerkennen vermochte. —

Die Hitze ſtieg noch. Wir fuhren Mittags um 2 Uhr ab. Ich war von der Abſpannung wirklich krank, und hatte wiederum einen unglückſeligen Polterplatz, in der Mitte rückwärts. — Von der ganzen Rückfahrt hätte ich vielleicht keine Sylbe geſagt, ſondern wäre mit einem Sprung heimgekehrt, wenn es mir nicht darum zu thun geweſen wäre, anzumerken, wie mir nach der ganzen reichen Gallerie ſächſiſcher, böhmiſcher, öſterreichiſcher, ſteierſcher, italieniſcher und tyroler Landſchaften, doch die fränkiſche Schweiz mit

ihren grünen Thälern und eigenthümlichſten Fels- und Bergformen, ihren rauſchenden Bächen, muntern Dörfern, fröhlichen Bewohnern, als ein wahres Paradies erſchienen iſt, das den abgeſpannten, fiebernden, von der langen Reihe der Genüſſe überſättigten Reiſenden, doch wieder mit ſeliger, träumeriſcher Begeiſterung erfüllte. Es muß eine Wahlverwandtſchaft ſein, die zwiſchen mir und dieſen grünen, heimathlichen Landſchaften beſteht! —

Wir erreichten Baireuth — wo meine heiligſten Erinnerungen wohnen, — in der Nacht, Hof, das verwandte Anklänge erregt, am nächſten Vormittag. Unterweges, ich bekenne es, hatte ich noch zu Münchberg viel nach einem Fenſterchen hinaufgeſchaut, das in der hellen Morgenſonne glänzte! Vor zwanzig Jahren übernachtete ich hier als Fußwanderer, und aus dem Fenſter ſchaute ein blondes, lockiges Köpfchen, — — doch das gehört in die Bilder meines Lebens, nicht in die dieſer Reiſe! —

Noch manche, liebe, wunderbar bewegende Erinnerung ward in mir wach, manch neues Bild geſellte ſich zu dem alten! Doch nur in meinem Herzen, nicht mehr in dieſem Büchlein iſt Raum dafür. —

In Altenburg wollte mir der Teufel noch einen Streich ſpielen. Er ließ — ohne meine Schuld —

den Postwagen ohne mich davon fahren. Doch ein guter Geist, in Gestalt eines Postillons der eine Extrapost fuhr, arbeitete dem Bösen entgegen, und in Borna wurde das Werk der Finsterniß zu Schanden gemacht. — So begrüßte ich Leipzig doppelt froh; aber zu müde um nicht einen Rasttag zu halten, der mir zu mancherlei Freude und Heil ausschlug. Am nächsten Morgen führte mich die Eisenbahn, obwohl noch nicht ganz vollendet, heimwärts. Wir mußten noch eine wahre Jammer- und Elendsfahrt mit fast todtgehetzten Pferden zwischen Wittenberg und Jüterbogk machen, mit dem steten Damoklesschwert über dem Haupt, daß die Mähren stürzen und wir nicht zur rechten Zeit zum Abgang des Eisenbahnzuges ankommen würden. Seit diesem Septembertage bis zum Jahresschluß sind nun schon über 100,000 Reisende desselben Weges auf vollendeter Bahn gefahren! So rollt die Zeit brausend auf den Eisenschienen vorwärts!

Es war 7 Uhr Abends als wir Berlin erreichten; der schönste mildeste Septemberabend, an dem sich das Purpurroth der sinkenden Sonne mit dem Silberstrahl des aufgehenden Mondes mischte. Die Erinnerung der Ausfahrt zu der weiten Reise stand so lebendig vor mir, wie die eben verwichene Stunde, und der weite Flug durch die Welt war mir wie ein Traumgesicht! —

Ich fand sogleich einen Wagen bereit, der mich durch die Stadt weiter führte, denn nicht diese ist meine Heimath! —

Noch anderthalb kurze, in seligem Vorgenuß entfliehende Stunden! Da lag das grün umbüschte Häuschen am See still im Mondenschein vor mir; auf dem weichen Rasen hatte niemand die Räder des Wagens gehört. Aber die heißen Pferde schnaubten! So war ich doch verrathen! —

Und nun! — —

Der letzte Augenblick der Reise war doch der schönste! —

— † —

Lebt nun wohl freundliche Leser! Seid Ihr nicht ungern mit mir gewandert? Möchtet Ihr es auch künftig noch einmal mit mir versuchen?

Doch, Eure Antwort muß ich errathen, — denn welch ein Band knüpfte sich zum Autor zurück vom Leser? — So laßt mich denn, wie fast immer nur in diesem irdischen Dasein, von dem Glück der Hoffnung leben — und bereitet Ihr Euch das der Milde! —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Zwei Gespräche
mit Sr. Majestät dem Könige
Friedrich Wilhelm
dem Vierten

(am 23sten November 1847, und am 19ten März 1848)

in geschichtlichen Rahmen gefaßt.

Mitgetheilt

von

L. Rellstab.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin 1849.

Verlag der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Zwei Gespräche

mit Seiner Majestät dem Könige

Friedrich Wilhelm

dem Vierten

(am 23sten November 1847, und am 19ten März 1848)

in geschichtlichen Rahmen gefaßt.

13 15202

Mitgetheilt

von

L. Rellstab.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin 1849.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Erſtes Geſpräch.

Am 23ſten November 1847.

Ausführlichere Geſpräche mit Männern, denen das Leben oder ihre innere Bedeutung eine wichtige, vollends eine geſchichtliche, und hier dürften wir ſagen weltgeſchichtliche Bedeutung gegeben, ſind von jeher der treuen Aufzeichnung und Ueberlieferung werth erachtet worden, und bilden nicht ſelten Schätze des höchſten Werths ſowohl für die Literatur perſönlicher Denkwürdigkeiten, als für die bedeutſamere geſchichtliche. In Nachfolgendem giebt der Verfaſſer, ſo treu es ihm möglich iſt, zwei Geſpräche mit einem Könige, deſſen hohe geiſtige Bildung ſo anerkannt iſt, daß es keines Worts über dieſelbe bedarf; mit einem Könige, deſſen geſchichtliche Stellung in dieſem Augenblick zu der höchſten Geltung emporgewachſen iſt.

Das erſte, deſſen Inhalt ich anfänglich nur zur Erinnerung für mich ſelbſt, vielleicht zu einer ſpäteren Mittheilung, in dem was ich über mein eigenes Leben dereinſt einmal veröffentlichen möchte, niedergeſchrieben, übergebe ich jetzt früher der Oeffentlich-

keit, weil es zu dem zweiten in einem Gegenſatz ſteht, der gleichzeitig die ſchwerwiegendſten und wehmüthigſten Betrachtungen anzuregen geeignet iſt.

Iſt dieſes zweite außer allem Vergleich wichtiger, und knüpft es ſich an eine furchtbare geſchichtliche Kriſis, ſo wird das erſte doch darum in ſeiner leichten, anſpruchsloſen Eigenthümlichkeit gewiß nichts an ſeinem gültigen Anrecht auf die Theilnahme des Leſers verlieren, im Gegentheil gewinnen, durch die erſchütternde Vergleichung die es uns aufdrängt zwiſchen den damaligen Zuſtänden und den ſpäteren.

Jenes erſte Geſpräch fand ſtatt zu einer Zeit, wo Europa, ja die ganze Geſchichte der Menſchheit auf dem höchſten Gipfel des Friedens und ſeiner ſegenvollen Entwickelungen ſtand, den ſie bisher erreicht, und wo Alles dieſen Zuſtänden nicht nur eine lange Dauer, ſondern noch die reichſte Weiterentfaltung verſprach. Denn inmitten der friedlichen, ſo reich induſtriellen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Elemente der Zeit, hatten auch die politiſchen ihr Recht in Anſpruch genommen, und man durfte auf der ehrenvollen Arena rein geiſtiger Kämpfe die ſchönſten Siege erwarten. Ueberall regte ſich der vernünftige Fortſchritt, der Maaß und Ziel haltende, welcher das vorhandene Gute anerkannte, ja das blos Aeltere ſchonte, um nicht durch gewaltſames Einreißen mehr Schaden zu bringen, als der neuzuſchaffende Nutzen gewähren konnte. Nur die Kämpfe des Sonderbundes in der Schweiz hatten etwas widerwärtig berührendes, weil ſie ſich ſchon in jener wilden Leidenſchaftlichkeit bewegten, welche dem Gegner jede Gerechtigkeit verſagt; wenngleich damals in viel ſchwächeren Farben als jetzt, wo Erbitterung und bewußte Lüge die heiligen Kämpfe um das Edelſte und Größeſte was die Menſchheit zu erringen hat, im Tiefſten vergiften.

Die ſchweizeriſchen Zuſtände erſchienen indeſſen damals ſchon als ein nur vorübergehendes Element (als welches ſie ſich denn auch ſpäter bethätigt haben) und alle Denkenden und Wohlgeſinnten hegten den feſten Glauben, daß in einem Zeitalter, wo der Pabſt ſelbſt die alten Feſſeln löſte, die den Geiſt gebunden hielten, und die mild ſtrahlende Fackel ergriff, um auf dem Gebiet vernünftiger Erkenntniß erleuchtend damit voranzuſchreiten: daß in einem ſolchen Zeitalter die menſchliche Geſellſchaft reif ſei, ſich in edler Freiheit zu bewegen, und ſo, nur mittelſt geiſtiger Entwickelungskämpfe, zum Ziel zu dringen. Jeder gab ſich dieſer ſchönen Hoffnung, dieſer edlen Zuverſicht hin! Wie furchtbar ſie getäuſcht wurde, wie arg verderbt und weit verbreitet die unreinen, zerſtörenden Leidenſchaften, dieſe alte Erbſünde der Menſchheit waren, das zeigte ſich, als der ihnen entſproßte frevelhafte Uebermuth in den Februartagen zu Paris die Brandfackel ſchwang, und ſie ruchlos in das innerſte Heiligthum des Gebäudes der Geſellſchaftszuſtände ſchleuderte!

Ein Rückblick aus dem Jetzt der europäiſchen Mord- und Wuthkämpfe, über jene uns noch ſo nahe liegende Grenze des tiefen Friedens hinaus, in die glücklichen Zuſtände des Damals gleicht faſt einem idylliſchen Traum.

Allein ich glaube, daß jeder Leſer ſich dieſen milden Erinnerungen gern hingeben, und ihren Werth an dem Vergleich mit den heutigen Tagen meſſen wird. — Deshalb ſtelle ich hier das unſcheinbare, harmloſe Geſpräch mit einem Könige, (der damals noch nicht ahnte, wie bald ſein in dem blühenden Garten aller Friedensſchöpfungen der Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft aufgerichteter Thron, von erderſchütternden Vulkanen umgeben ſein werde), mit jener zweiten Unterredung, gewiſſermaßen auf dem Krater des erſten furchtbar ausbrechenden Feuerſchlunds geführt,

zuſammen. Eine leichte Blume, die nahe am düſter aufgähnenden Abgrund blüht!

Als Verwaltungs-Mitglied der Anhaltiſchen Eiſenbahn, hatte ich am 23ſten November 1847 den Auftrag ausgeführt, einen Zug, mit welchem der König von einer Reiſe nach Dresden zurückkehrte, von Köthen aus nach Berlin zu begleiten. — Auf dem Hinwege war ich mit dem Geheimen Kabinetsrath Illaire in einem Coupé zuſammengetroffen, und dieſer hatte bei der Rückfahrt gegen den König erwähnt, daß ich den Zug begleite. In Trebbin, fünf Meilen von Berlin, wo derſelbe, theils wegen der Kreuzung mit einem andern Zuge, theils um Waſſer aufzunehmen, längere Zeit anhalten mußte, ließ mich der König in ſeinen Wagen — ein beſonders gebauter, der mehrere kleine Salons und Kabinette enthält — rufen. In ungemein freundlicher Weiſe begann er die Unterredung mit folgenden Worten:

„Das iſt mir ja ganz überraſchend, Sie hier zu finden; alſo beſchäftigen Sie ſich auch mit Eiſenbahnangelegenheiten?"

Ich erwiederte, daß ich den Eiſenbahnen von jeher ein großes Intereſſe zugewandt, und namentlich ſeit einer Reihe von Jahren Antheil an der Verwaltung der Anhaltiſchen Bahn habe.

„Es iſt eigentlich ganz unverzeihlich," fuhr der König ſcherzend fort, „daß wir uns noch nicht kennen. Zwei Berliner! Sie ſind doch ein geborner Berliner?"

Ich bejahte es.

„Aber Ihre Familie ſtammt aus Magdeburg, nicht wahr?"

„Ich bitte um Entschuldigung Ihro Majestät, meine Familie stammt aus der Schweiz."

„Ja, ich irrte mich; die Familie in Magdeburg, welche ich meinte, heißt Wahlstab. Mein guter alter Delbrück," fuhr der König in einem Tone fort, der unverkennbar das Herzliche in dieser Erinnerung an seinen ehemaligen Lehrer und Erzieher bezeichnete, „war mit jener Familie verwandt. Ja, die Wahlstabs habe ich sehr gut gekannt. Ihre Familie aber stammt aus der Schweiz?"

„Meine Großältern sind hier eingewandert. In Berlin führe ich allein den Namen Rellstab. Doch in der Schweiz ist er sehr häufig."

„Die bekannte Rellstabsche Musikhandlung in Berlin," fragte der König weiter, „gehörte doch Ihrem Vater? War er ein Berliner?"

Ich bejahte Beides, und fügte hinzu, daß mein Vater eigentlich den Musikhandel hauptsächlich aus Neigung zur Musik getrieben und deshalb auch dahin getrachtet habe, mir ebenfalls eine möglichst musikalische Erziehung zu geben.

„Sie sind also auch ausübender Musiker," fragte der König.

„Ich hätte das," erwiederte ich, „zu keiner Zeit von mir zu behaupten gewagt; am wenigsten jetzt, wo ich schon seit fünfundzwanzig Jahren das Wenige, was ich ehemals im Pianofortespiel geleistet, ganz verabsäumt habe."

„Das ist ja," entgegnete der König verbindlich scherzend, „ein wahrhafter Raub, dessen Sie sich an der Welt schuldig gemacht haben."

„Ich glaube vielmehr," erwiederte ich, auf den Scherz eingehend, „ich darf einigen Anspruch auf den Dank der Welt machen, für die Wohlthat, die ich ihr dadurch erzeugt."

Der König lächelte. Nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſeine Züge einen ernſten Ausdruck annahmen, begann er: „Haben Sie denn den Elias gehört? Ich erinnere mich nicht eine Beurtheilung darüber geleſen zu haben!“

„O gewiß,“ entgegnete ich „habe ich das edle Werk gehört; leider fand die Aufführung ſchon unter den traurigen Vorahnungen des unglücklichen Ereigniſſes ſtatt, welches nur zu bald nachfolgte!“

„Und welch ein unglückliches Ereigniß!“ rief der König bewegt. „Ich ſchrieb noch während ſeiner Krankheit an Mendelsſohn. Allein er hat den Brief nicht mehr erhalten, — wohl erhalten, aber ihn nicht mehr leſen können!“

„Es iſt ein Verluſt, wie kein größerer die künſtleriſche Welt treffen konnte!“

„Sie haben Mendelsſohn ohne Zweifel perſönlich gekannt,“ fuhr der König, immer noch in ſehr bewegtem Tone fort. — „Waren Sie auch bei der Aufführung der Athalia in Charlottenburg zugegen?“

Ich bejahte es. Dieſe Aufführung hatte den Winter zuvor nur in Gegenwart des Königs und Hofes und eines Kreiſes eingeladener Perſonen ſtatt gefunden.

Der König ſprach ſich mit Wärme über das Gedicht und die Muſik aus. — „Ich habe die Tragödie vorzugsweiſe lieb; Mendelsſohn hat die Muſik dazu auf meinen lebhaften Wunſch geſchrieben. Und ſie iſt ihm vortrefflich gelungen, nicht wahr?“

„Es iſt,“ entgegnete ich, „ein großartig gedachtes Werk. Die Ouvertüre möchte ich für die beſte halten, die Mendelsſohn geſchrieben; im Stil entſchieden die größte.“

„Gleich im Anfang derſelben,“ entgegnete der König, „tritt in den Poſaunen eine melodiſche Stelle hervor, die nachmals

immer wieder angewendet wird. Sie ist außerordentlich schön. — — Mendelssohn," fuhr er nach längerem Innehalten fort, „hatte eine Art nervöser Scheu vor der Berührung mit der Oeffentlichkeit, wenigstens mit dem größeren Publikum. *) Ich hatte einen förmlichen Vertrag mit ihm geschlossen, daß das Werk nur im engeren Kreise, vor auserwählten Hörern ausgeführt werden solle. Wäre er am Leben geblieben, so würde ich ihm diese Bedingung natürlich ganz seiner Neigung gemäß eingehalten haben. Jetzt, da wir ihn verloren haben, scheint es mir aber ein Unrecht, daß die Welt auch eins seiner würdigsten Werke einbüßen soll, und ich muß den Vertrag aufheben. Solche Schöpfungen dürfen der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Ich habe daher Befehl gegeben, daß die Athalia nächstens in Berlin aufgeführt werden soll." **) — —

„Kennen Sie," wandte sich der König nach einer andern Gedankenrichtung, „den Nachlaß Mendelssohns? Er soll noch bedeutende Manuscripte hinterlassen haben. Wie ich höre, auch eine Oper; welches war doch der Gegenstand?"

„So viel ich aus Zeitungsnachrichten weiß," antwortete ich,

---

*) Wer ihn gekannt hat, wird die Wahrheit dieser Bemerkung des Königs bestätigen müssen; und der Ausdruck konnte nicht treffender gewählt sein. Bei der edlen, ernsten, strengen Richtung seiner Kunst, ist dieser Zug seines Charakters auch sehr erklärlich. Er fühlte wohl, daß die Menge, selbst wenn sie anerkennt, dies doch nicht aus den richtigen Standpunkten vermöge, und er mußte zugleich eine Ahnung haben, daß ihm diese Anerkennung ausbleiben werde, wo das Werk nicht sofort der oberflächlichen Fassungskraft des größeren Publikums zugänglich war. Beides, der fehlschlagende wie der falsche Erfolg, berührte ihn empfindlich; er wollte erkannt, und deshalb anerkannt sein.

**) Die Aufführung fand etwa vierzehn Tage später statt. —

„iſt das Gedicht von Emanuel Geibel, und der Stoff behandelt die Sage von der Loreley."

„Ganz recht! Alſo ein Stoff aus dem wunderbarſten Gebiet der Romantik. Allein die Arbeit iſt nicht vollendet?"

„Ein Akt; wie ich in einem Bericht aus Leipzig geleſen. Allein es iſt ſehr möglich, daß der Komponiſt auch von dem Uebrigen Vieles in ſeinem Innern fertig gehabt hat, wiewohl ſchwerlich aufgezeichnet. Denn außer ſeinen andern großen Eigenſchaften als Muſiker beſaß Mendelsſohn auch die eines erſtaunenswürdigen Gedächtniſſes. Er wußte nicht nur ſeine eigenen Arbeiten, ſondern auch faſt alle Werke der großen Meiſter auswendig, und behielt von einmaligem Hören ausgeführte Muſikſtücke ſelbſt dann faſt Note für Note, wenn ſie ihn nicht eben anſprachen, und er ſie nur obenhin angehört hatte. Daraus bildete ſich die Gewohnheit für ihn, ſeine eigenen größeren Arbeiten nicht eher niederzuſchreiben, bis er im Innern damit ganz im Reinen war. So ſind denn vielleicht auch die Hauptgedanken für die ganze Oper bereits in ihm reif, und klar feſtſtehend geweſen, allein — mit ihm begraben!"

„Welch ein Verluſt!" ſprach der König mit dem wahrhafteſten Ausdruck der Empfindung deſſelben; „dieſe doppelte Begabtheit wäre alſo hier ſein und unſer unerſetzlicher Nachtheil! Bei einem minder großen Talent, hätte er ſich ſchneller der Hülfe des Niederſchreibens bedient, und wir wären um ein Meiſterwerk reicher. — Und der Stoff iſt ſo ſchön. Es giebt kaum eine Sage, die mich ſo romantiſch anſpricht!" — — —

Es entſtand hier eine längere Pauſe im Geſpräch; der König gab ſich augenſcheinlich der von ihm geweckten Empfindung hin. Natürlich erlaubte ich mir nicht dieſes Schweigen zu unterbrechen. Mit leichter Gewandtheit gab der König plötzlich der

Unterredung eine völlig andere Richtung, indem er doch an den nämlichen Gegenstand anknüpfte, der so eben den Stoff derselben gebildet hatte. —

„Wie schade," äußerte er, „daß man am Rhein gerade mit dem herrlichen Lurleyfelsen einen so ganz argen Scherz treibt! — Sie kennen ihn doch? Sie sind am Rhein gewesen?"

„Mehrmals, und längere Zeit; zuletzt bei der Einweihung des Denkmals für Beethoven in Bonn, wo ich, wie früher auch in Heidelberg, studirt habe."

„Nun, wenn Sie so bekannt am Rhein sind, wird Ihnen auch der Scherz erinnerlich sein, daß man am Lurleyfelsen rufen muß: Wie heißt der Bürgermeister von Oberwesel? Das Echo antwortet dann, und verschluckt das W."

„Allerdings kenne ich den Scherz aus meinen Studentenjahren her," erwiederte ich lächelnd; „ich hätte aber nicht geglaubt, daß dergleichen, was der studirenden Jugend als ergötzliche Merkwürdigkeit vorgesetzt wird, auch einem königlichen Ohr dargeboten würde!"

„Ach und wie!" antwortete der König lachend.

„Es ist mir nicht erinnerlich," fuhr ich fort, „daß es der Lurleyfels sei, wo dieser Scherz getrieben wird; ich glaubte, es geschehe an einer andern Stelle, nahe bei Oberwesel selbst."

„Nein, nein, es ist eben der Lurleyfels. Gerade einer der schönsten Punkte wird so entweiht. — — Da Sie in Bonn waren, als das Denkmal Beethovens eingeweiht wurde, so wissen Sie vielleicht, von wem die Cantate war, welche man bei der Enthüllung der Bildsäule ausführte. Hatte sie nicht Liszt componirt?"

„Ew. Majestät verzeihen, sie war vom Professor Breidenstein; Professor der Musik an der Universität."

„Richtig, jetzt erinnere ich mich; allein das Gedicht, war es nicht von Smets?"

„Ich muß bekennen, daß ich es nicht mehr mit Bestimmtheit weiß. Allein ich glaube, Ew. Majestät haben vollkommen Recht. Wenigstens ist mir der Name Smets als eines derjenigen Dichter erinnerlich, welche Arbeiten zur Feier des Festes geliefert haben."

„Ich komme nur darauf, weil mir so eben Gedichte von Smets zugesandt sind; also wahrscheinlich derselbe, welcher die Cantate gedichtet hat."

Es entstand hier wiederum eine kleine Pause, da ertönte die Signalpfeife, und das Weitergehen des Zuges endete das Gespräch. —

Bei der flüchtigen Zufälligkeit der Veranlassung, welche diese Unterredung herbeiführte, bei der kurzen Dauer von wenigen Minuten, konnte sie allerdings die Gegenstände eben nur ganz obenhin berühren. Es war unmöglich, alle die vielfachen Wendungen des Gesprächs aufzuzeichnen; nur die Grundzüge konnte das Gedächtniß festhalten, und der Versuch das Einzelne wortgetreu wiederzugeben, mußte natürlich eben nur ein Versuch bleiben. Das leichte Her- und Hinüber in der lebendigen Rede, ist in der Schriftsprache gar nicht darzustellen, da in ihr der wirklich gebräuchliche Rede-Ausdruck sich eben so unvollkommen darstellt, als in der Rede die im schriftlichen Gebrauch üblichen Formen der Sprache gekünstelt erscheinen würden. Eben dieses leicht wechselnde Hin- und Wiederspielen des Worts bewirkte auch, daß noch manche andere Gegenstände berührt, und glücklichste Einzel-

worte und Bemerkungen durch den König eingeſtreut wurden, die ſchon um deswegen aus dieſer Mittheilung wegfallen mußten, weil es unmöglich war, den Faden des Geſprächs ſo treu wieder zu verfolgen, daß man ſie alle an den richtigen Anknüpfungspunkt hätte bringen können, durch den ſie allein ihre geiſtvolle Geltung erhielten.

Der Geſammt-Eindruck, den ich von der Unterredung mitnahm, war aber die vollſte Beſtätigung der allgemein anerkannten, ſeltenen Fähigkeit des Königs, die Rede in der feinſten, geiſtvollſten und würdigſten Weiſe zu handhaben, und dadurch einen gewinnenden perſönlichen Eindruck zu üben, dem ſelbſt Solche, die ihm (wie es in der bald darauf folgenden verhängnißvollen Zeit oft der Fall geweſen) mit übelwollender Geſinnung entgegentraten, ſich beſiegt geben mußten.

Ich verglich in der Erinnerung dieſes Geſpräch mit denjenigen, welche ich bei erſten oder wichtigen Unterredungen mit geiſtig ausgezeichneten, oder ſonſt in bedeutungsvollen Stellungen befindlichen Männern gehabt, und ich muß ſagen, daß der König durch die Natürlichkeit, die fließende Leichtigkeit, welche ſich dem Adel und der Feinheit nicht nur ſeines Ausdrucks, ſondern ſeines ganzen Weſens überhaupt geſellte, wenigſtens gegen keine dieſer Erinnerungen, die ſich an Namen wie Göthe, Jean Paul, Schlegel, Tieck, Humboldt und Andere knüpften, verlor. Wenn Geſpräche jener Art, weil ſie ſich vorzugsweiſe an eine Richtung, eine Aufgabe, ein Intereſſe hielten, ernſter eingehende waren, tiefere Fragen zum Gegenſtande hatten: ſo kommen hier die mannichfaltigſten Berührungspunkte in Anſchlag, welche der König ſämmtlich vollkommen beherrſchte, und eine Klarheit der Anſchauung, eine Sicherheit des Urtheils, des Gedächtniſſes

namentlich, entwickelten, die wahrhaft erſtaunenswürdig genannt werden müſſen.

Wie würdig ſich der König im Geſpräch auch auf ernſterem Grunde zu bewegen wußte, wo die gewaltigſten geiſtigen Erregungen zur Geltung kamen, und die Worte ein ſolches Gewicht erlangten, daß ſie den Thaten gleich zu achten waren: darüber boten mir leider die verhängnißvollſten Zeiten, wenige Monden ſpäter eine Erfahrung, die ich, mit wie ſchmerzlichen Erſchütterungen ſie verknüpft war, doch zu den unſchätzbarſten meines Lebens zähle.

Sie ſei der Gegenſtand des nächſten Abſchnitts dieſer flüchtigen Blätter. —

Zweites Geſpräch.

Am 19. März 1848.

Das Datum dieſes zweiten Geſprächs bezeichnet den ſchweren Ernſt deſſelben ſchon im genügendſten Maaße; es fand in der frühen Morgenſtunde jenes verhängnißvollen Tages, gegen ſechs Uhr ſtatt.

Bevor ich es, ſo treu als es irgend mein Gedächtniß in dieſen Augenblicken der tiefſten Erſchütterung und Aufregung faſſen und feſthalten konnte, wiedergebe, muß ich einige nähere Blicke auf die gährenden, Heil und Unheil brütenden Tage werfen, die dem verhängnißvollen 18ten März vorangingen.

Die Februar-Umwälzung in Paris war plötzlich, einem nächtlichen, räuberiſchen Ueberfall gleich, über das, ſolcher entſetzenvollen Dinge ahnungsloſe Frankreich hereingebrochen, und zerſchmetterte mit einem Donnerſchlage nicht nur ſein Glück, ſeinen Wohlſtand auf lange Jahre, ſondern bedrohte auch ſeinen und vielleicht der Welt Frieden mit äußerſter Gefahr. Zugleich hatte ſich in dieſem ungeheuren Umſturz, der den Schlamm der

untersten Tiefen emporschleuderte, auch der lang angesammelte Gift- und Gährungsstoff wahnsinnig feindseligen Ankampfes gegen alle Gesellschaftszustände, sammt dem halbverschollenen Flucherbe der Blut- und Vernichtungsraserei von 1793, aus seinen dunkelsten Höhlen wieder ans Licht gedrängt. Die fortgepflanzten Erschütterungen dieses unheilvollsten Ereignisses vielleicht der ganzen Weltgeschichte (das nur, — wie überhaupt Alles was da geschieht — in solchen Folgen die der Mensch nicht in der Gewalt hat, nicht zu berechnen vermag, ja nicht ahnt, ein segensreiches geworden ist, oder vielmehr noch werden kann), rollten über den Boden Europas hin, und setzten ihn, unterhöhlt wie er vielfältig war, in eine wogende Erschütterung, die allem Bestehenden, dem Schlechten und Guten, dem Ehr- und Nichtswürdigen gleichzeitig, den niederschmetternden Einsturz drohte.

Auch unser Vaterland wurde von diesem Erdbeben der Geschichte aufs tiefste erschüttert, und alle angewachsenen Krankheitsstoffe der Staaten, der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie der Tausende von Einzelnen, die ein zerrüttetes Leben, sei es verschuldet oder unverschuldet, mühsam duldeten, warfen sich nach der einen Richtung, die der Strom der Ereignisse voranbrausend und wühlend bezeichnete. Die aufgeregten Hoffnungen und Begierden glaubten sich plötzlich unbedingt berufen und berechtigt, in blinder Gewalt dem unbestimmten Ziel entgegenzustürmen, in dem Wahn dort hinaus ein lange vergeblich gesuchtes Heil zu treffen, als ob ein Weltmeer des Glücks nur darauf harre, den wilden, trüben Bergstrom der Leidenschaften und Wünsche in seinen Schooß aufzunehmen, und jeden glühenden Durst, der im Guten oder Bösen, im Würdigen oder Frevelhaften nach Befriedigung lechzte, in seiner unerschöpflichen Tiefe völlig zu ersättigen.

Eine Stadt wie Berlin, die bei über 400,000 Einwohnern so viele Gährungsstoffe in sich barg, mußte ein Hauptheerd, ein Brennpunkt jener leidenschaftlichen Entzündung werden, die noch völlig unklar und unbewußt dessen, was sie eigentlich wollte und erreichen konnte, im ersten Augenblick nur zerstörend und feindselig um sich griff, zumal wenn durch bewußtes frevelndes Streben Alles gethan wurde, um jeden Funken zur Feuersbrunst anzufachen.

Der erste Eindruck der Pariser Ereignisse — der Umsturz des Königthums, und die Proklamation der Republik durch eine von dem wahnsinnigen Lagrange geführte blutige Schaar von Blousenmännern — war einer des Entsetzens, und zugleich der halben Ungläubigkeit. Das Ereigniß erschien dergestalt als eine Ausgeburt des Wahnsinns, daß man es kaum glauben mochte, und den Gegenschwung, den Umsturz des unmöglichen Gebäudes in den nächsten Tagen erwartete. Man bedachte nicht, daß ein vom plötzlichen Wirbelwind mit den Wurzeln ausgerissener Stamm, wenn auch Jedermann seinen Fall beklagt, doch nur mit großer Mühe wieder aufgerichtet und zum Fortgrünen und Blühen gebracht wird. Eine vollendete Thatsache, und sei sie noch so widersinnig und sündhaft, ist ein furchtbarer Riegel, der den Rückweg zum Wahren und Vernünftigen lange versperrt! —

Auf diesen Eindruck des Entsetzens, der alle Klassen der Gebildeten gleichmäßig ergriffen hatte, folgte ein zweiter, der des phantastischen Glücks und der Eldorado-Hoffnungen, den die phrasenreichen Berichte aus Paris weckten. Die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, klangen gar zu lieblich; das plötzliche, schmeichelnde Heruntersteigen zum Arbeiterstande, das Arm in Armgehen der sonst Höchsten und Vornehmsten mit

den Geringen, dieſes durch Furcht, Schlauheit und Heuchelei gleichzeitig in Gang gebrachte Schauſpiel, weckte die träumeriſchen Illuſionen der Menge. — Die nächſte war, — ich rede hier nur von der Hauptſtadt, und laſſe die politiſchen Bewegungen in Deutſchland, deren ſich Edle und Nichtswürdige, Vernunft und Wahnwitz gleichzeitig bemächtigten aus dem Spiel — die nächſte Illuſion war, das Scheinglück der Arbeiter, welches in dem geprieſenen Frankreich, in dieſem gelobten Lande (man geſtatte mir den ſo häufigen falſchen Gebrauch des Ausdrucks) mit hochklingenden Worten verheißen wurde. Der Verfaſſer dieſer Zeilen wähnte damals, es ſei möglich, noch eine Stimme der Vernunft zur Geltung zu bringen, da jedem Unbefangenen die Unmöglichkeit, die Raſerei der franzöſiſchen Verſprechungen, die ſich nur zu bald in das grauenhafteſte Elend auflöſten, klar vor Augen liegen mußte. Er verſuchte es, durch einen Zeitungsaufſatz, der mit den Worten begann: „Laßt Euch nicht täuſchen," die völlige Leere der Hoffnungen und Verſprechungen, die man in dem leicht- und lügenfertigen Frankreich den Arbeitern gab, darzuthun. Vergeblich! Der erwachte Ungeſtüm der Leidenſchaft hörte nichts mehr; gegen die Stimme der ruhigen Einſicht, gegen die liebreichſte Lehre, war er völlig taub, weil die Wahrheit eine mißfällige war. Die Zeilen, die leiten, beruhigen, beſchwichtigen ſollten, erregten nur Erbitterung. Die heftigſten Briefe voller Vorwürfe und Drohungen gingen bei dem Verfaſſer, bei der Redaction der Zeitung ein, ja es wurden einzelne erbitterte Demonſtrationen gemacht. Leider hat ſich die ſchlagende Wahrheit jener Worte nur zu ſehr gerechtfertigt; in Frankreich nach kürzeſter Friſt. Aber das Elend traf auch unſern Arbeiterſtand, weil er die Wahrheit von keiner Seite her mehr hören wollte.

Wir begreifen, wir verzeihen die Stimmung; wir waren und ſind doppelt gern hülfreich bereit. Denn, wer will läugnen, daß das Elend in dieſer Welt ſchwer belaſtet? Oft verſchuldet, das iſt wahr, doch auch häufig unverſchuldet; allein darauf kommt es im Augenblick des Leids nicht an. Es fordert, es drängt nach Abhülfe; wie ſollte es ſich nicht gar zu leicht durch ſo goldene Verſprechungen täuſchen laſſen, als von jenſeit des Rheins zu uns herüber tönten! Die Polen, die Ungarn wußten das nur zu gut! Die Zeitungsblätter mit den Meldungen aus Paris wurden wahrhaft verſchlungen! Es fanden ſich außerdem auch Nichtsnutzige, welche ſie dem Volke giftig auszulegen ſuchten, die ihm gefliſſentlich den tiefſten Haß gegen die vom Schickſal Begünſtigten einflößten, und ihm den Reichthum, die Wohlhabenheit (die einzigen Quellen, die das Leid der Armuth lindern können) als die Urſachen dieſer Armuth ſelbſt darſtellten, und die härteſten Anklagen gegen die Bedrückung, die der Reichthum gegen die Armuth übe, erhoben. Es war allerdings auch zu ſolchen Anklagen Grund vorhanden, wie dies immer in der menſchlichen Geſellſchaft der Fall iſt, wo Einzelne ihre Stellung mißbrauchen, und hartherzig gegen das Bedürfniß ihrer Mitmenſchen ſind Auch lagen für die Hauptſtadt ſelbſt unläugbar gewiſſe Zuſtände vor, wodurch namentlich einzelne Gewerke ſchwer bedrückt wurden. So z. B. das Tiſchlergewerk durch den Meubleshandel, das Schneidergewerk durch die Kleidermagazine von denen behauptet wurde, daß die für ſie Arbeitenden ſich die härteſten Abpreſſungen gefallen laſſen müßten. Viele ähnliche, verwandte Verhältniſſe müſſen wir hier übergehen. Dieſe ſchwachen Stellen des geſellſchaftlichen Gebäudes benutzten diejenigen, welchen es darauf ankam, die Maſſen zum Aeußerſten zu reizen, mit argliſtiger Geſchicklichkeit. Dennoch, es muß zur Ehre des

Handwerkerstandes ausgesprochen werden, gelang es vorläufig noch wenig, diese Männer, die gewohnt waren, vom Fleiß ihrer Hände rechtlich zu leben, zu ungesetzlichen Handlungen zu verleiten. Doch die Gährung der Gemüther wurde immer höher gesteigert!

Vom dreizehnten März ab begannen die ersten ernsthaft unruhigen Auftritte auf den Straßen. Bis dahin waren im Thiergarten in den sogenannten Zelten, unstreitig mit zu fahrlässiger Ueberwachung durch die Polizeibehörden, allabendlich Volksversammlungen gehalten worden, in denen jüngere Literaten, vorzugsweise jüdische, die aufregendsten Reden hielten. Das Gerücht war in der Stadt verbreitet, daß am 13ten Abends (Montags) die ganze Masse des im Thiergarten versammelten Volks, meistens von der übelsten Gattung, sich durch die Linden nach dem Schloß begeben, und in dieses stürmend eindringen wolle. Die Garnison, schon durch bedeutende Zuzüge auf den Eisenbahnen verstärkt, wurde aufgeboten, die Regimenter zum Theil in den Straßen aufgestellt. Diese Veranstaltungen erhöhten den Schrecken, und zugleich die Neugier; die Volksmassen in den Straßen wuchsen, waren somit viel schwerer zu bewältigen. — Diese ersten Maaßregeln können nicht zweckmäßig genannt werden; eine verdeckte Aufstellung würde von größerem Erfolg gewesen sein. Allein andererseits so weit zu gehen, daß man behauptete, nur die Erbitterung wegen des aufgestellten Militairs erzeuge die Volks-Ansammlungen und Aufstände: das war offenbar nur böser Wille, oder entsprang aus jenem verstockten blinden Hassen und Angreifen über alles Maaß hinaus, welches selbst Männer, die man sonst vernünftig nennen mußte, gegen jede Regierungsmaaßregel richteten. Jene wahnsinnige

Verblendung, die bald darauf am 18ten, und dann fort und fort, dem Vaterlande so unermeßlichen Schaden gestiftet!

Allein man stellte wirklich den Satz auf, der Aufruhr werde durch das Erscheinen des Militairs hervorgerufen. War dieses denn aber zuerst auf dem Platz erschienen? Hatten die Rotten sich nicht schon vorher in wilder Gährung gezeigt? Wiederholten sich die Auftritte nicht in den folgenden Tagen, wo man die Truppen zurückhielt, bis sie unerläßlich nothwendig wurden? Es waren sogar schon ganz andere, drohende Symptome vorhanden, daß es auf viel mehr als einen Straßenaufstand abgesehen sei. Was der Polizeipräsident davon wußte, wissen oder nicht wissen wollte, oder konnte, darüber sind nur Gerüchte, freilich seltsamster Art, in Umlauf gekommen, und der Schleier von Manchem bleibt noch zu heben, oder wird nie gelüftet werden. Eine Thatsache aber, die von schlagender Bedeutung ist, als Zeugniß welcher Art die Gährung war, die dem Volke eingeimpft, und in demselben unterhalten wurde, ist folgende, mir aus zuverläßiger Quelle bekannt gewordene. In den Futterböden der Artillerie, die unterm Dach der mit der Stadtmauer vom Oranienburger Thor ab parallel laufenden Stallgebäude liegen, fand man Brandstoffe, Zündhölzchen ꝛc. zwischen schweren Körpern befestigt, die man auf diese Art durch die Dachluken eingeschleudert hatte; und diese Zündhölzchen waren in Brand gewesen, und entweder durch die rasche Bewegung des Wurfs oder sonst wie durch Zufall erloschen, ohne den beabsichtigten Schaden zu thun. Das war mehrere Tage vor dem 18ten März! Die sorgfältigste Ueberwachung verhinderte spätere Versuche der Art. Hält man aber diese Thatsache mit der abscheuwerthen Brandstiftung am 18ten März, jene Anzündung der Wagenhäuser der Artillerie, wodurch dem Staate ein Verlust

von einer Million zugefügt wurde, ferner das nichtswürdige Niederbrennen der Eisengießerei, — Alles in dem nämlichen Viertel, wo jene Verſuche vor dem 18ten entdeckt waren, zuſammen, ſo muß man auf furchtbare Ahnungen kommen, wie die Bevölkerung dieſer an nahrungsloſen, oder doch ſehr armen Bewohnern zahlreichen Stadtviertel bearbeitet worden war! Dazu kommt, daß namentlich in der Karl-, Louiſen- und Marien-Straße, wie ſich ſpäter ergeben haben ſoll, die Mehrzahl jener Fremden, hauptſächlich Polen, ihr heimliches Unterkommen bei den dort als Zimmermiether wohnenden einzelnen jungen Männern gefunden hatte! —

So iſt alſo die Entfaltung der Militairkräfte, das Verſtärken derſelben, mehr als gerechtfertigt, da man einer im Finſtern wirkenden Macht gegenüberſtand, der, wie man ſich überzeugt hatte, kein Mittel zu frevelhaft ſchien, um die Gährung in den Maſſen, jene dumpfe, über ihr Ziel völlig unklare Unzufriedenheit, zur giftigſten Höhe zu ſteigern, und, wenn die hineingeworfene Brandfackel gezündet hätte, der verheerenden Wuth Alles Preis zu geben, das Höchſte und Heiligſte, nur um auf dem Krater des völligen Umſturzes eine Herrſchaft aufzurichten, deren Zweck und Ziel noch in dunkle Myſterien gehüllt war!

Aber Eins iſt ewig zu beklagen; daß man, ſtatt der Gewalt unorganiſirter Maſſen die feſte Macht organiſirter entgegenzuſetzen, nicht lieber ſofort den Geiſt durch den Geiſt zu bekämpfen ſuchte, d. h. raſch entſchloſſen, freiſinnig mit denjenigen Gewährungen hervortrat, welche jeder auch nur halbruhige Blick in die Zeit als unerläßlich erkennen mußte. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes darf ſich das Zeugniß geben, daß er (obwohl er hier nicht näher auf das Wie eingehen will) Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und ſelbſt einen ganz außergewöhnlichen,

einer falſchen Deutung leicht unterworfenen Schritt gewagt hat, um die Macht auf dieſen Weg zu führen. — Leider vergeblich! —

Noch heut lebt die Ueberzeugung in mir, daß ein Vorauseilen mit den Gewährungen des 17ten März, um einige wenige Tage nur, die unheilvolle Exploſion vom 18ten abgewendet hätte; denn ſie war noch nicht reif, und die verwegenen Unterhöhler mußten ſelbſt am 18ten März das Aeußerſte, das Spiel auf Leben und Tod wagen, — ſie haben es leider für den Augenblick gewonnen — um es nicht für ewig verloren zu geben.

Der Rath des Schickſals wollte es anders. — Man ſuchte der rohen, äußeren Bewegung, hinter der ſich das innere Getriebe tief verſteckte, durch äußere Mittel Herr zu werden. Doch wie faſt immer in ſolchen Fällen, ſchlugen dieſe fehl, weil es faſt unmöglich war, ſie gegen die richtige Stelle zu wenden. — Der Straßenauflauf vom 13ten März wiederholte ſich am 14ten. Der Soldat, der ſchon mehrere Nächte in den Kaſernen unter Waffen zugebracht, kaum der nothwendigſten Ruhe genoſſen hatte, war erbittert. Mit Mühe konnten die Führer die Stimmung ihrer Leute beherrſchen, zumal da der Pöbel die ausgeſuchteſten Mittel der Aufſtachelung und Anreizung anwandte. Die Soldaten im Gliede wurden nicht nur mit Schimpfreden der unwürdigſten Art gereizt, ſie wurden von Einzelnen angeſpieen, ja es fielen Steinwürfe aus feigem Verſteck in den dichten Haufen, auf die ſtarre unterm Commando gefeſſelte Linie. Unſeligerweiſe vermag in ſolchen Fällen, der vornehme, wie der geringe Pöbel, beiderlei Geſchlechts, ſeine Neugier nicht zu bezwingen! Drei Viertheile, vielleicht neun Zehntheile der Maſſen auf den Straßen waren Neugierige; ſo ſtumpf von Gefühl oder Begriff dabei, daß ſie die Strafwürdigkeit ihres Erſcheinens nicht einzu-

ſehn vermochten. Und in gewiſſer Beziehung möchten wir den Neugierigen unter ſolchen Umſtänden faſt ſchuldiger nennen, als denjenigen, welcher wirklich die Unruhe will. Denn dieſen kann ein ſtarkes inneres Motiv, wenn auch eine irrende Meinung, eine fehlgreifende Leidenſchaft treiben; er hat aber doch einen Zweck, der ſeiner Handlung und ihrer Gefahr oder Schuld entſpricht. Der Neugierige aber iſt nur von der flachſten Theilnahme an der Bewegung getrieben, und bildet dennoch die ſtärkſte Beförderung derſelben, weil er das größte Hinderniß iſt, ihrer Herr zu werden. Er iſt der Hehler des Aufruhrverbrechens. Und dann bricht er noch in ungerechte Klagen aus, wenn ihn die Folgen dieſer müßigen Verſchuldung treffen! Wie es leider nicht anders kommen konnte, ſo mußten die unaufhörlichen Anreizungen, ja empörenden Mißhandlungen endlich ihre Rückwirkung haben. Die Truppen machten ihre Angriffe auf die Maſſen, die nicht auf gütliche Aufforderung auseinander gehen wollten, ſondern dieſelbe mit verhöhnendem Geſchrei und aufſtachelnden Thaten beantworteten. Daß nun der Schuldige, der abſichtliche Frevler, nicht von dem müßigen Zuſchauer, der ſich für unſchuldig halten wollte, geſondert werden konnte, muß jedem klar ſein, der nicht abſichtlich blind ſein will.

Eben ſo wenig läßt es ſich läugnen, daß durch die Erbitterung einzelner Soldaten manche ſchwer beklagenswerthe Thaten verübt ſind, die das Blut, ja das Leben wohl meiſt Schuldloſer koſteten. Denn natürlich zieht ſich der Strafbare, der irgend eine Handlung des Angriffs, der Beleidigung, meiſt aus dem Hinterhalte verübt hat, z. B. einen verdeckten Steinwurf, im Bewußtſein ſeiner Schuld, auf der Stelle zurück, und entflieht der Gefahr, bevor die müßig thatlos zuſchauende Maſſe nur weiß, daß ſie herausgefordert iſt. So fallen denn aus ihr die nächſten

Opfer; die wilde Flucht nach allen Seiten beginnt; der eifrigſt Flüchtende erſcheint, nach einer leicht erklärbaren Täuſchung, gewöhnlich als der Schuldigſte; er wird verfolgt, die Truppen zerſtreuen ſich, das Commandowort verhallt, die erhitzte Leidenſchaft gehorcht überdies nicht *ſofort* dem zügelnden Befehl, und ſo ſchießt plötzlich der perſönliche Haß der Einzelnen als giftige Pflanze aus der Aufruhrſaat empor.

Wir wollen nicht vertheidigen, was der erbitterte Soldat an jenem Abend gethan, wie weit er über das Maaß hinausgegangen; allein erklären läßt es ſich. Ein Jeder mag in ſeine Bruſt greifen und ſich ſelbſt fragen, ob er unter ähnlichen Umſtänden, ſo lange gereizt, verhöhnt, gemißhandelt, im Bewußtſein ehrenhaft ſeiner Pflicht zu gehorchen, das kalte Blut bewahrt hätte, welches auch nicht *einen* Schritt über die Linie des Rechten thun läßt? So viel muß anerkannt werden, daß die *Offiziere* jedes Mittel anwandten, die Leidenſchaft des Soldaten zu mäßigen, und ſogar die Gefahr nicht ſcheuten, ſelbſt ein Opfer des Augenblicks zu werden.

Auch in meine Behauſung flüchtete ſich an jenem Abend düſterer Erinnerung ein junger Mann, ein Studirender, der eine Kopfwunde durch den Hieb eines Soldaten erhalten hatte, und, wie ſehr er ſich über die erbitterten Leute beſchwerte, die, da er in ſeinem Geſchäft des Weges ging, die Waffe gegen ihn gebrauchten, doch eben ſo die Offiziere rühmte, deren Einſchreiten er ſeine und eines Freundes Rettung verdankte. —

— — War aber auch ſehr Schlimmes geſchehen, ſo war doch die Art, wie es betrachtet und ausgebeutet wurde, noch viel ſchlimmer. Die Vorfälle, von denen ich ſpreche, hatten hauptſächlich auf dem Schloßplatz und in der Brüderſtraße ſtattgefunden. Am andern Morgen wogten dieſe Gegenden, ſo wie die

breite Straße von herbeigeſtrömten Menſchenmaſſen, die ſich den Schauplatz der traurigen Ereigniſſe des vorigen Abends betrachteten. Allein man bemerkte unter dieſen auch viele Geſtalten des unheimlichſten Anſehns, Phyſiognomieen, wie wir ſie nie in den Berliner Straßen geſehen hatten, Leute, die ſich offenbar aus dem Dunkel der verrufenſten Winkel und Höhlen des Verbrechens ans Tageslicht wagten. Sie führten die ruchloſeſten, aufſtachelndſten Reden. Ich hörte mehrere in fremder, beſonders in niederrheiniſcher Mundart ſprechen, welche die noch unbefangenen und mehr verſtörten und erſchreckten, als arger Gedanken erfüllten Berliner, mit giftigen Worten zu erbittern ſuchten. „Es iſt doch wahrhaftig Zeit," ſagte einer dieſer Kerle im cölniſchen oder nah verwandten Dialekt, „daß der deutſche Michel endlich einmal erwache, und ſein Recht fordere!" Die Redensart wurde von den Zuhörern kaum verſtanden, und da das Ausſehn des bleichen, ſchmutzigen Menſchen, dem eine ganze Genealogie von Laſtern auf den welken, zerſtörten Zügen zu wohnen ſchien, auch nur anwidernd wirken konnte, ſo zogen die Meiſten ſich kopfſchüttelnd von dem unheimlichen Individuum zurück.

Allein auch in einem großen Theile der Bürger ſelbſt herrſchte eine große und ſehr erklärliche Aufregung, wenngleich ſie mit Unrecht ſich gegen die Geſammtheit unabweislicher Maaßregeln richtete, und dieſen aufbürden wollte, was Einzelne in leidenſchaftlicher Ueberſchreitung verſchuldet hatten. Es war von Einigen ſogar darauf abgeſehen, dieſe Erbitterung künſtlich zu ſteigern. So hatte man die Blutſpuren in den Straßen an manchen Stellen offenbar vergrößert, und wies recht gefliſſentlich jeden Vorübergehenden darauf hin; an einer Stelle — ich ſpreche jedoch hier nur vom Hörenſagen, und bin nicht ſelbſt Augenzeuge geweſen — hatte man neben einer ſchweren Blutſpur die In-

ſchrift: „Bürgerblut“ aufgepflanzt. Dies Alles iſt zu erklären, zu vergeben, zu entſchuldigen, — doch nicht zu rechtfertigen; Alles mußte vielmehr geſchehen, die Gährung zu hemmen, den unſeligen Ereigniſſen die, das Gift weiter fortpflanzende, Kraft zu nehmen. Hier war mehr als je und irgendwo das Wort der Verſöhnung zum einzigen Wahlſpruch zu machen (auch wenn das chriſtliche Gebot dieſelbe nicht all und überall forderte), damit die Wiederkehr des Unheils verhütet würde. Ganz anders aber wurden die Vorfälle von einzelnen Wortführern, meiſt Literaten, ausgebeutet, die, theils von der maaßloſeſten Eitelkeit getrieben, ſich als Volksführer geltend zu machen, theils von der ſchon erwachenden Hoffnung gelockt, in ſolcher Stellung wirklich Bedeutung zu gewinnen, leider Reden völlig anderen Sinnes an die Menge hielten, als wahrhafter Bürger- und Vaterlandsſinn gefordert hätten. Elende Aufkömmlinge, die ſpäter ihre Anſicht mit jedem Lufthauch wechſelten, ihre Feder und ihr Wort nach allen Richtungen feil hatten, fingen ſchon in dieſen Tagen an, ihr Unweſen zu treiben, und ſtreuten Giftſaat, ſtatt der des Friedens! — Schwerer war es freilich, ſich mit verſöhnenden Geſinnungen Hörer zu verſchaffen, und es ſchlug ſogar der Verſuch öfters in das Gegentheil aus! —

Drohende Gerüchte tauchten nunmehr auf. Es wurde von Rache, von einem großen bewaffneten Zuge geſprochen, der ſich Nachmittags im Thiergarten verſammeln, und dann maſſenhaft, mit jeder Waffe, Aexten, Knütteln, wie ſie ſich darbot, verſehen, in die Stadt dringen wollte. Viele Einwohner flüchteten; wenigſtens ſuchte man Frauen und Kinder außerhalb der Stadt, oder in entfernten Vorſtadtsvierteln in Sicherheit zu bringen: der Kern der Stadt, um das Schloß her, ſchien am meiſten bedroht.

So dunkelte der Abend heran. Wirklich hatten ſich diesmal die Unruhſtifter, — denn jetzt trat es bereits ganz entſchieden heraus, daß ein feſter Stamm vorhanden war, der nach einem wohlüberlegten Plane verfuhr — die breite Straße und die anſtoßenden Gegenden zum Hauptheerde ihres Operationsplans ausgeſucht. Um dem ſteten, ſo völlig unbegründeten Vorwurf zu begegnen, als ſei es das Erſcheinen und unangemeſſene Einſchreiten des Militairs, welches die Aufregungen hervorrufe, war der Befehl gegeben, daß man die Menge ruhig in den Straßen verkehren laſſen ſolle, ohne ihrem Treiben irgend zu wehren, bis wirklich ſtrafwürdige Handlungen die Verhinderung derſelben zur unerläßlichen Pflicht machten. Jetzt zeigte es ſich recht auffallend, wie völlig ohne Grund und Halt jene Behauptung war, und wie damals der Geiſt des Aufſtandes noch durchaus nicht in die Geſammtheit der Bewohner der Stadt übergegangen war, ſondern nur von einem ganz geringen Theil ausging, der den wahren Abſchaum der Maſſen bildete. Denn nur einige hundert Leute des verdächtigſten Anſehens, darunter die Hälfte faſt noch Buben von funfzehn bis achtzehn Jahren, rotteten ſich in der breiten Straße zuſammen, und bauten etwa in der Mitte derſelben, mittelſt einiger umgeriſſener Schilderhäuſer, Waſſerkübel und aufgenommener Rinnſteinbrücken, auch mit theilweiſer Aufgrabung des Pflaſters, eine ganz leichte Barrikade, im Angeſicht der Truppen, die das Schloß und den Schloßplatz ſtark beſetzt hielten. Man ſtörte ſie nicht in ihrem Treiben, ſo unſtatthaft daſſelbe war. Als aber die Barrikade vollendet war, die Erbauer gar keinen Angriff erfuhren, und nun nicht recht wußten, was ſie weiter unternehmen könnten, da rief einer derſelben: „Nun laßt uns die Laternen einwerfen!“ Und ſofort begann das Zertrümmern derſelben und der Fenſterſcheiben in den

anstoßenden Gebäuden. Jetzt erst, nun das Gesindel diesen Unfug trieb, schritt das Militair ein, und beim ersten Anrücken der Mannschaften zerstoben diese Straßenkämpfer nach allen Richtungen mit widerwärtigem Geheul. — —

Etwa um neun Uhr war Alles ziemlich still auf den Straßen. Ich kehrte von einem weitem Wege den ich vor das Oranienburger Thor unternommen hatte zurück, und mußte einen großen Umweg machen, um wieder zu meiner Wohnung zu gelangen, da die Mehrzahl der Straßen militairisch besetzt war. Die breite Straße, in welche ich vom kölnischen Rathhause her einbog, war ganz leer; einige Garde du Corps hielten am Eingang, und man sah die Spur einer weggeräumten Barrikade auch in diesem Theil der Straße. Alle Häuser waren geschlossen; es herrschte eine schauerliche Stille; da plötzlich tönten in der Ferne von der Spree her, in der Gegend der Jungfern- oder Gertraudenbrücke mehrere Schüsse. Es waren, so viel ich weiß, die ersten welche in diesen Unheilstagen fielen! Der Gebrauch der Schußwaffe war also nothwendig geworden — das letzte, äußerste Mittel! Ein Mittel, das in der Hauptstadt noch nie, selbst nicht vom Feinde gegen die Bürger angewendet, das sogar bei den viel ernsteren und gefährlichern Tumulten des vergangenen Jahres, welche die Hungersnoth erzeugte, nicht nothwendig geworden war! So hatte denn die unterwühlende Parthei es wirklich dahin gebracht, daß die ersten Ausbrüche des Bürgerkrieges aufflammten! Denn so lange nur die blanke Waffe angewendet wird, hält sich die Gewalt noch zurück, droht mehr, als sie wirklich einschreitet. Mit dem ersten Schuß beginnt der wirkliche Krieg! — Wehe denen, die es so weit trieben, die die reine Geschichte unseres Vaterlandes so arg befleckten! Nur die Nothwendigkeit, da jedes andere Mittel fehlgeschlagen, ja verhöhnt

war, konnte dazu treiben. — Ein Schauer ergriff mich bei dem dumpfen Hall dieſer Schüſſe durch die dunkle Nacht; die düſtern Ahnungen, die mich bis dahin erfüllt hatten, wurden nun zur traurigen Gewißheit! Eine ſchwere ſorgenvolle Nacht folgte dieſem verhängnißvoll entſcheidenden Tage; doch fielen fernere Gewaltſamkeiten nicht vor.

Ein Mittel gewährte noch einige Hoffnung, ferneren blutigen Zuſammenſtößen vorzubeugen; es war die Einwirkung der Bürgerſchaft ſelbſt. Man ging dabei immer noch von der Vorausſetzung aus, daß es nur eine unabſichtlich eingetretene Gährung ſei, die durch die traurigen Vorfälle vermehrt wurde. Von einem tief angelegten Plan, von einer ſyſtematiſchen Betreibung des Aufſtandes, der ein furchtbares Ziel des Umſturzes vor Augen habe, hatte man damals, wenigſtens im Publikum, keine Kenntniß oder Andeutungen. Was man in höheren Regionen davon gewußt haben mag, was der Polizeibehörde kund war, laſſe ich dahingeſtellt. — Auf die Bürgerſchaft, alſo auf den ehrenwerthen Kern derſelben hatte man ſeine Hoffnungen gerichtet, und glaubte, durch dieſe werde das Vertrauen, und ſomit die Ruhe wieder hergeſtellt werden, weil bei der Einſchreitung der Bürger der Grund wegfallen mußte, den man als die Quelle alles Unheils darſtellte, daß der Haß gegen die militairiſchen Maaßregeln, in der Erbitterung über die leider begangenen Exceſſe, die alleinige Urſach der Aufregung ſei. — Jetzt ſtellte ſich's aber mit aller Schärfe heraus, daß dieſer Grund nur ein Vorwand der Parthei war, deren Abſicht auf den Ausbruch einer wirklichen Revolution ging, und daß diejenigen, welche dieſe Abſicht nicht theilten, die unendliche Mehrzahl, ſich in völligſter Verblendung befanden.

Die Bürger waren freudig bereit, sich der schweren, aber Rettung verheißenden Pflichterfüllung zu unterziehen. Es wurden die Tüchtigsten, die Geachtetsten jedes Bezirks ausgewählt; sie machten sich bemerklich durch weiße Binden um den Arm, und durch starke weiße Stöcke (nach Art der, der englischen Constabler) die sie in der Hand trugen. Absichtlich hatte man sie nicht bewaffnet, damit ihre Aufgabe nicht den Charakter der gewaltsamen Unterdrückung, sondern den der versöhnlichen Vermittelung trüge. Doch wie wenig die aufgereizten untersten Volksschichten, von denen ein großer Theil wohl nur, ohne tiefere Absicht, durch das gewöhnliche, nichtsnutzige Behagen des Müßigganges zum Unfug getrieben wurde (darauf deuten die vielen 15—17 jährigen Bursche, die sich überall thätig zeigten); wie wenig diese untersten Bestandtheile der Bevölkerung auf ein vernünftiges, versöhnliches Ausgleichen des Zwiespalts einzugehen Lust hatten, das zeigte sich gleich in den ersten Augenblicken der Einrichtung dieser Bürgerschutzcommissionen. Sie wurden überall verhöhnt, verspottet, ihre Ausrüstung verlacht, einige derselben sogar gemißhandelt. Schon damals machte sich daher die Ansicht geltend, daß eine förmliche Bürgerwehr, wohlorganisirt und bewaffnet, das wirksamste Mittel zur Herstellung der Ruhe sein werde. Wir müssen diese Meinung theilen, und bedauern es aufrichtig, daß man sich in jenen Tagen, wo sich gerade die Tüchtigsten, die Zuverlässigsten an dem Institute betheiligt haben würden, wo eine zweckgemäße, unerläßliche Subordination, und eine das sichre Ineinandergreifen der Thätigkeit verbürgende Organisation unter entschlossenen und sachkundigen Führern, ganz leicht ausführbar gewesen wäre, nicht zu dieser entschiedenen Maaßregel entschloß, sondern die halbe Auskunft durch die Schutzkommissionen wählte. Nie hat sich eine tadelnswerthe, un-

gerechte Furcht vor dem ächten Bürgersinn schwerer bestraft als diese, und das Ministerium, welches sich nicht dazu entschließen konnte, in solcher Zeit der Noth und allgemeinen Bedrängniß, gemeinsam mit einer bewährten Bürgerschaft zu handeln, hat eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen. Zehntausend Mann wohlorganisirter Bürgerwehr hätten, dies ist unsere feste Ueberzeugung, die Katastrophe des 18ten März verhütet. Denn die an jenem Tage durch das künstlich veranstaltete Gaukelbild einer ruchlosen Gewaltthätigkeit gegen das freudig jubelnde Volk in wilde Verblendung gestürzte Menge, würde, hätte die Bürgerschaft selbst über Ordnung und Ruhe gewacht, nicht zu täuschen gewesen sein. Die angestifteten, besoldeten Aufrührer wären isolirt, folglich in der unendlichen Minderzahl geblieben, und man hätte ihrer in kürzester Zeit Herr werden, vielleicht den ganzen Zusammenhang ihrer noch bis heut tief verhüllten Umtriebe und verschleierten Plane entdecken können! —

Doch ich greife den Ereignissen vor. Am Donnerstag den 16ten März, sah man die zum Schutz der Stadt zusammengetretenen Bürger in größeren Abtheilungen durch die Straßen ziehen.

So, wo sie zu dreißig, vierzigen beisammen waren, gelang es ihnen besser, Ruhe herzustellen, Ordnung zu erhalten; die Mißhandlungen Einzelner wurden nicht mehr gewagt. Am Abend waren die Straßen, wo der Heerd des Aufstandes sich sammelte, ebenfalls großentheils durch diese Bürger besetzt, doch im Rückhalt befanden sich auch bedeutende Militairmassen. Die Stadt hatte ein finsteres Ansehn! Die wachenden Bürger und Truppen standen schweigend auf ihren Posten, und die Menge wogte nur mit leisem Gemurmel, in der großen Mehrzahl nur von der Spannung auf den Ausgang der Ereignisse getrieben, durch die Straßen. — Da ertönten plötzlich gegen 7 Uhr Abends

wiederum Schüſſe! Ein Schrecken zuckt durch alle Theile der Stadt wo man ſie vernimmt! Sie waren an der neuen Wache, am Zeughauſe gefallen. Dort hatte ſich eine Menge von Menſchen, deren Kern wohl den abſichtlichen Unruheſtiftern angehörte, geſammelt, und ſchien die von den Truppen und Schutzbürgern beſetzte Wache zu bedrohen. Auf mehrfache Aufforderung ging dieſer Haufe nicht auseinander. Da ließ der wachthabende Offizier feuern! Es fielen, wie leider faſt immer, völlig Unſchuldige als Opfer! Ein Dienſtmädchen das ganz ruhig an der andern Seite des Platzes ging, und ein junger Mann, den ebenfalls nicht die mindeſte Schuld, bei ſeiner Entfernung von dem Menſchengetümmel nicht einmal die der Neugier, traf. — Konnte gleich, vor dem ruhigen Urtheil, die abfeuernde Abtheilung für dieſe Wendung, für dieſe grauſame Verirrung der Kugeln nicht verantwortlich gemacht werden: ſo mußte doch der Eindruck ein viel ſchreckenvollerer ſein, das Gemüth ungleich tiefer erbittern, und man darf es der aufgeregten Leidenſchaft zu Gute halten, daß ſie hier nicht beſonnen prüft, ſondern ſich der Gewalt der Empfindung überläßt. In dem ſtill vorübergehenden harmloſen Volk war die Wirkung entſetzlich. Ich ſah, als ich der Gegend zueilte, wo die Schüſſe gefallen waren, eine alte Frau lautweinend und händeringend mir entgegenſtürzen, mit dem Ausruf: „Schon wieder ſchießen ſie uns nieder, ſchon wieder wird gemordet!“ Die Angſt raubte ihr völlig die Beſinnung. So wirkten dieſe unglückſeligen Thaten auf Viele, und die Verwirrung des Schreckens fing an, hauptſächlich unter den Frauen, allgemein zu werden, ſo daß die Vorſtellung ſich feſt und feſter ſetzte, der Bürger ſei der mörderiſchen Willkühr des Soldaten muthwillig Preis gegeben! Es konnte nicht fehlen, daß ſelbe Stimmung auch auf einen Theil der Männer überging, und das

namentlich die Jugend, von den aufbrauſenden Wogen der Zeit überhaupt gewaltig ergriffen und getragen, die Verhältniſſe in dieſer verworrenen Anſicht auffaßte, und ſich mit immer ſteigender Erbitterung erfüllte. Das war aber eben die Stimmung, deren die abſichtlichen, verſteckten Treiber der Unruhen, wie ſich nachher nur zu deutlich ergab, durchaus bedurften, weil es ſonſt völlig unmöglich für ſie war, ihre Plane durchzuführen; und darum boten ſie alle ihre Kräfte auf, dieſe auf falſche Annahmen begründete Gereiztheit der Gemüther nicht nur aufgeregt zu erhalten, ſondern auf's Höchſte zu treiben. Alles dies geſchah aber damals noch, ohne daß man eine Ahnung davon hatte, wie ſorgſam gefliſſentlich die Saaten der Zwietracht geſtreut wurden. Erſt ſpäter enthüllte ſich dies Treiben durch die Conſequenzen, welche die Parthei aus den Ereigniſſen zog, mehr und mehr, und noch lange, nachdem es dem unbefangenen Blick unläugbar aufgedeckt war, fanden ſich hartnäckige Ungläubige, ja es finden ſich deren noch jetzt, ohne daß man ſie böſer Abſicht beſchuldigen könnte. Allein es iſt die Natur des Menſchen, daß ihm Nichts ſchwerer wird, als von einem einmal feſtgewurzelten Wahn zurückzukommen, ausgenommen das Geſtändniß des Irrthums, wenn er auch längſt davon überzeugt iſt. Das mag auch noch jetzt Vielen zu ſchwer zur Ueberwindung fallen! —

Als ich bei der neuen Wache anlangte, und voll ernſter Betrübniß über den Vorfall näher zu den Wachtmannſchaften, die vor dem Gebäude ſtanden, bei denen ſich auch eine Abtheilung Bürger befand, hinantrat, mich nach dem Hergang zu erkundigen, ſagte mir ein ſehr ehrenhafter Bürger mit bewegter Stimme: „Ja, es iſt geſchoſſen worden, aber glauben Sie mir, es war nicht anders möglich, es mußte geſchehen, denn wir wären ſonſt von der wilden Maſſe übermannt worden.“ Ich führe dies an,

damit man ſehe, daß auch in dieſem Fall, ſelbſt wenn in irgend einer Form gefehlt worden wäre, man gewiß nur in der äußerſten Nothwendigkeit das traurige Aeußerſte gethan hat.

Der Abend verſtrich nach dieſem unheilvollen Ereigniß in dumpfer Stille. Nach Mitternacht war es ruhig auf den Straßen; die Menge hatte ſich zum größten Theil zurückgezogen; die begütigende Zuſprache der Bürger ſchien doch etwas gewirkt zu haben, wenigſtens waren Gewaltſamkeiten, wie z. B. Barrikadenbau, nicht vorgenommen worden.

Der 17te März, Freitag erſchien. Lag es im Plan derer, welche den Aufruhr ſpornten, an dieſem Tage nichts zu unternehmen? Oder hatte der Einfluß der Bürger ſo günſtig gewirkt, daß er wenigſtens die Maſſen zurückhielt, deren jene Parthei bedurfte, theils um ſich darauf zu ſtützen, theils um durch ſie verdeckt zu bleiben? Oder wollte man durch die eingetretene Ruhe die Behörden ſicherer machen? genug, es fielen an dieſem Tage, wenn auch die Aufregung der Gemüther noch eine ſehr große war, keine weiteren äußerlichen Störungen vor. Man beſchäftigte ſich mehr mit der Thätigkeit der Behörden, mit dem was namentlich die ſtädtiſche Verwaltung gethan hatte, um durch geiſtige Motive diejenigen Verheißungen zu erlangen, nach denen das ganze Volk ſich als nach den einzig wirkſamen Beruhigungsmitteln ſehnte. Schon durchlief die Kunde, daß der König endlich Alles genehmigt habe (die am 18ten publicirten Gewährungen vom 17ten bezeugten die Wahrheit derſelben), daß noch am Abend in der Staatszeitung die Veröffentlichung erfolgen werde, die Stadt, und weckte die freudigſten Hoffnungen. Leider unterblieb dieſe Veröffentlichung, aus einem, wie man erzählt, plötzlich wieder eingetretenen Zagen des Miniſteriums, einen ſo entſchiedenen Schritt auf der Bahn der öffentlichen Freiheiten vorwärts

zu thun, mit dem freilich die Brücke der Rückkehr zu dem bisher befolgten Syſtem für ewig abgebrochen war! Tief zu bedauern war in jedem Falle die Zögerung, denn auch hier will uns der Glaube nicht völlig verlaſſen, daß mit jener Kundgebung der Plan des unterwühlenden Aufruhrs geſcheitert wäre, indem er ſich nackt und ganz als ſolcher hätte herausſtellen müſſen, und dann die Theilnahme nicht gefunden haben würde, die ihm einzig und allein aus der mit ſo großem Glück herbeigeführten berauſchenden Täuſchung und Verblendung der Maſſen entſtand.

Das Loos Preußens wollte es anders. Der Sonnabend, der verhängnißſchwere achtzehnte März, dieſer Tag, der eine Kluft zwiſchen König und Volk aufreißen, eine blutige Trennung Beider — ohne wahrhaften Grund — herbeiführen ſollte, die die ganze vaterländiſche Geſchichte nicht kennt; dieſer Tag, der die treueſten, ehrenhafteſten, wenn gleich noch ſo freiſinnigen Bürger des Staats in ihren heiligſten Empfindungen auf das ſchmerzenvollſte verwunden ſollte, brach an! Und ſeine erſte Hälfte gab ganz andere, ſonnenhell glänzende Verſprechungen, die das ſchwarze Nachmittagsgewitter mit ſeinen Donnern zerſchmetterte!

Es fand ein ungemeines Leben, Treiben und Wogen auf den Straßen ſtatt, wie dieſe ganze Woche her, vom frühen Vormittag an. Auch ich durchkreuzte die Stadt ſchon zeitig; Alles begrüßte ſich mit der freudigen Nachricht, daß endlich die gehofften Gewährungen ſicher ſeien, daß ſie bald verkündet werden würden, daß nunmehr Preußen einer reichen großen Zukunft entgegen gehe! Doch wurden auch einzelne Stimmen der Beſorgniß laut, daß gerade jetzt eine leidenſchaftliche, feindſelige Parthei, der es weniger um das Wohl und Glück des Vaterlandes als um ihr ſelbſtſüchtiges, herrſchendes Hervortreten zu

thun ſei, eine feindſelige Demonſtration beabſichtige, die Alles ſtören und verderben könne. Es herrſchte ein unbeſtimmtes Dunkel über das Wie dieſer Demonſtration. Einige behaupteten, es ſei auf einen großen Umzug abgeſehen, andere auf ein Eindringen in's Schloß, um den König durch eine ſogenannte Sturmpetition zu beſtimmen, noch Andere meinten Anderes. Jedenfalls fürchtete man, daß dieſer Schritt nicht fördernd, ſondern unſelig ſtörend wirken könne, und vielfach ging man mich an, doch Alles was ich vermöchte, dagegen zu thun. Freilich vermochte ich aber nichts, da ich mich von dem Partheitreiben durchaus entfernt hielt, und bis dieſe Stunde entfernt gehalten habe, ſondern nur feſt in meiner ſeit einer langen Reihe von Jahren bekundeten Geſinnung beharrte, meinem Beruf getreu, dieſe durch öffentliches Schriftthum auszuſprechen. Es wurden als verſteckte Treiber jener Bewegung ein Mitglied der Stadtverordneten-Verſammlung von der heftigſten Oppoſition, das ſich nachmals in ſolcher Thätigkeit auf eine Weiſe die mich im Innerſten anwiderte, geltend gemacht, und ein Literat genannt, der der Sucht ſich hervorzuthun, und wo möglich dabei äußere Vortheile zu gewinnen, von jeher alle und jede Meinung aufgeopfert hatte. Genug, es durchſchlich ein unheimliches Element die wallenden Bewegungen der Hoffnung und Freude, das mit dem Laufe des Vormittags wuchs. Der Schloßplatz hatte ſich während deſſen mit Tauſenden von Menſchen gefüllt, die den erwarteten Verkündigungen entgegenharrten. Unter den vielen, freudeblickenden Geſichtern der großen Menge ehrenhafter, gebildeter Bürger, ſahe man aber auch, als die ſtill lauernden Vertreter jenes drohenden Unheils, eine Menge der widerwärtigſten, halb Ekel, halb Grauen erregenden Geſtalten, deren unheimliches Spuken ſchon die ganze Woche über gelehrt hatte, daß in der herrſchenden

Gährung Elemente der Einwohnerſchaft Berlins an's Licht gezogen waren, die ſich ſonſt in dem tiefſten Dunkel, in den abgelegenſten Winkeln der Stadt verborgen halten mußten, und ſicher hinlängliche Urſach dazu hatten. Denn, ſo lange ich in der Hauptſtadt gelebt, und mich in allen Klaſſen der Bevölkerung vielfach bewegt, über zwanzig Jahre mitten in der Oeffentlichkeit aller Richtungen verkehrt habe: ſolche Geſtalten, ſolche verrufene Züge, und obenein in Maſſen, waren mir nie zuvor begegnet; ja ich wüßte kaum, daß mir einzeln hie und da ein ſolches Grauenbild der Geſellſchaft vorübergeſtreift wäre. In jenen Märztagen tauchten ſie zuerſt aus ihrer Nacht und Verborgenheit auf, und blieben von da ab freilich den ganzen Sommer hindurch bis zum November ſichtbar und in ſteter Thätigkeit!

Da indeſſen dieſer Schlamm aus dem unterſten Grunde der Bevölkerung ſchon die ganze Woche hindurch wahrnehmbar geworden war und ſtets den Kern der Anſammlungen auf den Straßen bildete, ſo nahm es nicht Wunder, ihn auch an dieſem Morgen zu ſehen. Damals hielt man dafür, daß nur die gelockerten, aufgerüttelten Zuſtände der Ordnung überhaupt; die Hoffnung, bei dem Unfug großer Maſſen ihn einzeln ungeſtraft verüben zu können; endlich die aus der Natur des Laſters und Frevels ſich erzeugende Theilnahme an allem Fluchwürdigen, dieſe Schaaren aus ihren Schlupfwinkeln heraus auf die offenen Gaſſen führe: daß ſie planmäßig benutzt würden, daß ein anderes treibendes Element ſich hinter ihnen verberge, das war hie und da zwar als einzelne Vermuthung, aber doch zu unſicher und vorübergehend aufgetaucht, um großes Gewicht darauf zu legen. Dennoch machten an jenem achtzehnten März dieſe Geſtalten einen beſonders aufregenden Eindruck auf mich, zumal da man unter ihnen

auch andere ſah, die zwar nicht minder unheimlich waren, aber doch anderen Lebensſphären angehörten. Erſt ſpäter iſt es mir aufgefallen, und ſetzte ſich mit manchen andern Wahrnehmungen, deren Zuſammenhang mir erſt in der Folge klar wurde, in Verbindung, daß unter der hoffend bewegten Volksmaſſe auf dem Schloßplatz auch Einzelne derjenigen in ſichtlich äußerſter Spannung hin und her verkehrten, die ſpäter als die verwegenſten Partheiführer der Anarchie erſchienen ſind, damals aber noch keinen auf ſolche Art bezeichneten Namen hatten. —

Das Ganze des Eindrucks dieſer Vormittagsbewegung wirkte indeß ſo auf mich, daß ich etwas Verderbliches mit jeder Stunde lebhafter ahnte, und endlich den Beſchluß faßte, die Meinigen wenigſtens aus dem nächſten Kreiſe des Tumults zu entfernen. Ich bewog ſie, ſich zu einem Verwandten zu begeben, der in einem entfernten Theile der Stadt wohnte, um dort die Wendung der Ereigniſſe abzuwarten, und, wenn die befürchteten unruhigen Auftritte vorüber wären — denn ich glaubte, ſie würden ſich eben ſo beſeitigen wie die der vorigen Tage — wieder zurückzukehren. Ich ſelbſt begleitete ſie gegen ein Uhr bis zu dem Ort ihrer Zuflucht.

Als ich von dort zurückkehrte, begab ich mich wieder auf den Schloßplatz. Hier hatten ſich indeſſen die Volksmaſſen ungemein vergrößert, und die Scene eine ganz andere Geſtalt gewonnen, die mich ſchon bereuen ließ, die Meinigen nicht bei mir behalten zu haben.

Ich ſah — wer erinnert ſich nicht des großen erhebenden Augenblicks! — die große, dort verſammelte Bevölkerung, die man wohl auf zehn bis funfzehn tauſend anſchlagen konnte, in der höchſten Wallung der Freude! — Die Gewährungen des 17ten März, dieſe Frucht eifriger, unabläſſiger, ächt vaterlän

diſcher Beſtrebungen, die ſich nur durch geſetzliche Mittel geltend gemacht, dieſer Hochgewinn war erreicht, die öffentliche Verkündigung war geſchehen! Einer rief dem Andern die frohe Botſchaft zu, eine Umarmung, ein Händedruck folgte dem andern! Selbſt Fremde reichten ſich die Hand zum warmen Druck, umarmten einander herzlich in dieſem Alle verbindenden Gefühl höchſten vaterländiſchen Glückes. Ein Jauchzen und Jubeln ſchwebte über der bewegten Menge; der König erſchien auf dem Balkon des Schloſſes, und laut begrüßte ihn ein unendlicher Freudenruf, der weithin durch die Lüfte ſchallte. Hüte und Tücher wurden geſchwenkt, ſie wehten aus allen Fenſtern! — Von dieſem Bilde, von dieſen erhebenden Gefühlen ganz erfüllt, eilte ich in froheſter Wallung nach dem wenige Schritte entfernten Redaktionsbüreau der Voſſiſchen Zeitung, um ſofort die heilvolle Kunde in Worte zu faſſen, den Jubel der Hauptſtadt zu ſchildern, damit der Freudeſtrahl ſchnell durch alle Provinzen zucke, allen Volksſtämmen des Vaterlandes die neue Sonne des Glücks ſegens- und hoffnungsreich entgegenſtrahle! —

Mit den Worten „Preußens glücklichſter Tag iſt angebrochen" begann ich den Artikel. Doch kaum hatte ich die erſten Zeilen niedergeſchrieben als ein Donnerſchlag aus heiterſter Höhe alle Hoffnungen furchtbar zerſchmetterte. Die Thür des Zimmers nämlich öffnete ſich heftig, und mehrere Leute aus dem Hauſe und der Druckerei ſtürzten bleich und in äußerſter Aufregung hinein, mit dem Ruf: „Wir ſind verrathen! Es wird wieder auf das Volk eingehauen und geſchoſſen!" —

Es war das Unglaubliche, das Unmögliche.

Die Verſicherungen erneuten ſich. Einer der Männer erzählte von einer Bataillonsſalve. Dieſe Uebertreibung beruhigte mich einigermaßen. „Es iſt eine Täuſchung, ein blinder Lärm," ent-

gegnete ich; „wie können Sie, ein alter Soldat, daran glauben! Eine Bataillonsſalve, die wir nicht bis hieher, kaum dreihundert Schritte weit, gehört haben ſollten!“

Aber gerade, was mich einen Augenblick Hoffnung faſſen ließ, daß Alles auf einem Mißverſtändniß beruhe, dieſe ungeheure Uebertreibung war, wie ſich ſpäterhin ergab, eben das Unſeligſte. Denn es war die Abſicht, etwas Furchtbares, etwas Ungeheures als Schreckensgeſpenſt in das eben noch ſo beglückte Volk zu werfen, um es blind in die Netze des Verderbens, mit denen es damals uns Allen noch unbewußt umſtellt war, zu jagen. —

Ich eilte mit den Männern hinab auf die Straße! Da ſah ich denn, daß Alles von dem Entſetzen, von der fanatiſchen Wuth ergriffen war! Mit Geſchrei ſtürzte das Volk die Straße hinab, der dichte Menſchenſtrom vom Schloßplatz her zerſprühte wie eine Staublavine nach allen Richtungen, nirgend war ein Halten, nirgend ein Verſtändigen möglich. Das Eine hielt ich indeſſen auch bei dieſem furchtbaren, alles in mir zerſchmetternden Eindruck feſt: es war ein Mißverſtändniß, ein furchtbares grauenhaftes, unglückſeliges Mißverſtändniß! Denn alles Andere war eine Unmöglichkeit! — Was ſollte einen König, der ſo eben erſt den jauchzenden Freudenruf des ganzen Volks vernommen hatte, dem ſelbſt die ſchwerſte Laſt langer Sorgen, langen Kampfes von der Bruſt gewälzt ſein mußte, was ſollte ihn in der nämlichen Minute zu einem ſolchen, in der mildeſten Form ausgedrückt, feindſeligen Beginnen gegen ſich ſelbſt treiben? Oder welch' ein Zwiſchenfall war denkbar, um einen ſolchen Rückſchlag der Geſinnung und der Erkenntniß in das völligſte Gegentheil zu erklären? Welch' einen Zweck konnte, ſelbſt bei Vorausſetzung irgend eines unerklärbaren Grundes zum plötzlichen entſchiedenen Widerruf, eine ſolche Maaßregel haben, als den, mit raſendem

Beginn zu zerstören, was irgend noch an Hoffnungen blieb? Genug, wer nicht annehmen wollte, daß ein plötzlicher Wahnsinn das Unerhörteste befohlen habe, und daß dieser Wahnsinn sich auch der ganzen Reihe derer bemächtigt hatte, durch deren Hand und Vermittelung der ausgesprochene Befehl erst zur That werden konnte: der mußte, allem äußeren Schein zum Trotz glauben, wie es denn auch mir nicht anders möglich war, daß nur ein entsetzenvoller Irrthum hier obwalten konnte, der einem Wort von oben her in den untersten Stufen der Ausführung die völlig verkehrteste Deutung gegeben habe! — Und ein solches Mißverständniß mußte ja aufgeklärt werden können! Es durfte ja unmöglich zu einer furchtbaren Spaltung zwischen Volk und König, zu einem blutigen Zerreißen aller Bande der Liebe, des Vertrauens führen, die (wie auch im Einzelnen und nicht mit Unrecht Mißvergnügen geweckt, und Mißbilligung ausgesprochen war) doch im Ganzen des Volks und Landes lebten, und unerschüttert waren.

Das also war meine feste Hoffnung: der blinde Wahn dieses Schreckens wird vorübergehn, binnen wenigen Minuten, und man wird sehen, daß nur der Ruf „Feuer" die allgemeine Flucht erzeugt hat, daß aber nirgend eine Flamme aufschlägt.

Indessen wurde die Thatsache überall her bestätigt, freilich durch den Hohlspiegel des Schreckens, und durch den der Lust am Uebertreiben, zur Verzerrung vergrößert. Schüsse waren gefallen; das blieb unzweifelhaft; Menschen sollten davon gefallen sein; die Dragoner hatten eingehauen, Viele waren davor mit Mühe in die nächsten Häuser geflüchtet; wer ermordet sei, wußte man nicht, aber Jeder sprach von Niedergemetzelten, die er selbst voraussetzte, oder auf die Voraussetzung Anderer annahm. Das „Warum" blieb eine völlige Unbegreiflichkeit, das

„Wie" ein verworrenes Nebelbild, in dem die Unbestimmtheit der Gestalten und Bewegungen dieselben um so schreckenvoller erscheinen ließ. —

Die Massen boten ein, angstvolle Ahnungen weckendes Schauspiel dar; die Männer stürzten in wilder Hast, wie durch einen unsichtbaren Sporn gestachelt, fort; die meisten Gesichter von Schrecken und Erbitterung verzerrt; viele aber auch kummer- und sorgenvoll, halbgläubig oder ungläubig, doch völlig ohne Schlüssel zu dem Räthsel. Man hörte einzelne Ausbrüche der Wuth, der Drohung; doch von jenen anwidernden grauenhaften Gestalten, das ist mir erst später aufgefallen, war keine Spur mehr zu sehen. Sie waren wie verschwunden; was in den nächsten Stunden geschah, bewies, daß sie ihr Handwerk schon an andern Punkten trieben, nachdem die Mine, die sie unterhöhlend angelegt, gesprengt war und so unglückselig glücklich gezündet hatte! Aber wer erkannte das damals? außer denen die an den Fäden gesponnen hatten, mit welchen der gute Glaube, selbst der Redlichsten und Besten umstrickt wurde, und die lange, lange in diese engen Bande geschnürt waren, bevor sie wieder zur Freiheit des Blicks und des Handelns erwachten! Ich selbst, ich wiederhole es, befand mich damals noch im völligsten, undurchdringlichsten Dunkel über das was vorging. —

Ich war an meine Geschäfte zurückgekehrt; noch hoffte ich, daß, so schnell wie die feindselige Wendung eingetreten war, auch die Rückkehr zur Verständniß erfolgen werde. —

Allein jede Minute untergrub diese Hoffnungen; denn mit einer jeden kamen neue Boten und neue Botschaften der düstersten Art. Die Aufregung wuchs; die Stimmung der Massen wurde immer erhitzter, immer wilder; Alles rief und forschte nach Waffen; Berichte von Einzelnkämpfen liefen schon um. — So

ſchnell als ich gehofft, das ſah ich wohl, wollte die Löſung nicht eintreten. So mußte man denn auf die heilende Kraft der Stunden hoffen.

Es duldete mich nicht mehr im Hauſe. Ich wollte die Stadt ſehen, wollte den Meinen Kunde bringen, und betrat auf's Neue die Straße. Wie hatte ſich in dem kurzen Zeitraum, einer halben Stunde vielleicht, der Anblick ſchon verändert. Ueberall ſtanden Gruppen beiſammen, in ihnen einzelne Bewaffnete. Am Cöllniſchen Rathhauſe bewegte ſich's in dunkeln Maſſen, wild geſchäftig hin und her. Dorthin nahm ich meinen Weg! Im glühenden Eifer ſah ich Männer jener finſter drohenden Art, gemiſcht mit ehrenhaften Bürgern, beim Bau der ſpäter ſo unſelig berühmt gewordenen Barrikade beſchäftigt. Auf der Seite des Schloſſes dagegen ſtanden die Truppen und ließen den Bau ruhig fortführen, obwohl ſie ſo in der Uebermacht waren, daß es nur geringer Bewegungen bedurft hätte, um das ganze Werk zu ſtören. Dieſe eiſerne, ruhige Haltung beweißt gewiß, daß man nicht ohne die äußerſte Noth angreifend verfahren wollte, ſondern noch immer auf eine Rückkehr der Beſinnung hoffte. Indeſſen wurde an der Barrikade mit ſtürmiſcher Haſt fortgebaut. Alles ſchleppte Steine, Gebälk, Kiſten, Meubles, Geräthe und Gerümpel aller Art herbei. Ich klimmte durch und über die chaotiſch durcheinander geworfenen Trümmer; aufgehalten wurde Niemand. Der Mühlendamm, der Molkenmarkt, die Stralauer Straße durch die ich meinen Weg nahm, waren noch freier, allein Anfänge des Barrikadenbaues auch ſchon hier an manchen Stellen gemacht. Vor dem Polizeigebäude trat mir ein rechtſchaffener Mann — der mich ſpäterhin ſelbſt an den mir aus dem Gedächtniß entſchwundenen Augenblick erinnerte — entgegen, und fragte mit bekümmertem Antlitz was ich glaube, was ich

hoffe? Meine Worte waren mit verdunkeltem Blick: „Suchen wir die Stadt zu retten!“ — Ich eilte weiter. — Je mehr ich in die äußeren Theile der Stadt gelangte, je weniger war von den gewaltigen Symptomen der innern Bewegung zu bemerken. Indeß ſtanden faſt überall vor den Häuſern Gruppen von Männern, aber nur aus den unterſten Volksſchichten (in denen die Leidenſchaft in dem Maaße heftiger und blinder iſt, als das Urtheil geringer), und ſprachen erhitzt über das Ereigniß. Ich hörte zu; es war überall die Erbitterung über den verrätheriſchen Ueberfall die in den Gemüthern gährte.

Mehrfach machte ich den Verſuch, ſie zu überzeugen, daß nur ein Mißverſtändniß das Unglück veranlaſt haben könne. Doch ich wurde überall mit jener Heftigkeit die gar keine andere Möglichkeit, als das was ſie ſich einmal eingebildet hat, anzunehmen vermag, abgewieſen. So vollſtändig alſo war es der Argliſt gelungen, mit Hülfe des ſchon die ganze Woche hindurch geſäeten und genährten Zwieſpalts den Wahn an einen ſinnloſen Verrath unheilbar einzuimpfen, und dadurch die Erbitterung auf dieſe äußerſte Höhe zu treiben, die jeder verſöhnenden Vorſtellung unzugänglich blieb.

Ich nahm auch ſchon thätliche Aeußerungen derſelben wahr. In der Nähe der Stralauer Brücke ſah ich einen Trupp von acht bis zehn Soldaten, die einen Handwagen mit Brot begleiteten. Eine Volksgruppe an der dieſe Leute, die vermuthlich von den Vorgängen im Innern der Stadt noch gar nichts wußten, friedlich vorüberzogen, richtete einzelne Zeichen des Unwillens gegen ſie, und einer aus dem Trupp ſtieß einen der Soldaten mit der Fauſt. Dieſer, dem der Angriff um ſo hämiſcher erſcheinen mußte, je unvermutheter er war, erwiederte den Stoß ſo entſchloſſen und kräftig, daß der Angreifer zurückwich. Die

andern zeigten mehr Wuth als Muth, oder beſſer, das dunkle Gefühl des völligen ſittlichen Unrechts hielt ſie zurück; ſie ließen die Soldaten ruhig des Weges ziehen, wenigſtens ſo weit ich es im eilenden Vorübergehen wahrnehmen konnte. Ich habe den unbedeutenden Vorfall nur als ein Symptom der Stimmung anführen wollen; dieſer blinden Erbitterung, die ſich gegen ſchuldloſe Einzelne richtete, und dennoch ſich des Gefühls ihres Unrechts nicht erwehren konnte, wo es zur That kam.

Hinter der Stralauer Brücke hörten die äußeren Spuren der Aufregung auf. Man ſah dort noch keine Barrikade, auch war von einer wogenden, heftig leidenſchaftlichen Menge wenig oder nichts zu erblicken. —

Ich gelangte zu den Meinigen. Welch' ein Wiederſehn! In großen herrlichen Hoffnungen, wenn auch noch mit einiger Beſorgniß vor vorübergehenden Gewittern gemiſcht, hatten wir uns getrennt, mit der Zuverſicht, uns am Abend in froheſter Vereinigung wieder beiſammen zu finden — und nun! — Die Kunde von dem Vorgegangenen war ſchon dort hinaus gedrungen, doch ſehr unbeſtimmt, verfälſcht, vergrößert. Ich erzählte. Thränen über das tiefe Unglück des Vaterlandes, über den unſeligen Wahn — die Argliſt nahm ich noch nicht an — der das größte Heil in namenloſes Unheil verkehrte, hemmten die Stimme. Ich hatte Entzücken und Jammer zugleich zu ſchildern; den Jubel vor dem Schloß, und in der nächſten Minute das blinde, raſende Entſetzen! — Die finſterſte Zukunft lag vor meinem Auge, auf meiner Bruſt. — Nach längerem Verweilen ſchied ich, da ich beſorgte, der Rückweg werde mir abgeſperrt werden, und ich wollte in der ernſten Stunde nicht als ein Flüchtling vom Hauſe daſtehn. Die Meinigen ließ ich zurück, denn noch ſchien es, als wenn die aufwogenden Wellenkreiſe ſich in jener Gegend

beruhigten, und allmählig verlieren wollten. Freilich war es ein Irrthum.

Der Rückweg bot mir schon wieder ein ganz anderes Bild dar. Die schwarzen Stunden des Verderbens schienen auf Riesenflügeln heranzurauschen, so mächtig war die Gährung in dieser kurzen Frist gewachsen. Hatte ich zuvor, außer der Barrikade am Cöllnischen Rathhause drei oder vier überklettern müssen, die kaum den Namen verdienten, so sperrten jetzt mindestens zehn den Weg. An der Stralauer Brücke waren schon Versuche dieselbe abzubrechen sichtbar, doch kam ich noch glücklich hinüber. Hatte ich zuvor Gruppen von sechs bis zehn Männern vor den Häusern gesehen, so sah man sie jetzt zu dreißigen, an freien Plätzen zu funfzig und hundert beisammen stehen. Viele mit Aexten, Säbeln, Gewehren bewaffnet; Weiber waren unter die Gruppen gemischt, und ihre Wuth schien die der Männer zu übertreffen. —

Ich stand wieder an der Barrikade vor dem cöllnischen Rathhause. Sie war vollendet, gegen 8 Fuß hoch, mit starken Holzmassen gediegen hergestellt. Hinter derselben standen einige Hundert Männer in dichtem Gedränge; doch bemerkte ich wenige Bewaffnete unter ihnen. Auf der Höhe der Barrikade bewegten sich einzelne Gestalten; ein Mann hielt eine Rede. Mich hinderte Niemand, die Barrikade an einer niedrigen Stelle zu überklettern. Als ich oben stand, übersah ich mir die dahinter aufgestellte Schaar, und hörte dem Redner zu. Man erkannte mich, mein Name wurde vielfach gerufen, ich sollte *sprechen*! Was hätte ich zu sprechen gehabt? Zum Glück half der Redner, der so eben das Wort geführt hatte, und sich unterbrochen sah, mir auf eine glückliche Wendung. Er rief: „Wollt Ihr denn die Truppen angreifen, wenn sie Euch nicht angreifen?“ Zu meiner

höchsten Verwunderung hörte ich ein allgemeines, lautes „Nein"; auch nicht eine Stimme erhob Widerspruch. Nunmehr ergriff ich das Wort. Ich erinnere mich deſſen, was ich ſprach nur im Allgemeinen; es lief darauf hinaus, daß, da ich geſehen hätte, daß von ihrer Seite kein Angriff erfolgen ſollte, und die Truppen bis jetzt auch ruhig ihnen gegenübergeſtanden hätten (man ſah ſie am Ende der Straße, wo ſie den Zugang zum Schloßplatz abſperrten) es mir ſcheine, als ſei noch eine Verſtändigung möglich. Dieſe erbot ich mich, zu verſuchen. Der Vorſchlag wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Ich verſprach auf der Stelle auf das Schloß zu gehen, und wo möglich bis zum Könige ſelbſt zu dringen, um dort unmittelbar den Frieden zu vermitteln. Doch begehrte ich, daß noch zwei Bürger mit mir gehen ſollten. Dieſe Anerbietungen, wie ich ſie in der Aufregung des Augenblicks hinwarf, ohne überſehen zu können, ob und wie ſie ausführbar ſeien, wurden unter ſtetem Beifallzuruf angenommen. Der Redner von zuvor und noch ein Bürger wurden mir zugeſellt; ich vermag die Namen Beider nicht mehr zu nennen. Bedingungen, auf welche wir den Frieden zu ſchließen ſuchen ſollten, blieben unerörtert. So gingen wir denn; ich mit einer erleichternden Hoffnung im Herzen, doch zugleich mit einer ſchweren Sorge, die im Gehen wuchs. Denn wohl überſah ich die Schwierigkeiten dieſes vom Augenblick geborenen und übernommenen Auftrages, den Niemand zu ertheilen, Niemand anzunehmen ein Recht hatte. Andrerſeits fühlte ſich's heraus, daß die außerordentliche Lage der Dinge außerordentliche Schritte und Mittel rechtfertige, und daß der innerſte, heiligſte Wunſch, ferneres Unglück zu verhüten, die ſtärkſte Berechtigung zu unſerer Miſſion ſei. Dennoch waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Würde man uns denn in's Schloß, ja nur durch die

geſchloſſene Reihen der Truppen vor uns, laſſen? Und vollends zum Könige ſelbſt, der in dieſem Augenblick gewiß von allen ſeinen höchſten Rathgebern umringt war, und Botſchaft auf Botſchaft dringendſter Art zu empfangen und darauf zu beſcheiden hatte? Wer ſollte uns unter ſolchen Umſtänden das Gewicht geben, unſern Rath, unſere Bürgſchaft einzudrängen? Indeß, das übereilte Erbieten war geſchehen, der Auftrag angenommen, und ich wenigſtens entſchloſſen, die Ausführung zu verſuchen. Ich überdachte mir, was ich dem Könige ſagen, wie ich ihm das Volk ſchildern könne, das ich im Allgemeinen und zunächſt an der Barrikade geſehen, welche Möglichkeiten ich anzugeben vermöchte, durch die der unſelige, ſtarre Geiſt der Verblendung, der ſich Aller bemächtigt hatte zum Weichen, zur Nachgiebigkeit zu bringen ſei. Und zuletzt, — wir kamen im Auftrag einer, zufällig an jener Barrikade verſammelten Menge; welche Macht, welches Recht hatte dieſe, Frieden zu ſchließen oder zu verweigern? — —

Unter dieſen Gedanken waren wir etwa auf die Hälfte der Straße gelangt, als wir plötzlich erſtarrt ſtill ſtanden. Lautes Feuern ertönte ganz in der Nähe, von der langen Brücke her. Es ſetzte ſich lebhaft fort. — Wir horchten mit geſpanntem Athem; in der ganzen Straße wurde die höchſte Aufregung wahrnehmbar. Das Militair vor uns gerieth in Bewegung. Die tiefſte Wehmuth bemächtigte ſich meiner. „Jetzt," wandte ich mich zu meinen Begleitern, „iſt unſer Auftrag beendet! Wir können den Kampf nicht mehr abwenden, denn er iſt ſchon da, entbrennt mit Erbitterung! Unter den Waffen parlamentirt man nicht; nun müſſen wir erwarten, was über uns kommt." Nicht lange währte es, und wir hörten auch Kanonendonner. So wuchs denn die Gewalt des Gefechts, und die Hoffnung, es noch

zu hindern, war völlig dahin! — Am andern Morgen begegnete mir einer jener beiden Bürger, die mich auf dem erwähnten Gang begleitet hatten, und ſagte zu mir: „Wären wir geſtern ſchnell weiter gegangen, wir hätten doch noch vielleicht das Unglück gehindert, denn das Feuer was wir hörten, kam nicht von den Truppen, es war von den Bürgern ausgegangen, und iſt lange unerwiedert geblieben!“ — Dieſe Worte fielen mir damals ſchwer auf die Seele, und ich machte mir den Vorwurf, doch vielleicht durch ein zu frühes Aufgeben des Verſuchs eine große Verantwortlichkeit auf mich geladen zu haben: allein die klare Ueberzeugung, die ich ſpäter von der ganzen Natur des Aufſtandes gewann (man vergeſſe nicht, daß ich in jenen Augenblicken nur an eine leidenſchaftliche Verblendung glaubte), hat mir dieſe Verantwortung vom Herzen genommen, und mir natürlich auch bewieſen, daß jener ganze Schritt ein rein vergeblicher geweſen wäre, welchen diejenige Parthei, die den Frevelkampf mit aller Gewalt herbeigeführt hatte, im nächſten Augenblicke von allen Seiten her vereitelt haben würde. —

Es war jetzt etwa vier Uhr Nachmittags. Ich eilte nun ins Haus, um den mir dort obliegenden Geſchäften Genüge zu leiſten, und mich dem Thun und den Geſchicken der Hausbewohner zu vereinen. —

Es vergingen noch drei volle Stunden, bevor wir den Kampf anders als durch die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden dumpfen Schüſſe in größerer oder geringerer Ferne kennen lernten. Meine Wohnung befand ſich noch im Rayon der militairiſchen Beſatzung, denn die Infanterie war am Eingang der breiten Straße vom Schloßplatz her aufgeſtellt, und ging bei ihren ſpäteren Angriffen ohne zu feuern, immer bis auf die halbe Länge der Straße vor; erſt jenſeit der Neumannsgaſſe begann für ſie

das Feld des Kampfes. Aus meinen Fenstern überschaute ich beide Lager, das der Soldaten und das des Volkes. Letzteres sah man nur in einem dichten schwarzen Schwarm hinter der Barrikade am cöllnischen Rathhause, und ein dumpfes Brausen der Stimmen tönte von dort herüber, während auf der Militair-Seite das tiefste Schweigen herrschte. —

Es dunkelte. Die Spannung steigerte sich. An der Barrikade sah man Lichter funkeln, auch rothe Bivouaksflammen fingen an zu leuchten. Die Schatten der Nacht mischten sich grell mit diesen rothen flackernden Streiflichtern; doch der Glanz des hellen, mondbeleuchteten Himmels umfloß das schauerliche Ganze des Gemäldes mit einem silbernen, mild verschmelzenden Duft, und hüllte so die finstern Schrecken in ein romantisches Gewand. Die Fenster in der Straße fingen an sich zu erleuchten. Die Gruppen der Bewohner, die sich bisher vor den Hausthüren gesammelt hatten, zogen sich allmählich zurück. Noch stand das Militair in unerschütterlicher Ruhe. Da fielen, es mochte etwa sieben Uhr sein, die ersten Schüsse; ich selbst hörte sie nur, doch man versicherte mich allgemein, sie seien von der Barrikade her gefallen.

Von jetzt ab hatte die düstre Stunde des Kampfes auch für uns geschlagen. Wir hörten laute Kommandoworte vom Schloßplatz her. Bald darauf rückte die Infanterie in breiten Zügen an, theilte sich aber und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgersteige an den Häusern vorgehend. Alle Hausthüren waren geschlossen; die Häuser der Straße nach dem cöllnischen Fischmarkt zu sahen wir meistentheils erleuchtet; ich vermuthe auf Befehl. Nun hörten wir Pelotonfeuer, dann anhaltendes einzelnes Schießen, das durch die Stille der Nacht und in der Enge der Straßen furchtbar wiederhallte. Der Mond

hatte ſich über die Dächer erhoben, und glänzte in faſt voller Scheibe. Sein friedliches Auge blickte aus dem reinſten Blau des Himmels nieder; die Nacht war ſo frühlingsmild wie vielleicht nie zu dieſer Zeit des März. Niemals in meinem Leben, und erreichte ich die ſpäteſten Tage, werde ich den herzzerreißenden Eindruck dieſes furchtbaren Gegenſatzes vergeſſen. Unaufhörlich lag mir der Inhalt eines ſchönen Verſes von Raupach, deſſen ich mich von einem großen Hoffeſt, das im Jahr 1843 beim Könige ſtatt gefunden, her erinnerte, im Ohr:

Zwietracht iſt in der Welt,
In der Natur iſt Friede!

Der Himmel glich einer ſanften Heiligen, die den Schleier zurückgeſchlagen hat, und vergeblich mit mildem Auge Frieden zu ſtiften ſucht; drunten in dem dunklen Schatten der Erde trieb Wahnverblendung den Bruder gegen den Bruder! Männer von höchſter Ehre und würdigſter Geſinnung, die länger als dreißig Jahre den Waffendienſt geübt, ohne je eine feindliche Kugel entſendet zu haben, mußten dieſe Erſtlingsprüfung hier beſtehen, wo das Geſchoß ſich gegen die Bruſt des Landsmanns richtete, und doch die innerſte Pflicht ſo grauſam Unabwendbares gebot! —

Ich will mich der Thräne nicht ſchämen, die mir bei dieſem Anblick, und immer wiederholt an jenem Abend in's Auge drang, — die mir wiederkehrt, jedesmal wann die Erinnerung dieſer Zuſtände ſich lebendig erneuert! —

Doch Wehe denen, welche ſolche ſchreckenvolle Thatſache mit Bewußtſein herbeigeführt haben, und drei Mal Wehe denen, die ſie fortzuſetzen, fortzupflanzen, zu erneuern geſtrebt, ſie mindeſtens unabläſſig aufgefriſcht! Die als eine Blüthe der Entwickelung unſerer Volksgeſchichte darzuſtellen

getrachtet haben, was ein giftiger Auswuchs war! Wehe ihnen! Aber die Nemesis wird ſie treffen, der Fluch ſie ereilen, dem Keiner entgeht, der ihn auf ſich geladen! Er wird ſie ereilen, wie er Alle jene Blutungeheuer ereilt hat, die aus dem Giftboden der franzöſiſchen Revolution ihre Nahrung ſogen, — Alle, auch die, welchen nicht die Vergeltung des Henkerbeils, der Deportation in giftqualmende Wüſten, oder der Verbannung in die Fremde wurde: Denn irgendwie iſt die Stunde ihres Lebens gekommen, wo das Bewußtſein deſſen, was ſie gethan und verſchuldet, als Schreckensgeſpenſt durch ihre Bruſt zog, und ſie auf die Folter der froſtdurchſchüttelnden Eishölle Dante's legte, oder mit eiskalter Hand ihr grauſend-erſtarrtes Herz berührte! Und ſo wird der Fluch auch Euch treffen, Euch Wenige — ſo hoffe ich — die Ihr die Saat dieſer Schuld geſäet, und Tauſende, argliſtig Getäuſchte und Verblendete mit darinnen verſtrickt habt! — Denn in dieſer Nacht geſchah, was nie und nirgend in der vaterländiſchen Geſchichte bis dahin geſchehen iſt, es wurde die Kluft einer breiten Todeswunde geriſſen, zwiſchen Fürſt und Volk, nicht weil beide mit Grund feindſelig, erbittert gegeneinander ſtanden, ſondern weil beide freventlich betrogen wurden! — Nie werde ich es läugnen, das Volk hatte Grund zur Beſchwerde, Recht, die Abſtellung ernſt zu fordern; aber es hatte ſein Recht erhalten, und nie hatte es das der offenen Empörung. Denn ganz anders muß der Grund ſein, der eine Nation zwingt, den heiligen Boden der Geſetze, des Friedens zu verlaſſen und mit gewaltſamem Andrang zu ſprengen, was ſie belaſtet, als der Grund war und iſt, den Preußens Volk hatte, von ſeinem Könige die Einſchlagung anderer Wege zu verlangen, als er bis dahin gegangen war. — Darum nochmals! Wehe denen, die den Pechkranz des Aufruhrs ſchleuderten,

als ſchon die Stunde gekommen war, die ſanftſtrahlende Fackel der Freude zu erheben, und ſie leuchtend voranzutragen dem Zuge des Dankes, gegen Fürſt und Gott, für das was errungen war! —

Durch die lichte Nacht wurde dem Blick völlig der Schleier enthoben von allem Unheil was geſchah. Der Kampf ſchaute ſich an, faſt wie bei Tageshelle. Keine Bewegung, nicht die eines Einzelnen, entging dem Auge, jeder Commando-Ruf wurde gehört, verſtanden, jeder leicht geſprochene Laut durch die ſtillen reinen Nachtlüfte hinaufgetragen. Nur am Ende der Straße, wo die Barrikade ſchwarz, im unheimlichen Schatten der höchſten Häuſer lag, verlor ſich das Gemälde in unbeſtimmtes, ſchauerliches Dunkel. —

Nachdem das Schießen eine Viertelſtunde angehalten, wurde es ſtill, und bald darauf kehrten die Truppen vereinzelter als ſie vorgedrungen waren, zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeſchleppt; Eines ſo herzdurchbohrend als das Andere. Genommen war die Barrikade nicht; doch man hatte verſchiedene Häuſer, aus denen geſchoſſen war, erſtürmt, und dort die Gefangenen gemacht.

Nach geringer Friſt fielen wieder Schüſſe von der Barrikade her. Sofort erneuerte ſich auch der Angriff der Truppen. — So wechſelten kurze, durch tiefe Stille athemlos ſpannende Zeiträume der Ruhe, mit eben ſo kurzen des tobenden, donnernden Kampfes. —

Gegen neun Uhr, nachdem etwa der Kampf dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich von raſſelndem Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte ſich nach beiden Seiten geöffnet, und wir ſahen Geſchütze auffahren, die zwei Häuſer vor dem meinigen Halt machten, und abprotzten. Der bekannte Commando-Ruf tönte in mein Ohr!

Unbeſchreiblich iſt die Empfindung, mit der ich ihn jetzt vernahm, wo mir dadurch die Zeit erſter Jünglingsjahre, ihre glücklich ſorgloſen Zuſtände zugleich in die Seele gerufen wurden, mit dieſem Augenblick voller Schrecken! Nicht der geringſten phyſiſchen für uns, da die Lage des Hauſes uns außer aller Wirkung des Gefechts hielt, aber voll geiſtiger, die unermeßlich ſchwerer wogen! Das Auge der Erinnerung ſchweifte über einen blühenden Frühlingshain dahin, das der Gegenwart blickte in den Schlund eines Vulkans. —

Er donnerte bald!

Die Geſchütze krachten; die Fenſter zitterten, ſplitterten, — wer weiß was die Kugeln zerſchmetterten! Mein Auge folgte wie gebannt jeder Bewegung der Artilleriſten, und mein Verſtändniß jeden Schrittes und Trittes der bedienenden Mannſchaften ließ mich die Schrecken um ſo ſicherer aus den dunklen Hieroglyphen herausleſen. Zum erſtenmal ſahe ich die ſtarre Feſſel des Commando's ihre Gewalt mitten in den Erſchütterungen der Leidenſchaft üben. Es hatte etwas Grauenvolles und doch Erhebendes, wie die Aufmerkſamkeit eines Jeden ſtreng nur auf ſeine eigene kleine Pflicht, den Schritt ſeitwärts oder rückwärts, das Drehen der Wiſcherſtange, das Anſetzen des Kolbens, oder die Ausführung ſonſt eines Handgriffs gerichtet war, während doch die ganze Seele nur von der ungeheuren Woge aufgeſtürmt ſein konnte, die, wie ſie ſchwarz und mächtig in der Geſchichte des Vaterlandes emporſtieg und ſank, eben ſo in jeder einzelnen Bruſt fallen und ſteigen mußte. Doch ſie brach ſich an dem ehernen Fels der Disciplin, an dem ſtarren Geleis des Commando-Worts, und jede kleinſte Handlung wurde ausgeübt ſo genau wie auf dem flachſten Boden alltäglicher Gewohnheit! — —

Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. — Es erneuerte ſich alles ſchon Vorhergegangene; entſchieden war auch jetzt nichts. —

So wiederholte ſich, ohne daß irgend ein erheblich abweichender Moment, irgend eine Kriſis ſichtbar geworden wäre, der Kampf nach längeren Zwiſchenräumen vier oder fünfmal. Die Artillerie rückte immer näher. Sie ſtellte ſich ſpäter dicht vor meinen Fenſtern auf, ſo daß der Aufblitz des Schuſſes mich faſt jedes Geſicht der Bedienungsmannſchaften erkennen ließ, und der Donner uns die Fenſterſcheiben Schlag auf Schlag ſprengte. — Dann rückte ſie noch weiter vor, bis etwa zu zwei Dritttheilen der Straßenlänge; und ihre Kugelſendungen wechſelten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie.

Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brauſen eines wilden Männergeſchreies von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage.

Was eigentlich durch den Kampf erreicht wurde, was oberhalb in der Straße vorging, blieb uns für den Augenblick ganz verborgen. Erſt am andern Tage erfuhren wir von den ſchrecklichen Kämpfen, die in den einzelnen Häuſern ſtattgefunden hatten, und von dem Vielen, was beiden Theilen zur ſchweren Schuld gereicht! —

Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten dieſe Kämpfe, in immer wiederkehrender, gleicher Geſtalt, doch zuletzt, dünkt mich, mit ſtärkerem Feuer des Geſchützes und der Infanterie.

Dann wurde es ſtill.

Die Bewohner des Hauſes, die zum Theil den Abend bei mir zugebracht, hatten ſich allmählig entfernt. Ich war nun ganz allein, und Alles ringsher todtenſtill! —

Ob der Kampf ſich erneuern werde, wußte Niemand.

Hie und da ertönte ein einzelner dumpfer Laut, oder ein Tritt auf der Straße.

Von Zeit zu Zeit öffnete ich das Fenſter, um zu ſehen, ob ſich irgend ein neues Schreckniß vorbereite. Ich gewahrte nichts, als einzelne Trupps Soldaten, vor Häuſern poſtirt, oder Patrouillen. —

Endlich nach der langen Spannung kam die Abſpannung, dieſe unſchätzbarſte, unverſiegbare, Allen gemeinſame Wohlthat: daß Nichts, ſei es noch ſo ſchwer, ſo bitter, ſo ſchmerzen- oder grauenvoll — daß Nichts den Menſchen unabänderlich in ſeinen Folterzangen halten kann, ſondern daß ſie ſtumpf an ihm werden, und er an ihnen! Der Schlaf umhüllt endlich auch den Gemarterten auf der Tortur.

Die Müdigkeit — ſie iſt freilich nicht die Ruhe! Doch der Körper ſank in Halb-Betäubung, während das flüchtige Aethermeer der Nerven noch immer in einzelnen Wogen zuckte und aufſchlug. Die Seele blieb im Halbſchlummer ſchon deshalb mit der Außenwelt leichter verbunden, weil der Schall von der Straße her durch die vielen geſprengten Scheiben ungehemmt heraufdrang.

„Der Waffen dumpfes Rauſchen unterbrach
Der Runden Ruf, einförmig mir die Stille!"

Die Morgendämmerung ſchwebte am Himmel. Die mehrſtündige Einſamkeit, die Halbruhe, hatte doch Kräfte zurückgegeben, und die Seelenthätigkeit wurde lebhafter. Ich warf die Gedanken hin und her, was zu thun möglich ſei, damit ein verſöhnender Morgen der düſtern Nacht folge. — Endlich durchblitzte mich ein Gedanke; offenbar hatte die geſtern mir ſo zufällig gewordene Miſſion ihren Antheil daran, und ohne ſie wäre ich auf

dieſen Ausweg vielleicht nicht gerathen. Geſtern, dachte ich, wollte dich eine Volks-Anſammlung von einigen Hunderten zum Könige ſenden; weshalb ſollteſt du heute nicht, wenn Gott dir irgend einen glücklichen, heilbringenden, rettenden Gedanken in's Herz giebt, aus dieſem inneren Antriebe heraus unternehmen dürfen, was du geſtern auf äußere Veranlaſſung wollteſt?

Mein Entſchluß war gefaßt. — Ich wollte das Werk, den Verſuch zu einer Herſtellung des Friedens und Vertrauens, das geſtern durch den Kampf unterbrochen war, heut erneuern. Die ganze Nacht hindurch hatte die Leidenſchaft ihren Lauf gehabt, auf beiden Seiten konnte ſie gekühlt ſein; jeder hatte Drangſale, Gefahren, Verluſte erfahren; das Schreckenvolle des Bürgerkrieges für die Geſammtheit der Stadt mußte Allen nunmehr klar ſein; Heil war aus der Fortſetzung der erbitterten Kämpfe nimmermehr zu erwarten.

So ſchien mir denn der Boden, um die Friedensfahne aufzupflanzen, jetzt ſicherer als je. Ich ſprang auf, ganz durchglüht von dem Gedanken, und in der grauenden Morgendämmerung ſchrieb ich einen, im Namen des Königs gedachten Aufruf an das Volk nieder, den ich, da die Druckerei im Hauſe war (eine große Anzahl der Setzer und Drucker ſich ebenfalls zugegen befanden), ſofort drucken und in der Stadt vertheilen laſſen konnte. Ich wollte den Verſuch machen, ihn dem Könige zu bringen, um ſeine Genehmigung dazu und zu dem darin angedeuteten Schritt, ſich ſelbſt mitten unter dem Volk zu zeigen, zu erlangen. Der Aufruf lautete:

„Meine Bürger, meine Kinder!

„Jeder Tropfe Bluts, der in dieſem unglückſeligſten aller „Kämpfe fließt, iſt ein namenloſes Unglück. Ich reiche Euch „die Hand, ihn zu enden! Reicht ſie mir wieder! — Zuerſt

„Friede! Ich betheure es Euch; ewig bejammernswerthe „Mißverſtändniſſe haben den Anfangspunkt dieſes Kampfes ge„bildet. Sähet Ihr mein Herz, Ihr würdet mir vertrauen, „wie ich Euch vertraue! — Ja, ich vertraue Euch! — Ich „werde mitten unter Euch treten! — Ihr ſollt mich begleiten „in den Schooß der Meinigen zurück. — Kein Schuß ſoll „mehr geſchehen! — Alle Truppen ziehen ſich in ihre Kaſer„nen zurück. Retten wir gemeinſam das ganze deutſche Vater„land, deſſen ſchönſter Tag geſtern, ſo hoffte ich, erblühen ſollte. „Am Sonntag, am Tage des Herrn, den 19ten März 1848.

„Euer König, Euer Vater!

Friedrich Wilhelm IV."

Die Worte flogen mir nur ſo auf das Papier, in ſolcher Wallung war mein Blut. —

Ich ſteckte das Blatt ein, und ging auf die Straße hinunter, um mich nach dem Schloſſe zu begeben. — Ich konnte nicht unterlaſſen, mich zuvor einige Augenblicke auf dem Kampfplatz umzuſchauen; — mit Gefühlen, die keine Feder beſchreibt! Einzeln kamen die Bewohner jetzt aus den Häuſern, und verſicherten ſich, ob ſie ungefährdet in den Straßen verkehren könnten. Die Dienſtboten ſahe man Bäckerwaaren reichlich einkaufen, denn man wußte nicht, was der Tag bringen werde. Die Nachbarn begrüßten einander ſtumm, weil Niemand recht wußte, in welchem Sinn er den andern anzureden habe; denn die Anſichten und Gemüther waren an dieſem Morgen ſchon ſehr ſchroff getheilt. Einige hatten in ihren Häuſern furchtbare Scenen erlebt; die Rohheit der einzelnen Soldaten war nicht überall zu zügeln geweſen, und, wenn auch durch die äußerſten Aufreizungen zu erklären, doch weder zu rechtfertigen, noch von dem, der darunter geduldet, ſo leicht zu verwinden. — Die Mehrzahl betrachtete

ſtumm, mit innerem Schauer, die Spuren der Verwüſtung. Aeußerlich war indeß wenig zu ſehen. Die Häuſer waren faſt gar nicht verletzt. Selbſt das die Perſpective der Straße ſchließende d'Heureuſeſche Haus, von dem ich muthmaßte, daß es, da es der Richtung der Kanonenſchüſſe gerade Preis gegeben war, halb eingeſchoſſen ſein würde, zeigte aus der Ferne keine Spur von Zerſtörung. Nur in der Nähe ſahe man, daß die Kartätſchen die Mauern mehr zerkratzt als durchbohrt hatten, für die Dauerbarkeit ganz unerheblich. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß man ſich nur einer Drittelsladung bedient hatte. — In allen Häuſern der Straße waren die Fenſterſcheiben zerſchmettert, und die Glasſplitter bedeckten den Bürgerſteig dergeſtalt, daß man wie auf einer Glasbahn ging.

Ich wandte dann meine Schritte dem Schloſſe zu. Eine Compagnie Infanterie hielt die Straße genau ſo geſperrt, wie am geſtrigen Abend. Die Leute ſahen bleich, ernſt, abgeſpannt aus; ein Offizier, noch jung, ſtand auf dem rechten Flügel. In ſeinen Zügen war tiefe Erſchütterung und doch männliche Faſſung zu leſen. Ich trat auf ihn zu und fragte: „Dürfen Sie mich hier durchlaſſen? — Ich habe die Abſicht nach dem Schloß zu gehen.“

„O ganz unbedenklich!“ war die Antwort. —

Ich ging vorüber, die Leute und den Offizier, in ſeiner ernſten, beſcheiden-männlichen Haltung, aber mit ſehr bleichen Zügen, mehrmals mit einem tief wehmüthigen Blick meſſend. —

Indem ich den Schloßplatz, nach dem nächſten Portale zu, überſchritt, erfuhr ich keine Art der Behinderung. Der Platz war an einzelnen Stellen mit Truppen beſetzt, alle Zugänge, ſo weit ich es überſehen konnte, abgeſperrt; beſonders ſtark waren beide Portale des Schloſſes beſetzt. — Doch ließ man mich un-

gehindert ein. — Mit einem eigenen Gefühl von Erhebung, Wehmuth und Bangigkeit trat ich in die Hallen des alten ehrwürdigen Schloſſes, das zum erſtenmale, ſo lange ſeine ſtarken Mauern ſtehn, vertheidigt wurde! Alle Wechſel der ſchweren Kriege waren darüber hingegangen; der Kaiſer der Franzoſen ſelbſt hatte es bewohnt; doch ſogar die Feinde, als ſie es beſetzten und benutzten, hatten es nicht als Feſtung behandeln dürfen. Jetzt war der eigene angeſtammte König inmitten der Bewohner ſeiner Hauptſtadt, deren Ehre und Treue er bis dahin ſein Haupt unbedingt hätte anvertrauen können, gezwungen, die Wohnung ſeiner Väter, die heilige Stammburg, durch Truppenmaſſen zu ſchützen gegen den wilden Andrang wahnverblendeter Unglückſeliger, die ihm noch geſtern zugejauchzt hatten! —

Im Portal ſahe man unordentlich hin und wieder verſtreutes Stroh; auf den Treppen lagerten einzelne Leute, Offiziere und Gemeine durcheinander. Der Schloßhof glich einem Bivouac; Geſchütze ſtanden angeſpannt; Stroh in größeren Maſſen zur Lagerſtätte für Pferde und Menſchen war aufgeſchüttet; Cavallerie und Infanterie ſtand in dicht zuſammengezogenen Abtheilungen. Offiziere in Menge, vom General ab, wogten durcheinander; halb im Paradeanzug, halb in Feldkleidung, Mänteln, Ueberröcken, Feldmützen, wie der Augenblick es gebot, oder geſtattete. Viele erkannten mich. Zunächſt ein Hauptmann der Artillerie, ein alter Freund, ein redliches Herz, ein Ehrenmann — er iſt ſeitdem verſtorben! Er flog auf mich zu; wir hielten einander umarmt. „Wo kommſt Du her? Was bringſt Du?“ rief er mich an. Die Wehmuth übermannte mich. Es griff zu tief ſchmerzlich in mein Herz, dieſe ehrenhafteſten Männer, von denen ich ringsher ſo viele ſah, die ich als wahre Muſter ihres Standes, als würdigſte Vorbilder in jeder Geſinnung der Ehre, in Bildung

und Beſonnenheit betrachten durfte, in dieſer düſteren Lage zu ſehen, wo ſie gezwungen durch den Wahn einer erbitterten Maſſe ihre Pflichten mit dem widerſtrebendſten Herzen erfüllen mußten. In zwei Worten ſagte ich meinem Freunde, was ich wollte: „Ja," rief er wie neu belebt aus, „verſuche es, thue etwas, rette uns aus dieſer ſchrecklichen Lage!" Seine Hände drückten die meinigen; ich blickte ihm in das treuherzige, bieder-tapfere Angeſicht; es war von Pulverdampf geſchwärzt, und doch bleich! Mein Vorſatz wuchs, Alles an meinen Plan zu ſetzen, die Erhebung des Augenblicks belebte meine Hoffnung. Mehrere andere Offiziere, darunter einige meiner wenn auch ferneren Bekanntſchaft traten heran; alle faßten den Gedanken, daß ich zum Könige wollte, mit günſtiger Lebhaftigkeit auf. Man ſah, es war eine Zeit, ein Augenblick, wo man von Jedem Hülfe und Rath annahm oder hoffte, dem man nur den redlichen Willen zutraute, ihn zum Guten geben zu wollen. Man begleitete mich, um mich zu dem richtigen Eingange zu führen. Als ich über den Schloßhof dicht an den Reihen der dort aufgeſtellten Infanterie vorüberſchritt, rührte mich der Ausdruck in dieſen meiſt jugendlichen Geſichtern tief. Alle waren offenbar angegriffen, ermattet von der, und wie! durchwachten Nacht, von den erſchütternden Gefühlen, die ihre Bruſt erfüllen mußten. Für Alle war dies der erſte Waffengang, dem Tode gegenüber! Iſt überall ſchon eine erſte Schlacht ein das ganze Innere aufregendes Ereigniß, wie viel mehr unter ſolchen Umſtänden! Wahrlich nicht um irgend etwas Unrechtes zu ſtiften, oder Böſes zu ſäen, ſondern nur unwillkührlich hingeriſſen von dem Augenblick, und von meiner Jugendgewohnheit mit Soldaten zu verkehren, trat ich an einen der jungen Männer heran, der bleich und erſchüttert ausſah. Ich nahm, tief bewegt, ſeine Hand, und ſprach:

„Nun Kinder, Ihr werdet nicht weiter gegen Eure Landsleute und Brüder fechten, es muß ein Ende haben mit dieſem Kampf!“ Der Soldat antwortete einige mir unverſtändliche Worte, doch es rollte eine Thräne über ſeine Wange. In dem Augenblick trat ein General — irre ich nicht, ſo war es der frühere Kriegsminiſter, General von Rohr, auf mich zu und rief lebhaft: „Nein! das darf nicht ſein! das können wir nicht dulden! Sie dürfen nicht auf dieſe Weiſe mit den Truppen verkehren!“ Er war vollkommen im Recht, und gerne bitte ich ihm heut, nach Jahr und Tag, die Worte der Aufwallung ab, die ich gegen ihn richtete. Genau erinnere ich mich ihrer nicht mehr, allein im feſten Bewußtſein, daß ich nichts Unrechts gewollt, vertheidigte ich mich lebhaft, und weiß nur noch, daß ich mich der Worte bediente: „Das hat aufgehört, Herr General!“ — Kaum weiß ich jetzt was aufgehört haben ſollte; ſo irrt uns die Leidenſchaft, ſelbſt im beſten Sinne.

Wir gingen weiter, bis zum Fuß der Wendeltreppe, wo der Aufgang zu den Zimmern des Königs iſt. Hier verließen mich meine Begleiter; andere Offiziere umgaben mich. An eine Schwierigkeit hinauf zu kommen war nicht zu denken, ich wurde, da ſich verbreitet hatte, was ich wollte, oder vielmehr daß ich irgend etwas Verſöhnendes wollte, faſt hinaufgetragen. Ich empfing in dieſer düſtern Morgenſtunde den Gruß und Händedruck vieler alten Freunde. Jeder geſellte ſeinen Wunſch meinem Beſtreben; meine Kraft hob ſich, da ich ſah, welch ein Vertrauen man mir entgegen trug.

Oben in den Vorzimmern des Königs bewegten ſich Offiziere jeden Ranges, viele Generale, Generalsſtabs-Offiziere, Miniſter, hohe Staatsbeamte, zu gleicher Zeit eine Schaar Diener und königlicher Lakaien, durcheinander. Auch die Prinzen gewahrte

ich in dem ungewöhnlichen Gedränge. Man ging, man kam, man fragte, forschte, berieth sich. Dazwischen wurde das Frühstück für Alle gemeinsam servirt, über das Mancher mit wahrem Heißhunger herfiel, denn Viele mochten wohl seit gestern Mittag ohne Nahrung geblieben sein, und hatten die Nacht in Aufregung, Arbeit und Gefahr zugebracht.

Ich wurde auch hier sogleich dicht umringt, von allen Seiten begrüßt. Wem ich zuerst anzeigte, was mein dreistes Begehr sei, wer mir zuerst den Weg bahnen half — ich weiß es nicht mehr; allein ich fand bei Vielen Unterstützung, bei Manchen auch Widerspruch. Einen Ehrenmann aber muß ich nennen, den alten würdigen General von Neumann, den Adjutanten des Königs, der mir seinen Handschlag gab, ich solle den König sprechen, was mancher andere der Herren dort oben, und, ich gebe zu, auch nicht ohne gute Gründe, nicht für thunlich oder angemessen hielt.

Es war wohl die noch immer gesteigerte Wärme meiner Gesinnung, welche mir die Bahn brechen half. Man fragte mich, was ich eigentlich für einen Plan habe. Ohne die Proklamation zu zeigen, sprach ich mich im Uebrigen ganz offen aus. Man setzte mir Widerspruch entgegen, ich vertheidigte meine Ansicht. Je mehr man mich bekämpfte, je lebhafter wurde ich. Ich erfuhr, wie die Begeisterung für eine Sache, denn bis zu dieser hatte sich mein Eifer jetzt entzündet, den Worten Schwingen leiht. Was ich gesprochen, ich wußte es vielleicht in den nächsten Minuten nicht mehr, allein ich war mir bewußt, daß ich in feuriger Rede auch manches Herz zu meiner Fahne gewandt hatte, denn ich empfing später manchen stummen Händedruck. Im Allgemeinen verfocht ich den Plan, daß der König sich selbst seinem Volke zeigen, daß er durch die Straßen reiten,

und ſo das Vertrauen, den Frieden herſtellen ſolle. Man ſtellte mir mit ſehr achtungswerther, ruhiger Erwägung die Gefahr vor, der ſich der König Preis geben würde. Ich erwiederte, auf die bedrohliche, wahnverblendete Stimmung in der Stadt mich ſtützend, die ich durch kein anderes Mittel, als die unmittelbare, lebendig, elektriſch wirkende Gegenwart des Königs für heilbar hielt, daß die größere Gefahr im Unterlaſſen, im Verzuge ſei. „Sie wiſſen nicht hier oben, meine Herren," rief ich „wie die Stimmung in der Stadt iſt. Es herrſcht eine erbitterte, furchtbare Gährung; es iſt eine Verblendung, ich gebe es zu, ſie iſt aber einmal da, und muß uns zum Maßſtabe unſerer Handlungen dienen. Wenn der Kampf fortgeſetzt wird, kann das Aeußerſte geſchehen. Wie wollen Sie die Stimmung der Provinzen veranſchlagen? Werden nicht die Rheinprovinzen, werden nicht Schleſien, Preußen, bei dem fortgeſetzten Kampf, bei der unberechenbaren Gährung, die überall herrſcht, gleichfalls die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen? Sie ſind hier die Stärkeren, Sie haben geſiegt, ja, für den Augenblick! Aber wer ſteht Ihnen für die Zukunft? Ich behaupte nochmals, die größte Gefahr iſt im Verzuge, die Schlacht ſchwebt, die Entſcheidung hängt an einem Augenblick. Da hat zu jeder Zeit, wie ſehr man ſonſt das Leben des Feldherrn ſchonen muß, ein großer Feldherr die Nothwendigkeit erkannt, ſelbſt das Banner zu ergreifen, und es voranzutragen, um rühmlichen Sieg, oder, muß es ſein, rühmlichen Tod zu erkämpfen! Und Preußens Könige vor Allen haben in ſo ernſtem Augenblick der Entſcheidung nie geſchwankt!" —

Ich hörte manches zuſtimmende Murmeln um mich her, und das machte mich kühner; ich ſtand unter lauter Tapferen, unter Kriegern, deren kein Einziger auch nur einen Augenblick ange-

ſtanden hätte, ſich ſelbſt mitten in die Gefahr zu ſtürzen, wenn er davon Rettung oder nur Hoffnung erwartet hätte; das erhob mich mit Stolz, und gab mir Kräfte, Muth, Zuverſicht.

Inzwiſchen verliefen die Minuten. Die Zeit war koſtbar! In der heiligen Sonntags Morgenfrühe mußte das Wort des Friedens, der Verſöhnung verkündet werden, bevor der Kampf ſich auch nur an irgend einem Punkte erneuerte; denn alsdann war es zu ſpät. Ich wurde ungeduldig. Ich drängte darauf, ſofort zum Könige geführt zu werden. Der General Neumann gab mir die beruhigendſten Zuſicherungen; es ſollte baldigſt geſchehen. Inzwiſchen ſpann ſich der Wortkampf weiter, über die Möglichkeit des Sieges der Truppen und die Erreichung des Friedens auf dieſem Wege, über das, was man ſchon in der Nacht gewonnen hatte, und Aehnliches, das ich nur allgemein im Gedächtniß behalten habe. Doch einer ernſten Frage, die man mir that, muß ich gedenken, weil ſie zu wichtig in der Beurtheilung des von mir rein enthuſiaſtiſch aufgefaßten Verhältniſſes eingreift. Einer der Generale, wer es geweſen, erinnere ich mich nicht mehr, fragte mich: „Und welche Bürgſchaft werden Sie für die Sicherheit, für das Leben des Königs geben, wenn Seine Majeſtät ſich entſchließt, Ihrem Rathe zu folgen? Wollen Sie die Verantwortung auf ſich laden, wenn ein namenloſes Unglück geſchieht?"

Ich fühlte, wie ſchwer die Frage, zumal ihr zweiter Theil, wog, doch ich war jetzt zu beherrſcht von dem immer glühender in mir gewordenen Gedanken, um das rechte Maaß dafür zu finden, und hielt mich an den erſten Theil.

„Eine Bürgſchaft," erwiederte ich, „kann ich freilich nicht geben, aber ich bin bereit, wozu Jeder bereit ſein wird, den ich

hier ſehe, nicht von der Seite des Königs zu weichen. Allein ich bin überzeugt, er hat keine Gefahr zu beſorgen."

Unter dieſen und andern Geſprächen, die freilich wohl nicht ſo ruhig gehalten wurden, als ich ſie hier berichte, in denen manches heftige, manches gereizte Wort mit unterlief, von dem ich froh bin, daß mein Gedächtniß es nicht aufbewahrt hat, wie es denn im Herzen nie eine Statt gefunden, waren etwa zehn Minuten verſtrichen. Da nahm mich der General Neumann mit den Worten am Arm: „Kommen Sie jetzt!"

Ich wurde durch mehrere kleine halbdunkle Gemächer geführt, und ſtand dann in einem Thurmzimmer mit einem Erker; es iſt zunächſt der langen Brücke, nach dem Schloßplatz hinaus gelegen. Hier verließ mich der General mit den Worten: „Seine Majeſtät wird ſogleich erſcheinen."

Nach wenigen Augenblicken trat der König ein. Sein Anblick nach der furchtbaren, weltgeſchichtlichen Nacht hätte Jeden erſchüttern müſſen, ſelbſt den, welchem es tägliche Gewohnheit geweſen wäre, mit ihm zu verkehren. Vollends mich, der ich ihn nur einmal im Leben geſprochen — (und in welchem Abſtand der Zeit und der Ereigniſſe!) — der ich allen Verhältniſſen dieſer Art ſtets fern geſtanden habe, und jetzt mir ſelbſt einen Auftrag gegeben, mich gewiſſermaßen aus eigener Machtvollkommenheit des Zügels der Geſchichte bemächtigt hatte, alſo vor dem Monarchen ſtand mit der Anmaßung, in das Getriebe der Ereigniſſe, die über Staaten und Völker entſcheiden, handelnd einzugreifen! Doch ich fand die Beſonnenheit ſchnell wieder, deren ich bedurfte, wenn ich auch eine äußere Wallung nicht ganz unterdrücken konnte. — Ich war ganz allein mit dem Könige. Er ſah angegriffen, doch ruhig, gefaßt aus, ſein Blick war wohlwollend.

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht — ſagen Sie mir was Sie mir bringen," waren ungefähr die Worte, mit denen er die Unterredung eröffnete.

„Außerordentliche Umſtände," erwiederte ich, „rechtfertigen das Ungewöhnliche, das ſonſt Unerlaubte. Die Zeit iſt ſo ſchwer, der Augenblick ſo ernſt, daß es ein Verbrechen wird, zu ſchweigen oder zu ſäumen, wenn man einen Rath, einen Weg, der zum Guten führen kann, gefunden zu haben glaubt. Deshalb bitte ich Ew. Majeſtät um die Erlaubniß, einen Gedanken mittheilen zu dürfen, von dem ich dieſe Hoffnung hege." — Der König ſprach ein einwilligendes Wort.

„Ich habe es gewagt, in Ew. Majeſtät Namen eine Proklamation an die Bewohner Berlins aufzuſetzen, von der ich mir eine günſtige Wirkung verſpreche. Die Druckerei der voſſiſchen Zeitung iſt ganz in der Nähe, in wenigen Minuten kann der Aufruf gedruckt ſein, und durch die Stadt vertheilt werden." Bei dieſen Worten zog ich das Blatt hervor; der König wollte es nach ſich nehmen und leſen, doch ich mußte ihm erwiedern, daß es von meiner an ſich ſchwer zu leſenden Hand auf das flüchtigſte geſchrieben, und daher wohl keinem Andern außer mir leſbar ſei. — Er geſtattete, daß ich es vorlas. —

Als ich geendet, ſprach er ſehr ruhig und ſanft: „Das iſt ſehr gut; es ſind Geſinnungen, die ich theile; Ich habe auch ſchon etwas Aehnliches ſelbſt aufgeſetzt." —

Ich weiß nicht mehr genau, ob inzwiſchen Jemand drittes eingetreten war, oder ob der König klingelte, und darauf Jemand erſchien; genug er verlangte die bekannte Proklamation „An meine lieben Berliner," die ſo unerhört ungerecht, mit ſo bitterem Hohn aufgenommen worden iſt. „Sie iſt doch ſchon aus

der Druckerei hier?" fragte der König. Es wurde bejaht, und das Blatt geholt. —

Während deſſen wandte er ſich wieder zu mir, und ſprach, auf den Inhalt meines Entwurfs eingehend: „Sie ſind alſo der Meinung, daß ich ſelbſt mich den Bürgern zeige?" Ich führte meine Anſicht mit Feuer aus; mit mehr Enthuſiasmus als Ueberlegtheit ſchilderte ich den Eindruck, den es unfehlbar machen würde, wenn der König ſich zu Pferde ſetze, mit der vor ihm her getragenen Friedensfahne durch die Stadt reite*); ich ſprach mit Zuverſicht von einer enthuſiaſtiſchen Begrüßung; und wies die Vermuthung einer Gefahr mit vollſter Ueberzeugung zurück.

Der König entgegnete ſehr ruhig: „Sie ſehen die geſtrigen Vorgänge doch wohl nicht aus dem richtigen Standpunkte an."

Jetzt wurde die verlangte Proklamation gebracht, und der König gab ſie mir zum Leſen. Gleich die erſten Zeilen erfüllten mich mit ſtarrem Erſtaunen, denn ſie waren im vollkommenſten Widerſpruch mit der Anſicht, die ich von dem Aufſtande hatte, und die, ſo weit irgend meine Wahrnehmungen reichten, in der ganzen Stadt davon verbreitet waren. Jetzt iſt es mir allerdings zur feſteſten Ueberzeugung geworden, daß in der Proklamation des Königs die einzig richtige Anſicht von der Natur des Aufſtandes ausgeſprochen war. Jedoch die Stelle: „Eine Rotte von Böſewichtern, meiſt aus Fremden beſtehend, die ſich ſeit einer Woche, obgleich aufgeſucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben dieſen Umſtand**) im Sinn ihrer argen Pläne

*) Wer ahnte damals, in welchem Sinne ein ähnlicher Ritt zwei Tage ſpäter wirklich ſtattfinden werde?

**) Die beiden zufällig gefallenen Schüſſe, die des Königs Proklamation ſelbſt zwei ſich von ſelbſt entladenden Gewehren zuſchreibt, über welche

durch augenſcheinliche Lüge verdreht, und die erhitzten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergoſſenes Blut erfüllt, und ſind ſo die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden." Dieſe Stelle erſchien mir in dem Augenblick, wo ich ſie dort las, als eine auf den vollkommenſten Irrwahn begründete, den Ueber-Furchtſame oder Ueber-Argwöhniſche in der Umgebung des Königs in demſelben genährt haben mußten. Der rührende Schluß der Anrede dagegen, welcher der tief leidenden Königin gedachte, hatte mich ſichtlich bewegt. Der König fragte mich, da er ſah, daß ich zu Ende geleſen: „Glauben Sie nicht, daß dieſe Proklamation einen guten Eindruck hervorbringen wird?"

„Mangel an Aufrichtigkeit, Ew. Majeſtät, wäre hier," erwiederte ich, „das größte Vergehen, deſſen ich mich ſchuldig machen könnte; dieſer Augenblick fordert die vollſte Wahrheit. Ich glaube nicht, daß dieſe Worte einen günſtigen Eindruck machen werden." —

Auf die Frage, was mir einem ſolchen entgegen zu ſtehen ſcheine, erwiederte ich:

„Die ganze Stelle, welche den Aufſtand als einen, durch lange vorbereiteten, abſichtlichen Verrath erregten darſtellt, wird und kann keinen Glauben finden. Niemand hat an Verrath gedacht! Alles war Freude und Jubel! Es iſt nur das unſelige Mißverſtändniß, das blinder Schrecken und Erbitterung, wie der fortlaufende Schwung des Gerüchts, tauſendfach vergrößert haben, wodurch ſich dieſe allgemeine Aufregung erzeugt hat. Dieſe

---

indeß fräterhin, und, wie es ſcheint, nicht ohne Grund noch andere Meinungen aufgeſtellt worden ſind; beſonders da dieſe zufälligen Schuſſe ſich bei mehrfachen Gelegenheiten, wo ſie in den Plan der Wühler paßten, wiederholten.

von Verrath ſprechende Stelle wird daher nirgend Glauben finden, ſo wenig, wie ich daran zu glauben vermag."

Der König entwickelte mir hierauf, indem er meinen ſo entſchiedenen Ausſpruch gegen die Wirkung ſeiner Proklamation durchaus in Wohlwollen aufnahm, mit ruhiger Klarheit alle Gründe, die ihn zu ſeiner Annahme beſtimmten, und ich bekenne, daß ich ſchon damals einigermaßen ſchwankend wurde, wenigſtens ſtutzte, jedoch noch immer den Gedanken feſthielt, daß die Umgebungen des Königs ihm durch allzuleichtgläubige Berichte eine irrige Anſicht der Verhältniſſe eingeprägt hätten. Was ich aus ſeinem eigenen Munde vernahm, war ungefähr Folgendes: „Der ganze Aufſtand, Sie dürfen überzeugt davon ſein, war, was man einen coup monté (dies war das Wort, das der König gebrauchte) nennt. Es herrſchte, wie Sie wiſſen, unter den Tauſenden auf dem Schloßplatze nur die Stimmung der Freude. Ich hatte mich ſchon zurückgezogen, und auch die Volksmenge begann ſich zu zerſtreuen, als eine offenbar organiſirte Schaar mit Gewalt in das Schloßportal einzudringen ſuchte. Die Truppen, welche daſſelbe beſetzt hielten, wurden auf das ſchmählichſte beleidigt, und ſo gegen ſie angedrängt, daß ſie ſich mit Mühe der thätlichen Angriffe erwehren konnten. Die offen ausgeſprochene Forderung dieſer Schaar ging dahin, bis zu mir hinauf zu dringen, und den Abzug der Truppen mit Ungeſtüm zu verlangen. Es waren dies meiſt Leute von dem Verdacht weckendſten Aeußern, aber auch Schutzkommiſſarien darunter, natürlich Verkleidete, denn die wackern Bürger Berlins halte ich ſolcher That nicht fähig. Alle ruhigen und vernünftigen Zurückweiſungen dieſes ungeſtümen Andrängens fruchteten nichts, aber es konnte ſchlechterdings nicht länger geduldet werden. Nach Reden und Ausſehen der Einzelnen war das Aergſte von dieſen Leuten zu

befürchten, unter denen zuverläſſig meiſt Fremde ſich befanden, die ſich ſeit einer Woche in Berlin verborgen, und kein Mittel, den Aufſtand zu ſchüren, unverſucht gelaſſen hatten. Da der Tumult immer zunahm, mußte ich endlich den Befehl geben, den Platz, wie es in der Proklamation heißt, im Schritt und mit eingeſteckter Waffe räumen zu laſſen. Die beiden Gewehrſchüſſe, die man als Signal zum Aufruhr benutzt hat, gingen aufwärts, und haben Niemand verletzt. Unmöglich hätten ſie eine ſolche Scene der Verwirrung und Erbitterung veranlaſſen können, wenn ſie nicht mit aller Abſicht dazu benutzt worden wären." —

Dies iſt die ungefähre Darſtellung aus des Königs eigenem Munde, die ich freilich nicht wörtlich treu wiedergeben kann, aber dem Sinne nach gewiß nichts daran verändert habe. Der König ſprach mit größter Ruhe und Klarheit, in jedem ſeiner Ausdrücke lag, bei beſtimmteſter Bezeichnung, doch Mäßigung, und keine Leidenſchaftlichkeit irgend einer Art bewegte ihn. Einen fremden unpartheiiſchen Zuhörer hätte dieſe Darſtellung des Herganges vollkommen überzeugen müſſen, daß Alles ſich genau ſo verhalte; doch eine vorgefaßte Meinung, wie ich ſie hatte, läßt ſich nicht ſo leicht erſchüttern, und ſo blieb mir noch immer die Ueberzeugung, nur die Beſtürzung, welche der Maſſe alle Sinne betäubt hatte, ſei das einzige Element jener allgemeinen Aufregung geweſen, und die Abſicht (wider beſſeres Bewußtſein) habe gar keinen Theil daran. —

Ich bekannte nun offen, ich könne mich noch nicht zu dem Glauben entſchließen, daß bösartig angelegter Verrath die Hand im Spiele gehabt habe. Wenigſtens dürfe ich das verſichern, daß die geſammte Bürgerſchaft nur an eine verrätheriſche Handlungsweiſe des Militairs, das heißt, an einen rohen leidenſchaft-

lichen Mißbrauch ſeiner Gewalt glaube, und daher das Vertrauen einzig und allein dadurch hergeſtellt werden könne, daß man die Truppen zurückziehe, und der König ſich dem Volke ſelbſt zeige. Ich entwickelte nun nochmals meinen ſchon oft berührten Plan mit aller Wärme der Ueberzeugung, und getragen durch den großen feierlichen Augenblick. Daß ich unter ſolchen Verhältniſſen, wo ich einen ſo entſcheidenden Schritt für das Geſchick meines Vaterlandes auf meine Verantwortung zu nehmen gewagt hatte, über das Maaß ruhiger Beſonnenheit hinausgegangen ſein mag, will ich gern glauben, und man wird es entſchuldigen; wiſſen kann ich es nicht. Ich weiß nur, daß der König mich ganz ausſprechen ließ, und mich in Ruhe und Wohlwollen anhörte.

„Ich würde," waren ungefähr ſeine Worte, als ich geendet hatte, „gewiß auf Ihren Vorſchlag eingehen, wenn ich Ihre Anſicht von dem ganzen Verhältniß der Sache hätte; aber ich habe, wie ich Ihnen gezeigt, eine andere. Es iſt nicht die Beſorgniß um mein Leben, die mich abhält auf Ihren Vorſchlag einzugehen, aber ich muß beſorgen, bei dem vielfachen Verrath der ſich eingemiſcht hat, daß meine Freiheit in Gefahr kommen kann. Und ich würde dann vielleicht einem Zwang unterworfen werden, der das von mir forderte, was ich unmöglich gewähren könnte. Ich darf weder meine Perſon noch das Land auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen. Zu jeder gütlichen Ausgleichung bin ich bereit. Wenn die Bürger die Barrikaden niederreißen und verlaſſen wollen, ſoll ſich das Militair in die Kaſernen zurückziehen. Suchen Sie ſie dazu zu bewegen; ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern."

Ich äußerte meine Zweifel daß die Bürger zuerſt die Barrikaden wegräumen würden. Die Ueberzeugung ſteigerte ſich

in mir immer höher, daß, ohne einen Schritt, wie ich ihn im Sinne hatte, der Kampf mit der äußersten Erbitterung erneuert werden würde. So erfüllte mich eine angstvolle Spannung. Daher bat ich noch einmal den König, ganz aus dem Innersten meiner Seele reden zu dürfen. „Dieser Augenblick," sprach ich, „ist zu gewichtig für mich, als daß ich es nicht für einen Frevel halten müßte, auch nur mit einer einzigen Empfindung, einem einzigen Gedanken über die ernste Angelegenheit zurückzuhalten, die mich hergeführt. Darf ich es wagen, Ew. Majestät zu äußern, wie hoch ich den Einsatz halte, der in diesem furchtbaren Spiel gewagt wird? Es handelt sich nicht allein um die Krone Ew. Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geschick des ganzen deutschen Vaterlandes." *)

Der König erwiederte mit einer Fassung, die einen um so tieferen Eindruck auf mich machte, jemehr ich selbst mich von den

*) Sehr wohl sehe ich ein, daß die damalige Aufregung des Augenblicks, nach der unter Kanonendonner und Gefechte der Bürger gegen Bürger vergangenen Nacht, mir die Katastrophe, wie schrecklich sie war, doch noch furchtbarer erscheinen ließ. Allein ich muß der Wahrheit getreu wiedergeben, was ich damals dachte und empfand, nicht wie der beruhigtere Sinn die Dinge anschaute. Und bei alle dem? Wie oft auch späterhin das Abbrechen des Kampfes gegen den Aufruhr, das Zurückziehen der Truppen getadelt worden ist, wer weiß wie das entgegengesetzte Verfahren damals anders gewirkt hätte? Des Aufstandes in Berlin wäre man unbedingt Herr geworden, allein was wäre bei der allgemeinen Aufregung, Verblendung, Wahntrunkenheit im ganzen Deutschland, was wäre vielleicht in den Provinzen, namentlich in Schlesien, oder am Rhein geschehen? Und man vergesse nicht, daß an jenem Tage selbst die Bürgerschaft Berlins, in der Mehrzahl, im vollen Recht zu sein und gegen einen Feind zu fechten glaubte, der in der That einen Verrath an ihr begangen habe! —

unruhigsten Wogen aufgeregter Empfindungen beengt fühlte: „Ich weiß was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt, allein ich bin auf das Vollkommenste darauf vorbereitet.“

Der hohe Ernst, die innerste Bewegung, und doch so starke Beherrschung derselben, mit welcher der König diese Worte sprach, erschütterten mich in unvergeßlicher Weise. Worte hatte ich nicht mehr; ich glaubte ein unnennbares Unglück zu sehen, das mir die Brust um so schmerzenvoller zerriß, je würdiger, edler, sittlich-größer Derjenige vor mir stand, den es treffen sollte. Und die Königin! — dachte ich, indem mir die letzten rührenden Zeilen der Proklamation wieder beifielen!

„So wäre,“ sprach ich endlich mühsam, „mein Versuch, der diesem unseligen Kampfe ein Ziel zu setzen trachtete, denn ein vergeblicher gewesen, und ich soll hoffnungslos scheiden!“

Ich wollte mich verbeugen und zurücktreten, doch der König sprach: „O nein! Auch ich wünsche ja nichts sehnlicher, als das Ende dieses traurigsten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie diese Blätter (die Proklamation), verbreiten Sie sie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die große Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen wie ich denke, und, noch besser, bringen Sie mir sogleich zwanzig, dreißig, funfzig Bürger von guter Gesinnung; führen Sie sie hieher, der Weg soll Ihnen durchaus offen stehn, ich will selbst mit ihnen reden. Eilen Sie! Wir wollen keine Zeit verloren gehen lassen! Ich danke Ihnen herzlich für den Schritt den Sie gethan haben!“ —

Mit diesen Worten reichte mir der König die Hand, und drückte sie mir mit Wärme. Mir aber leuchtete ein neuer Hoffnungsblick auf, und ich eilte seinen Auftrag zu erfüllen.

Aus dem kleinen hellen Erker entlaſſen, wurde ich wieder durch die dunkeln Vorzimmer geführt, bis in den größeren Vorſaal, wo ſich die Menge der General-Adjutanten, Stabsoffiziere, Miniſter und Prinzen noch eben ſo drängte wie zuvor. Alles blickte mit forſchenden Augen auf mich, man umdrängte mich und fragte: „Was hat der König beſchloſſen, was wird er thun?“ Ich ſagte in Kürze meinen Auftrag, und bat, mich eilig durchzulaſſen, damit ich ihn vollführen könnte, bevor irgend ein erneuter Ausbruch von Feindſeligkeiten die Möglichkeit Frieden zu ſtiften erſchwerte. So raſch ich mich den vielen Andrängenden zu entwinden ſuchte, war es doch nicht eben ſchnell möglich durch das volle Vorzimmer, den Corridor, die Treppen hinab und über den Schloßhof zu gelangen. Ich konnte nicht umhin, hie und da Rede und Antwort zu geben. Alles wünſchte mir Glück zu dem Erfolg, den man ſich von einer perſönlichen Zuſammenkunft des Königs mit den Bürgern verſprach. —

Das darf ich betheuern, unter allen den Offizieren höheren und niederen Ranges die ich auf dieſem Gange ſprach, war kein Einziger, der nicht unter der Vorausſetzung daß auch die Barrikadenkämpfer von ihrem Beginnen abließen, die Einſtellung des Kampfes dringend wünſchte, und als das wahre Heil für Stadt und Land betrachtete. So ernſt, ſo entſchloſſen er, trotz der innern Gefühle die dabei zu überwinden waren, von den Truppen geführt wurde, eben ſo freudig friedenwünſchend und bürgerfreundlich hätten die Krieger die Waffen niedergelegt, ſobald es nur irgend mit Ehren möglich zu machen war.

Ich kehrte nun auf die Straße zurück. Inzwiſchen hatte ſich dieſelbe ſchon zahlreicher bevölkert, und ich traf viele ehrenwerthe Bürger an, denen ich das Ergebniß meines unternommenen Ganges mittheilte. Die Mehrzahl war auch ſofort

bereit, ſich mir anzuſchließen und auf das Schloß zu gehen, um die eigenen Worte des Königs zu hören. Leider aber machte ich auch ſchon an dieſem Morgen manche mich in Erſtaunen ſetzende Erfahrung, von der heuchleriſchen Mantelträgerei der Welt, und von jener feigen Vorſicht, die durchaus Nichts thun will, bevor ſie nicht verſichert iſt, auf welche Seite ſich die Waageſchale des Erfolgs, des Vortheils, der Sicherheit neigt.

Elende Ausflüchte machten gerade einige der reichſten Bewohner, die ihre ganze Lebensſtellung den Verhältniſſen des Hofes und der höheren Stände zu danken hatten. Noch andere ſahen den Schritt ganz verkehrt an, und glaubten daraus eine Demonſtration *gegen* den König zu erkennen. Ihre Ablehnung beruhte auf eben ſo elenden Ausflüchten, nur aus entgegengeſetzten Gründen. Noch Andere — und dieſe Empfindung kann ich wenigſtens begreifen, wenn ich auch den darauf begründeten Entſchluß ſich der Friedensbotſchaft *nicht* beizugeſellen, nicht zu billigen vermag — noch Andere alſo fand ich aufgeregt und erbittert von den Schreckensſcenen der Nacht. Sie brachten das, was die einzelnen Militair-Commandos in den Häuſern gethan hatten, dem Ganzen in Anrechnung, und wollten von Nichts wiſſen; jedenfalls ein Unrecht. Auch den Soldaten ſelbſt thaten ſie in der Mehrzahl der Fälle wohl Unrecht; ſie hatten nicht Unpartheilichkeit genug ſich zu fragen, was denn der Soldat wohl thun könne und ſolle, auf den aus dem Hinterhalt aus den Fenſtern herab, meiſt in den Rücken geſchoſſen wurde, wenn man ein ſolches von Feinden benutztes Haus beſetzt oder gewaltſam einnimmt? Ganz abgeſehen davon, mit welchen tückiſchen, erbitterten Waffen gefochten worden war (Gefäße mit Vitriolſäure, Steinregen, Nachteimer waren auf die Leute ausgeſchüttet worden), ſo konnten die Truppen doch gar nicht umhin, Häuſer,

aus deren Fenstern, von deren Dächern auf sie geschossen worden war, eben vom Keller bis zum Dach zu durchsuchen, und sich der Feinde zu versichern, um sie nicht bei jedem neuen Angriff neu im Rücken zu haben. Daß bei solcher Durchsuchung nicht oberflächlich verfahren werden kann, daß man gerade in die tiefsten Verstecke dringen muß, daß manche Gewaltsamkeit, zumal wenn man wirklich Gegner oder Bewaffnete findet, unvermeidlich ist, muß sich Jeder selbst sagen. Sogar auch, daß der gereizte, einzelne Soldat, dem vielleicht selbst, oder an seinem liebsten Kameraden, kurz zuvor die ärgste Schmach, Mißhandlung oder Verwundung widerfahren ist, in solchem Sturm der Erbitterung unmöglich, selbst wegen härtester Ausschweifungen, so schwer anzuklagen ist, als man es an jenem Morgen in eigner Leidenschaftlichkeit that, und später noch vielmehr in absichtlicher äußerster Uebertreibung gerade durch diejenigen, welche die Drachensaat dieser Bürgerzwietracht gestreut hatten! —

Indeß brachte ich doch schnell genug eine Anzahl gleichgesinnter Bürger zusammen, die mich begleiten wollten. Mit der Verbreitung der Königlichen Proklamation aber gelang es mir nicht, sondern der Erfolg war ganz wie ich ihn vorausgesagt hatte, und wie ihn Jedermann kennt. Sie fand zu verblendete, zu festgewurzelte Ansichten (gehörte doch meine eigene zu denselben), Niemand wollte an absichtlichen Verrath glauben; ja die Wenigsten schenkten der Darstellung über die Veranlassung des Angriffs, die zwei Schüsse u. s. w. Vertrauen. Der rohere Theil des Volks gerieth in Erbitterung, und rief aus: „Das sind Alles Lügen, sie haben uns schändlich verrathen!“ und trat die Proklamation mit Füßen. Jetzt freilich, so geflissentlich die ausgesuchteste Bosheit einer giftigen und giftmischenden Opposition auch den Irrglauben hartnäckig durch schaamlose Presse und

Rede zu verſteinern geſucht hat, daß am 18ten Mittags auf dem Schloßplatz ein verrätheriſcher Ueberfall auf das Volk geſchehen ſei, viele Perſonen niedergehauen, und mehrere erſchoſſen worden ſeien, jetzt freilich glaubt daran Niemand mehr, doch dafür iſt der ſchlimmere Wahn durch eben jene Oppoſition in Fleiſch und Blut der Maſſen geimpft worden, daß jener Aufruhr am 18ten ein großartiger Akt der Erhebung des Volks, ein Kampf für die Freiheit geweſen, der aus dem innerſten Geiſt und Drang der Nation hervorgegangen ſei! Dieſe große Lüge, durch eine parlamentariſche Anerkennung gewiſſermaßen geheiligt und geſtempelt, iſt noch immer halb die Baſis unſerer Zuſtände, und wird natürlich mit zäheſter Hartnäckigkeit von der Oppoſition feſtgehalten, weil ſie wohl fühlt, daß ſie mit dieſem Boden jeden verliert, auf dem ſie Fuß zu faſſen vermöchte.

Einzelne Stimmen der Wahrheit ſind in Schrift und Rede (die des Miniſters Bodelſchwingh in der Sitzung der zweiten Kammer vom 5ten April 1849 am gewichtvollſten, da ſein Zeugniß, wie wir gleich ſehen werden, hier vor Allem gültig war) vielfach laut geworden; doch zu einem geſetzlichen Ausdruck hat ſich dieſelbe, bis zu dem Augenblick wo wir ſchreiben, noch nicht geſteigert. —

Ich kehre nach dieſer kurzen, die Zuſtände jenes Augenblicks beleuchtenden Abſchweifung, zum Faden der Ereigniſſe zurück, deren Schilderung hier meine eigentliche Aufgabe iſt. Die Bürger hatten ſich geſammelt, und wir gingen gemeinſam nach dem Schloß. Der Zugang wurde uns nirgend gehemmt, und ohne alle Schwierigkeiten führte man uns bis in die Gemächer des Königs, in den Saal, wo er dieſe Botſchaft zu empfangen beſchloſſen hatte. — Es waren dort mehrere Generale, Stabsoffiziere, Miniſter, höhere Staatsbeamte u. ſ. w. verſammelt; auch die Herren v. Bodelſchwingh und Meding, der Ge-

neral Brandenstein, wenn ich nicht irre, der General Neumann und Andere. — Nach wenigen Minuten erschien der König, er grüßte sehr herzlich, reichte vielen Einzelnen die Hand, fragte sie nach ihren Namen, Geschäften, ihrer Stellung. Die schlichten Bürger antworteten, man hörte es ihrer Stimme an, in tiefster innerer Bewegung; hier war jede Spur einer Feindseligkeit, eines Zwiespalts, ja nur eines Mißverständnisses, verschwunden. Der König sprach sein tiefes Beklagen der Vorfälle in der Nacht aus, und zugleich seine Bereitwilligkeit, dem Kampfe sofort ein Ende zu machen wenn nur — eine völlig billige Forderung — auch Seitens der Bürger die gleiche Bereitwilligkeit gezeigt würde. Er kam auf seine Proklamation zurück, und hielt natürlich an der Annahme eines verrätherischen, mit Arglist betriebenen Planes fest, durch den die Bewohner Berlins, deren Treue, Freudigkeit und Hingebung für das königliche Haus, für Gesetz und Ordnung sich in den jüngsten Tagen, und noch gestern Mittag so allgemein, so ergreifend kund gegeben habe, auf das schwerste getäuscht und verblendet worden seien. Deshalb hege er, der König, auch keinen Groll, sondern nur die feste Ueberzeugung, daß eine einigermaßen beruhigte Betrachtung der Verhältnisse die Bewohner der Hauptstadt von selbst wieder in die Wege des Friedens und des Vertrauens, der Regierung gegenüber, zurückführen werde. — Dies ungefähr der Inhalt seiner Rede. — Er sagte noch Einiges über den Sieg den die Truppen entschieden erfochten hätten, über die Stärke der Mittel die der Regierung noch zu Gebote ständen. „Doch," sprach er kurz abbrechend, „ich will davon nicht reden. Meine größere Kraft beruht in dem Zutrauen zu Ihnen. Gehen Sie denn überall hin durch die Stadt; verkündigen Sie ihr meine Gesinnungen des Friedens; daß ich bereitwillig die Hand dazu biete, wo man sie

mir nur auch von der andern Seite entgegenreichen will. Gehen Sie, und thun Sie was in Ihren Kräften iſt, daß nicht ferneres, ſchwer beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe.“ — Mit dieſen Worten etwa entließ uns der König, und die Bürger kehrten ſofort zurück, gewiß mit dem beſten Vorſatz, um an ihrem Theil von dem mit ſolchem Vertrauen gegebenen königlichen Auftrage zu erfüllen, was in ihren Kräften ſtand.

Ich ſelbſt verweilte noch einige Augenblicke in einem der Nebenſäle, wo ſich unter vielen andern höheren Offizieren und Beamten auch der Miniſter v. Bodelſchwingh und der Oberpräſident v. Meding befanden. Hier zuerſt wurde ich genöthigt gegen einen der anweſenden Generale lebhaft zu kämpfen, der von keinem Friedensſchluß etwas wiſſen wollte. Er mochte, vom rein militairiſchen Standpunkte aus, nicht Unrecht haben. Er führte an, wie viele Barrikaden die Truppen genommen hätten, wie ſie überall ſiegreich geweſen ſeien, wie ihnen faſt nirgend ein offener Widerſtand entgegengetreten, ſondern nur aus Dachluken, hinter Fenſtervorhängen und aus Kellern hinterrücks auf dieſelben geſchoſſen ſei. Und doch hätten die Truppen immer nur mit halben Mitteln gewirkt, um Stadt und Bürger möglichſt zu ſchonen. Das letztere konnte ich ihm in jenem Augenblick, wo ich von dem was in der Stadt vorgegangen war, nur die unvollkommenſte Kenntniß hatte, nicht beſtreiten, auch hat ſich die Angabe nachmals als richtig gezeigt, insbeſondere was die Artillerie anlangt. Erwieſen iſt es aber, daß alle Brandſtiftungen jener Nacht, von denen ich in dieſer frühen Morgenſtunde ebenfalls noch gar nichts wußte, nur von der wilden Maſſe ausgegangen ſind, daß dagegen vom Militair dieſes, ihm ſo leicht anwendbare aber fürchterliche Mittel, den Gegner durch Feuer aus den Orten zu vertreiben, wo er erheblichen Schaden that, nirgend angewendet worden iſt.

Konnte ich also meinem Gegner über diesen Punkt auch nichts einwenden, so bestritt ich ihm doch mit gereizter Lebhaftigkeit alle seine übrigen Annahmen. Er war durchaus der Meinung, daß der Kampf energisch fortgesetzt werden müsse, und seiner Ueberzeugung nach werde derselbe, falls man nur den rechten Ernst zeige, binnen Kurzem siegreich beendigt sein. Er zählte die Kräfte auf, die das Militair schon besitze, die Zahl der Geschütze, die noch gar nicht in Anwendung gebracht seien, die Verstärkungen die noch eintreffen würden. Ich erwiederte ihm dagegen: „Eure Stärke ist eine Täuschung; Eure Truppen sind erschöpft, sie haben Tag und Nacht hindurch gekämpft, keine Ruhe gehabt, und ihre Verpflegung ist nicht gesichert. Das Territorium der Stadt ist so groß, daß Ihr es mit der doppelten Kraft nicht beherrschen könnt, und wenn Ihr den Gegner in einer Straße besiegt habt, wird er in der andern aufstehn. In der Unaufhörlichkeit des Kampfes müßt Ihr erliegen!"

Der General bestritt alle diese Punkte, die ich mit immer erhöhtem Eifer vertheidigte. Auch er behauptete, der Kern des Aufruhrs werde nur aus einer geringen Zahl von geworbenen Unruhestiftern gebildet, und zwar aus den entartetsten Schichten des Volks, wie das die bloße Betrachtung der Gefangenen ergebe, unter denen fast kein einziger ordentlicher Bürger sei, sondern in ungeheurer Mehrzahl nur Leute, deren ganzes Ansehn die tiefste Versunkenheit beweise. Ich bekämpfte auch diese Meinung nach meiner damaligen Ueberzeugung mit Lebhaftigkeit. „Ein Irrthum, ein Mißverständniß, eine Verblendung," rief ich aus, „waltet ob, und hat den unseligen Kampf entzündet. Das gebe ich zu. Aber der Wahn ist allgemein; er hat sich auch fast der ganzen Bürgerschaft bemächtigt, und jede Erneuerung der Feindseligkeiten wird ihn steigern, und zuletzt die ganze Stadt sich wider die Militairgewalt erheben!"

„Wohl denn, wenn die Stadt aufſteht," rief der General gleichfalls im Eifer, „ſo mag ſie die Schuld tragen, und uns kann kein Vorwurf treffen, und wenn ſie zur Hälfte darüber zu Grunde ginge! Wir haben den König zu ſchirmen, und das Land vor Aufruhr zu ſchützen. Daran werden wir Blut und Leben ſetzen, und wir werden ſehen wer Sieger bleibt!" Mit dieſen Worten wandte ſich der General ab. Ich mißbilligte in jenem Augenblick ſeine Anſicht ganz; jetzt möchte ich faſt glauben, daß er Recht hatte, wenngleich es bei dem Schwindelſturm der aufgeregten Meinungen, der in der Stadt herrſchte, und bei dem übertäubenden Schwarm von Irrthümern und bewußten Unwahrheiten, von Gerüchten und Uebertreibungen derſelben, die unfehlbar von hier durch das ganze Land verbreitet worden wären, mir noch heut zweifelhaft iſt, ob die vollſtändigſte Beherrſchung des Aufſtandes in Berlin nicht dagegen einen in den Provinzen herbeigeführt hätte, der noch ſchwerer in das Bett der geſetzlichen Ordnung zurückzuführen geweſen wäre.

Inzwiſchen hatte ſich der Miniſter v. Bodelſchwingh genähert, ich weiß nicht ob zufällig, oder ob durch das Geſpräch beſtimmt. Ob er den Inhalt deſſelben gehört, wie ich muthmaße, oder meine nun ſchon mehrfach ausgeſprochene Meinung über den Urſprung des Aufruhrs und die in der Proklamation darauf bezügliche Stelle, anderweitig erfahren, laſſe ich unentſchieden. Doch er faßte dieſen Punkt wieder auf, und ſuchte mich zu überzeugen, daß ich im vollſtändigſten Irrthum ſei. „Wie können Sie zweifeln" ſprach er lebhaft, „daß das ganze eine durchaus vorbereitete Unternehmung war, der nichts ſo ſtörend und hinderlich entgegentrat, als die Gewährungen des Königs, und der dadurch hervorgerufene Jubel? — Sie hätten den gewaltſamen Andrang der Wüthenden unten am Portal ſehen ſollen! Ich ſelbſt wurde von ihnen ergriffen, und hätten die Truppen mich nicht

aus ihren Händen befreit, sie würden mich zerrissen haben! — Ferner, woher so plötzlich alle diese dreifarbigen Fahnen? Wäre das Volk Berlin's, ohne eine fremde Aufstachelung auf den Gedanken gekommen, diese aufzupflanzen, wenn es nur in Bestürzung und Wuth über einen angeblichen verrätherischen Ueberfall der Truppen gewesen wäre? Was hatte die deutsche Fahne damit zu thun? Und müssen diese Fahnen, die unmittelbar darauf schon hier dem Schloß gegenüber weheten, nicht bereit gehalten worden sein?"

Der Oberpräsident von Meding bestätigte diese Angaben, und fügte noch einiges Verstärkende hinzu. — Ich bekenne, daß so viele nicht abzuweisende Symptome eines vorbereiteten Unternehmens, die vereinte Ueberzeugung so vieler Männer doch anfingen, mich wankend zu machen. Allein bevor eine so festgewurzelte Meinung wie die meinige, sich ganz aufgiebt, bedarf es wiederholter starker Erschütterungen. Und in jedem Falle hatten der Wahn, die Verblendung doch ihren unbestrittenen Antheil an dem Ereigniß und waren im Augenblick das vorherrschende Element, wenn sie auch die Mine nicht entzündet hatten. Somit vertheidigte ich denn auch hier noch, was ich bis dahin ganz unerschütterlich geglaubt; insbesondere aber den Weg der Verständigung, den ich vorgeschlagen. Ich wollte indeß auch meinen Antheil von dem den Bürgern übergebenen Auftrage nicht unerfüllt lassen, und so verließ ich denn nun auch das Schloß, um in der Stadt zu versuchen, was möglich sein würde. —

Die Aufgabe, die ich mir hier für den Leser gestellt, wäre nun eigentlich vollendet. Ich habe nur zwei Gespräche mit dem Könige so treu als möglich mittheilen wollen, deren letztes dem historischen Boden, auf dem es erwuchs, nicht enthoben wer-

den konnte, ja, den ich so genau und umfassend als es mir aus eigener Anschauung möglich war, zum Grunde legen mußte, weil seine Natur allein das erklärt, was daraus erwuchs. In fernere persönliche Beziehungen haben mich die nunmehr erfolgenden Ereignisse nicht mit dem Könige gebracht, und ich könnte nun, wie gesagt, völlig abschließen. Allein das Bild der geschilderten Begebenheiten, der alle Nerven der Erwartung spannende Nachmittag des 18ten März, die Schreckensnacht, der unter Schmerz und Schauern herangebrochene Morgen des 19ten, rundet sich für mich erst durch einige fernere Erlebnisse und Anschauungen ganz ab, und so sei es mir gestattet, diese zur Vervollständigung des düstern Blattes aus dem Erinnerungsbuch meines Lebens noch in den Rahmen einzufügen. —

Als ich vom Schloß wieder in die Straße trat, — es mochte sieben Uhr vorüber sein, — fand ich sie natürlich schon viel belebter als zuvor. Bürger und Soldaten hatten sich gemischt; der Groll, die Erbitterung des Einzelnen gegen den Einzelnen war in der schwarzen Sturmwoge der Kampfesnacht, so schien es, untergegangen. Hat man es doch oft erlebt, daß sogar die Kämpfer zweier feindlichen Heere am Morgen nach der Schlacht am gemeinsamen Feuer sich brüderlich begrüßt, und der rein menschlichen Empfindung ihr volles Recht gegeben haben, die die herbe Pflicht der Anfeindung im Ganzen nicht auf die Einzelnen überträgt. — In Wehmuth und banger Sorge um die Zukunft schritt ich durch die bewegte Menge hin. Da traf ich unvermuthet auf einen alten lieben Freund und Kameraden aus meiner Dienstzeit, von dem mich die Lebensverhältnisse im Allgemeinen zwar getrennt hatten, der mir aber doch von Zeit zu Zeit immer wieder begegnete, wo wir uns denn mit aller Wärme und Liebe, besonders wenn es ernste Angelegenheiten galt, wiederfanden. Tief bewegte und überraschte mich das Wiedersehen in die-

ſem Augenblick, zumal da ich ihn gar nicht in Berlin glaubte. Ich kannte ſeine ächte Liebe und Treue gegen den König und das Königshaus, die ſich mit der redlichſten Offenheit, mit der vernünftigſten freiſinnigen Betrachtung aller Staatsverhältniſſe innigſt paarte. Wir reichten uns die Hand mit warmem Druck. „Was willſt Du hier?“ rief ich voll traurigſter Ahnungen der nächſten Zukunft, „Du haſt eine andere Wohnſtätte, eile, daß Du dieſe Stadt verläſſeſt, auf der der Fluch ruht!“ — Er wollte bleiben, die Wendung der Ereigniſſe abwarten; er handelte würdig, in ächter Vaterlandsliebe. Und ihm wurde das Glück, ſchon an dieſem Tage dem Königlichen Hauſe die wichtigſten Dienſte leiſten zu können. Mehrmals wiederholte er mir nachher, wenn wir uns in den düſtern Bewegungen, die dieſem erſten Aufbrauſen der Woge folgten, wieder begegneten: „Es war doch gut, daß ich an jenem Morgen Deinem Rath zur Abreiſe nicht folgte, ſondern blieb!“

Durch die immer zahlreicher werdende Menge vorwärts gehend, verſuchte ich hie und da die Gemüther zu erforſchen, und in dem Sinn des uns gewordenen Auftrags zu ſtimmen. Es war aber völlig vergeblich! Die Proklamation hatte, da man ſie für unwahr hielt, eine Erbitterung erzeugt, welche faſt größer war, als die gegen das Militair ſelbſt. An vielen Orten, wo dichte Kreiſe von Menſchen, freilich meiſt aus den unterſten Volksſchichten zuſammen ſtanden, ſah ich, daß ſie geleſen und dann, wie ſchon früher, zerriſſen und mit Füßen getreten wurde. Die ruhiger Geſinnten, die gebildeteren Bürger, äußerten ihre Meinung gar nicht, und entzogen ſich lieber ſolchen Auftritten ganz. Der wilde, trübe Strom der Volksmaſſen ſchwoll zu heftig und ungedämmt entgegen, als daß es irgend möglich geweſen wäre, ihm Widerſtand zu leiſten! Daraus erklärt ſich Vieles in jenen Tagen, was für Wahrheit und Ueberzeugung gegeben

wurde, aber doch innerlich völlig unwahr, nur ein Nachäffen gegen die tobende Brandung der Massen war, die, was ihr entgegengetreten wäre, vernichtet hätte. —

Die Trauer über das unnennbare Unheil der Nacht wuchs mit jedem Schritt, den ich durch die bewegte Menge that; denn in der Physiognomie derselben sprach sich Alles so gänzlich anders aus, als ich es empfand. Welch' ein Leid und Schmerz, welch' ein Jammer über das Vaterland gekommen war, eine wie tief spaltende Kluft das Herz aller unserer Zustände zerrissen hatte, das schien Niemand zu empfinden! —

Ich konnte jetzt keine andere Gedanken haben, als mich nun nach den Meinigen umzuthun; das Gefühl der Besorgniß um sie hatte ich nicht, wenigstens nur im geringsten Grade, denn einmal ahnte ich noch nicht, daß der Kampf sich auch in die fernste Vorstadt gezogen haben könnte, und dann, von wem sollten schuldlose Frauen und Kinder zu fürchten gehabt haben? Aber meine Sehnsucht wurde unbezwinglich, mich aus dem wüsten Grauen ringsum, das mich anschauderte, in das Heiligthum des Herzens zu retten, das mir dort aufgethan war.

Hastigen Schrittes durcheilte ich denn die Stadt, Barrikade auf Barrikade überkletternd; ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß ich noch Jemand Bekanntes auf diesem Wege gesprochen hätte, allein ich sahe auch nach Niemand, sondern mit schwer belasteter Brust ging ich einsam durch die Menge hin.

Endlich erreichte ich das Haus, wo die Meinigen sich befanden; die Spuren der Kämpfe waren bis dorthin sichtbar durch halbzerstörte Barrikaden. Wie vermöchte ichs, den Augenblick zu schildern, wo wir uns, nach dieser einen Nacht der Trennung, wie nach einer unendlichen Zeit wieder umarmt hielten! Aber eine unendliche Zeit war vergangen, wenn man sie nicht nach Pendelschlägen, sondern nach den Ereignissen mißt! Jeder hatte

das volle Herz auszuschütten über das Erlebte! — Tausende meiner Mitbürger werden mit mir Aehnliches empfunden haben in jener Frühstunde! —

Wir wanderten nun mitsammen zurück. Die Stadt schien und war sicher; noch! Aber wie leicht konnte diese erwartungsschwere, von selbst eingetretene Waffenruhe wieder gebrochen werden, und die Feuersbrunst der Zwietracht neu auflodern!

In schweren, wehmuthvollen Gedanken gingen wir nebeneinander hin. Alle schon hatten wir uns, tief bewegt, daran erinnert, daß es der Sonntag war, der Tag des Herrn, der so verhängnißvoll anbrach. Da plötzlich drangen die Töne der Orgel und eines Chorals wunderbar durch die Frühstille in unser Ohr. Wir standen an der Waisenkirche, wo der Frühgottesdienst gehalten wurde. Später erfuhr ich, daß sie die einzige gewesen, wo an diesem Tag die heilige Handlung nicht unterblieben war. — Von welch' einer sanft lösenden Gewalt diese Töne waren, diese Friedensklänge nach dem Grauen einer solchen Nacht, dafür giebt es keine Schilderung. Eine wehmuthvolle Erhebung aber drang in unsre Brust; die waltende Macht eines ewigen, gütigen, allliebenden Wesens bot sich als eine heilige, sichere Zufluchtsstätte des Gemüths dar, und ein wenn auch noch so ferner, rosiger Schimmer der Hoffnung glimmte auf am Rande düsterster Nacht! —

Und dieser milde Lichtstrahl, der ewig unvergeßlich in meiner Brust nachzittern wird, sei der letzte, mit dem ich das finstre Gemälde jenes unheilvollen Tages, jener unheilvollen Nacht beleuchte! —

Berlin, im September 1849.

L. Rellstab.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.